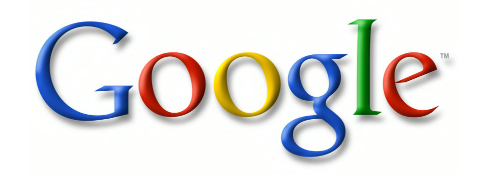
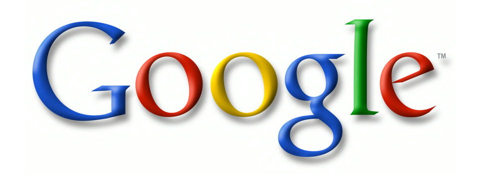
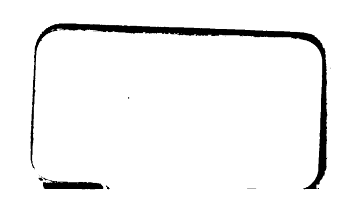







TAYLOR INSTITUTION
DOMI NUS ILLU MINA TIO MEA





Friedrich von Schiller

geb. zu Marbach in Wirtenberg, 1759 d. 10. Nov.
gest. zu Weimar 1805 d. 9. Mai

Nicolai'sche Verlagsbuchhandlung in Berlin.
(A. Effert & L. Lindtner.

Schiller-Lexikon.

Erläuterndes Wörterbuch

zu

Schiller's Dichterwerken

Unter Mitwirkung

von

Karl Goldbeck

bearbeitet

von

Ludwig Rudolph.

Erster Band

A bis K

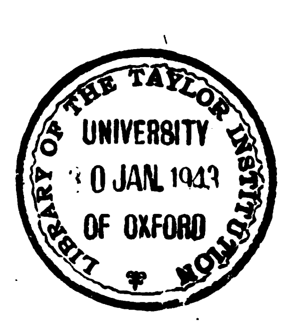
Mit dem Bildnisse Schiller's.

Berlin

Nicolaische Verlagsbuchhandlung

(A. Effert und L. Lindtner)

1869.


LIBRARY OF THE TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
30 JAN 1943
OF OXFORD

Vorrede.

In dem Herzen jedes edlen Menschen wohnt ein unvertilgbarer Trieb, aufwärts zu blicken, etwas Höheres zu verehren. Dieser Trieb ist die Quelle der Religion; ihm entstammt auch die Huldigung, die wir unsterblichem Verdienst erweisen. Einem solchen angeborenen Zuge des Herzens sind die Völker aller Zeiten gefolgt, indem sie ihre großen Dichter verehrten; sie betrachteten sie als ihre Lehrer. Bei den Griechen lernten die Knaben an dem Homer lesen; in den jüdischen Prophetenschulen wurde die Poesie als einer der wichtigsten Unterrichtsgegenstände betrachtet; bei den nordischen Völkern waren die Skalden und Barden nicht nur die einzigen Vertreter der geistigen Bildung, sondern auch die eigentlichen Inhaber und Bewahrer der Volksmoral. Es ist daher natürlich, daß auch bei uns die Poesie auf dem Gebiete der Jugenderziehung von den frühesten Lebensjahren an eine wichtige Rolle spielt, und daß sie gleichzeitig dem gereiften Alter eine dauernde Quelle des erhebendsten Genusses wird. Die Werke der Dichtkunst dem großen Kreise der Gebildeten, denen es zu eingehenden Studien an Zeit wie an Hülfsquellen fehlt, zum vollen Verständniß zu bringen, jedem Leser die richtige Auffassung alles Einzelnen, als der unentbehrlichen Grundlage des Ganzen, zu ermöglichen, das ist eine der würdigsten Aufgaben.

Unter unsern Dichtern nimmt Schiller in dem Herzen seiner Nation den ersten Platz ein. Er ist, wie kein anderer, in's Volk gedrungen; seine Werke finden sich in den Palästen der Großen, wie in der bescheidenen Wohnstube des Handwerkers, auf den Repositorien der Gelehrten, wie auf den zierlichen Etageren der feinen Damenwelt. Seine Gedanken ertönen aus dem Munde des Volkes in tausend „geflügelten Worten" und Sentenzen; in den Schulstuben lauscht die Jugend den wunderbaren Klängen seiner Lieder und Balladen; auf den Brettern, die die Welt bedeuten, sieht der begeisterte Jüngling, wie der mit dem Ernst des Lebens vertraute Mann die Gestalten früherer Jahrhunderte in der verklärten Anschauungsweise des Dichters an seinem geistigen Auge vorüberschreiten. Schiller ist mit einem Worte der erklärte Liebling des deutschen Volkes. Vor Allem aber schätzen wir ihn um seines philosophischen, auf das Ideale gerichteten Geistes willen. Die Deutschen sind ein denkendes Volk, und daß Schiller vorzugsweise philosophischer Dichter ist, gerade das hat ihn zum Liebling seiner Nation gemacht. Der Deutsche will auch auf dem Gebiete der Poesie nicht bloß genießen; er verlangt mehr, er will zum Denken angeregt werden. Diesem nationalen Bedürfniß kommt Schiller wie kein anderer Dichter entgegen; er will daher nicht bloß gelesen, er will studirt sein.

Bei Goethe, dem Meister der deutschen Lyrik, genügt es, daß man sich mit seiner eigenthümlichen Lebens- und Weltanschauung vertraut mache, daß man gemeinsam mit ihm empfinde. Wem das gelingt, der versteht ihn sogleich; wer dessen aber nicht fähig ist, dem pflegen auch die besten Erläuterungen nur wenig zu helfen. Schiller dagegen ist der Dichter der Reflexion, er verlangt, daß man ihm nachdenke.

Sich in die Empfindung eines Anderen zu versetzen, ist nicht Jedem gegeben; aber seinen Gedanken zu folgen ist leichter möglich, wenn es nur nicht an der richtigen Anleitung fehlt. Ein Dichter wie Schiller verträgt daher nicht nur einen Commentar, sondern für Viele ist er eines solchen auch bedürftig.

Freilich ist die Meinung, unser großer Dichter biete eigentlich keine erheblichen Schwierigkeiten dar, ziemlich weit verbreitet; indessen sind seine Dichtungen keineswegs eine leichte Lectüre; es steht gar Vieles zwischen den Zeilen, was sich nicht Jeder die Mühe giebt, herauszulesen. Seine eigenen Worte: „Was er weise verschweigt, zeigt mir den Meister des Stils" gelten von ihm in so hervorragendem Maße, daß Alle, denen es um ein tieferes Verständniß seiner Werke zu thun ist, sich wohl bewußt sein werden, wie Vieles ihnen noch als ein verschlossenes Buch erscheint. Die Siegel desselben zu lösen, das ist die Aufgabe, welche sich die Verfasser der vorliegenden Arbeit gestellt haben.

Die vortrefflichen Arbeiten von G. Schwab, Hoffmeister, Palleske und Jos. Bayer, welche das Leben des Dichters im Zusammenhange mit seinen Werken zum Gegenstande ihrer Darstellung gemacht, sowie die schätzenswerthen Erläuterungen einzelner Dichtungen von Hinrichs, Viehoff, Götzinger, Düntzer und Anderen haben Schiller's Werke dem Verständniß des deutschen Publicums näher gebracht; indessen ist es doch immer nur ein verhältnißmäßig geringer Theil der Gebildeten, der sich der Mühe unterzieht, Arbeiten wie die genannten durchzustudiren, um sich allmälig ein selbständiges Urtheil zu bilden. Berücksichtigen wir außerdem, welche bedeutende Verbreitung Schiller's Werke seit dem Erlöschen des Cotta'schen Privilegiums erfahren; berücksichtigen

wir ferner die neue bei Cotta erschienene Ausgabe, in welcher unser Dichter zum ersten Male in dem ganzen Umfange seiner Werke der Ehre gewürdigt wird, wie ein Klassiker des griechischen Alterthums behandelt zu werden: so wird das Publicum desselben voraussichtlich und hoffentlich ein immer grösseres, und das Bedürfniß, ihn vollständig zu verstehen, ein immer dringenderes.

Einem so weit verbreiteten Bedürfniß kann unserm Ermessen nach nur ein Wörterbuch abhelfen, welches dem Leser mühsames Nachsuchen und Studiren erspart, ihm dagegen bei jedem Anstoß rasch ein Mittel an die Hand giebt, über die störenden Klippen hinwegzukommen, über jede Frage, die sich ihm aufdrängt, schnelle und sichere Auskunft zu erlangen. Gerade in dieser letzten Beziehung aber ist für Schiller noch außerordentlich wenig geschehen; höchstens findet sich dies und jenes in einzelnen zerstreuten, dem großen Publicum nicht zugänglichen Journalartikeln oder Programmarbeiten, während die Dichter der Alten, so wie die klassischen Werke der Franzosen bereits überreich mit Commentaren versehen sind. Wer Schiller's Werke genauer studirt, der bemerkt bald, mit welcher unermüdlichen Sorgfalt und welcher außerordentlichen Gewissenhaftigkeit er durchweg gearbeitet hat; sie sind, abgesehen von ihrem hohen dichterischen Werthe, gleichzeitig ein unvergängliches Denkmal deutschen Fleißes und deutscher Gründlichkeit. Diese nicht hoch genug anzuschlagenden Eigenschaften auch weiteren Kreisen zum Bewußtsein zu bringen, betrachten wir als eine Aufgabe von wahrhaft nationaler Bedeutung und zugleich als einen Tribut der Dankbarkeit, welcher den Manen unseres Dichters gebührt.

Wir legen daher dem Publicum in unserer Arbeit zum ersten Male einen vollständigen Commentar zu Schiller's Dichterwerken in der Gestalt eines Wörterbuches vor, welches von uns nach einem gemeinsam verabredeten Plane abgefaßt worden ist. War es anfangs die Absicht der beiden Verfasser, die Arbeit gleichmäßig unter sich zu theilen, so hat doch der auf dem Titel zuerst genannte, von welchem auch die erste Anregung zu dem Unternehmen ausgegangen, durch mancherlei Berufsgeschäfte und andere dringende literarische Arbeiten in Anspruch genommen, den größten Theil der Ausführung und Bearbeitung dem in zweiter Reihe genannten Verfasser überlassen müssen. Von dem ersteren (G.) rühren daher in diesem Bande nur die Abhandlung über die Braut von Messina, desgleichen mehrere Artikel wie Bibel, Geisterseher, Homer u. dgl. her; außerdem aber hat er sich der Aufgabe unterzogen, das von dem zweiten (R.) abgefaßte Manuscript einer sorgfältigen Revision mit besonderer Rücksicht auf die altklassische Literatur zu unterwerfen. Ferner dürfen wir nicht unerwähnt lassen, daß wir uns bei der Bearbeitung unseres Werkes anfangs eine doppelte Aufgabe gestellt hatten; es sollte nicht nur eine volksthümliche Arbeit werden, sondern es sollte gleichzeitig wissenschaftlichen Anforderungen genügen. Dieses doppelte Streben wird der schärfer blickende Beurtheiler hoffentlich herauserkennen; nichtsdestoweniger sind wir uns wohl bewußt, daß wir bei dem nach und nach wachsenden Umfange der Arbeit davon haben Abstand nehmen müssen, jeder berechtigten Forderung zu genügen, daß wir vielmehr den bescheidenen Zwecken einer populären Darstellung ein entschiedenes Vorrecht eingeräumt haben. Wir bitten daher, die Arbeit, wie

sie hier vorliegt, als ein Unternehmen zu betrachten, das eines weiteren Ausbaues nicht nur fähig, sondern in manchen Beziehungen gewiß auch bedürftig ist.

Indem wir uns nun die Frage vorlegen, welche Kreise von unserer Arbeit Gebrauch machen können, sei es uns gestattet, einen Blick auf die Lebenssphären zu thun, welche uns während der Arbeit stetig vorgeschwebt haben. Es giebt wenig höhere Lehranstalten, in denen Schiller's Dichtungen nicht gelesen und erläutert werden, wenig Familienkreise, in denen seine Werke nicht stets neuen Genuß bereiten und die edelsten Bedürfnisse des Geistes befriedigen. Aber gering ist die Anzahl Derjenigen, die jedes Gedicht sogleich vollständig verstehen, über jede Stelle sogleich völlig genügende Auskunft geben können. Hunderte und Tausende mögen sich bei vielen Gedichten bloß an dem prächtigen Klange der Verse ergötzen, ohne ein tieferes Verständniß derselben anzustreben. Viele kehren von Zeit zu Zeit zu ihren Lieblingsgedichten zurück und lassen das Uebrige als unverständlich bei Seite liegen, während sie bei einiger zweckentsprechenden Unterstützung die Anstrengung nicht scheuen würden, durch welche allein ihnen ihr Dichter zu einer wahrhaften Quelle des Genusses und der Belehrung werden kann. Aber Mangel an Zeit, umfangreiche Vorstudien zu machen, Mangel an Hülfsmitteln, das Unentbehrliche aufzufinden, sind schuld daran, daß die von dem Dichter beabsichtigte Wirkung so häufig nur unvollständig erreicht wird. Wir sind überzeugt, daß besonders die eben bezeichneten Kreise den Werth der vorliegenden lexicalischen Einrichtung zu würdigen wissen und derselben vor einem mit oft mehr störenden als willkommenen Fußnoten belasteten Texte den Vorzug geben werden.

Je reicher ein Dichter ist, desto mehr bedarf er der Erklärung; nun findet sich aber gerade bei Schiller ein solcher Reichthum realer Kenntnisse und eine solche Fülle idealer Anschauungen, daß man eigentlich von Niemandem erwarten kann, er werde sich bei der Lectüre sogleich auf jedem einzelnen Gebiete vollständig heimisch fühlen. Den Leser schnell auf das betreffende Gebiet zu versetzen, ist daher unsere Aufgabe gewesen. Wir haben deshalb zu jedem einzelnen Gedichte eine kurze Einleitung, oder je nach Bedürfniß eine Uebersicht seines Inhalts gegeben. Eben so ist jedem Drama ein umfangreicherer einleitender Artikel gewidmet, welcher die Entstehungsgeschichte des Stückes wie seine historische Grundlage vorführt, außerdem aber eine gedrängte Charakteristik der handelnden Personen, eine Uebersicht über den Gang der Handlung, die Entwickelung der zu Grunde liegenden Idee und eine Würdigung der ihm zu Theil gewordenen Beurtheilungen enthält. Wir wollen den Leser mit diesen Einleitungen auf den Standpunkt stellen, von welchem aus er das betreffende Kunstwerk mit wirklichem Nutzen betrachten kann.

Daß wir uns bei den gegebenen Erläuterungen einer gewissen Kürze befleißigt haben, wird der einsichtsvolle Leser jedenfalls billigen, da wir ihn nach dem Vorbilde unseres Dichters mehr zum Denken anregen, als ihm das Denken abnehmen wollen. Wir haben uns zwar die Aufgabe gestellt, ihm zu Hülfe zu kommen, wollen ihn aber keineswegs mit überflüssigen Auseinandersetzungen belästigen. Wenn dessenungeachtet ein Artikel wie der über die Braut von Messina eine größere Ausdehnung und mit derselben eine schärfere kritische Haltung erhalten hat, so wird dies in dem

Charakter des Stücks, das aus der Reihe der übrigen Dramen in eigenthümlicher Weise heraustritt, seine Rechtfertigung finden. Sonst lag uns vor Allem daran, den Dichter zu erklären, weniger ihn zu kritisiren. Das Verständniß möglichst allseitig zu erschließen, schien uns wichtiger als vermeintlichen Fehlern nachzuspüren, besonders um der Jugend willen, auf die wir bei unserer Arbeit besonders Rücksicht genommen, und der dieselbe unbedenklich in die Hände gegeben werden kann. Erläuterungen, welche den unreifen Leser zum leichtfertigen Absprechen anleiten, stiften unserer Ueberzeugung nach mehr Schaden als Nutzen; während solche, die ihm das Dunkele zum Verständniß bringen und ihn befähigen, das Schöne zu empfinden, ihm wahrhaft ersprießlich werden können. Schiller verdient es gewiß, daß wir ihm vor Allem unsere Liebe entgegen bringen; es ist dies wichtiger, als unsern Scharfsinn an ihm zu erproben. Wir haben uns daher allerdings nicht gescheut, ihn zu beurtheilen, uns aber wohl in Acht genommen, ihn zu verurtheilen. Kunstwerke, die sich einer allgemeinen Anerkennung zu erfreuen haben, müssen überhaupt nicht mit dem Secirmesser des kalten Verstandes zerlegt werden; nothwendiger ist es, daß wir uns mit offenem Blick und warmem Herzen dem wohlthuenden Eindruck hingeben, den sie auf uns machen, ohne jedoch unser Auge gegen das zu verschließen, was des Stempels der Vollendung etwa noch entbehrt. Nur dann können wir dem Dichter gerecht werden, wenn wir herausfühlen, was er gewollt hat, wenn wir ihn an seinem eigenen Maßstabe messen, nicht aber, wenn wir ihm Vorschriften machen, denen er hätte genügen sollen. Darum haben wir es uns auch angelegen sein lassen, das vergleichende Studium des Dichters nach Kräften zu fördern. Denn oft

trägt ein Gedicht zum Verständniß des anderen bei; manches Epigramm erläutert einzelne Stellen in den Dramen; und diese oder jene Abhandlung ist als ein wichtiger Commentar für die Tendenzen anzusehen, die den Dichter bei seinem künstlerischen Schaffen geleitet haben.

Außer den einleitenden Abschnitten zu den Gedichten und den Dramen findet der Leser in unserer Arbeit noch eine beträchtliche Anzahl von Artikeln, welche Einzelheiten betreffen, über die er Belehrung verlangt. Wir weisen zunächst auf die Mythologie hin, die bei keinem Dichter eine so hervorragende Rolle spielt wie bei Schiller. Umfangreiche Darstellungen in mythologischen Werken nachzulesen, ist bei der Lectüre eines Dichters nicht nur ermüdend, sondern auch störend, besonders wenn man schnell das haben will, was man augenblicklich gebraucht; außerdem aber ist es bekannt, daß bei Benennungen, wie: „der Thraker, der Thymbrier, Tantal's Tochter, der Gott der Esse, der schilfbekränzte Gott" u. s. w. uns viele mythologische Handbücher im Stich lassen. Für solche Fälle kommt dem Leser unser Wörterbuch nicht nur schnell zu Hülfe, sondern es macht ihn auch mit dem ganzen Umfange bekannt, in welchem der Dichter die betreffende Gottheit in seinen Werken zur Anschauung gebracht oder zu höheren poetischen Zwecken benutzt hat. Und es ist keine Frage, daß Belehrungen, die man sich für einzelne besondere Fälle holt, viel besser haften bleiben, als alles Studium der Mythologie im Allgemeinen, wobei man doch immer Vieles für den vorliegenden Zweck Entbehrliche mit in den Kauf nehmen muß.

Aehnlich dürfte es dem Leser mit vielen geschichtlichen Personen gehen; denn Benennungen wie: „der Grätzer, der Halberstädter, der weimarische Held, der königliche Bourbon,

die lothringischen Brüder" u. s. w. sind Ausdrücke, deren geschichtliche Beziehung wenigstens nicht Allen sogleich gegenwärtig sein dürfte. Hier kommen wir mit Erläuterungen zu Hülfe, die in historischen Werken nur mühsam nachgeschlagen werden können und dem vorliegenden Bedürfniß doch nicht immer entsprechen. Eben so ist es mit geschichtlichen Anspielungen, wie „die spanische Doppelherrschaft, die sieben Weisen Griechenlands, die siebzig Dolmetscher" u. s. w., Ausdrücke, die dem Unkundigen stets eine augenblickliche Verlegenheit bereiten, in der es ihm willkommen sein muß, wenn er eine dunkele Vorstellung mit einem klaren Bilde vertauschen kann. Desgleichen machen biblische oder andere literarische Namen und Anspielungen, wie „Apostel, Arche, Adramelech, Armide, Grandison, Idris, Pamela u. a. m. stets nähere Angaben wünschenswerth.

Ferner erinnern wir daran, daß Schiller's Dramen in Betreff der Mannigfaltigkeit des Schauplatzes, auf dem sie sich bewegen, einen reichen Umfang geographischer Kenntnisse voraussetzen, und daß häufig nicht nur die Lage der Ortschaften für das Verständniß einer Stelle von Bedeutung ist, sondern oft auch die politische Stellung, welche einzelne Ländergebiete in der betreffenden Zeit einnahmen.

Schließlich machen wir auf zusammenfassende Artikel, wie: Astrologie, Bibel, Fremdwörter, Homer, Lyrische Poesie u. dgl. aufmerksam, welche nicht nur den Zweck haben, das vergleichende Studium des Dichters zu fördern, sondern welche gleichzeitig anziehende Seitenblicke in die geistigen Vorrathskammern gewähren, aus denen sein Genius zu schöpfen pflegte. Was sonst an naturwissenschaftlichen Anschauungen, von Erklärungen landschaftlicher und technischer Ausdrücke, so wie von Wörtern und Wendungen vorkommt,

mit denen Schiller die deutsche Sprache bereichert hat, so würde es zu weit führen, alle diese Einzelnheiten aufzuzählen; wir haben das Ganze so einzurichten versucht, daß der Leser nicht leicht etwas Wesentliches vermissen wird. Wir hoffen somit dem betheiligten Publicum einen wichtigen Dienst zu leisten, da wir keineswegs der Ansicht sind, daß durch das Zurückführen der Dichtungen auf ihre Quellen, so wie durch Erläuterungen der Genuß beim Lesen getrübt werden könne. Im Gegentheil sind wir der Meinung, daß tiefere und gründlichere Einsicht entschieden dazu beiträgt, den Genuß zu erhöhen, ja ihn im Sinne des Dichters erst möglich zu machen.

„Denn bei den alten lieben Todten
Braucht man Erklärung, will man Noten;
Die Neuen glaubt man blank zu verstehen,
Doch ohne Dolmetsch wird's auch nicht gehen."

Goethe.

Möge das, was wir zu geben versucht haben, mit freundlicher Nachsicht aufgenommen werden; möge es aber auch dazu beitragen, eine Sache zu fördern, die es verdient, daß sich die Kräfte aller Gebildeten ihr widmen. Wie Schiller's Werke jetzt nicht mehr ausschließliches Eigenthum einer einzelnen Firma, sondern wirkliches Nationaleigenthum geworden sind: so kann auch die Aufgabe, das Verständniß derselben zu fördern, nicht Monopol weniger Einzelnen sein, sondern sie ist eine allgemeine, eine deutsche Angelegenheit. Wir werden daher jede Belehrung, jede Berichtigung, die uns zugeht, im Interesse der Sache mit Freuden begrüßen und für die Zukunft gewissenhaft berücksichtigen, damit die unter vielen Mühen zu Stande gebrachte und mit gewiß

nicht zu verkennenden Schwierigkeiten verknüpfte Arbeit nach und nach einer größeren Vollendung entgegen geführt werde.

Schiller, hervorgegangen aus einer sturmbewegten Zeit, ist nicht nur eine helle Leuchte für unser Jahrhundert, er ist auch der Prophet einer fernen Zukunft geworden. Die Schicksale, die er erlebt, erregen noch jetzt die Theilnahme aller fühlenden Herzen; die gewaltige Arbeitskraft, die er entwickelt, ist und bleibt ein Gegenstand der allgemeinsten Bewunderung. Er hat die Poesie neu verjüngt und sie zu einer siegreichen Macht erhoben, vor der die Großen der Erde sich beugten; er hat wesentlich dazu beigetragen, unsern gesellschaftlichen Zuständen ein neues Gepräge zu geben, er hat es wie Keiner verstanden, dem geistigen Leben einen nie geahnten idealen Schmuck zu verleihen. Aber Schiller ist nicht bloß ein edler Sänger, er ist auch ein großer Mensch, ein wahrhaft erhabener Geist, dessen Herz für Gott, Tugend und Unsterblichkeit eben so wie für Wahrheit, Freiheit und Recht geschlagen; in dem deutscher Sinn und deutsches Wesen sich zur edelsten Blüthe entfaltet; der Wissenschaft und Kunst zu einem schönen harmonischen Bunde zu verschmelzen gewußt; dessen ideales Streben uns eine lebendige Gedankenwelt hervorgezaubert hat, wie sie in allen Literaturen der Welt vergeblich ihres Gleichen sucht. Einer der hervorragendsten Lehrer der Menschheit, ist er unendlich reich an großen Gedanken über unsere Bestimmung und versteht es, unserm Streben die edelsten Ziele vorzuhalten; denn er dachte groß von der Menschennatur, von Einzelnen wie von ganzen Völkern. Darum werden seine Werke fort und fort ein Born bleiben, an welchem alle edlen Naturen sich erfrischen, seine Begeisterung wird, wie bisher, das Banner sein, um

welches alle Diejenigen sich schaaren, an die der Ruf zu großen Thaten ergangen ist.

Da das deutsche Volk bisher jedes Unternehmen, das sich die Aufgabe gestellt, es mit dem Dichter seines Herzens inniger vertraut zu machen, freudig begrüßt hat: so hoffen wir auch mit dem vorliegenden Werke, welches dem Leser außer den gegebenen Erläuterungen gleichzeitig eine Menge edler und unschätzbarer Bildungselemente zuführen will, keine vergebliche Arbeit zu liefern. Möge dieselbe dazu beitragen, daß Deutschlands Lieblingsdichter nicht, wie so vieles Andere, nur für den flüchtigen Genuß des Augenblicks in Anspruch genommen, sondern daß er durch Förderung eines allseitigen Verständnisses eine wahrhaft erquickende Geistesnahrung und somit volles Eigenthum unseres Volkes werde.

Berlin, im Januar 1869.

Ludwig Rudolph. Karl Goldbeck.

Erklärung der Abkürzungen.

abgek.	bedeutet	abgekürzt.
Abk.	=	Abkürzung.
Abschn.	=	Abschnitt.
Acc.	=	Accusativ.
adj.	=	Adjectiv.
altd.	=	altdeutsch.
althd.	=	althochdeutsch.
arab.	=	arabisch.
B. d. Aen.	=	Buch der Aeneide.
Bd.	=	Band.
bes.	=	besonders.
bildl.	=	bildlich.
bisw. a.	=	bisweilen auch.
Br. v. M.	=	Braut von Messina.
D. C.	=	Don Carlos.
d. i.	=	das ist.
Dem.	=	Demetrius.
desgl.	=	desgleichen.
Dr. Kr.	=	Dreißigj. Krieg.
ebendas.	=	ebendaselbst.
ehem.	=	ehemals.
eig.	=	eigentlich.
Einl.	=	Einleitung.
engl.	=	englisch.
erg.	=	ergänze.
F.	=	Fiesco.
frz.	=	französisch.
G.	=	Goethe.
Ged.	=	Gedicht oder Gedichte.
gem.	=	gemein (in der Sprache des gemeinen Lebens).
Gen.	bedeutet	Genitiv.
gew.	=	gewöhnlich.
gl. N.	=	gleiches Namens.
Gr. d. W.	=	Grimms deutsches Wörterbuch.
gr.	=	griechisch.
gr. H. a. d. n. Gesch.	=	großmüthige Handlung aus der neuesten Geschichte.
Gsts.	=	Geisterseher.
H. d. K.	=	Huldigung der Künste.
hebr.	=	hebräisch.
holl.	=	holländisch.
Iph.	=	Iphigenie.
Il.	=	Ilias.
ital.	=	italienisch.
J. v. O.	=	Jungfrau von Orleans.
K. d. H.	=	Kinder des Hauses.
K. u. L.	=	Kabale und Liebe.
lat.	=	lateinisch.
Mcb.	=	Macbeth.
Menschenf.	=	Menschenfeind.
Metr. Uebers.	=	Metrische Uebersetzungen.
Mlth.	=	Maltheser.
M. St.	=	Maria Stuart.
mittl. lat.	=	mittleres Lateinisch (Latein des Mittelalters).
Myth.	=	Mythologie.

Erklärung der Abkürzungen.

N. a. O.	bedeutet	Neffe als Onkel.	Sp. u. d. L.	bedeutet	Spaziergang unter den Linden.
neulat.	=	neulateinisch.	spr.	=	sprich.
niederd.	=	niederdeutsch.	Str.	=	Strophe.
niederſ.	=	niedersächsisch.	subst.	=	Substantivum.
nord. Myth.	=	nordische Mythologie.	tartar.	=	tartarisch.
Od.	=	Odyssee.	techn. Ausdr.	=	technischer Ausdruck.
Par.	=	Parasit.	Tur.	=	Turandot.
Partic.	=	Particip.	türk.	=	türkisch.
perſ.	=	persisch.	u. a. m.	=	und andere mehr.
Perſ.-Verz.	=	Personen-Verzeichniß.	ungar.	=	ungarisch.
Ph.	=	Phädra.	urſpr.	=	ursprünglich.
Phön.	=	Phönicierinnen.	V.	=	Vers.
Picc.	=	Piccolomini.	V. a. v. E.	=	Verbrecher aus verlorener Ehre.
pl.	=	Pluralis.	verd.	=	verderbt.
poln.	=	polnisch.	vergl.	=	vergleiche.
Prol.	=	Prolog.	Verkl.	=	Verkleinerung, Verkleinerungsform.
R.	=	Räuber.	Vorer.	=	Vorerinnerung.
ruſſ.	=	russisch.	Vorr.	=	Vorrede.
ſ. a.	=	siehe auch.	wörtl.	=	wörtlich.
ſ. d.	=	siehe dieses.	Wrb.	=	Warbeck.
ſd.	=	süddeutsch.	Wſt.	=	Wallenstein.
ſ. v. a.	=	so viel als.	Wſt. L.	=	Wallensteins Lager.
ſ. v. w.	=	so viel wie.	Wſt. T.	=	Wallensteins Tod.
S.	=	Seite.	W. T.	=	Wilhelm Tell.
Sc.	=	Scene.	Zw.-H.	=	Zwischen-Handlung.
Sch.	=	Schiller.			
ſchw.	=	schweizerisch.			
ſogen.	=	sogenannt.			
ſpan.	=	spanisch.			
Sp. d. Sch.	=	Spiel des Schicksals.			

Bei den Dramen ist nach Act und Scene citirt; R. III, 2 bedeutet also: Räuber, Act III, Sc. 2. Wo dies nicht möglich war, wie in der Braut von Messina, dem Geisterseher u. s. w., beziehen sich die Ziffern auf Band und Seite der Cotta'schen Ausgabe von 1847.

A.

Aachen (Ged. Der Graf von Habsburg), eine Stadt in der jetzigen preußischen Rheinprovinz. Als Lieblingssitz Karls des Großen, welcher dort in dem von ihm selbst gegründeten Münster begraben ist, wurde es Krönungsstadt der Deutschen Kaiser.

Aar (Ged. Das Eleusische Fest). Dieses Wort wird jetzt als der dichterische Ausdruck für „Adler" angesehen, nach Gr. d. W. ist es nach dem gothischen ara des Adlers echter Name, „erst aus dem zusammengesetzten adalaro (d. i. Edelaar) gieng unser scheinbar abgeleitetes adler hervor, und aar gilt noch in höherer Dichtersprache. Doch Luther sagt nur adeler, Goethe nur adler"; Schiller gebraucht beides. S. Zeus.

Abbadónna (R. III, 2), hebr. Abaddón, nach Offenb. Joh. 9, 11 der Engel des Abgrunds od. der König der bösen, dem Menschen Verderben bringenden Mächte; in Klopstocks Messias ein böser Geist, der, nachdem er sich dem Plane der anderen Bösen vergeblich widersetzt hat, den Herrn am Oelberg reuevoll um Verzeihung bittet.

Abbé (Ged. Die berühmte Frau. — R. I, 2. — Gstſ. 10, 137). Der französische Ausdruck für Abt. Jüngere Söhne adeliger Familien erhielten häufig durch königliche Gunst, mit der Anwartschaft auf eine Abtei, den vorläufigen Titel „Abbé." Derselbe erhielt aber bald durch das oft sehr weltliche Treiben dieser Herren einen etwas frivolen Beigeschmack. Der Prinz Eugen war in seiner Jugend „le petit abbé de Savoie" gewesen, d. h. aus dem Hause Savoyen, welches jetzt an der Spitze Italiens steht.

Ein meisterhaft dargestellter Typus ist der Abbé in dem Scribeschen Stücke Adrienne Lecouvreur. Die Stelle in den Räubern deutet offenbar auf ein (uns unbekanntes) paradoxes Buch über Alexander den Großen, wie man deren noch in unserm Jahrhundert in Deutschland zur Rettung eines Nero geschrieben hat.

Abdéra (R. Vorr.), eine griechische Stadt an der Küste von Thracien. Obwohl sie sich rühmen durfte, der Geburtsort des lachenden Philosophen Demokrit zu sein, war sie doch wegen der Albernheit ihrer Einwohner im Alterthum berüchtigt, was bekanntlich Wieland in seinen „Abderiten" höchst ergötzlich dargestellt hat.

abe (R. IV, 3) für ab, wie es in geistlichen Liedern ehemals nicht selten vorkam und Sch. als Reminiscenz vorschweben mochte; im Gr. d. W. findet sich dieses Wort nicht.

Abend, Der (Ged.) Ungeachtet seiner entschiedenen Vorliebe für gereimte Verse hat Sch. hier, und zwar auf Wunsch W. v. Humboldt's ein antikes Versmaß, ähnlich dem der Horazischen Oden, gewählt. Das Gedicht (am 25. Sept. 1795 an Körner geschickt) hat dadurch einen eigenthümlichen Reiz bekommen; es ist, als ob Klänge aus einer fremden Welt uns anwehten, die nichtsdestoweniger einem wohlbekannten Inhalte auf's innigste sich anschmiegen. Auch äußerte sich Humboldt im höchsten Grade befriedigt durch das Gedicht. Er sagt: „Es herrscht in ihm ein sehr einfacher und reiner Ton, das Bild malt sich sehr gut vor dem Auge des Lesers, und das Ganze entläßt ihn, wie man sonst nur von Stücken der Griechen und Römer scheidet." — Str. 1: Der strahlende Gott ist Phöbus (s. Apollon). — Str. 2: statt Tethys steht irrthümlich in einigen Ausgaben Thetis (vergl. die beiden). — Eine besondere Schönheit liegt in dem Parallelismus, welchen die dritten Verse der drei ersten Strophen darstellen, wodurch die Hauptmomente, in welche das Gemälde auseinandergelegt ist, höchst malerisch hervortreten. Bei dem Vortrag ist auf sie ein besonderer Accent zu legen.

abführen, sich (K. u. L. I, 1), bedeutet nach Gr. d. W. „sich entfernen, fortmachen, abfahren, sterben".

abgezogener Begriff (Br. v. M. Ueber den Gebrauch des Chors in der Tragödie). Sch. übersetzt damit das Fremdwort „Abstraction", s. Gr. d. W. unter abziehen.

abkappen (R. IV, 3) nach Gr. d. W., für abkoppen (couper), abhauen, figürlich einen abkappen, derb abweisen, abfahren lassen.

Abraham's Schooß (Wst. L. 8), Anspielung auf Luc. 16, 22.

Absalon, David's Sohn; Absalon's Zopf (Wst. L. 8), Anspielung auf 2. Sam. 14, 26.

Abschied vom Leser, das Schlußgedicht des ersten Bandes, führt in späteren Ausgaben die Ueberschrift: Sängers Abschied (s. d.).

Abstreich (R. I, 2), nach Gr. d. W. subhastatio, eigentlich das Mindergebot, im Gegensatz zu Aufstreich (s. d.), Mehrgebot.

Abt (W. T. II, 2), der Vorsteher eines Klosters. — Abtei (W. L. 8), die Wohnung und Pfründe eines Abtes. — Aebtissin (R. II, 3), die Vorsteherin eines Nonnenklosters.

Abydos (Ged. Hero und Leander), Stadt in Kleinasien, an der schmalsten Stelle des Hellespont d. i. der Dardanellen.

Acamas (2. B. d. Aen. 45), nach Koch's Wörterbuch zum Virgil „ein Sohn des Theseus und der Phädra"; es ist an dieser Stelle wohl ein vom Dichter willkürlich gewählter Name.

Achäer (Iph. I, Zw.-H.) oder Achaier (Ged. 2. B. d. Aen. 56), ein häufiger Name für die Griechen, nach einem der vier Hauptstämme derselben, der in späterer Zeit seinen Sitz vornehmlich in Achaja, dem nördlichen Küstenlande des Peloponnes, hatte; besonders werden sie oft von Homer so genannt.

Achat (R. II, 3), ein bereits im Alterthum hochgeschätzter Stein, der übrigens weniger als Ringstein, dagegen mehr zu Mosaikarbeiten verwendet wird.

Acheron (Ged. Semele 2 — Ph. I, 1), ein Fluß in der Unterwelt, oft auch diese selbst; der acheront'sche Kahn (Ged. An Goethe), s. Charon; bildl. „über den A. fördern" (R. I, 2), s. v. w. den Tod geben; vergleichend: „Sollen wir hier stehen wie die Narren am Acheron?" (F. IV, 4), die Schatten der Verstorbenen müssen nämlich warten, bis Charon sie mit seinem Kahne abholt.

Achilleide (Ged. 2. B. d. Aen. 87), d. i. der Sohn des Achilles, Neoptolemus, auch Pyrrhus genannt.

Achilles, abgek. Achill (Ged. Hektors Abschied und 2. B. d. Aen. 5), der Sohn des thessalischen Fürsten Peleus und der Thetis (Ged. Kassandra und Iph. I, Zw.-H.), nach seinem Vater oft der Pelide (Ged. 2. B. d. Aen. und Iph. I, Zw.-H.), nach seinem Großvater Aëacus (Iph. III, 4), dem Vater des Peleus, auch der Aeacide (Iph. IV, 3), mit Rücksicht auf die Abkunft von seiner göttlichen Mutter auch (Iph. I, Zw.-H.) „Zeus glorreicher Enkel", nach seinem Vaterlande (2. B. d. Aen. 33) „der thessalische Achill" genannt, war (Iph. III, 4) von Chiron (s. d.) erzogen worden und erscheint als der Hauptheld in der Ilias. Er war der Anführer der Myrmidonen (Iph. IV, Zw.-H.), überhaupt aber der Schönste, Gewandteste und Tapferste der griechischen Heerführer vor Troja; daher (Iph. IV, Zw.-H.) „der Tapferste der Inachiden" (s. d.). — Schon in Aulis sollte er vorgeblich mit Agamemnon's Tochter Iphigenia (Iph. I, 1), später vor Troja mit Polyxena (vergl. Ged. Kassandra) vermählt werden. Als Knabe war er von seiner Mutter in das Wasser des Styx getaucht worden, um ihn unverwundbar zu machen; aber an der Ferse, bei welcher sie ihn gehalten, empfing er durch Paris einen Pfeilschuß und fand so seinen Tod.

Achiver, in der Octavausgabe von 1835, 3, 27 und 52 fälschlich für Argiver, s. d.

Acte (M. St. I, 7). Verfügung, Beschluß des Parlaments.

Adler, Der, einer der größten und stärksten Raubvögel, ist in künstlerischen Darstellungen oft sinnbildlich benutzt worden.

Als König der Vögel war er bereits im Alterthum der Vogel des Zeus (Ged. Das Glück) und in Folge dessen das Sinnbild der Ober- und Alleinherrschaft. Bekannt ist, daß er den römischen Legionen statt unserer Fahnen als Feldzeichen diente. Unter den deutschen Kaisern führte ihn zuerst Otto IV. (1198—1215) auf Siegeln. In das Reichsbanner, welches früher den Erzengel Michael geführt hatte, kam er erst unter Kaiser Sigismund (1410 bis 1437). — Bildlich wird Adler daher für das deutsche Reich gebraucht, wie (W. T. II, 1) „die Städte, die unter'n Schirm des Adlers sich geflüchtet."

Admétus, abgek. Admét (Ged. d. Götter Griechenlands), König von Pherä in Thessalien und ein Schützling des Apollo, der eine Zeit lang als Hirt bei ihm gedient hatte (Homer Il. 2, 715. 763). Er liebte die Alceste, welche ihm von ihrem Vater Pelias zur Gattin verheißen worden war, jedoch unter der Bedingung, daß er einen Löwen und einen Eber vor denselben Wagen spannen sollte. Apollo war ihm bei der Erfüllung dieser Aufgabe behülflich. Auch hatte ihm der Gott die Unsterblichkeit gewährleistet, wenn beim Herannahen seines natürlichen Endes ein Anderer für ihn sterben wollte. Alceste, seine Gemahlin, entschloß sich dazu. Herkules aber entriß sie dem Tode und gab sie dem Admet zurück. — Euripides hat diesen freiwilligen Opfertod der Alceste zum Gegenstande seines gleichnamigen Drama's gemacht.

Adónis (Myth. Ged. Nenie, V. 5 u. 6. — Die Götter Griechenlands, Str. 4, V. 8), der Sohn des Königs Cyniras von Cypern, wurde von der Venus geliebt, aber auf Veranlassung des eifersüchtigen Mars durch einen Eber tödtlich verwundet. Venus eilte zwar schnell zu Hülfe, kam jedoch zu spät, so daß ihr nichts weiter übrig blieb als die Klage um ihren Liebling.

adoriren, von dem lat. adoräre, anbeten (J. v. O. IV, 8), die sonst nur einer Heiligen gebührende Verehrung erweisen.

Adramélech, hebr., der Name eines Abgottes, s. v. w. herrlicher König, ein Götze, der nach dem Charakter der assyrisch-babylonischen Mythologie irgend einen vergötterten Himmelskörper bezeichnete und dem man nach 2. Kön. 17, 31 Söhne verbrannte; Klopstock's Adrameléch (N. Vorr.) ist in dessen Messias ein mit Satan verbündeter Teufel.

Adrastus, abgek. Adrast (Iph. I, Zw.-H.), ein mythischer König von Argos, einer der sieben Helden gegen Theben (s. Amphiaraus und Atalanta), wurde später König von Sicyon, dessen Herrscher Pólybus kinderlos gestorben war, s. Phönizierinnen.

Aeacide } s. Achilles.
Aeäkus }

Aegeus, in der Octavausgabe Egeus (Ph. I, 3), König in Athen, war mit Meta vermählt, hatte aber keine Kinder. Als er ein Orakel deswegen um Rath fragte und eine dunkele Antwort erhielt, begab er sich, um Aufklärung zu erlangen, zu seinem Gastfreunde Pittheus (Ph. II, 2 und IV, 2), dem König von Trözene, der ihm seine eigene Tochter zuführte. Diese ward die Mutter seines Sohnes Theseus, der hier erzogen wurde. Aegeus hinterließ ihr Schwert und Schuhe, die er unter einem Felsblock verbarg, indem er der Mutter sagte, daß er an diesem Zeichen einst seinen Sohn erkennen wolle.

Aegide, s. Aegis.

Aegina (Iph. III, 4), die Tochter des Flußgottes Asopus in Böotien, gebar dem Jupiter den Aeäkus (vergl. Achilles).

Aegis oder (Ged. 2. B. d. Aen. 39) Aegide, der Schild des Jupiter und der Minerva, auf welchem die Gorgo, ein mit Schlangen umsäumtes Medusenhaupt (s. Medusa), dargestellt war. Zeus schüttelte seine furchtbar strahlende und leuchtende Aegis (Ged. D. Siegesfest), wenn er Sturm und Gewölk erregte; somit ist sie ursprünglich wohl nichts Anderes als das Abbild der Gewitterwolke. Im weiteren, besonders im bildlichen Sinne versteht man unter Aegide jede schützende Bedeckung.

Aegypten (Ged. Der Ring des Polykrates), eins der ältesten Culturländer der Welt, im nordöstlichen Afrika. Die Regierung des Königs Amasis, 570 v. Chr., bezeichnet einen kurzen Glanzpunkt dicht vor dem Untergange der Selbständigkeit des Reiches. Berühmt sind besonders die Ueberreste kolossaler, von den despotischen Königen unternommener Bauwerke, wie z. B. der Pyramiden, wonach Aegypten als „das Land der Pyramiden" bezeichnet wird (Gstſ. 10, 162), s. „das verschleierte Bild zu Sais."

Aeltervater (D. C. V, 7). Dies ist Karl V., Kaiser von Deutschland, als König von Spanien Karl I., welcher 1556 abdankte und sich in das spanische Kloster St. Juste zurückzog. Ueber seinen Aufenthalt daselbst, wie über das Verhältniß zu seinem Sohne, König Philipp II, sind die seltsamsten Mährchen verbreitet worden, wozu auch die Aeußerung Lerma's zu rechnen ist. Philipp war vielmehr der respektvollste Sohn, sowohl vor als nach der Abdankung seines, vor und nach der Abdankung, in Spanien allmächtigen Vaters, s. Mignet, Charles-Quint à St. Just. Auch das bekannte schöne Gedicht Platen's: „Der Pilgrim von St. Just" ist völlig mährchenhaft. Karl V. ist am hellen Mittag mit großem Gefolge in das Kloster eingezogen.

Aelteste Thron der Christenheit (M. St. II, 4), d. h. der französische, wenn man als seinen Gründer den Frankenkönig Chlodwig, 481—511, ansieht.

Aenéas (Ged. 2. B. d. Aen. 1), s. Homer Il. 2, 820; 13, 428, 465; 5, 265, 311; 20, 258, der Sohn des Anchises und der Venus, der Stammvater der Römer, war aus der noch brennenden Stadt Troja (weshalb er Ged. 4. B. d. Aen. 18 der Phryger genannt wird, wo Phrygien, der Name der mittleren Landschaften Kleinasiens, im weiteren Sinne genommen wird), nachdem er dieselbe gegen die eindringenden Griechen vergeblich vertheidigt, mit seiner Gattin Kreüsa und seinem Sohne Ascanius (abgek. Askán) geflohen, landete zuerst an der thrazischen

Küste, später an der Nordafrika's, wo Juno, die Beschützerin des entstehenden Karthago, ihn durch die Liebe zur Dido zu fesseln suchte, damit er Rom nicht gründen könnte, denn sie wußte, daß dieser Stadt einst Karthago erliegen würde. Er gelangte aber nach Italien und landete an der Küste Latiums. Sein Sohn gründete Alba Longa, und aus dieser Stadt stammte Romulus, der eigentliche Gründer Roms.

Aeneïde (Ged. Die Zerstörung von Troja), ein Heldengedicht in zwölf Büchern, von dem römischen Dichter Virgilius (s. d.), welcher in demselben die Irrfahrten und Kämpfe des Aeneas besingt, in dem und dessen Gefährten die Römer die Urvorfahren ihres Volkes und ihrer vornehmsten Geschlechter sahen. Zugleich feiert er in demselben das Haus des Kaisers Augustus, unter welchem er lebte. Virgil, der nach dem homerischen und späteren Vorbildern dichtete, war bedeutender durch die Eleganz seiner Sprache als durch Originalität der Erfindung. Das Gedicht ist von dem Franzosen Scarron († 1660) und dem Deutschen Blumauer (s. d.) travestirt worden.

Aeolus, der Gott der Winde; daher die äolische Harfe (Ged. Würde der Frauen), ein Instrument, dessen Saiten, wenn es im Freien aufgehängt wird, von dem Winde in Schwingung versetzt werden, wodurch höchst anmuthige Klänge entstehen.

Aeonen (Ged. Das Geheimniß der Reminiscenz — R. IV, 5), aeon ist ein griechisches Wort, welches so viel als „Zeit", „Zeitalter", auch wohl „Jahrhundert" bedeutet, dann im weiteren Sinne poetisch „unermessene Zeiträume".

Aeschylus (Br. v. M. Einl.). Der erste der drei großen griechischen Tragiker d. i. Trauerspieldichter, 525 zu Eleusis in der mittelgriechischen Landschaft Attika geboren, kämpfte bei Marathon, Salamis und Platäa gegen die Perser mit. Er zuerst ließ zwei Schauspieler auftreten und schuf so den Dialog, den er zum Haupttheil des Stückes macht. Die uns von ihm übrig gebliebenen sieben Tragödien sind von Droysen u. A. in's Deutsche

übersetzt worden. Die Br. v. M. ist an vielen Stellen, besonders in den Chören, sehr geeignet, von seinem großartigen Style eine Vorstellung zu geben.

Aesopus, der älteste griechische Fabeldichter, angeblich im 6. Jahrh. v. Chr. Er soll verwachsen gewesen sein und gehinkt haben; daher (R. I, 3) „äsopischer Krüppel". Vor den Fabeln Lafontaine's (bei Hachette) befindet sich eine Biographie Aesop's. — Aesopus (Iph. III, 4) in einigen Ausgaben fälschlich für Asopus (s. d.).

Aesthetik (Ged. Jeremiade), die Gefühls- oder Geschmackslehre, die Wissenschaft von dem Schönen und der Kunst, welche diesen Namen von dem deutschen Philosophen A. G. Baumgarten, † 1762, erhielt.

ästhetisch (Ged. Der Genius m. d. umgekehrten Fackel), geschmackvoll, schön.

Aether, eig. die höhere, reinere Himmelsluft, wie (Ged. D. Entzückung an Laura — Semele I — H. d. K.); ferner sinnbildlich für Unendlichkeit, wie (Ged. D. Ideale):

„Bis an des Aethers bleichste Sterne
Erhob ihn der Entwürfe Flug."

oder für das höchste Wesen selbst, wie (Br. v. M. S. 414):

„Nur der allsehnde Aether über uns
War des verschwiegnen Glücks vertrauter Zeuge."

Aetna (Br. v. M. S. 417), der höchste und, worauf sein griechischer Name hindeutet, feuerspeiende Berg (11,000 Fuß) auf der Insel Sicilien.

Aetolier, in der Octavausgabe Etolier (Phön.), Bewohner der Landschaft Aetolien in Mittelgriechenland.

Affect, aus dem Lat., 1) ein lebhaftes Gefühl, eine Gemüthsbewegung (V. a. v. E. 10, 83 — Gstf. 65); 2) Leidenschaft (Gr. Handl. 10, 65 — V. a. v. E. 106); 3) leidenschaftliche Erregung des darstellenden Künstlers (M. St. III, 4 — Gstf. 192), so wie die hierdurch erzielte Wirkung (Br. v. M. Einl. 381), bes. der Schauder, wie (Ged. Shakespeare's Schatten): „der schwarze

Affect"; affectvoll (Gstſ. 137), mit leidenschaftlichem Nachdruck; affectirt (F. II, 2), mit verstelltem und gezwungenem Benehmen; Affectation, gew. erkünsteltes Betragen, aber „idealische Affectionen" (R. Vorr.) s. v. w. Gestalten, die als das Erzeugniß einer überspannten Einbildungskraft zu betrachten sind.

Afterkönig (Dem. II, 1), ein falscher, dem ächten Könige an Werth nachstehender König, Gegenkönig; eben so Afterkönigin (M. St. I, 6). Die Schiller'sche Stelle zu Afterkönig findet sich in Gr. d. W. nicht.

Agamemnon (Iph. I, 1), der Sohn des Atreus (Iph. I, Zw.-H.) und Bruder des Menelaus (s. d.), war König von Mycenä. Von seinem ersten Ahnherrn Tantalus (s. d.) an bis auf seine Kinder herab wurde das ganze Haus von einem feindlichen Geschick verfolgt; vergleiche die großartige Darstellung in Göthe's Iphigenie I, 3. Bei dem Ausbruche des trojanischen Krieges wurde Agamemnon, der allein 100 Schiffe ausgerüstet hatte, von den griechischen Fürsten der Oberbefehl über das ganze Heer übertragen. Nach beendigtem Kriege kehrte er zwar glücklich in seine Heimath zurück, indessen wurde ihm hier durch die Untreue seiner Gemahlin (s. Klytämnestra) der Tod bereitet.

Agénor, der Sage nach der Sohn des Belus, Vater des Kadmus und der Europa, war der Ahnherr der Phönicier (Phön.), der Urahn der Dido und Semele's Großvater (Ged. Semele 2).

Agnes (W. T. V, 1), die Tochter des im Jahre 1308 ermordeten Kaisers Albrecht I., verwittwete Königin von Ungarn; sie wüthete unmenschlich, um den Tod ihres Vaters zu rächen.

Agnus Dei (M. St. V, 6), lat., das Lamm Gottes; ein geweihtes Stück Wachs, von der Gestalt einer Schaumünze. Auf der einen Seite ist das Bild des Lammes mit der Siegesfahne, auf der andern ein Heiliger dargestellt.

Ahab (Wst. L. 8), der siebente König aus dem Hause Israel, regierte von 918—897 v. Chr. zu Samaria. Er wandelte in den Sünden Jerobeams (s. d.) und diente dem Baal (vergl. I. Kön. 16, 29—33).

Ahn oder **Aeltervater** (D. C. V, 7), der Großvater; „der mütterliche Ahn“ (Ged. 4. B. d. Aen. 48) ist Zeus. Da nämlich Aeneas als Sohn der Venus ein Enkel des Zeus war, so ist dieser sein Großvater mütterlicherseits. — Der Ahnherr der Phädra (Ph. IV, 6) ist Zeus, als Vater des Minos. — Im weiteren Sinne sind Ahnen die Vorfahren überhaupt, wie (M. T. II, 2):

„So hat die alte Sitte hier vom Ahn
Zum Enkel unverändert fortbestanden.“

Aides (bei Sch. Aïdes), d. i. der Unsichtbare (Ged. Odysseus), bei den Römern, obwohl auch dieser Name griechisch ist, Pluto (Ged. Klage der Ceres — Hero und Leander — R. II, 3), der Sohn des Kronos und der Rhea, der Bruder des Zeus und des Poseidon, war der Gott der Unterwelt oder des Hades (vergl. Tartarus), wo er als Herrscher über die Verstorbenen thronte; daher (Ged. Nenie) „der Schattenbeherrscher“ oder „der stygische Zeus“, (Ph. II, 5), „der Schattenkönig“ und (Ged. Glocke) „der schwarze Fürst der Schatten“. Er fuhr auf einem von vier schwarzen Rossen gezogenen Wagen und trug einen Helm, der ihn unsichtbar machte, woher er den Namen Aides oder (lateinisch) Hades erhielt.

Ajax. Unter den griechischen Heerführern von Troja führen zwei Helden diesen Namen; daher heißt es (Iph. I, Zw.-H.):

„Erst sah ich die tapfern Zeltgenossen,
Der Ajaxe Heldenpaar, vereint
Mit Protesilas, dem Freund,
Auf den Sitzen friedlich hingegossen;
Des Oileus Sohn, und dich — die Krone
Salamis — furchtbarer Telamone!“

Der erste, der Sohn des Oileus, eines Königs in Lokris, gewöhnlich der kleine Ajax genannt, zeichnete sich vor Troja als einer der vorzüglichsten Helden aus. Bei der Eroberung der Stadt jedoch ging seine Tapferkeit in rohe, durch Sinnlichkeit angestachelte Wuth über, indem er des Priamus Tochter, Kassandra, „die Priesterin“ (Ged. 2. B. d. Aen. 73), welche sich in

den Tempel der Minerva geflüchtet hatte, bei den Haaren von der Bildsäule der Göttin wegriß. Eine Darstellung dieser Scene ist (F. II, 17) des Malers Romano „wüthender Ajax". Zur Strafe für diese Handlung ließ ihn die Göttin in einem Meeressturme (Homer Od. 4, 499) umkommen. — Der zweite Ajax, der größere genannt, war der Sohn des Télamon aus Salamis. Er war von Gestalt der Gewaltigste im griechischen Heere und hatte zwölf Schiffe nach Troja geführt. Offen und voll edlen Stolzes stritt er mit Odysseus um die Waffen des gefallenen Achilles, auf die er wegen seiner Verwandtschaft und Tapferkeit Ansprüche hatte. Da man ihm aber sein Recht nicht gewähren wollte, so gab er sich verzweiflungsvoll selbst den Tod; daher (Ged. D. Siegesfest):

„Friede Deinen heil'gen Resten!
Nicht der Feind hat Dich entrafft;
Ajax fiel durch Ajax Kraft.
Ach, der Zorn verderbt die Besten!"

Sophokles hat sein Geschick in der gleichnamigen, uns erhaltenen Tragödie dargestellt.

Akkon (Ged. D. Johanniter), gew. Acco od. Acca, am Vorgebirge Karmel in Palästina, wurde während der Kreuzzüge Ptolemais, später St.-Jean d'Acre genannt. Es war die letzte Besitzung der Kreuzfahrer, indem im Jahre 1291 mit den Johannitern die letzten Ueberreste der Christen durch die Mamelukken von hier vertrieben wurden.

Akrokorinth, s. Korinth.

Alba. Ferdinand Alvarez von Toledo, Herzog von Alba, Spanier, 1508 geboren, der bedeutendste Feldherr Kaiser Karl's V., dem er die Schlacht bei Mühlberg 1547 gegen die deutschen Protestanten gewann und später des Königs von Spanien Philipp's II., dem er, jedoch vergeblich, die empörten Niederlande in sechs Jahren blutiger Verwaltung gehorsam zu machen suchte. Er krönte sein Leben durch die 1581 unternommene Eroberung Portugals, 1582 starb er. S. Sch. Abfall der Niederlande und das

herrliche, auch in's Deutsche übersetzte Werk des Nordamerikaners Motley. Alba ist der Typus des fanatischen Vorkämpfers des Katholicismus, ähnlich dem deutschen Generale Pappenheim im dreißigjährigen Kriege und den Guisen in Frankreich.

Albion (Ged. D. unüberwindliche Flotte), die alte, jetzt dichterische Benennung für Großbritannien, vielleicht von den weißen Kreidefelsen der südlichen Küsten.

Albrecht, König (W. T. V, 1). Albrecht I. (1298—1308), der Sohn Rudolph's von Habsburg, ein strenger und herrschsüchtiger Kaiser, der seine Hausmacht möglichst zu vergrößern suchte, wurde von seinem Brudersohn, dem Herzog Johann von Schwaben (s. d.), dem er sein Erbe vorenthielt, am 1. Mai 1308 ermordet.

Alcalá, bei Sch. Alcála (D. C. I, 2), in Neu-Castilien, besaß seit 1499 eine Universität.

Alceste, s. Admetus.

Alcid, s. Herakles.

Alexander Magnus (R. I, 1 u. IV, 1). Alexander d. Gr., König von Macedonien (336—323 v. Chr.), welcher in drei Schlachten, deren letzte und größte bei Arbéla am Tigris geliefert wurde, dem altpersischen Reiche ein Ende machte, vergl. Abbé.

alexandrinisch (R. I, 2). „Das ist ja recht alexandrinisch geflennt“ sagt Spiegelberg zu Moor. Die Stadt Alexandria, in Aegypten von Alexander dem Großen gegründet, wurde unter den Ptolemäern, d. h. den Königen dieses Landes aus dem Geschlechte des Ptolemäus, eines Feldherrn Alexander's, der sich zum Könige v. Aegypten machte, der Sitz reicher Bildung, die aber bald in rein gelehrte Forschung überging, und deren mitunter pedantische Träger schon im Alterthum Gegenstand des Spottes waren. Es scheint, als sei dem wüsten Spiegelberg Moor's mit so vielen geschichtlichen Namen ausstaffirte Betrachtung zuwider.

Algierer (Mth.), Bewohner des Berglandes Algier am Abhange des Kleinen Atlas im nördlichen Afrika und bis 1832 berüchtigt als freche Seeräuber, gegen welche Kaiser Karl V. 1535 und 1541 berühmte Züge unternahm.

Allerchristlichster König (M. St. V, 6), ein Ehrentitel, welchen der Papst Pius II. 1469 Ludwig XI. und in ihm allen künftigen Königen Frankreichs beilegte, fr. le Roi Très-Chrétien, doch soll er schon seit Ludwig dem Dicken vielfach gebräuchlich gewesen sein.

Alp (W. T. I, 4), Bezeichnung für die hohen Punkte des Alpengebirges in der Schweiz.

Alpenjäger, Der (Ged.), ein Gedicht, welches wie das Berglied (vergl. d.) i. J. 1804 neben dem Tell entstanden ist und sich auf eine in der Schweiz herrschende Volkssage bezieht, in welcher ein Berggeist, hier „der Bergesalte", als Beschützer der Gemsen erscheint. Statt Gemse hat Sch. hier den Ausdruck Gazelle gewählt, eine Thiergattung, die den Gemsen nahe verwandt ist und mit ihnen zu dem Geschlechte der Antilopen gehört. Bei der Mutter hat ihm jedenfalls die ängstlich besorgte Hedwig (W. T. III, 1), bei dem Jüngling eine Natur wie der Tell vorgeschwebt, der von sich sagt:

„Zum Hirten hat Natur mich nicht gebildet;
Rastlos muß ich ein flüchtig Ziel verfolgen.
Dann erst genieß' ich meines Lebens recht,
Wenn ich mir's jeden Tag auf's neu' erbeute."

Alpheus (Iph. I, Zw.-H.), ein Hauptfluß im Peloponnes, der bei Tegéa in Arkadien entspringt und nach zweimaligem Verschwinden unter der Erde durch Elis hindurch in's ionische Meer geht. Dieses öftere Verschwinden gab zu der Sage von einem Flußgotte Alpheus Veranlassung, welcher die Nymphe Arethusa liebte und einst verfolgte (s. d.). Die keusche Nymphe (daher Iph. I. Zw.-H.: „die ruhmreiche Arethusa") floh, als aber Alpheus nicht abließ, flehte sie zur Artemis, welche sie in eine Wolke hüllte; und als auch diese noch der Verfolgung ausgesetzt blieb,

verwandelte sie sich in eine Quelle. Jetzt nahm Alpheus seine Flußgestalt wieder an, um sich mit dem Wasser der Arethusa zu vermischen. Aber die unerbittliche Göttin versetzte sie nun nach der Insel Ortygia bei Sicilien. Doch auch hierhin verfolgte sie Alpheus, indem er sich unter dem Meere einen Weg bahnte und als Quelle neben ihr zum Vorschein kam. Jetzt konnte Arethusa nicht länger widerstehen und gestattete der Quelle, sich mit ihrem Gewässer zu vereinigen. Von dem Zusammenhange beider Quellen wird viel Wunderbares erzählt; so soll eine zu Olympia in den Alpheus geworfene Opferschale in der Arethusa wieder zum Vorschein gekommen sein, und letztere soll sich roth färben, wenn zu Olympia das Blut der geopferten Rinder in den Alpheus fließt. Vergl. Bucentaur und Arethusa.

Altarblatt (Gstſ. 233), der hintere, in die Höhe gebaute Theil eines Altars, der meist mit einem Gemälde geziert ist. Man pflegt daher auch dieses letztere selbst Altarblatt od. Altarstück (Gstſ. 231) zu nennen.

Altdorf (Wſt. L. 7), südöstlich von Nürnberg; von 1576—1807 bestand dort eine Universität, welche Wallenstein 1599 bezog, auf der er sich aber nur durch Raufereien und Ausschweifungen auszeichnete. — S. a. Altorf.

Altenglisch Herz (M. St. I, 3), so viel wie redlich, wacker; mit Altengland — Old England — bezeichnen die Engländer gern ihr Vaterland, im Gegensatze zu den später hinzugekommenen Theilen Wales, Schottland und Irland.

Alter, Die drei, der Natur (Ged.), ein Epigramm aus dem Jahre 1800. Das griechische Alterthum belebte die Natur durch einen Reichthum von Göttergestalten, welche den treibenden und bewegenden Hintergrund aller Erscheinungen bildeten. Später unterwarf die Schule sie den Gesetzen der Mathematik; da diese Betrachtungsweise jedoch sich nur auf seelenlose Kräfte stützte, so konnte dieselbe der Phantasie keine Befriedigung gewähren. Erst die vernünftige Betrachtung der neueren Zeit, von der Sch. freilich nur die Morgenröthe geschaut, hat auch

die ästhetische Betrachtung der Natur wieder in ihr volles Recht eingesetzt.

Altlandamman, s. Amman.

altlombardisch (Piccol. III, 8). Die Piccolomini stammen nach Andern aus Rom, von wo sie nach Siena zogen. „Altlombardisch" würde bedeuten, aus einem alten, in der Lombardei (d. h. dem mittleren Theile Norditaliens) ansäßigen Adelsgeschlecht.

Altorf oder **Uri** (W. T. I, 3), die Hauptstadt des Cantons Uri an der Mündung der Reuß in den Vierwaldstätter See und am Fuße des bewaldeten Bannberges (W. T. III, 3), dessen Baumstämme den Ort gegen Lawinen und Felsstürze schützen. Tell's Gefängniß wird hier noch gezeigt; eben so erinnern zwei Brunnen an ihn; einer mit seinem Standbilde, angeblich an der Stelle, wo er den Apfelschuß gethan, der andere da, wo sein Knabe gestanden haben soll. — In der Octavausgabe steht Altdorf (s. d.).

Altringer (Picc. I, 1) od. „Graf Altring" (Picc. V, 2) vertheidigte als kaiserlicher Oberst 1626 die Dessauer Brücke siegreich gegen Mansfeld und gehörte später zu den dem Kaiser besonders ergebenen Generalen.

Altvorderen (W. T. I, 2), s. v. w. Vorfahren, Väter; unsere Stelle steht in Gr. d. W. nicht.

Alzellen (W. T. I, 1), ein kleiner Ort bei dem Dorfe Wolfenschießen im Engelberger Thal, etwa in der Mitte zwischen Stanz und Engelberg im Canton Unterwalden.

Amalia (Ged.). Dieses Gedicht bildet in den „Räubern" den Anfang des dritten Aufzuges. Der Jüngling, an den es gerichtet ist, ist Karl Moor.

Amalthéa (Myth.), einigen Dichtern zufolge eine Ziege, welche Zeus als Knaben säugte; nach anderen eine Nymphe, die das Kind mit Ziegenmilch auferzog. Diese Ziege wurde von Zeus zum Lohn für ihre Ammendienste unter die Sterne versetzt; vorher jedoch hatte er ihr ein Horn abgebrochen, welches er den

Töchtern des Königs Melissus von Creta schenkte. Dies Horn (Ged. D. Spaziergang) hatte die Eigenschaft, sich mit dem zu füllen, was der Besitzer desselben wünschte. Vergl. Fortuna.

Amathúnt
Amathús } s. Aphrodite.
Amathusia

Amazone (Ph. I, 1). Die Amazonen waren ein sagenhaftes kriegerisches Weibervolk am Flusse Thermódon in der kleinasiatischen Landschaft Kappadocien; bildl. jedes beherzte, kriegerische Weib, bes. (Picc. IV, 5) auch Reiterinnen.

Ambra (Ged. Semele 1), eine graubraune, harzige Masse, die beim Reiben einen äußerst angenehmen Geruch verbreitet. Sie erzeugt sich in den Eingeweiden des Pottfisches, wird an den Küsten Indiens vielfach vom Meere ausgeworfen und war schon seit den ältesten Zeiten bekannt.

Ambrosia (Ged. Semele 2), s. Homer Il. 5, 340. 777; 19, 38, 353; Od. 12, 63, war der Name der Götterspeise, welche den Himmlischen ewige Jugend und Unsterblichkeit verlieh; daher ambrosisch (Ged. Triumph d. Liebe. — D. Spaziergang), s. v. a. göttlich, aber auch süß duftend, ein verschönerndes Beiwort, dessen sich Homer häufig bedient; daher auch Ambrosiadüfte (R. I, 3).

Amerika (K. u. L. II, 2). Zur Zeit, wo Sch. „Kabale und Liebe“ schrieb, vertheidigte Washington mit Frankreichs und Spaniens Hülfe die Freiheit Nordamerikas (1773—83) gegen die englischen Heere. Die Truppen, welche die empörten Amerikaner niederkämpfen sollten, bestanden meist aus Geworbenen, unter denen sich auch viele Deutsche befanden, die damals von mehreren Landesherren, besonders dem Kurfürsten von Hessen, Friedrich II., auf schimpfliche Weise nach dem fernen Welttheil verkauft wurden. Der bekannte deutsche Schriftsteller Seume, welcher auch zu den Verkauften gehörte, berichtet darüber Näheres.

Amethyst (Dem. I), eine violett gefärbte Varietät des Bergkrystalls, die ihrer Schönheit wegen nicht selten als Schmuckstein

verwendet wird. Im Alterthum trug man ihn als Amulet gegen die Trunkenheit, worauf sich auch sein Name bezieht.

Amiens (M. St. II, 2) in Frankreich, Hauptort der am Canal la Manche gelegenen Picardie.

Ammann (W. T. II, 2) oder Amman, s. v. w. Amtmann oder Schultheiß, d. h. der mit der Gerichtsbarkeit betraute Vorsteher eines Ortes. Der Vorsteher eines größeren Bezirks heißt Landamman (W. T. II, 1); der älteste unter diesen Altlandamman (W. T. II, 2).

Ammon (Ged. 4. B. d. Aen. 37), ein in Aegypten verehrter Gott, den die Griechen als Zeus bezeichneten. Die Aegypter nannten ihn Amun und stellten ihn mit Widderhörnern dar. Sein berühmtes Orakel lag in einer Oase der libyschen Wüste, heute Siwah, westlich von Aegypten.

Ammonshorn (W. T. IV, 3), eine jetzt nur noch versteinert vorkommende Schneckengattung, deren einzelne Arten von der Größe einer Linse bis zu der eines Wagenrades gefunden werden. Sie haben die Gestalt eines Widderhorns (vergl. Ammon), bestehen vorzugsweise aus Kalk oder Eisenkies und finden sich in fast allen Kalkgebirgen, in den Alpen bis zu einer Höhe von mehreren Tausend Fuß.

Amor
Amoretten } s. Eros.
Amorinen

Amphiaráus (Phön.), berühmter Seher und Liebling der Götter; er nahm an dem Zuge der Sieben gegen Theben, als einer derselben, Theil, wurde auf der Flucht mit seinem Streitwagen von der Erde verschlungen, von Zeus aber unsterblich gemacht.

Amphion (Phön.), König in Theben, ein Sohn des Zeus und der Antiope. Er war hochberühmt in der Kunst des Saitenspiels, und der Sage nach sollen sich die zur Befestigung Thebens verwendeten Steine durch die zauberischen Klänge seiner

Melodieen von selbst in Bewegung gesetzt haben. Vergl. Ged. D. Eleusische Fest, Str. 22 u. H. d. K.

Amphitrite, eine Oceanide, die Gemahlin des Poseidon (Neptun), dem sie den Triton gebar, welcher mit seinen Eltern auf dem Grunde des Meeres in einem goldenen Palaste wohnte. Bei den Dichtern ist Amphitrite (Ged. D. Antritt d. neuen Jahrhunderts) oft die Personification des Meeres. So auch (Br. v. M. 418), wo Don Manuel bei der Beschreibung des Schmuckes seiner Braut nichts vergessen haben will:

„Auch nicht der Perlen und Korallen Schmuck,
Der Meeresgöttin wundersame Gaben."

Ste. Ampoule (J. v. O. IV, 6), von dem lat. ampulla, Flasche; in der katholischen Kirche das Gefäß mit dem geweiheten Chrisma, d. h. (griechisch) dem bei der Taufe, der Firmelung, den Krönungsfeierlichkeiten 2c. gebrauchten Salböl. Die in der Jungfrau erwähnte Ampulla soll bei der Taufe des Frankenkönigs Chlodwig († 510) vom Himmel gesendet worden sein. In der Revolutionszeit verloren gegangen, wurde sie behufs der Krönung Karls X. (1824—1830) glücklich wiedergefunden.

Amulet (Gstſ. 10, 146), aus dem Arab., ein mit Figuren oder einer Inschrift versehener Körper, gew. von Stein oder Metall, der von abergläubischen Leuten am Halse oder sonst am Leibe getragen wird, und der vor Zauberei und Krankheiten schützen soll.

An ** (Ged.), drei Epigramme aus dem Jahre 1796, die vermuthlich an bestimmte Personen gerichtet waren, indessen zugleich allgemeine Wahrheiten enthalten. Das erste sollte sich (nach Boas) wohl auf den etwas zudringlichen Karl August Böttiger beziehen, einen der kenntnißreichsten Archäologen jener Zeit, dessen Gelehrsamkeit Sch. u. G. bisweilen in Anspruch nahmen. Uebrigens erinnert es zugleich an: „Unterschied der Stände" und „das Werthe und Würdige" (s. d.). — Das zweite kann an Wieland, vielleicht auch (nach Viehoff) an den durch

seine „deutsche Prosodie" und andere Schriften bekannten K. Ph. Moritz gerichtet sein, mit denen es Sch. umgekehrt ging, indem der Umgang mit den betreffenden Personen an sich ihm werthvoller war als ihr positives Wissen. — Das dritte ist jedenfalls an Goethe gerichtet, dessen objective Geistesrichtung auf den vorwiegend speculativen Dichter einen höchst anregenden Einfluß ausübte.

Anákreon (Sp. u. d. L.), um 500 v. Chr. ein griechischer Lyriker, dessen Charakter unsere Stelle ungefähr andeutet. Wir besitzen unter seinem Namen eine Sammlung anmuthiger Liebes- und Trinklieder, die von K. Uschner (Berlin bei Schneider) übertragen worden sind.

Anchises (Ged. 2. B. d. Aen. 53), der Vater des trojanischen Helden Aeneas, der ihm von der Göttin Aphrodite (Venus) geboren worden war (Homer, Il. 20, 215), aus einem alten trojanischen Königsgeschlechte, hütete die Rinderheerden seines Vaters an dem Berge Ida, wo ihn Venus mit ihrer Liebe beglückte und ihm den Aeneas gebar. Lange Zeit hatte Anchises von der Gunst der Göttin geschwiegen, bis er einst, vom Weine erhitzt, sich doch derselben rühmte. Da eilte Venus klagend zum Jupiter, welcher (Ged. 2. B. d. Aen. 110) den Donnerkeil nach ihm schleuderte, um ihn zu tödten. Indessen fiel sie dem Zürnenden noch zeitig genug in den Arm, so daß Anchises nur gelähmt wurde.

Anchove (F. V, 6), gew. Anschovi, ein kleiner, zum Geschlecht der Häringe gehöriger Fisch, der besonders an den italienischen und französischen Küsten vorkommt und wie die Sardelle gegessen wird.

Andrógeos (Ged. 2. B. d. Aen. 66), auch ein Sohn des Minos, hier ein beliebig gewählter Name, s. Acamas.

Andromache, s. Hektor.

St. Ange (Mlth.), s. Malta.

Angelstern (D. C. V, 10), der nördliche Polarstern, um welchen der ganze Fixsternhimmel in 24 Stunden seine scheinbare Drehung vollendet, während er selber unbeweglich den Nordpol

des Himmels bezeichnet. Astronomisch streng genommen steht der Polarstern übrigens nicht in dem Nordpol, sondern nur in der Nähe desselben. Vergl. Pol.

Anjou, Herzog von (M. St. I, 6; II, 9). Der Herzog von Anjou (bei Sch. franz. Düc von Anjou), welcher seinen Titel nach der französischen Provinz desselben Namens führt, ist Franz, Bruder Heinrich's III., des letzten der Könige aus dem Hause Valois (1328—1589). Als die Holländer ihn beriefen, um ihm die Leitung ihres Widerstandes gegen den König Philipp II. von Spanien anzuvertrauen, welchen sie für abgesetzt erklärt hatten, ging er zuvor nach England, da er sich schon seit 1579 um Elisabeth's Hand bewarb. Sie übergab ihm einen Ring als Pfand ihrer Versprechungen und unterzeichnete sogar einen Ehevertrag. Er starb aber bereits 1583.

Anna (Ged. 4. B. d. Aen. 4), die Schwester der Königin Dido von Karthago. — Anna v. Boulen, s. Heinrich VIII. u. Elisabeth.

Antecámera (Picc. I, 2), od. fr. Antichambre (K. u. L. I, 6), das Vorzimmer. Sch. wählt die spanische Form, weil am Hofe zu Wien die spanische Etikette galt. Bekanntlich stammten von Karl V. und seinem Bruder Ferdinand I. die beiden Häuser Habsburg ab, welche in Oestreich noch jetzt (freilich indem 1740 der Mannsstamm mit Karl VI. ausstarb und Maria Theresia den früheren Herzog von Lothringen heirathete), in Spanien bis 1700 regierten.

Antibaptisten (Wst. L. 8), ein von Sch. gebildetes Fremdwort, s. v. w. Leute, die nichts von der Taufe halten.

Antichambre, s. Antecamera.

Antigone (Phön.), die berühmte Tochter des Oedipus. Die Geschichte dieses Fürsten und seiner Familie erzählt im Anfang der „Scenen aus den Phönizierinnen" Jokasta selbst vollständig. Sophokles hat sie in dem „König Oedipus", dem „Oedipus in Kolónos" und endlich in der „Antigone" (übers. von

Donner u. A.) verherrlicht. „Antigone“ ist noch heute eine Zierde der deutschen Bühnen, besonders derjenigen Berlins.

Antike, Die, an den nordischen Wanderer (Ged.). Die frühere Ueberschrift dieses Epigramms aus dem Jahre 1795 lautete: „Die Antike an einen Wanderer aus dem Norden“. W. v. Humboldt rühmt an dem Gedichte „den ernsten scheltenden Ton, der eine große Wirkung hervorbringt“. Der Grundgedanke ist der, daß der düstere Charakter unserer nordischen Natur im Vergleich mit dem lachenden Himmel Italiens, und demnächst unsere durch die Entfernung von den klassischen Ländern hervorgerufene Anschauungs- und Denkweise uns die reine Auffassung antiker Kunstwerke, wie des klassischen Geistes überhaupt, in hohem Grade erschweren muß.

Antiken, Die, zu Paris (Ged.), ein Gedicht aus dem Jahre 1803, welches seinem Inhalte nach mit dem vorigen verwandt ist, seiner metrischen Form nach an „die deutsche Muse“ (s. d.) erinnert. Durch Goethe's Interesse für die bildende Kunst war auch Sch. zeitweise für dieselbe gewonnen worden, und so ergoß sich denn sein Zorn in diese Strophen, als die französischen Republikaner bei ihrem siegreichen Vordringen in die klassischen Länder eine Menge von Kunstschätzen raubten, um dieselben in Paris aufzustellen. Er tadelt diesen Vandalismus, der keinen anderen Zweck hat, als einer oberflächlichen Eitelkeit zu dienen, und verkündet prophetisch, was der Erfolg gelehrt, daß der Anblick der Schätze des Alterthums keine tiefere Einwirkung auf die Entwickelung des Kunstsinnes der Franzosen auszuüben im Stande sein würde.

Antinous, ein schöner Jüngling, welchen Kaiser Hadrian aus Bithynien (in Kleinasien) mitgebracht hatte und den er so liebte, daß er ihn beständig um sich haben mußte. Aber Lebensüberdruß, oder der Wahn, daß sein Tod für das Wohl des Kaisers unumgänglich nothwendig sei, veranlaßten den Jüngling, sich in den Nil zu stürzen. Von übermäßigem Schmerze ergriffen, widmete Hadrian seinem Liebling eine wahrhaft göttliche

Verehrung. Er benannte ein Sternbild in der Nähe der Milchstraße (zwischen Adler, Steinbock und Schütze) mit seinem Namen, ließ ihm Bildsäulen und Altäre errichten, erbaute ihm einen Tempel zu Mantinéa in Arkadien und ordnete, ihm zu Ehren, alljährlich wiederkehrende feierliche Spiele an. So wurde Antinous ein Gegenstand göttlicher Verehrung, und es war allgemein Sitte geworden, sein Bildniß in Häusern und Gärten aufzustellen, nicht selten mit den Attributen des Bacchus versehen. Besonders wird eine Darstellung des Antinous im Vatikan gepriesen. Die großen melancholisch blickenden Augen, der fein und zierlich geschnittene Mund, das außerordentlich sanfte Profil in Verbindung mit dem edelgeformten Körper sind ein Beweis von gründlichem und verständigem Studium der menschlichen Gestalt, und führen zugleich einen neuen Typus in die griechische Kunst ein; daher heißt es von Fiesco (F. I, 1) „ein blühender Apoll, verschmolzen in den männlich schönen Antinous"; das Beiwort „männlich" könnte die Vermuthung begründen, Sch. habe an den Antinous der Odyssee gedacht.

Antiope (Ph. I, 1), die Schwester der Amazonenkönigin Hippólyta; sie war bei der Besiegung der Amazonen (s. d.) gefangen genommen worden und ward dem Theseus zu Theil, dem sie den Hippolytus gebar. Die Amazonen verbanden sich mit den Scythen und rückten gegen Attica vor. In dem nun folgenden Kampfe starb Antiope, an der Seite ihres Gatten muthvoll kämpfend, den Heldentod.

Antipathie, Meine (Ged.), ein Epigramm aus dem Jahre 1796. Es enthält eine erhabene Anforderung an das Menschengeschlecht, dem bei fortschreitender Entwickelung die sittliche Denk- und Handlungsweise zur andern Natur werden soll.

Antistrophe, s. Strophe.

Antritt, Der, des neuen Jahrhunderts (Ged.). Als das Jahr 1800 zu Ende ging, faßte Sch. im Vereine mit Goethe und dem durch seine „Blüthen griechischer Dichter", so wie durch

mehrere Musenalmanache bekannten Leo v. Seckendorf (geb. 1773, † 1809) den Plan, den Anfang des neuen Jahrhunderts mit einer Reihe von Festlichkeiten zu begrüßen, um ihr liebes Weimar ein wenig in Bewegung zu bringen. Indessen ließ es der Ernst der damaligen politischen Verhältnisse, so wie die innere Zerrissenheit der Gemüther zu keiner freudigen Stimmung kommen. So gehört denn dieses Gedicht nicht dem Anfange des Jahres 1801 an; sondern es ist, wie aus einem Briefe Sch. an Goethe erhellt, erst um die Mitte des Juni entstanden, und die leicht falsch zu deutende Ueberschrift erst später hinzugefügt worden. Es enthält eine Schilderung der damaligen bewegten Zeit, erinnert an die Kämpfe, die im Jahre 1800 in Italien und Deutschland stattfanden, und an den nach dem Frieden von Lüneville noch fortbestehenden Krieg zwischen England und Frankreich. — Str. 1, V. 4 erinnert an die Ermordung des russischen Kaisers Paul I. am 23. März 1801; Str. 2 an den Zusammensturz vieler Staatengebäude, auf deren Trümmern neue Republiken errichtet wurden; ferner an das Abtreten des linken Rheinufers an Frankreich, so wie an den Kampf der Engländer gegen die Franzosen um Aegypten, welches im Jahre 1802 dem Sultan zurückgegeben wurde. Str. 4 weist auf den Gallierkönig Brennus hin, der den römischen Gesandten die Antwort gab: „Wir tragen das Recht auf der Spitze des Schwertes, und tapferen Männern gehört Alles“. Als derselbe im J. 389 v. Chr. Rom zerstörte und nur das Capitol sich noch hielt, verpflichteten sich die Gallier, gegen 1000 Pfund Gold wieder abzuziehen. Die Forderung ward bewilligt, indeß wog Brennus dasselbe auf falscher Wage nach, und als die Römer sich beschwerten, warf er trotzig sein Schwert zu den Gewichten mit dem Ausruf: „Wehe den Besiegten!“ Indessen war Camillus zum Dictator ernannt worden und erschien zu rechter Zeit mit seinem Heere, um den Vergleich für nichtig zu erklären. Es kam zum Kampfe, und keiner der Gallier erreichte sein Vaterland wieder. Der „Franke“ wird er genannt, weil man die alten Gallier, die früheren Bewohner

Frankreichs, gleich den Franken, auch als Vorfahren der Franzosen anzusehen pflegt. — Das Paradies (Str. 6), das von dem Britten unentdeckt bleibt, ist in der Schlußstrophe geschildert.

Apanage (Gstſ. 128), das Leibgedinge, nämlich die Abfindung der jüngeren fürstlichen Kinder mit Gütern oder anderen Einkünften, aus denen sie ihren standesgemäßen Unterhalt bestreiten können.

Apenninen (Ged. D. berühmte Frau), das Gebirge, welches Italien von N. nach S. durchzieht.

Aphrodite (Myth.), bei den Römern Venus. Der griechische Name bedeutet die Schaumgeborene, denn sie war aus dem Schaume des Meeres aufgetaucht, von wo sie auf einer Seemuschel zuerst auf der Insel Cythere (s. u.), später auf Cypern landete; daher wird sie (Br. v. M. 420): „Die gefällige Tochter des Schaums" genannt; ferner heißt es (Ged. D. Triumph d. Liebe):

„Und sieh! der blauen Fluth entquillt
Die Himmelstochter sanft und mild,
Getragen von Najaden
Zu trunkenen Gestaden."

Nach Homer (Il. 5, 370) ist sie eine Tochter des Zeus und der Meergöttin Dione (Ged. Die Blumen), nach welcher sie selbst bisweilen Dione (Iph. II, Zw.-H.) genannt wird. Außerdem führt sie noch viele andere Beinamen. Nach der Stadt Amathus od. Amathunt (Ged. D. Götter Griechenlands) auf der Südküste von Cypern, wo sie am eifrigsten verehrt ward, heißt sie Amathusia (ebendas.), nach der Insel selbst Cypria (Ged. 4. B. d. Aen. 17). Der südlich von dem Peloponnes gelegenen Insel Cythera (jetzt Cerigo) verdankt sie den Namen Cythere (Ged. D. Götter Griechenlands). Das Vorgebirge Idalium auf Cypern, wo ihr ein Hain nebst einem Tempel gewidmet war, ist die Veranlassung zu dem Namen Idalia (Ged. 4. B. d. Aen. 19) geworden, und endlich wird sie, gleich einer der Musen, oft auch Urania (Ged. D. Künstler), d. h. die Himmlische genannt. Sie war die Gattin des Vulkan (s. Hephästos); gebar

indessen dem Mars den Eros (Ged. Poesie des Lebens) und dem Anchises den Aeneas (4. B. d. Aen. 67).

Dem griechischen Volksglauben zufolge, wie auch bei den Dichtern, ist Aphrodite zunächst die Göttin der Liebe, welche das Gefühl derselben in allen Wesen erweckt; daher klagt Juno (Ged. Semele 1), zu sich selbst sprechend:

„Wehe, Deinen Stolz zu beugen,
Mußte Venus aus dem Schaume steigen.
Götter bethörte,
Menschen und Götter ihr zaubrischer Blick."

Natürlich begünstigt sie dann auch die Liebenden und ist ihnen hülfreich, wie (Ged. Das Eleusische Fest):

„Venus mit dem holden Knaben
Schmücket selbst das erste Paar."

Ja, in dem ganzen Gebiete der Natur steht die Zuneigung der verschiedenen Geschlechter unter ihrem Schutze, weshalb es (Ged. D. Blumen) von den Blumen heißt:

„Gaukelnde Sylphiden schwingen
Buhlend sich auf eurem Schooß!
Wölbte eures Kelches Krone
Nicht die Tochter der Dione
Schwellend zu der Liebe Pfühl?"

Als Beherrscherin des Reichs der Liebe wird sie in entsprechenden Fällen um Hülfe angerufen. So heißt es (Ged. Hero u. Leander):

„Und sie fleht zur Aphrodite,
Daß sie dem Orkan gebiete."

Wer sich indeß ihrer Herrschaft zu entziehen suchte, der hatte ihre Rache zu fürchten, daher sagt Theramén (Ph. I, 1) zu dem strengen Hippolyt:

„So lang' von dir verachtet, hätte Venus
Des Vaters Ehre nun an dir gerächt?"

Außer ihrer Eigenschaft als Göttin der Liebe ist Aphrodite auch die Göttin der Schönheit und Anmuth, und darum trägt sie den Gürtel (s. d. und Homer Il. 14, 214), welcher Liebe, schmachtendes Verlangen, sanfte Schmeichelei und zärtliches Gespräch in sich vereint. Da sie in dem Kampfe um den Preis

der Schönheit (Iph. I, Zw.-H.) den Sieg davon trug (vergl. Eris), so wird sie (Ged. 4. B. d. Aen. 19) „der Schönheit Königin" genannt.

Einige Male braucht Sch. ihren Namen auch bildlich, und zwar zunächst für Liebe, wie (Ged. 4. B. d. Aen. 6), wo Anna zu ihrer Schwester Dido sagt:

„Willst du
Die Wonne, die aus holden Kindern lacht,
Der Venus' süße Freuden dir versagen?"

Dann aber ist sie ihm auch das Symbol der Schönheit, die zunächst den Gedanken weckt, wie (Ged. D. Künstler):

„Und der hinschmelzende Gedanke schließt
Sich still an die allgegenwärtige Cythere,"

außerdem aber in stets weiterschreitender Fortentwickelung den Menschen zur Wahrheit, „zur himmlischen Urania" führt, wie (ebendas.):

„Sie selbst, die sanfte Cypria,
Umleuchtet von der Feuerkrone,
Steht dann vor ihrem münd'gen Sohne
Entschleiert als Urania."

Da die Venus den Alten das Ideal weiblicher Schönheit war, so wurde sie von Künstlern (R. V, 1. — Gstſ. 233) sehr häufig dargestellt; eine der berühmtesten unter den antiken Darstellungen ist die mediceische oder die von Florenz (F. II, 5).

Apidanus (Iph. III, 4), ein Fluß in Thessalien.

Apollon (Myth.), lat. Apollo, mit dem Beinamen Phöbus, der Sohn des Zeus und der Latona, wurde mit seiner Zwillingsschwester Artĕmis auf der Insel Delos geboren. Von Themis mit Ambrosia und Nektar genährt, ward des Knaben Körper bald mit wunderbarer Kraft erfüllt, die sich zuerst gegen den Drachen Pytho wendete, der einst auf Junos Geheiß seine Mutter überall verfolgt hatte. Am Berge Parnassus traf er ihn, und da derselbe ihn hindern wollte, das Orakel zu Delphi in Besitz zu nehmen, vermittelst dessen Apollo den Menschen den Willen des Zeus zu verkünden beabsichtigte, so erlegte er das

Unthier, weshalb er (Ged. D. Glück) „der pythische Sieger“ und (Ged. Kassandra) „pythischer Gott“ genannt wird. — Da Apollo für die Liebe sehr empfänglich war, so weiß die Mythe von manchen Nymphen und Töchtern der Erdgeborenen zu erzählen, auf welche sich die Stelle (Ged. D. Götter Griechenlands) bezieht:

„Pyrrha's schöne Töchter zu besiegen,
Nahm der Leto Sohn den Hirtenstab.“

Apollon gehört zu den zwölf großen Göttern der Griechen und Römer und vereinigt in sich eine große Anzahl religiöser Vorstellungen. Als Sonnengott (Phön.) fährt er mit dem von vier brausenden weißen Rossen gezogenen Sonnenwagen (Ged. D. Triumph d. Liebe) von Meer zu Meer und giebt der Welt den Tag; daher (Iph. I, 1):

„Schon färbt die lichte Morgenröthe
Den Himmel weiß, und flammenwerfend steigen
Der Sonne Räder schon herauf.“

weshalb auch (Ged. An Goethe) von dem „bewegten Rad der Zeit“ die Rede ist; desgl. (Br. v. M. 418):

„Lichtweiß, gleichwie des Sonnengottes Pferde“

und (Ged. Hero u. Leander):

„Sah hinab die Sonnenrosse
Fliehen an des Himmels Rand.“

In dieser Eigenschaft wird sein Name oft gleichbedeutend mit Helios (s. d.) gebraucht, so wie ihm deshalb auch der Beiname Phöbus (Ged. D. Abend. — Phön.), d. h. wohl der Glänzende, gegeben wird. — Als strafender und verderbender Gott ist er mit Bogen und Pfeilen bewaffnet; daher (J. v. O. I, 4) Sorel's Worte:

„Den zarten Leib dem glüh'nden Pfeil der Sonne
Preis gegeben.“

Deshalb bezeichnet ihn die Mythe auch als Urheber der durch die Hitze entstandenen Pest und läßt ihn die Menschen schaarenweise mit seinen Geschossen erlegen (Homer, Il. I, 43). — Ferner ist er der Gott des Gesanges und des Saitenspiels, der

bei den Göttermahlen die von ihm erfundene Cither spielt; daher (Ged. D. Eleusische Fest):

„Aber aus den gold'nen Saiten
Lockt Apoll die Harmonie
Und das holde Maß der Zeiten
Und die Macht der Melodie."

Auch Einzelne unter den Sterblichen erwählt er zu seinen Lieblingen und beglückt sie mit seiner Kunst, wie Ibykus, von dem es (Ged. D. Kraniche d. Jb.) heißt:

„Ihm schenkte des Gesanges Gabe,
Der Lieder süßen Mund Apoll."

Ueberhaupt ist es eine seiner angenehmsten Aufgaben, die Menschen durch Musik zum Guten und Rechten zu führen; weshalb Zeus (Ged. Semele 2) von ihm sagt:

„Apollo selbst gestand, es sei Entzücken,
Mensch unter Menschen sein."

Endlich ist er als Gott des Lichtes auch der Gott der Weissagung und Dichtung, wie (Ged. 4. B. d. Aen. 11):

„Phöbus, der das Künftige enthüllt",

weshalb Semele (Ged. Semele 1) unmittelbar nach Juno's Prophezeihung mit Beziehung auf die Priesterin, welche zu Delphi die Orakelsprüche ertheilte, in den Ausruf ausbricht: „Pythia! Apollo!" In dieser Eigenschaft verleiht er auch den Menschen die Gabe, in die Zukunft zu schauen (vergl. Kassandra), überhaupt das Wahre und Schöne zu erkennen. Zugleich ist er (Iph. IV, Zw.=H.) der Chorführer der Musen (s. d.) und als solcher (Ged. Dithyrambe) das Sinnbild dichterischer Begeisterung, weshalb auch der Pegasus (Ged. Peg. im Joche) „Phöbus stolzes Roß" genannt wird. Ebenso ist er der Inhaber verschiedener Orakel; daher (Ged. 4. B. d. Aen. 64):

„Jetzt heißt Apoll's Orakel nach dem Strand
Des herrlichen Italiens mich eilen"

und (Ged. 2. Bd. d. Aen. 42):

„Apoll's Orakel spricht
Weissagend aus Kassandren's Munde",

Er beschützt die Trojaner, weshalb auch das troische Gebiet (Iph. III, Zw.-H.) „Phöbos heilige Erde“ genannt wird. Da ihm hier zu Thymbra ein Tempel errichtet war, so heißt er (Ged. Kassandra) auch der Thymbrier. — Die Künstler stellen den Apollo als eine schöne, jugendlich blühende Männergestalt dar, weshalb sein Name bisweilen auch bildlich gebraucht wird, wie (F. I, 1): „ein blühender Apoll“.

Apollonius von Tyána (Gstſ. 165), ein etwa 50 n. Chr. lebender Anhänger der pythagoräischen Philosophie, wie die spätere Zeit sie mit orientalischen und neuplatonischen Ideen mischte, der von den Heiden als Wunderthäter gepriesen und gewissermaßen Christus entgegengestellt wurde. Sein Leben ist von dem Griechen Philostratus, 200 n. Chr., mehr romanhaft freilich als geschichtlich, beschrieben worden; dennoch ist das Buch ein höchst merkwürdiges Denkmal des damaligen Zeitgeistes, in welchem griechische und orientalische Religionsvorstellungen sich zum seltsamsten Aberglauben verbanden. Es gehört so recht in den Geisterseher und in das 18. Jahrhundert, in welchem in der Stadt der Aufklärung (Paris) ein Mesmer seine magnetischen Künste treiben durfte. Das sehr lesenswerthe Buch ist von Fr. Jacobs, Stuttgart 1828, i. D. übersetzt.

Apostel, wörtl. ein Gesandter, Bote; bes. die Jünger Jesu als Verkündiger des Evangeliums. — Mit dem Apostel der Stelle (M. St. V, 7):

„Wie den Apostel einst
Der Engel führte aus des Kerkers Banden“

ist Petrus gemeint, welcher (Apostelgesch. 12, 1—10) von Herodes ins Gefängniß geworfen, durch einen Engel wunderbar befreit wurde. — Bildl. ist Apostel ein Mensch, zu dem man unbedingtes Vertrauen hat, wie (Gstſ. 172): „in Kurzem war ich der angebetete Apostel des Hauses“. Eben so ist die Stelle (Ged. Elegie auf d. Tod e. Jünglings): Es mögen „Gauner durch Apostelmasken schielen“ eine biblische Ausdrucksweise, die an den „Wolf im Schafskleide“ (Matth. 7, 15) erinnert.

Appius Claudius (F. I, 13), ein patricischer Decemvir, dem es 450 v. Chr. gelang, die Wahl der übrigen Decemvirn nach seinem Willen zu lenken, so daß er glaubte, mit diesen, seinen Geschöpfen, eine unumschränkte Herrschaft aufrichten zu können. Nach geschehener Wahl trat er mit seinen Planen hervor und erlaubte sich ungescheut die frevelhafteste Willkür; aber eine unüberlegte That, die Frucht einer blinden Leidenschaft, führte seinen Sturz herbei. A. Cl. stellte einem schönen Mädchen, Namens Virginia (F. II, 17), der Tochter des Plebejers Virginius nach. Als er mehrere vergebliche Versuche gemacht, das Mädchen zu verlocken oder ihre Wärterin zu bestechen, ließ er sie durch einen seiner Clienten, Namens Claudius, mit Gewalt ergreifen, unter dem Vorgeben, Virginia sei die Tochter einer Sclavin des Claudius und dem Virginius von dessen kinderloser Gattin untergeschoben. Allen Zeugnissen zum Trotz sprach A. Cl. durch Richterspruch seinem Clienten das Mädchen zu, und zwar in Gegenwart ihres Vaters. Dieser, in Verzweiflung, bittet um die Erlaubniß, seiner Tochter noch ein Wort sagen zu dürfen, und mit den Worten: „Geh frei und rein, Virginia, zu Deiner Mutter und zu Deinen Vorfahren“ stößt er ihr ein Messer in die Brust. Der Anblick des Leichnams entflammte das Volk zur Rache und hatte den Sturz des A. Cl. zur Folge, der sich übrigens im Gefängnisse selbst den Tod gab. — Bekanntlich hat auch Lessing diese Thatsache benutzt, um in seiner „Emilia Galotti“ die Ermordung derselben durch ihren Vater zu erklären.

Arabien, die südwestlichste Halbinsel von Asien, ist bekannt als das Vaterland wohlriechender Gewächse, wie des Myrrhen-, des Weihrauchbaumes u. a.; daher (Mcb. V, 1):

„Arabiens Wohlgerüche alle
Versüßen diese kleine Hand nicht mehr.“

Arabier, einen sternkundigen (Br. v. M. 436). Bekanntlich waren es die Araber, welche, nachdem das Unglück der Zeiten Jahrhunderte lang alle wissenschaftlichen Beschäftigungen

in Europa zurückgedrängt, wieder einige Aufklärung über die gesetzmäßigen Bewegungen am gestirnten Himmel verbreiteten. Besonders unter dem Kalifen Almansor (754 n. Chr.) und seinen Nachfolgern wurde die Astronomie wieder gepflegt, und Namen, wie Thabeth ben Korrah, Alfargani, Abulwefa, Averroes und Abulfeda machten in der Geschichte der Astronomie Epoche.

arachnéisch, wörtl. spinnenartig, von dem gr. arachnē, die Spinne; im bildl. Sinne, wie (Ged. Phantasie an Laura) s. v. w. kunstvoll.

Aranjuez (D. C. I, 1), ein am Tajo, östlich von Toledo gelegenes Städtchen nebst einem von Philipp II. erbauten Lustschlosse mit köstlichen Gärten in einem der reizendsten Thäler von Neu-Castilien.

Arbeiter, der gelehrte (Ged.), ein Epigramm aus dem Jahre 1796. Eigentlich gelehrte Studien sind stets eine saure Arbeit, die nur geringen Genuß gewährt; erst wenn die Resultate der Wissenschaft in schönem Gewande erscheinen, werden sie genießbar und weiteren Kreisen zugänglich.

Arbela, s. Alexander Magnus.

Archangel (Dem. II, 1), an der Mündung der Dwina, Rußlands älteste Seestadt. Sie wurde um 1584 gegründet und nach einem, dem Erzengel (Archángelus) Michael gewidmeten Kloster benannt.

Arche. Die Stelle (Wst. L. 8): „Die Arche der Kirche schwimmt im Blute“ ist eine Anspielung auf die Arche Noahs, welche zur Zeit der Sündfluth allein Rettung gewährte, gleichwie vom katholischen Standpunkte aus auch die römische Kirche als die allein seligmachende angesehen wird. Andererseits ist es vielleicht auch eine Anspielung auf die Bundeslade (arca foederis) der Israeliten, die, gleichfalls öfter den Gefahren des Krieges ausgesetzt, eine Zeit lang sogar (I. Samuel., Cap. 4—6) in der Gewalt der Philister war.

Archimedes und sein Schüler (Ged.). Archimedes, einer der berühmtesten Mathematiker und Physiker des Alterthums, wurde 287 v. Chr. zu Syrakus geboren. Er hat seine beiden Lieblingswissenschaften mit einer Menge höchst wichtiger Entdeckungen bereichert. Als im 2ten punischen Kriege seine Vaterstadt von den Römern unter Anführung des Consuls Marcellus (212 v. Chr.) belagert wurde, vertheidigte er dieselbe mittelst sinnreicher Kriegsmaschinen. Indessen wurden die Römer durch Ueberrumpelung Sieger, und Archimedes selbst büßte bei der Erstürmung sein Leben ein. Der Sage nach erschlug ihn ein römischer Soldat in seinem Zimmer, wo er damit beschäftigt war, mathematische Figuren in den Sand zu zeichnen. Auf die Worte, die er dem rohen Krieger zurief: „Zertritt mir meine Cirkel nicht!“ bezieht sich die Stelle (Wst. T. IV, 8):

„Gerechnet hat er fort und fort, und endlich
Wird doch der Calcul fertig sein; es wird
Sein Leben selbst hineingerechnet haben,
Wie jener dort in seinem Cirkel fallen.“

— Das oben genannte Epigramm stammt aus dem Jahre 1795. Der Grundgedanke, welchen der Dichter dem Archimedes in den Mund legt, ist der: Wir sollen Kunst und Wissenschaft um ihrer selbst, nicht aber um eines äußeren Nutzens willen treiben; wo statt der idealen Richtung das Nützlichkeitsprincip vorwaltet, da geht das rein humane Interesse verloren. (Vergl. Wissenschaft.)

Architectur (Br. v. M., Einl. 378) oder Baukunst. Sie wird nach den Gegenständen, womit sie sich beschäftigt, in bürgerliche, Kriegs-, Schiffs-, Mühlen-, Brücken-, Straßen-Baukunst &c. eingetheilt. Mit den Attributen, welche der Dichter der personificirten Baukunst (H. d. K.) beilegt, der Mauerkrone und dem Schiff, deutet er auf diejenigen Erscheinungen hin, welche Petersburg vorzugsweise charakterisiren.

Arcos (D. C. V, 9), Stadt in der spanischen Provinz Cadiz.

Ardennerwald (J. v. O. V, 8) d. i. die Ardennen, ein rauhes, fast durchgehends, [illegible] Bergland im nordöstlichen Frankreich, wo es sich von der Mosel bis zur Maas hinzieht.

Ares (Myth. Iph. I, Zw.-H.), bei den Römern **Mars**, ein Sohn des Jupiter und der Juno, war der Gott des Krieges und das Sinnbild der ungestümen, rohen Tapferkeit, daher heißt er (Iph. III, Zw.-H.):

„Der fürchterliche Gott der Schlachten“.

Gleichnißweise sagt Wallenstein (Wst. T. III, 13) von sich:

„Mein Name
Ging wie ein Kriegsgott durch die Welt“,

und (Br. v. M. S. 421) heißt es:

„Denn die Jagd ist ein Gleichniß der Schlachten,
Des ernsten Kriegsgotts lustige Braut.“

Bildl. s. v. w. **Kriegsheer**, wie (Iph. I, 1):

„In Aulis
Versammelt sich ein fürchterlicher Mars“,

od. **Streitkraft**, wie (Iph. I, Zw.-H.):

„Der Argiver Mars“,

auch **kriegerische Begeisterung**, wie (Phön.):

„Dem schlägt der kalydon'sche Mars im Busen.“

Auf Münzen, wie auf den Schlußsteinen von Triumphbögen erblickt man den Mars oft mit Trophäen auf der Schulter und mit der Lanze in der Hand fortschreitend; daher auch (J. v. O. I, 5) „der **Siegesgott**“.

Arethusa (Iph. I, Zw.-H.), eine Quelle auf der Insel Nasos od. Ortygia bei Syrakus, der Sage nach ursprünglich eine Quellnymphe in Elis. Vergl. Alpheus.

Argeier (Ged. 2. B. d. Aen. 58), eine andere griechische Form für Argiver (s. d.).

Argier (Ged. Semele 2), die Bewohner von Argos (s. d.).

Argiver (Iph. I, Zw.-H.), bei Sch. auch Achiver und Argeier, werden von Homer oft die Griechen genannt.

Argos (Ged. Semele 2. — 2. B. d. Aen. 31. — Phön.), die Hauptstadt der Landschaft Argolis im Peloponnes; nach (Iph. I, 1) Agamemnons Herrschersitz. Vergl. Cyklopenstadt.

Argus (Myth.), dessen Abkunft verschieden angegeben wird, war der hundertäugige Wächter (an dem ganzen Körper mit

Augen versehen, von denen immer nur die eine Hälfte schlief), welchem Juno die Bewachung der von ihr aus Eifersucht in eine Kuh verwandelten Jo übergab. Mercur tödtete ihn auf Befehl des Jupiter, worauf Juno die hundert Augen seines Körpers dem Pfau in den Schweif setzte (vergl. Here). Der Argusblick kommt öfter bildlich vor, wie (R. II, 3): „Er, der die hundert Augen des Argus hat, Flecken an seinem Bruder zu spähen“ — ferner (D. C. I, 1):

— — — „ich weiß, daß hundert Augen
Gedungen sind, mich zu bewachen.“

und (M. St. II, 8):

„Wie ein Gefangener vom Argusblick
Der Eifersucht gehütet.“

Ariadne (Ph. I, 1), s. Phädra.

Aricia (Ph. I, 1), der Sage nach eine Nymphe, mit der sich Hippolytus vermählte, indem Artemis ihn nach seinem unglücklichen Tode wieder auferweckt und nach Italien versetzt hatte. Sie stammte aus dem Geschlechte der Pallantiden (s. d.).

Arion (Ged. D. Götter Griechenlands), ein berühmter Citherspieler und Dichter, dem man die Ausbildung des „Dithyrambus“ verdankt (daher seine Zusammenstellung mit Pindar); er stammte aus Methymna auf Lesbos, einer Insel im nördlichen Theile des Aegäischen Meeres, und lebte um 600 v. Chr. Man vergl. Schlegel's und Tieck's bekannte Gedichte: „Arion“.

Ariost (Gstf. 241). Lodovico Ariosto, ein berühmter italienischer Dichter aus dem 16. Jahrh., der sich besonders durch seinen „rasenden Roland“ unsterblich gemacht hat.

Aristarch (Ged. D. berühmte Frau), ein berühmter alexandrinischer (s. d.) Grammatiker (150 v. Chr.) und gelehrter Erklärer der Gedichte des Homer, zeichnete sich durch Scharfsinn und reiche Kenntnisse aus. Nach ihm pflegte man alle strengen Kunstrichter Aristarche zu nennen.

Aristóteles (Ged. D. Philosophen), einer der berühmtesten Philosophen Griechenlands, geb. 384 v. Chr., † 322, der Erzieher

Alexanders des Großen, der Schöpfer der Naturgeschichte und Verfasser vieler philosophischer Schriften. Die Stelle in der Vorrede zu den Räubern: „die allzu engen Pallisaden des Aristoteles" bezieht sich auf die sogenannten drei Einheiten (der Handlung, des Ortes und der Zeit), welche, nach einer jetzt als unrichtig erkannten Auslegung, Aristoteles in seinem Buche über die Poetik in jedem Trauerspiel beobachtet wissen wollte. Danach sollte jedem Stücke nur eine Handlung zu Grunde liegen, und es sollte diese Handlung ohne Ortsveränderung und in einem Zeitraum von 24 Stunden vor sich gehen. Daß dadurch ein Stück wie die Räuber unmöglich werden würde, sieht man leicht ein. In Lessing's Hamburger Dramaturgie werden die hierher gehörigen Fragen genau erörtert.

Arkadien (Ged. Resignation. — D. spielende Knabe. — R. III, 1), ein von Hirten bewohntes Gebirgsland im mittleren Theile des Peloponnes. Seine Bewohner lebten, wenigstens in den älteren Zeiten Griechenlands, in glücklicher Einfachheit und Unabhängigkeit und waren leidenschaftliche Verehrer der Musik und Poesie; daher arkadisch (Ged. D. Triumph d. Liebe) s. v. w. ein verliebter Schäfer.

Arkebusiere (Wst. L. Pers.-Verz.), von dem frz. arquebuse, Hakenbüchse; s. v. w. Büchsenschützen.

arkturisch (Ged. D. Antike an den nord. Wanderer), nördlich, von dem Arkturus, einem Sterne erster Größe in dem Sternbilde des Bootes am nördlichen Fixsternhimmel.

Armada, span. eine Ausrüstung, Kriegsflotte; s. D. unüberwindliche Flotte.

Armenier (Gstl. 129), ein Bewohner von Armenien, einem südlich vom Kaukasus zwischen dem Schwarzen und dem Kaspischen Meere gelegenen Hochlande. Die Armenier sind sowohl als Handelsleute berühmt, wie auch durch eine eigenthümliche Bildung von hohem Alter. Bekannt sind ihre Mechitaristenklöster zu Wien und Venedig.

Armida (M. St. III, 4), eine weibliche Gestalt, wie die der Circe oder Kalypso in Homer's Odyssee. In dem Gedichte des italienischen Dichters Tasso († 1595) „Das befreite Jerusalem“, worin er den ersten Kreuzzug besingt, in's D. übersetzt von Gries (4ter Gesang), ist sie ein Weib von zauberischer Schönheit und unwiderstehlicher Verführungskunst und von den den Christen feindlichen Höllengeistern dazu bestimmt, den jungen Helden Rinaldo an sich zu fesseln, um so Jerusalem vor den Christen zu retten, da es ohne ihn nicht erobert werden kann. Sie und ihre zauberischen Gärten (16. Gs.) sind sprichwörtlich geworden.

Arnheim, aus der märkischen Familie Arnim; (Picc. II, 5 und 7), wo Questenberg diesen Namen mit einer gewissen Nichtachtung ausspricht, als sei Arnheim ein Wallenstein's unwürdiger Gegner. Arnheim war (s. Sch. Dr. Kr. 214) ein Feldherr (Feldmarschall) des Kurfürsten Johann Georg von Sachsen. Nach dem Siege Gustav Adolph's bei Leipzig rückte er in Böhmen ein und eroberte es (Dr. Kr. 276 ff.). Die kriegerischen Operationen, von denen in unserer Stelle die Rede ist, beschreibt Sch. Dr. Kr. 380—388.

Arras (J. v. O. III, 3) in Frankreich, die Hauptstadt der ehemaligen, zum Herzogthum Burgund gehörigen Grafschaft Artois, des jetzigen Departements Pas de Calais.

Artemis (Myth.), bei den Römern Diana, führte von ihrem Geburtsorte Delos auch den Beinamen Delia (Ged. 2. B. d. Aen. 20). Sie war die Tochter des Zeus (Iph. V, 5) und der Latona und die Schwester des Apollon. Bei den Griechen wurde sie als Mondgöttin (daher 4. B. d. Aen. 93: „Dianens dreimal wechselnde Gestalt“), bei den Römern meist als Göttin der Jagd verehrt. Schon als Kind hatte sie von Zeus das erbetene Vorrecht erhalten, ewig Jungfrau bleiben zu dürfen (daher Ph. V, 1: „die keusche Diana“). Sie durchschweift als Jägerin Gebirge und Wälder, begleitet von einem zahlreichen Gefolge jungfräulicher Nymphen (vergl. Ged. D. eleusische Fest. — Phön.) Im Alterthum war sie (Iph. I, 1): „die Schützerin

von Aulis", wo ihr in heiligen Hainen (Iph. I, Zw.-H.) Opfer dargebracht wurden; und auch in modernen Darstellungen erscheint sie als die Schutzpatronin der Jäger, wie (Br. v. M. 420), wo Manfred sagt:

„Der strengen Diana, der Freundin der Jagden,
Lasset uns folgen in's wilde Gehölz."

Bekanntlich pflegt man auch Jagdhunde gern Diana (Menschenf. 2) zu nennen.

Arth (W. T. IV, 1), ein Städtchen am südlichen Ende des Zuger Sees, am Fuße des Rigi. Der „Weg von Arth nach Küßnacht" geht am Zuger See entlang.

Asche. Im Alterthum pflegte man die Todten zu verbrennen und die erdigen Ueberreste (Asche) derselben in Urnen aufzubewahren; daher (Sp. u. d. L.) „die Asche des Lykurgus" (s. d.). — Im höheren Stil heißt Asche s. v. w. „die irdischen Ueberreste" überhaupt, wie (Dem. II, 1), wo Olga von dem als todt beweinten Dimitri zur Marfa sagt: „doch seine Asche sahst du nie".

Askán (Ged. 2. B. d. Aen. 103) od. Ascanius, der Sohn des Aeneas (vergl. d.) wurde von den Römern (ebendas. Str. 115) Julus genannt.

Asópus (Iph. III, 4), ein Flußgott in Böotien. — In einigen Ausgaben steht fälschlich Aesopus.

Aspecten (R. II, 3 — K. u. L. I, 4), Aussichten, Anzeichen; s. a. Astrolog.

Asträa (Ged.), eigentlich ein Beiname der Dike (d. i. „Recht"), der Göttin des Rechtes, s. v. w. „Sternenjungfrau". Als Göttin der Gerechtigkeit wandelte sie in dem goldenen Zeitalter auf der Erde und verließ dieselbe von allen Himmlischen als die letzte, um im Thierkreise als das Sternbild „Jungfrau" zu glänzen. Sie wird mit einer Binde um die Augen dargestellt.

Astrachan (Tur. I, 1), die Hauptstadt des ehemaligen Königreichs Astrachan, welches einst zu dem Chanat Kaptschak, einem Theile des großen Mongolenreichs, gehörte, seit dem 16. Jahrh. aber unter Iwán II. mit Rußland vereinigt wurde.

Astrolog, (Picc. II, 1 — Wst. T. I, 1) ein Sterndeuter. Die Astrologie, (Wst. T. II, 3) „Sternkunst" genannt, ist die trügerische Kunst, aus der Stellung der Sterne die Zukunft, besonders das Schicksal der Menschen vorherzusagen. Sie wurde besonders im Mittelalter, und zwar selbst von denkenden Fürsten und namhaften Gelehrten gepflegt. Daß man sich im Alterthum mit dem einfachen Auffassen der Erscheinungen begnügte, wie der gestirnte Himmel sie darbietet, liegt nahe; ebenso, daß die Phantasie, die in jenen Zeiten die vorherrschende Kraft der Seele war, in dem Wechsel der Erscheinungen das Walten freundlicher oder feindlicher Dämonen zu erkennen vermeinte. Wenn auch einzelne hervorragende Geister die hinter dem äußeren Schein verborgene Wahrheit ahnten und anzudeuten wagten, so war dies doch eben nur eine Ahnung, deren Richtigkeit weder von den Zeitgenossen, noch von den Nachkommen verstanden wurde. Erst mit Galilei (geb. 1564, † 1642) rangen sich die Naturwissenschaften aus den Fesseln phantastischer Träumereien los, ohne jedoch dem astrologischen Irrwahn sogleich den Todesstoß zu versetzen. Man darf sich daher nicht wundern, wenn Ausdrücke, wie „Glücksstern" (Br. v. M. 470) oder „unglückliches Gestirn" (J. v. O. III, 3), desgl. „böser Stern" (Tur. I, 1) allgemeine Anerkennung und weit verbreitete Annahme fanden. Daher sagt auch Johanna (J. v. O. III, 4) vergleichungsweise zu Burgund:

„Jetzt schimmerst du in segenvollem Licht,
Da du vorhin in blutroth düstrem Schein,
Ein Schreckensmond an diesem Himmel hingst."

desgleichen sagt auch Isabeau (J. v. O. II, 2) zu den entzweiten Feldherren:

„Was für ein hirnverrückender Planet
Verwirrt euch also die gesunden Sinne?"

Andererseits fehlte es auch nicht an Gegnern der Astrologie, weshalb Sch. den Illo (Picc. II, 6) zu Wallenstein sagen läßt:

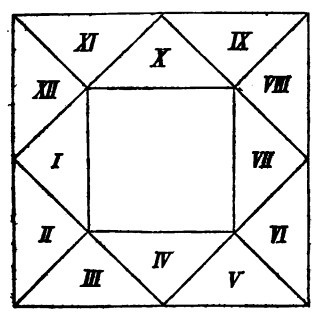
„Oh! du wirst auf die Sternenstunde warten,
Bis dir die irdische entflieht."

Um die Art und Weise zu verstehen, wie die Astrologen bei ihren Prophezeihungen zu operiren pflegten, hat man Folgendes zu beachten. Der ganze Fixsternhimmel dreht sich scheinbar in 24 Stunden um die Axe der Erde, während die Planeten ihre Stellung zu einander beständig ändern. Die letzteren wandeln nämlich in sehr verwickelten Pfaden in einer Zone des Himmels, die den Aequator schief durchschneidet, so daß die eine Hälfte nach Norden, die andere nach Süden gerichtet ist. Diese Zone bildet den sogenannten Thierkreis mit den zwölf himmlischen Zeichen, deren jedes in 30 Grade getheilt ist, um den jedesmaligen Stand der Planeten genau bestimmen zu können. Nach der Auffassung der Astrologen wurden Sonne und Mond mit zu den Wandelsternen gerechnet, von denen damals nur Merkur, Venus, Mars, Jupiter und Saturn bekannt waren. Alle übrigen Planeten konnten für die Astrologie keine Bedeutung haben, da sie mit unbewaffnetem Auge nicht beobachtet werden können, überhaupt aber erst seit dem Jahre 1781, wo Herschel den Uranus entdeckte, nach und nach bekannt geworden sind. Man unterschied also im Mittelalter sieben Planeten: Sonne, Mond, Mercur, Venus, Mars, Jupiter und Saturn, die man ähnlich den Fixsterngruppen auch bildlich darzustellen pflegte; daher werden (Wst. T. I, 1): „die sieben Planetenbilder", (Wst. T. I, 7) „die sieben Herrscher des Geschicks" genannt. — Um eine prophetische Deutung der Zukunft zu geben, oder (Picc. III, 1) „die Planeten zu fragen", handelte es sich bei den Astrologen um die Stellung, welche die Wandelsterne in einem gewissen Zeitpunkt zu einander und zu den himmlischen Zeichen einnahmen. Besonders beschäftigten sie sich damit, Jemandem (Picc. II, 6 u. III, 4) das Horoskop zu stellen. Um sich hiervon eine Vorstellung zu machen, denke man sich den Mittagskreis, welcher von dem Zenith durch den Südpunkt des Horizonts, unter diesem fort und durch den Nordpol des Himmels zum Zenith zurückgeht. Dieser Kreis theilt den ganzen Himmel, also auch den Thierkreis, an irgend einer Stelle in zwei gleiche Theile. Blickt man

nun nach Süden, so zerfällt der ganze Himmel in eine linke und eine rechte Hälfte. Jede Hälfte des Thierkreises zerfällt wiederum in sechs Theile, von denen in dem Moment, wo seine Solstitialpunkte mit dem Meridian zusammenfallen, auf jeder Seite drei über und drei unter dem Horizonte liegen. Diese zwölf Abschnitte heißen in der Astrologie die himmlischen Häuser (Picc. II, 6 „des Himmels Häuser“). Sie werden gezählt, indem man mit dem an der linken oder Ostseite zunächst unter dem Horizonte liegenden, als dem ersten beginnt, dann unter dem Horizonte nach rechts weiter zählt, so daß über dem Horizonte neben dem ersten das zwölfte Haus liegt. Jedes dieser Häuser hatte seine besondere Bedeutung. Da sich das Himmelsgewölbe bei seiner Drehung um die Himmels- und Erdaxe von Osten nach Westen bewegt, so war Nr. 1 das aufsteigende Haus, oder das Horoskop, d. h. der Punkt des Thierkreises, welcher in dem Augenblick der Geburt eines Menschen aufgeht (wörtlich: Stundenschau); mit ihm stieg das erste Haus an. Nr. 2 war das Haus des Reichthums, Nr. 3 das der Brüder, Nr. 4 das der Verwandtschaft, Nr. 5 das der Kinder, Nr. 6 das der Gesundheit, Nr. 7 das der Ehe, das mit dem untergehenden Punkte des Thierkreises aufhört; Nr. 8 das des Todes, Nr. 9 das des Mitleids, Nr. 10 das der Würden, welches mit dem zur Zeit der Geburt eines Menschen culminirenden Theile des Thierkreises anfängt, Nr. 11 das Haus der Freundschaft, und Nr. 12 das der Feindschaft.

Sobald nun der Astrolog seine Häuser für einen bestimmten Zeitpunkt festgestellt hatte, construirte er sich eine ziemlich einfache mathematische Figur. Man zeichnet sich ein Quadrat (s. S. 42), theilt jede Seite desselben in zwei gleiche Theile und verbindet die benachbarten Halbirungspunkte durch gerade Linien. Auf diese Weise erhält man ein zweites auf der Spitze stehendes Quadrat, mit dem man ebenso wie mit dem ersten verfährt, wodurch man ein drittes Quadrat erhält, dessen Seiten mit dem des ersten parallel gehen. Endlich werden die Ecken des dritten Quadrats

mit den zunächst liegenden des ersten verbunden. Das ganze stellt nun zwei Quadrate, ein kleineres und ein größeres dar, zwischen deren Seiten 12 Dreiecke liegen, welche mit den Ziffern I—XII bezeichnet werden, und zwar so, daß man an dem Mittelpunkte der linken Seite beginnt, und nach unten weiter fortschreitend, um das innere Quadrat herumgeht. Die so bezeichneten Dreiecke entsprechen nun den zwölf himmlischen Häusern, deren jedes die oben genannten Beziehungen auf die Schicksale des Menschen hat, das sich natürlich verschieden gestaltet, jenachdem dieses oder jenes Zeichen in das Haus eintritt (Picc. III, 4).



Von besonderer Bedeutung für den Astrologen waren die sogenannten Aspecte („Anblicke“) (Wst. T. I, 1), od. (ebendas.) „Planetenaspecte“, d. h. die verschiedenen Stellungen der Sonne, des Mondes und der Planeten im Thierkreise gegeneinander; daher (Wst. T. I, 7):

„Die Zeichen stehen sieghaft über dir,
Glück winken die Planeten dir herunter
Und rufen: Es ist an der Zeit“

oder (Wst. T. V, 5): „Die Zeichen stehen grausenhaft“ .... „lies selbst in dem Planetenstand“. Man unterscheidet fünf solcher Aspecte: 1) die Conjunction oder Zusammenkunft; 2) die Opposition oder der Gegenschein (Wst. T. I, 1 „Doppelschein“), in dem die Sterne 180° von einander entfernt sind, also der eine aufgeht, indem der andere untergeht; 3) der Gedritt- oder Triagonalschein; 4) der (Wst. T. I, 1) Geviert- oder Quadratschein, auch die Quadratur genannt, wo die Sterne um 90° auseinander stehen; 5) der Gesechst- oder Sechstelschein. Den drei

letzten Aspecten, die für die Astronomie völlig werthlos sind, schrieben die Astrologen einen bedeutenden Einfluß (wegen der „schrägen Strahlung“) auf das menschliche Schicksal zu. — Unter den zwölf Häusern waren die wichtigsten und einflußreichsten die vier sogenannten Angeln des Himmels, d. h. die vier Ecken des auf der Spitze stehenden Quadrats, die unwichtigsten und bedeutungslosesten die vier ihnen unmittelbar vorhergehenden, die man daher auch die „faulen oder die fallenden Häuser“ nannte. Stand ein Planet (z. B. der Saturn, Wst. T. I, 1) in einem dieser Häuser „in cadente domo“, so war er „unschädlich, machtlos“, weil er jetzt seinen Einfluß verlor. — Vergl. den zu diesem Artikel benutzten Aufsatz „Wallenstein und die Astrologie“ in „Studien. Populäre Vorträge von Schleiden. Leipzig, bei Engelmann, 1855“.

Astronomen, An die (Ged.), ein Epigramm aus dem Jahre 1796. Sch. hatte für die rein berechnende Thätigkeit der Astronomen wenig Sinn; er suchte das Erhabene mehr in dem Menschen selbst, der allerdings auch durch äußere Erscheinungen zu erhebenden Betrachtungen veranlaßt werden kann.

Astronomische Schriften (Ged.), ein Epigramm, dessen Tendenz mit der des vorigen übereinstimmt. Der Vermuthung zufolge sollte es sich auf eine Schrift: „Kosmologische Unterhaltungen für die Jugend“ von Wünsch beziehen.

Astyanax, der einzige Sohn des Hektor und der Andrómache. „Ueber Astyanax unsre Götter!“ (R. II, 2) so viel als „unseres Sohnes werden sich die Götter erbarmen“! Der Vers verlangt den falschen Accent „Astyánax“.

Atalanta (Phön.), eine Tochter des Königs Jasus und der Klymene in Arkadien. Ihr Vater hatte sie aussetzen lassen, da er sich einen männlichen Erben gewünscht hatte; indessen wurde das hülflose Kind von einer Bärin gesäugt und später von Jägern rauh und wild erzogen, so daß Jagd und Raub ihre Lieblingsbeschäftigung ward. Sie ist besonders bekannt als die Mutter des Parthenopäus (Phön.), eines der sieben Helden, welche

gegen Theben zogen. Als Vater desselben wird bald Meleager, bald Ares angegeben.

Ate (M. St. II, 3). Eigentlich ein griechisches Hauptwort, welches „Schaden, Unheil, Geistesverwirrung, Verblendung" bedeutet, dann auch einen Frevel, eine Schuld, und in diesen Bedeutungen bei Homer außerordentlich häufig ist. Dann wird es von ihm personificirt (Il. 19, 91; 9, 502) als „Unheilsgöttin, Tochter des Zeus, Urheberin der Geistesverirrung oder Verblendung und des daraus entspringenden Unheils". Sch. hat in obiger Stelle den Begriff derselben dichterisch frei behandelt.

Athen (Ged. Semele — Ph. I, 1 u. II, 1), lat. Athenae, wie (Ph. I, 3. des Verses wegen), die Hauptstadt des alten Königreichs Attika, später die berühmte Republik. Der Sage nach wurde die Stadt 1550 v. Chr. von Kekrops (Ged. D. Kraniche des Ibykus; 1, 250, Anm. Cekrops) gegründet, weshalb die Burg (die Akropolis) ursprünglich Kekropia hieß; später wurde die Stadt nach der Göttin Athene benannt.

Athene (Myth.), bei den Römern Minerva, die Tochter des Zeus, wurde aus dessen Haupte geboren, aus dem sie mit voller Rüstung und schrecklichem Kriegsgeschrei hervorsprang, so daß der ganze Olymp vor dem Schwunge ihres Speeres erbebte, die Erde seufzte, der Ocean erbrauste und der Wagen des Sonnengottes stillstand; daher in dem Eleusischen Fest:

„Und Minerva hoch vor Allen
Ragend mit gewicht'gem Speer,
Läßt die Stimme mächtig schallen
Und gebeut dem Götterheer."

Häufig heißt sie auch Pallas Athene und (Ged. 2. B. d. Aen. 71 u. 105) Tritonia od. (Ged. 2. B. d. Aen. 39) Tritonide. Athen war einer der ältesten Orte ihrer Verehrung, weshalb es (Ph. I, 5) Minervenstadt genannt wird. — Athene ist vor Allem die Göttin des Krieges. Vor Troja begünstigt sie die tapferen und klugen Griechen gegenüber dem Mars, welcher auf Seite der Trojaner stand; sie war es auch, welche den

Epeus (s. d.) lehrte, das berühmte Pferd (Ged. 2. B. d. Aen. 3 u. 31) zu verfertigen. Trotz ihrer kriegerischen, oft selbst feindseligen Gesinnung erscheint sie doch zugleich als die Beschützerin aller nützlichen Erfindungen, vor Allem des Ackerbaues, in Folge dessen sie als die Gründerin der Städte, wie (Ged. D. Siegesfest):

„Pallas, die die Städte gründet
Und zertrümmert" ......

und als die Urheberin des geselligen und gebildeten Lebens erscheint; daher (Ged. D. Eleusische Fest):

„Feste Mauern will sie gründen,
Jedem Schutz und Schirm zu sein,
Die zerstreute Welt zu binden
In vertraulichem Verein."

Eben so wird sie als die Erfinderin und Beschützerin der Schifffahrt genannt; daher heißt es von den Schiffen, die zum Streit nach Ilion geführt werden (Iph. I, Zw.-H.):

„Pallas mit geflügeltem Gespann
Ist ihr Zeichen — auf der Wasserwüste
Eine Helferin dem Steuermann!"

Mit Poseidon gerieth sie in einen Streit um die Benennung Athens. Da entschieden die Götter, die Stadt solle nach dem Namen desjenigen genannt werden, der die Menschen mit dem besten Geschenk erfreuen würde. Poseidon schuf das Roß, Athene den Oelbaum, und dieser ward für nützlicher erklärt, daher bringt „Minerva (Ged. Spaziergang) des Oelbaums grünende Reiser". Auf diese Weise eine wohlthätige Helferin, ist sie schließlich auch die Göttin der Weisheit; daher (J. v. O. III, 6):

„Erhabene Vernunft, lichthelle Tochter
Des göttlichen Hauptes."

Somit erscheint sie als Beschützerin der Wissenschaften und Künste, die des Denkers Geist mit Forscherkraft, des Künstlers Seele mit Begeisterung erfüllt, ja selbst einen prophetischen Blick in die Zukunft gewährt; daher (Ged. D. Siegesfest):

„Sprach's Ulyß mit Warnungsblicke,
Von Athenens Geist beseelt."

Und (Ged.) „einem jungen Freunde, als er sich der Weisheit widmete“ legt Sch. die Frage vor:

„Bist Du bereitet und reif, das Heiligthum zu betreten,
Wo den verdächtigen Schatz Pallas Athene verwahrt?“

Der Liebe war sie abhold und blieb ewig Jungfrau; daher sagt Sorel (J. v. O. IV, 2) zu Johanna:

„Mein liebend Herz flieht scheu vor Dir zurück,
So lange Du der strengen Pallas gleichst.“

Die Kunst der Alten stellte die Athene als eine erhabene jungfräuliche Gestalt von hoher Schönheit dar, denn sie durfte (Iph. I, Zw.-H.) vor Paris mit Here und Cypria (d. i. Venus) um den Preis der Schönheit ringen. Vergl. Eris.

Athos (Ged. Semele 2), das Vorgebirge auf der östlichsten der drei langen Landspitzen der macedonischen Halbinsel Chalkidike, welche sich in das ägäische Meer hinein erstreckt. Dies Vorgebirge wurde bekanntlich von Xerxes durchstochen.

Atlas, der Sohn des Titanen Japetus, hatte sich mit den übrigen Titanen gegen Zeus empört und mußte deshalb zur Strafe das ganze Himmelsgewölbe auf seinen Schultern tragen (Ged. 4. B. d. Aen. 46, 47 u. 88). Einer andern Sage zufolge war Atlas König von Mauretanien in Afrika und wurde vom Perseus, dem er gastliche Aufnahme verweigerte, vermittelst des Medusenhauptes in einen Berg verwandelt. Ueber die folgende Stelle (Br. v. M. 425) sehe man auch „Perseus“:

„Eindringt der Gott auch zu verschloss'nen Thoren;
Zu Perseus' Thurm hat er den Weg gefunden,
Dem Dämon ist sein Opfer unverloren.
Wär' es an öde Klippen angebunden
Und an des Atlas himmeltragende Säulen,
So wird ein Flügelroß es dort ereilen.“

Bildlich heißt es ferner (M. St. IV, 3) von Lord Burleigh:

„Da seid Ihr der allgewicht'ge Mann, der Atlas
Des Staats: ganz England liegt auf Euren Schultern“,

s. Homer, Od. I, 52.

Atom, eig. ein untheilbares Bestandtheilchen der Materie (Ged. D. Freundschaft), kleine Theile überhaupt; auch bildlich für die körperliche Hülle des Geistes, wie (J. v. O. III, 6):

„Bald ist's vorüber, und der Erde geb' ich,
Der ew'gen Sonne die Atome wieder,
Die sich zu Schmerz und Lust in mir gefügt."

Atreiden, s. Atreus.

Atreus (Ged. 2. B. d. Aen. 17. — D. Siegesfest. — Pompeji und Herculanum. — Iph. I, 1), der Enkel des Tantalus, der Sohn des Königs Pelops, der Vater des Agamemnon (s. d.) und Menelaus, welche nach ihm auch häufig die Atriden (Ged. 2. B. d. Aen. 73. — D. Siegesfest. — Iph. II, 1 u. IV, 1) oder (Ged. 2. B. d. Aen. 87) Atreiden genannt werden.

Atriden, s. Atreus.

Attika (Ged. Semele 1), die östlichste Landschaft Mittelgriechenlands, in welcher Athen (s. d.) lag.

Attila (Wst. T. I, 5), in der deutschen Heldensage auch Etzel genannt, hatte seit 444 n. Chr. die wilden Hunnenstämme vereinigt, mit denen er gegen die westlichen Länder zog und in Deutschland und Frankreich Schrecken verbreitete, bis er von den Westgothen und Franken auf den katalaunischen Feldern (bei Chalons an der Marne) besiegt wurde, worauf er 453 starb.

Attinghausen (W. T. I, 4), der Wohnort Walther Fürst's, in dem seiner ganzen Länge nach von der Reuß durchströmten Canton Uri. Von der Burg des Freiherrn Werner von Attinghausen sind noch Trümmer vorhanden.

Attribut, zunächst eine beigelegte Eigenschaft; dann ein sinnbildliches Unterscheidungszeichen für allegorische Gestalten, wie (H. d. K.) die Mauerkrone und das Schiff für die Architectur. Eben so wird der Adler als Attribut des Zeus, der Pfau als das der Here, die Fackel als das des Hymen angesehen.

Aubespine, s. Maria Stuart.

Aufgabe (Ged.), ein Epigramm von paradoxem Charakter, aus dem Jahre 1796. Nur durch Erhebung zum Idealen kann

der Einzelne bei vollständiger Wahrung seiner Individualität ein vollendeter Mensch werden.

Aufkömmling (Gstf. 116), ein von Sch. gebildetes Wort, welches an das französische parvenu erinnert, das gewöhnlich durch Emporkömmling übersetzt wird.

Aufpasser, Der (Ged.), ein Epigramm aus dem Jahre 1796; es war vermuthlich an Sch.'s „kritisches Kleeblatt" (Göthe, W. v. Humboldt und Körner) gerichtet.

Aufstreich (R. I, 2 u. II, 1), in einigen Gegenden Deutschlands s. v. w. Verkauf an den Meistbietenden; oder bildl. (R. I, 2) s. v. w. Steigerung; vergl. Abstreich.

Augen, hundert (D. C. I, 1), s. Argus.

Aulis (Ged. 4. B. d. Aen. 79. — Die Kraniche des Ibykus. — Iph. I, 1), eine Stadt in Böotien, von welcher die griechische Flotte im Jahre 1184 v. Chr. nach Troja absegelte.

Aurora, s. Eos.

ausbieten (K. u. L. I, 1) s. v. w. Jemandem das Haus verbieten. In Gr. d. W. wird als ältere Construction die mit dem Dativ angegeben, z. B. „einem Pachter ausbieten", d. h. ihm kündigen. Göthe hat den Accusativ, wie hier Sch., der dort nicht angeführt ist.

Ausgang aus dem Leben (Ged.). In der Erhebung zum Idealen erblickt der Dichter ein Mittel, das dem Menschen über die Schrecken des zeitlichen Todes hinweghilft. Vergl. das Ged. Unsterblichkeit.

ausreichen (R. Vorr.), s. v. w. erfassen.

Ausonia od. **Ausonien** (Ged. 4. B. d. Aen. 64. — Die Antike an den nord. Wanderer) wurde von den Hellenen ganz Italien genannt; ursprünglich war es nur der südliche Theil zwischen dem Appennin und dem Mittelmeer.

Ausstaffirung (Gstf. 119): staffiren, von Stoff, etwas mit Zubehör, Stoff, versehen; Ausstaffirung, daher s. v. w. Putz, doch gewöhnlich nur im komischen Sinne.

Austrier (Ged. Deutsche Treue), ein Oestreicher, von dem neulat. Austria, Oestreich.

Auto da Fe (D. C. I, 3), span. (wörtlich: Act, d. i. Urtheil des Glaubens), ein Ketzergericht der spanischen Inquisition (s. d.), die öffentliche und feierliche Verbrennung eines sogen. Ketzers.

Automedon (Ged. 2. B. d. Aen. 84), ein Sohn des Diores, war der Wagenlenker des Achilles und der Vertraute des Patroclus, schon im Alterthum sprüchwörtlich für einen Wagenlenker, wie noch jetzt im Französischen, „automédon" komisch für Kutscher.

Avernus (Ged. Die Künstler. — 4. B. d. Aen. 5 u. 94), ein See im südlichen Italien, von hohen, bewaldeten Ufern eingeschlossen und mit schwefeligen Ausdünstungen bedeckt. Er war den Göttern der Unterwelt geheiligt und wurde als Sitz eines Orakels häufig besucht.

Axenberg (W. T. IV, 1), ein schroffer Berg an der Ostseite des zu dem Vierwaldstättersee gehörenden Urnersees, der hier eine Tiefe von 800 F. hat; an dem Berge zeigen sich zwei Vorsprünge von ungleicher Größe, der große und der kleine Axen.

Azincourt (J. v. O. II, 1), Stadt in der Nähe des Pas de Calais, wo König Heinrich V. von England 1415 einen glänzenden Sieg über die Franzosen erfocht.

B.

baardu (K. u. L. I, 2), verd. für das frzs. partout, durchaus.

Babel (Tur. II, 1). Die hochberühmte Hauptstadt Babyloniens, eigentlich des Landes am untern Euphrat und Tigris, und eines der ältesten Weltreiche, wird im A. T. Babel genannt, von den Griechen Babylon. Sie lag an beiden Ufern des Euphrat, wo noch jetzt bei Hilleh sich Ruinen finden. Etwa 750 n. Chr. wurde gegenüber an dem parallel fließenden Tigris die Stadt

Baghdad gegründet und Hauptstadt des muhammedanischen Chalifenreiches. Mit Bezug hierauf ist die wunderliche Bezeichnung bei Sch. zu Stande gekommen. „Schach", so viel wie „König", heißt der heutige Beherrscher von Persien, dieser Name hat Nichts mit dem uralten Babel zu thun. Wir befinden uns in Turandot eben in der Märchenwelt von Tausend und Einer Nacht.

Babington, s. Marie Stuart.

Bacchanten }
Bacchantinnen } s. Bacchus.
bacchantisch }

Bacchus (auch Dionysos), der Sohn des Zeus und der Semele (s. d.), ist der schöne, jugendlich heitere Gott des Weines. Nachdem er die Hüfte seines Vaters verlassen, ward er dem Hermes übergeben, welcher ihn von Nymphen auf dem Berge Nysa in Indien (daher vielleicht der Name Dionysos, dessen erste Sylben dann „Gott" bedeuten würden, s. Il. 6, 132; 14, 325; Od. 11, 325) erziehen ließ. Von Böotien aus (denn Semele, die Tochter des Cadmos, wohnte in Theben, und hier mag auch ursprünglich Nysa gelegen haben) verbreitete sich der Cultus des Gottes über ganz Griechenland und, wie die Griechen es sich in späterer Zeit vorstellten, durch einen wunderbaren Zug des Gottes selbst, bis in das ferne Indien. Aber dieser Zug wurde zu einem weltbeglückenden, denn durch die Veredelung des Weinstocks hatte er den Sterblichen das Getränk verliehen, welches das Herz erfreut. Auf diese Weise durchzog er nun die Welt, um den Weinbau zu verbreiten, begleitet von einem fröhlich jauchzenden Gefolge von Halbgöttern, Männern und Weibern, welche sich ihm anschlossen, daher in den „Göttern Griechenlands", Str. 8:

„Das Evoe muntrer Thyrsusschwinger
Und der Panther prächtiges Gespann
Meldeten den großen Freudebringer;
Faun und Satyr taumeln ihm voran!

Um ihn springen rasende Mänaden,
Ihre Tänze laben seinen Wein,
Und des Wirthes braune Wangen laden
Lustig zu dem Becher ein."

Einen mit Epheu oder Weinlaub umflochtenen Stab, den Thyrsus (Ged. Pompeji und Herculanum) in den Händen, ein Tiger- oder Rehfell um die Schultern gehängt, so erscheint das Gefolge von Männern und Weibern, Bacchanten und Bacchantinnen, die letzteren auch Mänaden (d. i. Rasende) genannt, in wilder Ausgelassenheit, um mit Flöten und Pauken den Freudenbringer zu begrüßen. Daher heißt es (Ged. Pompeji und Herculanum): „Hoch auf springt die Bacchantin im Tanz, dort ruhet sie schlummernd"; und von dem Palaste der Semele sagt Zeus (Ged. Semele 2): „grauenvolles Schweigen herrscht ringsumher im einsamen Palast, der sonst so wild und so bacchantisch lärmte."

Anfangs waren die Feste, die man dem Bacchus zu Ehren feierte, wohl nichts Anderes als heitere und fröhliche Winzerfeste; aber von Thracien aus verbreiteten sich die sogenannten Orgien (so viel wie geheime Religionsgebräuche) als mit trunkener Wildheit gefeierte Bacchusfeste nach und nach durch ganz Hellas. Daher heißt es (Ged. 4. B. d. Aen. 11): „Es quillt zweijähr'ger Rinder Blut, dir, Bromius, zu Ehren"; ferner (Iph. IV, 3):

„Grüne Kronen in dem Haar
Und mit fichtenem Geschosse,
Menschen oben, unten Rosse,
Kam auch der Centauren Schaar,
Angelockt von Bromius Pokale
Kamen sie zum Göttermahle."

wo Bacchus mit dem Beinamen Bromius, d. h. der Lautjauchzende, bezeichnet wird; und an die mit nächtlichen Schwelgereien verbundenen Feste erinnert die Stelle (Ged. 4. B. d. Aen. 56):

„So fährt, wenn der Orgien Ruf erschallt,
Die Mänas auf, wenn durch ihr glühendes Gehirne
Die nahe Gottheit braust, und von Cithärons Stirne
Das nächtliche Geheul der Schwestern widerhallt."

Als Sinnbild des fröhlichen Gelages beim gefüllten Becher wird Bacchus oft genannt; so (Ged. Die Gunst des Augenblicks):

„Denn was frommt es, daß mit Leben
Ceres den Altar geschmückt?
Daß den Purpursaft der Reben
Bacchus in die Schale drückt?“

und (Ged. Dithyrambe):

„Kaum daß ich Bacchus, den Lustigen, habe,
Kommt auch schon Amor, der lächelnde Knabe.“

Eben so wird von dem Schmause (Picc. IV, 6) gesagt:

„Ihr liebt die Bacchusfeste auch nicht sehr.“

und (D. C. I, 4) heißt es:

— — — — „ein bacchantisches Getön
Von Reigen und von Pauken donnert ihm
Aus dem erleuchteten Palast entgegen.“

desgl. (F. I, 4): „der bacchantische Tanz.“ — Endlich heißt es mit Beziehung auf seinen Beinamen Freudebringer (Picc. III, 9) von trunkenen Kriegern:

„Blindwüthend schleudert selbst der Gott der Freude
Den Pechkranz in das brennende Gebäude.“

Baden (W. T. IV, 3), ein Städtchen im Canton Aargau, an der zur Aar gehenden Limmath. Nicht weit davon liegt eine ansehnliche Ruine, der Stein zu Baden (W. T. V, 1) genannt, von wo aus Kaiser Albrecht I. die junge Freiheit der Eidgenossenschaft bedrohte. Als er am 1. Mai 1308 von diesem Schlosse fortritt, fand er durch die Rache seines Neffen, Johann von Schwaben, den Tod. — Mit dem „König“ (IV, 3) ist Albrecht gemeint, und die Stelle:

„Man deutet's auf ein großes Landesunglück,
Auf schwere Thaten wider die Natur“

ist als eine abergläubische Vorahnung seiner Ermordung zu betrachten.

Baillif (K. d. H.), eine ältere frzs. Form, jetzt bailli, der Amtmann, Landrichter, Schultheiß.

Baireuth (Wst. L. 6), ein zu dem ehemaligen Oberfranken gehörendes Fürstenthum, das seit dem Mittelalter im Besitz der hohenzollerschen Burggrafen von Nürnberg war, 1810 aber an Baiern abgetreten wurde.

Balardo (Gstſ. 10, 133) ist ein auffallender Druckfehler mehrerer früherer Ausgaben, der in der von 1860 in 8. berichtigt ist. Balordo ist italienisch und bedeutet „schwerfälliger Mensch, Tölpel".

Balbi (F. II, 4), eine der schönsten Straßen Genuas, die jetzt von dem Hafen bis zu dem Bahnhofe verlängert ist.

Ballade (Ged.), frzſ. la ballade, wörtl. ein Tanzlied, dann eine abenteuerliche Begebenheit, in der Form eines Liedes dargestellt, das in früheren Zeiten gesungen wurde (ſ. Lyrische Poesie).

Bandit, von dem ital. bandire, des Landes verweisen, ursprünglich aber mit „bannen" zusammenhängend, eig. ein Verbannter, Verwiesener; dann auch Landstreicher und besonders (R. Perſ.-Verz.) Straßenräuber und (F. III, 5) Meuchelmörder.

Bank (Gstſ. 10, 132), „die Bank auffordern", d. h. den Gesammtbetrag derselben durch Pointiren gewissermaßen herausfordern, und sie somit (F. III, 5) sprengen. Gr. d. W. führt zu „auffordern" noch mehrere Beispiele aus Sch. an, z. B. eine belagerte Stadt auffordern, frz. sommer, auch im Sinne von „herausfordern, reizen", oder „Jemandes Schutz auffordern" u. a.

Bankerott (N. a. D. I, 15), gew. Bankrott, frz. banqueroute, von dem ital. banco rotto, d. h. gebrochene Bank, Handlungsbruch, das Unvermögen zu zahlen; daher bankerott (R. I, 2 u. II, 3), ſ. v. w. zu Grunde gerichtet; Bankerottirer (R. I, 1), Betrüger; Geistesbankerott (K. u. L. IV, 9), kein Verständniß für etwas habend.

Bannberg (W. T. III, 3), ſ. Altorf; vergl. bannen.

bannen (W. T. II, 1). Die Wurzel eines Wortes genau anzugeben, ist in sehr vielen Fällen, wie auch in diesem, mit großen Schwierigkeiten verbunden, s. über bannen Gr. d. W. Ursprünglich bedeutet es „Hegen des Gerichtes", dann sagt man „einen Forst oder Wald, ein Gewässer bannen, sie für heilig und unverletzlich erklären, der gewöhnlichen Benutzung entziehen", daher wird das Jagdrecht an manchen Orten „Wildbann" genannt. Deshalb heißt es (II, 1): „Sie werden den Hochflug und das Hochgewilde bannen." So ein gesetzlich bindender Ausspruch, verstärkt durch den Volksaberglauben, besteht auch für die gegen Lawinenstürze künstlich angelegten Schirmwälder; daher (III, 3): „Der Meister Hirt erzählt's. — Die Bäume seien gebannt, sagt er, und wer sie schädige, dem wachse seine Hand heraus zum Grabe." Eben daher kommt wohl auch Banner (II, 1), d. h. die Fahne, an welche die Truppen durch ihren Eid gefesselt sind; desgl. Bannerherr (I, 2 u. II, 1), der ein eigenes Banner erheben kann und zugleich mit der peinlichen Gerichtsbarkeit beliehen ist. — Blutbann (II, 2) ist die oberste Criminalgewalt, d. h. das Recht, am Leben zu strafen. Der Ausdruck Blutbann war schon im deutschen Alterthume üblich, wo die sogenannten Centgrafen (II, 2 „ein großer Graf"), welche mit der Gerichtsbarkeit über mehrere Hundert betraut waren, dieses Recht hatten. — Heerbann, oder schweizerisch und alt Heribann (II, 2) hieß das Aufgebot aller waffenfähigen freien Männer, die sich selbst ausrüsten und auf dem Zuge eine bestimmte Zeit lang mit Lebensmitteln versehen mußten. Anfangs durfte der Heerbann nur für allgemeine vom Volk beschlossene Kriege aufgeboten werden; später jedoch ward dies ein Recht des Kaisers. Bildlich wird endlich Bann, nach Gr. d. W., angewendet im Sinne des Fluchs, Zaubers, der Fessel, des Verbotes überhaupt, wie (Picc. III, 4), wo Max in Beziehung auf Theklas reichen Schmuck von Wallenstein sagt:

„Warum auch mußt er beim Empfange gleich
Den Bann um sie verbreiten, gleich zum Opfer
Den Engel schmücken."

Desgl. (Wst. T. V, 2) von dem Weihwasser:

„Das ist bewährt, hilft gegen jeden Bann."

und (Wst. T. V, 4), wo Wallenstein von der zersprungenen goldenen Kette sagt:

„Dieses Bannes Kraft ist aus."

Endlich auch im Sinne des kirchlichen, den Sünder von der Gemeinde ausschließenden Bannes auch W. T. V, 1: „Denn mit des Bannes Fluch bewaffnet, kommt der Ungarn Königin, die strenge Agnes" (s. daselbst), obwohl Gr. d. W. diese Stelle unter die entfernteren, bildlichen Anwendungen setzt.

Banner, s. Wallenstein.

Barbar (Ged. Die Künstler — Iph. I, 1), ursprünglich so viel wie „stammelnd", „undeutlich sprechend", hieß bei den Griechen jeder Ausländer; später ein harter, grausamer Mensch, Unmensch (Ged. 4. B. d. Aen. 120 — R. I, 3 — K. u. L. III, 6). Der ersten Bedeutung gemäß heißt es auch von Paris, dem Trojaner oder Phrygier (s. Aeneas — Iph. II, Zw.-H.):

„Du sangest Dein barbarisch Lied."

Der zweiten Bedeutung gemäß (K. u. L. IV, 7): „mein barbarisches Loos"; desgl. Barbarei (B. a. v. E.), Grausamkeit.

Barbarossa (R. IV, 2). Friedrich Barbarossa (1152—1190), der zweite Kaiser aus dem Hause der Hohenstaufen. Was Sch. mit dem Zusatz „dem er wider die Seeräuber diente" hat sagen wollen, entgeht uns; fast möchte man an eine seltsame Verwechselung denken. In der sogenannten Theaterausgabe der Räuber, s. die Ausg. v. 1860 in 8., II, S. 235, 36 findet sich die Stelle gar nicht.

Barberroß (J. v. O. V, 11), jetzt gew. Berberroß, frz. cheval barbe, auch Bärber und Bärbar, bei Gr. d. W., ein Pferd aus der Barberei (auch Berberei oder bis 1832 Barbaresken-Staaten, d. h. Tunis und Algier) im nördlichen Afrika.

Daher auch „barbarische Küste“ (Gstſ. 10, 168 und „barbarisches Sklavenkleid“ (Gstſ. 176). Die Berbern sind eigentlich der Volksstamm, welcher Nordafrika seit uralter Zeit bewohnt, jetzt aber von den Arabern in die Sahara und den Atlas zurückgedrängt wird. Da beide Völker Muhammedaner sind, werden sie größtentheils verwechselt, haben aber in ihrer Abstammung schwerlich etwas gemein, die Sprachen wenigstens sind ganz verschieden. Auch Berberei und Barbarei werden verwechselt, wozu auch die Stellen aus dem Geisterseher Anlaß geben könnten.

Barcäer (Ged. 4. B. d. Aen. 8), die Einwohner der Stadt Barce in Cyrenaïka, westlich von Aegypten.

Barce (Ged. 4. B. d. Aen. 114), die Amme des Sichäus.

Barde (Ged. Die deutsche Muse). Die „Barden“ waren die Dichter der celtischen Volksstämme (deren Reste die nicht französisch redenden Bewohner der Bretagne in Frankreich und die nicht englisch redenden Bewohner von Wales, Hochschottland und Irland bilden), während die Sänger der nordischen, germanischen Stämme „Skalden“ hießen. Eine Verwechselung führte im 18ten Jahrh. dazu, auch die altdeutschen und dann, im feierlichen Style, jeden Dichter höherer Art so zu nennen und durch Klopstock besonders wurde der Name sehr gebräuchlich. (Gr. d. W. nennt das „Bardenunfug“.) Man stellte nämlich ein altes, von dem römischen Geschichtschreiber Tacitus (s. d.) überliefertes Wort barítus oder bardítus, welches „Schlachtgeschrei“ bedeuten soll, mit dem celtischen Worte zusammen. Klopstock behält das Verdienst, die vaterländische Götterlehre dem Bewußtsein der Gebildeten wieder nahe gebracht zu haben, Mißgriffe waren unvermeidlich; Sch. (s. unter Walhalla) und Goethe beachteten diese Richtung wenig.

Barfüßer (Gstſ. 10, 137), Mönche, die statt der Schuhe bloße Sandalen oder auch gar keine Fußbekleidung tragen. Sie bilden innerhalb der Orden der Augustiner, Franziscaner und Karmeliter besondere Congregationen (Verbrüderungen).

Bärlappenmehl (R. I, 2) oder Bärlappsamen, das blaßgelbe Pulver der Früchte einer kryptogamischen Pflanze, des gemeinen Bärlapps (Lycopōdium clavātum). Es ist auch unter dem Namen Hexenmehl oder Blitzpulver bekannt, brennt, ins Licht geworfen, mit rasch auflodernder Flamme und wird in den Theatern gebraucht, um den Blitz darzustellen.

Barmherzige Brüder (W. T. IV, 3), ein Orden, der im Jahre 1540 durch Giovanni di Dio gestiftet worden, welcher unter Karl's V. Fahnen in Afrika gefochten hatte. Sie traten zuerst in Spanien auf, kleiden sich schwarz und haben die Verfassung eines Bettelordens; sie haben Hospitäler zur Aufnahme von Kranken und sammeln Almosen ein, von denen sie die Erhaltung ihrer Anstalten bestreiten. Außerdem gehört die Sorge für Verunglückte, sowie die Bestattung Erschlagener zu ihren Pflichten. — Die Einführung der barmherzigen Brüder in den W. T. ist als ein Anachronismus zu betrachten.

Barnabit (M. St. III, 8). Die Barnabiten waren ein im Jahre 1535 zu Mailand entstandener geistlicher Orden, der seinen Namen von der ihm eingeräumten Kirche des heiligen Barnabas trug. In Frankreich bediente man sich ihrer ehemals zur Bekehrung der Protestanten.

Barometer, ein bekanntes Instrument zum Messen des Luftdrucks; bildl. „Barometer der Seele" (K. u. L. III, 1), etwa so viel wie „die verschiedenen äußeren Anzeichen, an denen man die Seelenstimmung eines Menschen erkennt."

Baron (Mcb. I, 8), nach Gr. d. W. ein erst im 17ten Jahrhundert aus dem frzs. baron in's Deutsche aufgenommenes Wort, welches möglicherweise allerdings ursprünglich dem Deutschen entstammt. Die fremdartige Betonung der letzten Silbe beweist aber, daß es uns erst aus der Fremde wieder zugekommen ist. Baron ist ein Freiherr oder (K. u. L. I, 1) vornehmer Adeliger; Reichsbaron (Ged. D. berühmte Frau), ein Baron, der nur von dem Kaiser und nicht von einem andern Fürsten abhängig ist.

Barthelemi (M. St. III, 4), die sogenannte Bartholomäusnacht oder die Pariser Bluthochzeit, am 24. August 1572, in welcher auf Anstiften der Katharina von Medicis, der Mutter des minderjährigen Karl IX. (1560—74) Tausende von Hugenotten meuchelmörderisch umgebracht wurden, die zur Vermählung Heinrichs von Navarra, des späteren berühmten Königs Heinrich IV. von Frankreich (1589—1610), mit Margarethe von Valois, der Tochter Katharina's, nach Paris gekommen waren.

Basilisk, ein Ausdruck, der zunächst an eine Stelle des alten Testaments erinnert, wo es Jes. 59, 5 heißt: „Sie brüten Basilisken-Eier und wirken Spinneweb. Isset man von ihren Eiern, so muß man sterben; zertritt man's aber, so fähret eine Otter heraus.“ Auf diese und einige andere Stellen (Jes. 11, 8; 14, 29; Jer. 8, 17) gründet sich eine Fabel, derzufolge man sich den Basilisk (eigentl. griechisch „kleiner König“) als ein drachenähnliches Thier mit einer Krone auf dem Kopfe vorstellte, das aus Hahneiern ausgebrütet worden, und dessen Blick allein schon tödtlich sein sollte. Mit Anspielung auf diesen Volksglauben spricht Amalia (R. III, 1) von B a s i l i s k e n a n b l i c k; ferner heißt es (M. St. III, 4):

„Und Du, der dem gereizten B a s i l i s k
Den Mordblick gab, leg' auf die Zunge mir
Den gift'gen Pfeil.“

eben so (Ged. D. Kampf m. d. Drachen):

„Da bäumet sich mein Roß und scheuet
An seinem B a s i l i s k e n blick.“

Ferner sagt Wallenstein in Beziehung auf den Octavio Piccolomini (Wst. T. III, 18):

— — — — — — — — — „Ich zog
Den B a s i l i s k e n auf an meinem Busen.“

und (Br. v. M. 5, 490) sagt Isabella in Beziehung auf ihren Sohn Don Cäsar:

— — — — — — — „Einen B a s i l i s k e n
Hab' ich erzeugt, genährt an meiner Brust,
Der mir den bessern Sohn zu Tode stach.“

Das Thier, welches die Naturgeschichte unter dem Namen Basilisk kennt, scheint mit dem in der Bibel erwähnten nichts gemein zu haben; das letztere war vermuthlich eine Schlange.

Basta, von dem ital. bastare, genug sein; (K. u. L. I, 1) es ist genug. — (Par. V, 8) Genug hiervon.

Bastard ist ein außer der Ehe erzeugtes Kind, wie (J. v. O. Prol. 3) Graf Dunois; Bastardtochter wird (M. St. I, 6) Elisabeth, die Tochter Heinrich's VIII. († 1547) und der mit ihm heimlich vermählten Anna von Boleyn genannt, weil der König die letztere erst wenige Monate vor Elisabeths Geburt öffentlich als seine Gemahlin erklärte, nachdem er kurz zuvor sich von seiner früheren Gemahlin, Katharina von Aragonien, hatte scheiden lassen. Als er später, weil er sich männliche Nachkommenschaft wünschte, seine Neigung der Johanna Seymour zuwandte, ließ er Anna Boleyn enthaupten und erklärte deren Tochter für unberechtigt zur Erbfolge.

baß (Wst. L. 7), eine alte Form für besser, Gr. d. W. setzt zu unserer Stelle in Parenthese „tüchtig"; es scheint die einzige bei Sch. sich findende Stelle zu sein, aus Goethe giebt Gr. d. W. deren fünf.

Batavia (gr. Handl. a. d. n. Gesch. 10, 66), eine bedeutende Stadt auf der Nordwestküste von Java, die Residenz des Generalgouverneurs der niederländischen Besitzungen in Indien.

Batteux (R. Vorr.), 1713—80, ein französischer Kunstrichter, der im 18ten Jahrhundert ein außerordentliches Ansehen hatte, so daß sein Name, wie im späteren Alterthume der des Aristarch (s. d.), beinahe sprüchwörtlich wurde. Sein Hauptwerk war eine Abhandlung: „Les Beaux-Arts réduits à un même principe", d. i. „Ueber die Zurückführung der schönen Künste auf ein einziges Prinzip", von Ramler als „Einleitung in die schönen Wissenschaften" wiedergegeben. Ein Stück wie die Räuber mußte eben in seiner fast wilden Ursprünglichkeit über die „allzu engen Pallisaden des Aristoteles (s. d.) und Batteux" kühn hinweg

stürmen. Wer sich von diesen Pallisaden und den Grundsätzen des Batteux einen Begriff machen will, ohne zu dem jetzt vergessenen Buche zu greifen, vergleiche den Bau der von Sch. übersetzten Phädra mit den Räubern und unsere Bemerkungen zu dem ersteren Stücke.

Baum, Der singende (Tur. II, 1), s. Wasser, das tanzende.

Bazar (Br. v. M. 5, 417) oder Basar, pers. im Morgenlande der Markt, oder eine Straße, in welcher die Kaufleute ihre Gewölbe haben.

Befehlbuch (R. I, 2), das Buch, in welches die Verordnungen der Behörden eingetragen werden; bildl. wird (Wst. L. 11) der Wachtmeister so genannt, weil er das Buch, in welchem die Verhaltungsregeln der Soldaten zusammengestellt sind, gewöhnlich auswendig kann.

Begegnung, Die (Ged.), ein Gedicht aus d. J. 1797, wo es in den Horen zum ersten Mal abgedruckt wurde. Die Form desselben ist die der achtzeiligen Stanze; über die Person, an welche es gerichtet ist, weiß man nichts. Da es in trefflicher Weise den Anfang der klassischen Periode unseres Dichters bezeichnet: so thut man vielleicht nicht unrecht, wenn man sich die Poesie als die Geliebte des Dichters denkt, die ihm hier zum ersten Male, wie Goethe in seiner „Zuneigung" in ihrer verklärten Gestalt erscheint, und sich zugleich auf's innigste mit ihm vereinigt; denn Sch. war damals schon sieben Jahre verheirathet.

Beichtiger (D. C. I, 1), gew. Beichtvater (K. d. H.), d. h. derjenige Geistliche, welchem dem Gebrauch der katholischen Kirche gemäß Jemand von Zeit zu Zeit das Bekenntniß seiner einzelnen Vergehungen (daher K. u. L. II, 6, bildl. Beichte) abzulegen pflegt; der Beichtende selbst wird Beichtkind (Sp. d. Sch.), ein Mönch, der die Beichte abnimmt, (Wst. T. V, 2) „Beichtmönch" genannt.

beilegen. Nach Sander's Wörterbuch heißt „die Segel beilegen" so viel als dieselben einreffen, und „das Schiff beilegen" s. v. w. „die Segel so stellen, daß das Schiff liegen bleibt". Nach Gr. d. W. heißt „das Schiff legt bei" gleichzeitig s. v. als „es hält gegen den Wind, in der Schiffersprache auch sticht, dreht bei", d. h. es stellt die Segel so, daß einige den Wind von hinten, andere von vorn empfangen, wodurch die Fahrt beschleunigt wird. Die Stelle (W. T. I, 1): „Wenn ihr frisch beilegt, holt ihr ihn noch ein" ist nicht anders als höhnisch zu verstehen, d. h. Reitet in den See hinein und macht es wie die Schiffer, die durch „beilegen" schneller vorwärts kommen und somit ein anderes Boot einholen können. An ein Herumreiten um den ganzen Urnersee, dessen steile Ufer dies überhaupt unmöglich machen, kann hier füglich nicht gedacht werden.

Belebende, Das (Ged.), ein Epigramm aus dem Jahre 1796, nichts als ein Sinnbild enthaltend, dessen Deutung dem Leser überlassen bleibt. Nur aus der Blume kann die Frucht, und mit dieser der Keim zu einem neuen Leben sich entwickeln. Eben so kann auch auf dem geistigen Gebiete nur eine schöne Schöpfung, die den Menschen in der Gesammtheit seiner Geisteskräfte ergreift, ein neues geistiges Leben entzünden.

Belialsstreich (R. IV, 5). Belial, aus dem Hebräischen, ist zunächst ein böser Mensch, ein Taugenichts; in der Bibelsprache (Ps. 18, 5; 2. Sam. 22, 5; 2. Cor. 6, 15) ist Belial der Höllenfürst, und „Kinder Belials" (5. Mose 13, 13; 2. Chron. 13, 7) sind Kinder der Bosheit. Ein Belialsstreich (oder Belialsstück, 5. Mose 15, 9) ist also ein satanischer Streich.

Bellona, lat., von dem Worte bellum, d. i. Krieg, daher bei den Römern die Göttin des Krieges; (F. V, 1) der Name eines Kriegsschiffes.

Belöfero (Dem. II, 1), russisch, d. i. der weiße See, südlich vom Onega-See. Das an demselben gelegene Kloster wird von neueren Geschichtschreibern das troizkische genannt.

Belt (Ged. Die berühmte Frau — Picc. II, 7 — Wst. T. I, 5), der poetische Ausdruck für das Baltische Meer oder die Ostsee; personificirt, d. h. als Meergottheit gedacht (H. d. K.):

„Die stolze Flottenrüstung seiner Maste
Erschreckt den alten Belt in seinem Meerpalaste."

Benedictiner (Gstf. 10, 143 u. 227). So heißt einer der berühmtesten Mönchsorden, gegründet von dem heiligen Benediktus von Nursia, welcher 529 das noch jetzt bestehende Kloster auf dem Monte Casino im Neapolitanischen stiftete. Seine epochemachende Klosterregel wurde im ganzen Abendlande maßgebend. Die Benediktiner zeichneten sich, besonders in Frankreich und Italien, durch eine wahrhaft bewundernswürdige literarische Thätigkeit aus; un travail de Bénédictin ist im Frzf. sprüchwörtlich für eine wissenschaftliche Arbeit, die eisernen Fleiß erfordert.

Benefiz, lat., wörtl. Wohlthat; ferner Begünstigung, Vorrecht; in etwas erweitertem Sinne (Picc. I, 2): geistliche Pfründen.

Berglied (Ged.), aus dem Jahre 1804, als Sch. den Tell dichtete. Man vergleiche die vorletzte Scene des fünften Aktes, in welcher W. Tell dem Parricida die „Schreckensstraße" beschreibt, die er durch das Thal der Reuß über den St. Gotthardt (vergl. d.) wandern soll, um nach Italien zu kommen. Beide Darstellungen sind um so mehr zu bewundern, als Sch. mit der Gegend nur durch Beschreibungen bekannt geworden sein konnte. — Str. 1: „Der schwindlichte Steg" ist der Weg, der an dem rechten Felsabhange des Reußthales hinaufführt; „die Riesen", die mächtigen Felsmassen, welche sich immer enger zusammendrängen; „die schlafende Löwin" der Anmerkung zufolge die noch ruhende Lawine. — Str. 2: Die sogenannte Teufelsbrücke führt von dem rechten auf das linke Ufer der Reuß, die hier 300 Fuß (darunter 100 Fuß senkrecht) herabstürzt und den Pfad über die Brücke fortdauernd mit Wasserstaub

benetzt (vergl. Brücke, welche stäubet). — Str. 3: Das „schaurige Thor“ ist das sogenannte Urner Loch, ein im Jahre 1707 durch den Felsen gehauener Stollen von 200 Fuß Länge, der in das Urseren Thal nach Andermatt führt. — Str. 4: Die vier Ströme sind: die Reuß, der Rhein, der Tessin und der Rhone, deren Quellen bis jetzt unerforscht sind. — Str. 5: Die „zwei Zinken“ sind die höchsten Spitzen des Gotthardtgebirges (s. d.), zwischen denen die Straße nach Italien, zunächst nach Airolo hindurchführt. — Str. 6: „Die Königin“ ist der höchste, ewig beeiste Gipfel des weit verbreiteten Gebirgsstocks.

berichtet (W. T. IV, 1), „des Fahrens nicht wohl berichtet“, d. h. des Fahrwassers unkundig. Gr. d. W. führt aus Sch.'s Prosa auch an: „nur in seiner Politik schlimm berichtet“ und setzt in Parenthese: mal informé.

Berlas, s. Turandot.

Bern (W. T. IV, 2), die Hauptstadt des schweizerischen Cantons gleiches Namens und der Vorort der Schweiz. Sie liegt auf einem hohen, schmalen Felsen, den die Aar 100 Fuß tiefer fast ganz umspült. Wir machen aufmerksam auf die Verwendung des weiblichen Artikels: „Die edle Bern erhebt ihr herrschend Haupt.“ — „Die rege Zürich waffnet ihre Zünfte“, wodurch die beiden Städte in schöner Weise personificirt werden. Ferner bemerken wir, daß die Erwähnung Berns dem sterbenden Seher angehört, denn Bern ist erst 1353 dem Schweizerbunde beigetreten, Zürich 1351.

Bernhard, Herzog von Weimar (Picc. II, 7 u. IV, 5), geb. 1604, Sohn des Herzogs Johann von Sachsen, vereinigte sich, nachdem er in holländischen Diensten eine tüchtige Kriegsschule durchgemacht, mit Gustav Adolph, als dieser nach Deutschland kam. Nach des großen Königs Tode wurde ihm von Oxenstierna (s. d.) der Befehl über die Hälfte des Heeres anvertraut, mit dem er Bamberg, Kronach, Höchstädt und Eichstädt einnahm; daher (Picc. II, 7):

„Indeß der junge Weimarische Held
In's Frankenland unaufgehalten drang.“

Hierauf kämpfte er siegreich am Rhein; daher (Picc. IV, 4):

„Der Prinz von Weimar rüstet sich mit Kraft,
Am Main ein mächtig Fürstenthum zu gründen.“

Nach Wallenstein's Tode setzte er den Krieg noch energisch fort, starb aber bereits 1639, möglicherweise an Gift. Mit ihm verloren die Protestanten eine ihrer mächtigsten Stützen. Im Dr. Kr. erwähnt ihn Sch. S. 330, 339, 369, 370, 373, 376, 377, 401—19, 422, 439, 442, 443, 445 und charakterisirt ihn 446.

Beroë (Ged. Semele), die Amme der Semele.

Bestie, von dem lat. bestia, eig. (R. IV, 5) ein wildes Thier; bildl. 1) ein grimmiges Thier (R. I, 2 — B. a. v. E.), wie auch der Cerberus (s. d.); 2) ein gemeiner, nichtswürdiger Mensch (R. I, 2 — F. I, 9). — bestialisch (R. II, 3), roh und viehisch.

Bestimmung, die verschiedene (Ged.), ein Epigramm aus dem Jahre 1796. In die Sorge für die leibliche Erhaltung des Menschengeschlechts theilen sich unendlich Viele, während sich nur Wenige an der Sorge für seine geistige Fortbildung betheiligen. Die ersteren liefern gewissermaßen nur das Material, aus welchem Gefäße des Geistes gebildet werden können; so wie auch eine Menge von Samenkörnern dem Zersetzungsprozesse anheim fallen und in die chemischen Urbestandtheile der organischen Welt sich auflösen, während nur eine geringe Anzahl ihre eigentliche Bestimmung erreicht, Keime eines sich fortentwickelnden Lebens zu werden.

Besuch, nächtlicher (W. T. II, 2). Ein uralter Gebrauch in der Schweiz ist der sogenannte Kiltgang, ein nächtlicher Besuch des Liebhabers in der Schlafkammer seines Mädchens, wobei es übrigens durchaus ehrenhaft zugeht, und Freiheiten, die man sich öffentlich nicht erlaubt, weder genommen noch

gestattet werden. Daher nimmt auch der junge Melchthal keinen Anstand, in Gegenwart der versammelten Landsgemeinde davon zu sprechen. Etwas ganz Aehnliches berichtet aus Wales in seinem reizenden Buche: „Ein Herbst in Wales" (Hannover, 1858.) Julius Rodenberg, S. 66.

Bibel. Nächst den Quellen, aus welchen der Dichter positive Thatsachen schöpft, um sie im erzählenden Gedichte oder im Drama darzustellen, giebt es noch eine andere Art von Quellen für poetische Anschauung, denen man bisher weniger nachgegangen ist, als jenen ersten (s. Bürgschaft). Durch geheime Wahlverwandtschaft fühlt sich der Dichter zu bestimmten Sphären des Phantasielebens, wie es schon vor ihm poetisch verkörpert wurde, unwiderstehlich oder wenigstens überwiegend hingezogen; so Sch. zum Leben und zu den Anschauungen des griechischen Volksgeistes, wie er besonders in der Mythologie sich dargestellt hat. Da nun aber, nächst Griechenland, der jüdische Orient im A. und N. T. für die Poesie des Mittelalters und der Neueren Zeit die unerschöpflichste Quelle geworden ist, so fragt es sich, ob Sch. denn in gar keinem Verhältniß zu dieser letzteren gestanden hat, woran sich weiterhin naturgemäß auch die Frage nach Sch.'s Stellung zum Christenthum und zur Religion überhaupt knüpfen würde. Anderen Dichtern sind solche Untersuchungen schon zu Theil geworden. So ist Shakespeare's reiche Bibelkenntniß nachgewiesen in dem englischen Werke: On Sh.'s knowledge and use of the Bible by Wordsworth. London, 1864. Eine vergleichende Charakteristik Sch.'s und Goethe's würde auf diesen Punkt Rücksicht nehmen müssen. Daß Sch. in seinen Kinderjahren besonders gern aus der Bibel lesen hörte, sagt uns Palleske. Wir erfahren sogar aus einer Erwähnung in einem Briefe seines Vaters (von 1790), daß er im dreizehnten Jahre schon einen Versuch zu einem Trauerspiele „die Christen" gemacht hatte. Weiterhin wirkte Klopstock's Messias mächtig auf ihn, und der Plan zu einem Gedichte „Moses" war in ihm entstanden. Der

weitere Verlauf seiner Erziehung, der pietistische und auch der in Formeln kramende damalige religiöse Standpunkt sollte jedoch, wenn auch nicht wieder auslöschen, so doch in seiner höheren dichterischen Triebkraft ersticken, was die Hand einer gütigen und sinnigen Mutter im zarten Herzen des Kindes ausgesäet hatte. Die Eindrücke waren freilich zu stark und zu vielfältig gewesen, als daß die ersten größeren poetischen Versuche nicht Zeugniß davon abgelegt hätten, und so findet sich gerade in den „Räubern“ eine nicht unbedeutende Zahl biblischer Anspielungen, wenn auch bedingt durch die Einführung des „Pastor Moser“ in dieses Stück und durch die Heuchelei des „Franz Moor“, wo aber das Eine eben das Andere trägt. Die freiere Richtung, die schon im Bunde mit J. J. Rousseau (s. ds.) und später auf Grund eigener philosophischer. und geschichtlicher Speculation gewiß auch der vorhergehenden medicinischen Studien, deren materialistischer Widerhall in den „Räubern“ nicht zu verkennen ist, Sch.'s geistiges Leben genommen hatte, entriß ihn dem Zusammenhange mit der Bibel, und es ist nicht uninteressant, zu sehen, wo und wie sie ihm wieder nahe trat. Wir möchten behaupten, daß äußere Anregung, aus Anlaß einer geschilderten Situation, hier hauptsächlich gewirkt hat. Gerade in den lyrischen Gedichten findet sich nur weniges Biblische, die „Capuzinerpredigt“ (in Wst. L.) aber möchte einen der bedeutendsten Beiträge zu den biblischen Erinnerungen liefern. Ebenso die Beichtscene in „Marie Stuart“. Wer dies zum Gegenstande weiterer Betrachtung oder Forschung machen will, lese folgende Artikel:

Abbadonna, abe, Abraham's Schooß, Absalon, Adramelech, Ahab, Apostel, Arche, Basilisk, Belial, Cana, Cherub, David, Ebräer, Eden, Elieser, Goliath, Hermon, Herodes, Hiob, Horeb, Isai, Ischariot, Jakob, Jehovah, Jesu, Jerobeam, Jerusalem, Jesabel, Johannes, Joppe, Jordan, Joseph, Josua, Judas, Libanon, lösen, Loth, Mammon, Mann Gottes, Moloch, Moses, Palästina, Petrus, Pfund, Pharao, Pharisäer, Prediger, Sadducäer, Salomo, Samuel, Satan, Saul, Schlüssel, Schooß der

Kirche, Seraph, Sieben heilige Zahl, Sinai, Synedrium, Tobias, Topf, Töpfer, Vierfürst.

Wir machen jedoch darauf aufmerksam, daß Sch.'s Anführungen entschieden auf eine eindringendere Kenntniß der Bibel hinweisen und daß er den Ausspruch, welcher das A. T. als ein Handbuch des Erhabenen bezeichnet hat, wohl zu würdigen wußte. Obwohl Sch. es sich nicht versagt, griechische Mythologie und biblische Erinnerungen nahe zusammen zu bringen, weiß er doch mit feinem Verständniß der Situation gemäß zu wählen. So erinnert sich V, 11 die Jungfrau, als sie ihre Fesseln brechen will, in einem herrlich ausgeführten Bilde „Simson's", Isabeau wird I, 5 mit der „unnatürlichen Mutter" vor dem Richterstuhle Salomon's verglichen; der alte Erzbischof, welcher in der Jungfrau die Retterin Frankreichs sieht, erinnert in seinen Worten an eine der schönsten Scenen des N. T. Luc. II, 22—38. D. C. II, 2: „Was fragt ein Miethling nach dem Königreich." Der Traum Thibaut's (J. Prol. 2) ist wohl dem biblischen Traume Joseph's nachgedichtet. Der Großinquisitor erscheint D. C. V, 10 wie der Schatten Samuels; die erhabene Gestalt des Moses und das Wunder, in welchem dem Felsen lebendiges Wasser entströmt, werden öfter erwähnt J. Prolog D. C. III, 2; M. St. V, 7. Natürlich findet sich auch das, was so vielfach selbst im täglichen Leben verwerthet wird, wie Anspielungen auf Judas und „den falschen Bruderkuß" M. St. IV, 10, die „Schlange, welche die Ferse sticht" W. T. IV, 7. W. Tell V, 1 Ende: „säen und ernten", J. v. O. III, 4: die „Kleingläubigen". M. St. V, 6: „das bessere Theil", I, 7: „der Schatten des Oelbaumes", V, 11: „steht die Sonne fest", im Andenken an Josua; so auch ganze Sprüche, wie im Munde Illo's W. T. IV, 7: „Wer nicht ist mit mir, der ist wider mich"; s. auch M. St. V, 6: „das Wort ist todt", W. Tell II, 2: „Dem Kaiser bleibe", R. I, 1: „Aergert Dich Dein Auge". Christus selbst wird M. St. I, 6: „der erhabene Prediger des Berges" genannt, Gott heißt D. C. II, 2: „der Dreimalheilige".

Es darf nicht unerwähnt bleiben, daß Sch. zu verschiedenen Malen hinreißende Schilderungen des **katholischen** Gottesdienstes gegeben hat, so in M. St. I, 6 im Munde des Convertiten Mortimer V, 11 in der Beichtscene Marie Stuart's, so wie in der Braut von Messina in Don Cesar's Munde die Schilderung der Leichenfeierlichkeit; hierher gehört auch der Eisenhammer und der Kampf mit dem Drachen. Daneben stellen sich nicht unbedenklich, wenn auch nur von Mortimer so bezeichnet: „der Puritaner dumpfe Predigtstuben“, zumal da in diesem Stücke die geschichtliche Perspektive doch zu stark vom Dichter verschoben sein dürfte.

Sch.'s Stellung zu der Geschichtlichkeit der Urkunden des A. T. hat er selbst in seiner „Sendung des Moses“ hinlänglich klar gemacht. Daß er trotzdem im höheren Sinne religiös war, ist in sich selbst klar; nicht umsonst hat auch Goethe gesagt, „es sei etwas von der Christusnatur in ihm gewesen“, und so mögen denn auch die vielfachen Versuche, welche man gemacht hat, Sch. wie auch Goethe mit dem positiven Christenthum zu verknüpfen, denen vorzuziehen sein, welche einen Geist von dieser Tiefe als gleichgültig oder gar feindselig gegen die tiefste und nachhaltigste geistige Bewegung aller Zeiten darstellen möchten, s. Kleinert, Sch.'s religiöse Bedeutung; Berlin, Wiegandt und Grieben, 1866. (6 Gr.)

Bibel, chaldäische (Gstf. 10, 145). Einzelne Abschnitte im A. T. sind allerdings chaldäisch, d. h. in einem dem Hebräischen verwandten semitischen Dialekte abgefaßt; in jene Scene des Geistersehers aber gehört eine vollständige chaldäische Bibel deshalb, weil die Chaldäer schon im Alterthume, so auch noch zur Zeit der römischen Kaiser, als Zauberkünstler und Weissager berühmt waren. Das ersehen wir unter andern aus zahlreichen Stellen des Tacitus (s. d.)

Bicêtre (K. u. L. IV, 3), ein von Ludwig XIII. in der Nähe von Paris erbautes Schloß, welches anfangs zum Aufenthalt für

die Invaliden bestimmt war, später (unter Ludwig XIV.) in ein Hospital verwandelt wurde.

Bild, das verschleierte, zu Sais (Ged.), eine Parabel aus dem Jahre 1795, in ungereimten fünffüßigen Jamben, dem Versmaße des deutschen Trauerspieles. Der Dichter hat diese Form jedenfalls absichtlich gewählt, da der Stoff eine freiere Bewegung verlangte. Er konnte auf diese Weise der Erzählung die nöthige Gedrängtheit geben, die einzelnen mitwirkenden Personen leichter redend einführen und den Dialog mit einer gewissen Ungezwungenheit behandeln. Daher erinnert denn nicht nur der Inhalt, sondern auch die Form des Gedichtes lebhaft an die Parabel von den drei Ringen in Lessing's Nathan. Wenn Sch., dem der Reim so leicht zu Gebote stand, den musikalischen Reiz desselben hier zurückwies, so hat er uns dafür auf andere Weise reichlich schadlos gehalten. Vor allem überrascht uns die Tiefe der Gedanken im Verein mit den glänzenden Bildern, und eben so der rasche Fortschritt der Handlung, unterstützt von dem höchst ausdrucksvollen Satzbau. Bekanntlich verträgt die Parabel nur ein geringes Maß von Schmuck. Derselbe ist nicht nur da, sondern auch so angebracht, wie es die Würde dieser Dichtungsart verlangt. Das Gleichniß von dem Tone aus einer Harmonie und einer Farbe aus dem Regenbogen (vergl. Iris) ist in dem Munde des feurigen Jünglings eben so treffend, wie die Steigerung in den Versen, welche sein nächtliches Eindringen in die Rotonde des Tempels schildern, von tief ergreifender Wirkung ist. — Der Stoff zu diesem Gedichte ist vermuthlich aus Plutarch entlehnt, und zwar aus einer Schrift über Isis und Osiris, in welcher von dem Heiligthum der Isis (s. d.) folgende Inschrift angegeben wird: „Ich bin das All, das gewesen ist, das ist und das sein wird; noch nie hat ein Sterblicher meinen Schleier aufgedeckt“ (vergl. Jehovah). Der Schauplatz der Begebenheit ist Sais, die alte Hauptstadt von Unterägypten. Was die „geheime Weisheit“ oder die Mysterien betrifft, deren Entstehung die Griechen, wenn auch ohne Grund, selbst gern aus

Aegypten herleiteten, wie so manches Andere, um sich mit diesem Lande uralter Cultur in Verbindung zu bringen, so war der Zweck derselben wohl nichts Anderes als Aufklärung über gewisse Mythen und Religionsgebräuche, deren eigentlichen Sinn man aus politischen Rücksichten dem Volke verborgen zu halten für gut fand. Und allerdings ist ein gewisser Grad von Bildung durchaus erforderlich, um tiefere Wahrheiten in abstracter Weise zu erfassen, während dieselben dem schwächeren Verstande nur in bildlicher Einkleidung nahe gelegt werden können. Die Parabel verfährt selbst auf diese Weise, indem sie das symbolisch vorträgt, was erst bei reiferer Erkenntniß intellectuell oder moralisch gefaßt werden kann. So ließ man auch in den Eleusinischen Mysterien diejenigen, welche in dieselben eingeweiht werden sollten, gewisse Grade durchlaufen, um sie nach Maßgabe ihrer dargelegten Erkenntnißkraft oder ihrer sittlichen Würdigkeit allmälig mit den Geheimlehren bekannt zu machen. Hieraus erhellt denn auch die Grundidee des Gedichtes. Alle tiefere Wahrheit muß erworben, errungen, erkämpft werden. „Was Du ererbt von Deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen“ (G. Faust 11, 31). Dieses stufenweise Fortschreiten in unserer geistigen und sittlichen Entwickelung läßt sich nicht ungestraft überspringen, wir sollen eben „verklärt werden von einer Klarheit zu der andern“ (2. Cor. 3, 18). Wer auf unrechtmäßigem Wege rascher zum Ziele gelangen will, der bringt sich um seinen inneren Frieden, wie unsere Ureltern das Paradies verloren haben; oder der Hochmuth führt seinen Fall herbei, wie es die Sage von Faust darstellt, der den letzten Zweck des Lebens allein in der Erkenntniß zu finden vermeinte. Gewisse Dinge bleiben auch dem tiefsten Denker verborgen; der letzten und höchsten Wahrheit darf er nichts Anderes als seine Demuth entgegen bringen. „Wer es fassen kann, der fasse es!“

Birman (Mcb. IV, 4), ein Berg in der schottischen Grafschaft Perth, der zu Macbeths Zeiten Gerichtsplatz gewesen sein soll.

Bischofshut, Bischofsmütze (Picc. IV, 5), heißt die eigenthümlich gestaltete Kopfbedeckung der Bischöfe der katholischen Kirche, bestehend aus zwei großen, oben spitz zulaufenden Blättern und vorn mit einem Kreuze geziert. Die Verleihung der Bischofsmütze ist wie die des Cardinalshutes (vergl. Cardinal) ein Vorrecht des Papstes. Wenn es (W. T. V, 1) von Kaiser Albrecht in Beziehung auf seinen Neffen heißt:

„Der Kaiser hielt das väterliche Erbe
Dem ungeduldig Mahnenden zurück!
Es hieß, er denk' ihn ganz darum zu kürzen,
Mit einem Bischofshut ihn abzufinden."

so bezieht sich dies auf den Einfluß, welchen die Kaiser bei Verleihung der betreffenden Würde gelegentlich auszuüben vermochten, wofür sie dem Papste dann andere Gegendienste erweisen mußten.

Blasewitz, ein Dorf südl. von Dresden, auf dem linken Elbufer.

Bläsier (K. u. L. I, 2), verd. aus dem frzs. plaisir, das Vergnügen.

blaue Göttin (Br. v. M. 5, 421), das Meer (s. poetische Umschreibung).

Bleidächer (Gstf. 10, 155), ital. piombi, die berüchtigten Staatsgefängnisse in dem ehemaligen Dogenpalaste zu Venedig. Sie lagen unmittelbar unter dem mit Blei gedeckten Dache, so daß die Gefangenen eine unerträgliche Hitze auszuhalten hatten.

Blumauer (Ged. Vorerinnerung zu den „Metrischen Uebersetzungen"). Aloys Blumauer, geb. 1755 in Oberösterreich, † 1798, bekannt durch zahlreiche, im Geist der Bürgerschen Muse verfaßte Gedichte, die 1781 in dem Wiener Musenalmanach erschienen. Er ist reich an Witz und drolligen Verdrehungen, die indeß oft in niedrige Späße ausarten. Durch seine „travestirte Aeneide" (s. Aeneide) (Schw. Hall, Haspelsche Buchhandl.), die 1784 erschien und später noch mehrere Auflagen erlebte, zog er sich Sch.'s Unwillen zu.

Blumen, Die (Ged.), ein kleines, zu dem Kreis der Lauralieder (s. d.) gehöriges Gedicht, das früher den Titel „Meine Blumen" führte und durch die spätere vortrefflich gelungene Umarbeitung die gegenwärtige Gestalt erhielt. In einer (Str. 1) an die Blumen gerichteten Anrede preist der Dichter die Vorzüge derselben, beklagt es indessen, daß die Natur ihnen Seele und Empfindung versagt habe. Eben so ist (Str. 2) ihnen das Gefühl der Liebe versagt, während sie doch der Liebe (der Insectenwelt) eine Zufluchtsstätte gewähren. Endlich (Str. 3) werden sie den Liebenden unter den vernünftigen Wesen zu einer symbolischen Sprache; Amor, „der mächtigste der Götter" wohnt in ihnen.

Blutbann, s. bannen.

Böheim, der ehemalige Name für Böhmen, eine Verdeutschung des latein. Bojohemum. Die Herzöge von Böhmen nahmen später den Königstitel an oder erhielten ihn von den deutschen Kaisern, denen sie den Lehnseid leisten mußten. 1437 kam das Land an das Haus Habsburg-Oestreich, bei dem es noch jetzt ist. Die Königin von Böhmen (D. C. I, 2) ist wohl Kaiser Karl's des Fünften Tochter Marie, die mit ihrem Vetter, dem späteren Kaiser Maximilian II., vermählt war, dem Sohne Kaiser Ferdinand's II., des Bruders von Karl dem Fünften.

Bohemerweib, s. Zigeuner.

Böhmerwald (Picc. V, 2), die 40 Meilen lange, bis zu 4554 Fuß ansteigende Bergkette, welche vom Fichtelgebirge aus bis an die Donau die südwestliche Grenze Böhmens bildet.

Bojar (Dem. I), ursprünglich ein Krieger, gegenwärtig in den slavischen Ländern ein adeliger Gutsbesitzer oder Freiherr.

Bonmot, frzs., eig. „gutes Wort", d. i. ein witziger oder lustiger Einfall (K. u. L. III, 2).

Böoten (Iph. I, Zw.-H.). Die Bewohner von Böotien, einer Landschaft Mittelgriechenlands (sonst Böotier). Das Schlan-

genbild des Stifters bezieht sich auf den Drachentödter Kadmos, den Gründer Thebens, d. h. der Hauptstadt Böotiens. Im Texte des Euripides steht an dieser Stelle (v. 256 ff.): auf den äußersten Spitzen der Schiffe am Steuerrande war ein Kadmosbild mit dem goldenen Drachen."

Bordeaux (K. d. H.), an der Gironde im südwestl. Frankreich, einer der bedeutendsten Handelsplätze. — In einigen Ausgaben steht nach veralteter Schreibart die ältere Form Bourdeaux.

Borgia (Verbr. a. v. E.). Cäsar (ital. Cesare, spr. Tschésare) Borgia war ein Sohn des Papstes Alexander VI., er ist in der Geschichte sprüchwörtlich geworden für ein Ungeheuer an Falschheit, Grausamkeit und Sinnlichkeit. Er starb 1507.

Il Borgo (Mlth.), s. Malta.

Boris Godunow (Dem. I), s. Demetrius.

Boten, flammende, s. Feuersignale.

Botensegel (W. T. IV, 3), ein Schiff mit einem Eilboten.

Bourbon (Wst. T. I, 6). Der Connetable Karl v. Bourbon, ein Verwandter und Vasall König Franz I. von Frankreich, war von diesem in seinem Ehrgeize vielfach tief gekränkt worden. Aus Rache trat er zu Kaiser Karl V. von Deutschland über, und führte (1524) die kaiserlichen Truppen siegreich gegen seine früheren Landsleute an. Sein Verrath erregte indeß allgemeinen Abscheu, selbst bei seinen neuen Verbündeten, und erschwerte ihm die Erwerbung einer sicheren politischen Stellung. So stellte er sich 1527 an die Spitze der schlecht bezahlten Soldtruppen des Kaisers und machte mit ihnen einen abenteuerlichen Zug gegen Rom, welches von den entarteten Kriegsknechten in rohester Weise geplündert wurde. Er selbst war gleich am Anfange des Sturmes von einer feindlichen Kugel getödtet worden.

Bourdeaux, s. Bordeaux.

Brabant (D. C. II, 2 — J. v. O. Prolog, 3), ehemals ein selbständiges Herzogthum, dessen Beherrscher ein großes Ansehen über die Regenten der benachbarten niederländischen Staaten ausübten; jetzt eine der wichtigsten Provinzen des Königreichs Belgien.

Bramarbas (Wst. L. 8), der Name eines Großsprechers in einem Lustspiele Holberg's, des großen komischen Dichters der Dänen; gewöhnlich s. v. w. Großmaul, Haudegen, Raufbold. Davon bramarbasiren, wie (R. I, 2): „Der Wein bramarbasirt (prahlt) aus Deinem Gehirne."

Brandeis (Wst. L. 11), ein Städtchen an der Elbe im nördlichen Böhmen.

Braunau (Wst. T. III, 10), böhmische Stadt an der schlesischen Grenze.

Brautlauf (W. T. IV, 3), s. v. w. Brautzug, d. i. der den Bräutigam begleitende Zug, wenn derselbe seine Braut zur Hochzeit abholt.

Braut, Die, von Messina. Es ist die Lektüre der griechischen Tragiker und besonders des Aeschylus, den Sch. in der Uebersetzung des Grafen F. L. Stolberg las und den wir lieber in der Donner's oder Droysen's kennen lernen, welche den Dichter zu dem Stoffe der Br. v. M. führte. Schon 1801 beschäftigte er sich damit, und arbeitete den Winter 1802—3 an der Ausführung. Am 4. Februar 1803 las er das fertige Stück in einem Kreise von Beschützern und Freunden vor und endlich am 19. März fand die erste Darstellung zu Weimar statt. Der Eindruck war bedeutend und ungewöhnlich stark, auch imponirte das Stück dem jüngeren Theile des Publicums so sehr, daß man dem Dichter nach der Aufführung am Schauspielhause ein Lebehoch brachte, „welches man sich sonst in Weimar noch niemals herausnahm". Im Mai arbeitete Sch. die einleitende Vorrede „über den Gebrauch des Chors in der Tragödie" und mit dieser erschien die erste Ausgabe Tübingen bei J. G. Cotta 1803,

8°, XIV, 162 S., die in der Orthographie vieles Eigenthümliche hat.

Die Fabel des Stückes stellt die Geschichte feindlicher Brüder dar, eine Störung des heiligsten Naturverhältnisses, welche der gesunde Verstand, auch ohne Aristoteles Poetik c. 14, p. 4 gelesen zu haben, tragisch findet. Die Anregung, einen solchen Gegenstand von Neuem zu erfinden oder nach seiner Weise zu combiniren, fand Sch. erstens in dem hochberühmten, von Isabella in unserem Stücke selbst erwähnten, feindlichen Brüderpaar der thebanischen Oedipussage, die er durch die „Scenen aus den Phönicierinnen" des Euripides näher kennen gelernt und zweitens in einer sehr lebhaften Jugenderinnerung an J. A. Leisewitz's 1776 erschienenen Julius von Tarent, der dasselbe Thema behandelt und der schon in den feindlichen Brüdern der „Räuber" einen starken Nachhall gefunden hatte. Zu dieser Grundlage der im Stück entwickelten Thatsachen tritt nun aber eine Idee und zwar die Darstellung des antiken Schicksalsbegriffes, welche schon im Wallenstein erstrebt worden war. Auch hier liegt, nach Sch.'s eigenen Andeutungen, eine bestimmte Anregung aus der alten Literatur vor; es ist der durch das Studium des Sophokleischen König Oedipus neu erregte Wunsch, der Tragödie die antike Einfachheit und hohe Idealität wiederzugeben und so den damals in Kotzebue's dramatischen Arbeiten sich ankündigenden flachen und trivialen Darstellungen des sogenannten wirklichen Lebens entgegenzutreten. Als das beste Mittel dazu glaubte Sch. die Wiedereinführung des antiken Chores erkannt zu haben. Jedenfalls müssen unsere Leser wissen, daß erst die Kenntniß des sophokleischen Stückes den Schlüssel zum inneren Verständniß des schillerschen bietet.

Die Herrscherfamilie Messina's ist seit etwa zwei Monaten ihres fürstlichen Hauptes beraubt, zu um so größerem Unheil für den Staat, als zwischen den beiden Söhnen des Königs ein unerklärter, aus der frühesten Kindheit stammender Haß wüthet, der die Vasallen des Reiches zu der Bitte an die verwittwete

Fürstin treibt, einen Versuch zur Aussöhnung der Prinzen zu machen. Dieselben haben versprochen, an dem Tage (an welchem das Stück beginnt) sich in Gegenwart der Mutter zu sehen. Als die Geleitzüge der Söhne nahen, sendet sie den alten, treuen Diego nach einem Kloster, um dort einen geheimnißvoll angedeuteten Auftrag zu vollziehen, der das Glück des Tages vollenden soll. Die Worte der Mutter wirken auf den älteren und den jüngeren Bruder, die beide im Grunde edle Naturen sind, so daß sie sich versöhnen. Da bringt ein Bote dem Don Cesar die Nachricht, daß eine von ihm geliebte Dame, deren Spur er verloren hatte, von seinen Dienern in Messina selbst aufgefunden sei. Don Cesar verläßt seinen Bruder. Dieser erklärt nun dem Chor, daß auch er eine heimliche Liebe nähre, so stark, daß sie ihm schon lange den Bruderhaß genommen — ein feines Wort des Dichters, welches in seiner erlaubten Anwendung auf Don Cesar, die mitunter bemängelte Schnelligkeit der Versöhnung vollkommen erklärt — und daß er beschlossen habe, sich seiner Geliebten an diesem Tage als Don Manuel zu entdecken. Fünf Monate vor der Zeit des Stückes, also 3 Monate vor dem Tode des Vaters, hat er sie, indem er auf der Jagd eine weiße Hindin verfolgte, in einem Kloster entdeckt und ihre Liebe gewonnen.

Es ist dies die erste Stelle, wo der Zuschauer durch Don Manuel's Worte

> Ein heilig Pfand ward sie dem Gotteshaus
> Vertraut, das man zurück einst werde fordern,
> Sich selber ein Geheimniß wuchs sie auf.
> Ein alter Diener naht von Zeit zu Zeit,
> Der einzige Bote zwischen Kind und Mutter

(der aber zugleich gestanden hat, daß sie von edlem Blute sei) — eigentlich schon in den innern Zusammenhang des Stückes gesetzt wird. Er weiß jetzt — und augenscheinlich ist dies für die ästhetische Wirkung des Stückes von der größten Wichtigkeit — daß Don Manuel die geheimnißvolle Persönlichkeit liebt, die Isabella durch Diego aus dem Kloster zurückfordert und kann ahnen, daß es die Schwester ist. Nach Hofmeister soll der Zuschauer

erst p. 478 bei Beatrice's Ausruf „Weh weh mir, o entsetzenvolles Licht", als sie erfährt, daß Isabella Don Manuel's und Don Cesar's Mutter ist, die volle Einsicht in den Zusammenhang haben.

Der Alte hatte dem Mädchen am Tage vor dem Beginn des Stückes gesagt, morgen werde ihr Schicksal sich lösen. Darum hat Don Manuel in der Nacht sie nach Messina entführt. Sie wohnt in einer Villa unfern dem Kloster der Barmherzigen. Nach diesen Mittheilungen entfernt sich Don Manuel mit zwei Begleitern aus dem Chore, um den kostbarsten Brautschmuck für sie zu kaufen. So scheint Alles sich glücklich zu lösen; aber gerade hier deutet Sch. — wohl selbst der Ansicht, daß der Zuschauer, von der Idee einer möglichen Liebe zwischen Bruder und Schwester beunruhigt, schon Unheil ahnt — durch den Chor an, daß dieses Glück auf einer unterwühlten Grundlage ruht. Denn dieser theilt mit, „da ihm die lichtscheu, krummen Liebespfade mißfallen", daß Isabella, eigentlich vom Vater ihres Gemahls zur fürstlichen Gattin auserkoren, demselben vom Sohne — dem nachherigen Vater Don Manuel's und Don Cesar's — gewaltsam entrissen worden sei. Da habe der Vater im Zorne diesem und seiner Ehe geflucht und so berge das Fürstenthum „schwarze Verbrechen, Greuelthaten ohne Namen". Und im Folgenden hören wir den Dichter selbst, der die Grundlage seines Stückes motiviren will, wenn der Chor sagt:

„Es ist kein Zufall und blindes Loos,
daß die Brüder sich wüthend selbst zerstören,
denn verflucht ward der Mutter Schooß,
sie sollte den Haß und den Streit gebären"

Wir machen auf die wichtige Thatsache aufmerksam, daß dieser letzte Vers den Zuschauer auch über den Sinn der noch zu erwähnenden Träume der Isabella vollständig aufklärt.

Der Dichter führt uns nun zu der geheimnißvollen Geliebten Don Manuel's, Beatrice, die ängstlich den Freund erwartet, der ihre Reue „über die sträfliche Flucht", beruhigen soll. Sie er-

zählt, wie sie, um zu beten, sich in das nahe Kloster gewagt habe, dann aber Späher fürchtend es verließ, denn schon früher einmal habe sie „mit frevlem Muth", um das Begräbniß des jüngst verstorbenen Fürsten von Messina zu sehen, sich aus dem Kloster ihrer Erziehung hinausgewagt und hier habe sie in dem auf sie gehefteten Flammenauge eines fremden Jünglings eine plötzliche wilde Leidenschaft geahnt. Dem Geliebten habe sie diese Schuld verschwiegen. Da mit einem Male erscheint Don Cesar selbst, denn die von dem Boten ihm als gefunden gemeldete Geliebte, deren Spur er verloren hatte, ist Beatrice. Er erinnert sie an die Begegnung bei dem Begräbniß.

Dem Zuschauer bleibt nun kein Zweifel mehr, daß beide Brüder die Schwester lieben. Don Cesar nennt sich ihr als Fürst Messina's; die Entsetzte wagt, als er sie seine Braut nennt, kein Wort zu erwidern. Nach seiner Entfernung aber spricht sie aus, daß sie oft schon mit geheimnißvollem Schauer von dem furchtbaren Geschlechte und dem Schlangenhaß der Brüder gehört habe; sie fühlt sich rettungslos in diese furchtbare Sphäre hineingerissen.

Unterdeß hat Isabella von der Versöhnung der Brüder erfahren, und wir finden sie in ihrem Palaste inmitten beider; es erscheint natürlich, daß sie der Mutter ihre Vereinigung und ihre Liebe mittheilen wollen. Isabella preist sich glücklich, daß endlich der lang ersehnte festliche Tag erschienen sei, wo sie die Herzen ihrer Kinder versöhnt sehe. Aber dieser Tag soll noch durch die Enthüllung eines schönen Geheimnisses gefeiert werden. Eine holde Schwester, deren Geburt und Leben bis dahin in Dunkel begraben gewesen, soll zwischen die versöhnten Brüder treten. Sie habe ihre Tochter, so erzählt sie, dem ihr vom eigenen Vater drohenden Tode entreißen müssen, denn ein arabischer Astrolog habe diesem erklärt, die beiden Söhne und sein ganzer Stamm würden durch sie vergehen — durch einen ihr selbst gewordenen Traum aber ermuthigt, den ein „gottgeliebter", d. h. wohl christlicher, Mönch ihr gedeutet „ihre Tochter würde der Söhne streitende

Gemüther in heißer Liebesgluth vereinen" habe sie dieselbe im Verborgenen erziehen lassen.

Von hier an weiß der Zuschauer, daß Alles über Isabella zusammenbrechen muß, und wenn er auch die Entwicklung in ihren Einzelnheiten nicht voraussieht, so weiß er doch, daß sie nur entsetzlich sein kann; die Andeutungen des Chors haben schon den düstersten Schleier über die Zukunft gebreitet. Die beiden Träume sind für ihn in ihrer sich ergänzenden Bedeutung völlig klar. Als der alte Diener Diego, der die Tochter bringen soll, nun ankommt und erklärt, sie sei aus dem Kloster geraubt, machen die Umstände und die Zeit, in der dies geschehen sein soll, Don Manuel unruhig; „und Beatrice nennt sich Deine Tochter?" fragt er die Mutter und dann weiter dringend mit dreimaliger Frage „wo verbargst Du sie". Wir müssen den Leser auf die eigenthümliche, etwas zerbrechliche Künstlichkeit dieser Scene aufmerksam machen. Die Mutter hat kaum die Söhne aufgefordert, den Räubern zu Wasser und zu Lande nachzuspüren, als Don Cesar wild — und dies paßt zu seinem als stürmisch und unüberlegt geschilderten Charakter — davonstürmt. Don Manuel aber, der in tiefes Nachdenken versunken ist und der übrigens den alten Diego nicht zu erkennen scheint, obwohl er ihn doch nach seinen früheren Mittheilungen an den Chor öfter gesprochen haben muß und ihn hier direkt anredet, thut nun die drei dringenden und so natürlichen Anfragen nach dem Orte der Erziehung; Isabella aber treibt ihn nur zur Eile und antwortet auf das dritte Mal:

„verborgner nicht war sie im Schoß der Erde."

Die Seltsamkeit dieser (nur in der Poesie möglichen) Antwort wird Niemand verkennen; hätte sie freilich den Ort genannt, so hätte Don Manuel gewußt, daß er seine Schwester liebte, und das Stück hätte ein Ende gehabt.

„„Man wird sich, bemerkt Böttiger (und wir verdanken auch diese interessante Mittheilung Hoffmeister V, 115), dabei des Verdachtes nie erwehren können, daß der Dichter dieses Schweigen zur

Ausführung seines Planes nothwendig brauchte, so daß dies allerdings eine Schwäche des Stückes ist. Sch. selbst indessen, als man ihm dies bemerklich zu machen suchte, wunderte sich, wie man seine Intention so wenig habe fassen können, da ja eben in diesem Verschließen des Mundes in so kritischen Augenblicken, wo ein rettendes Wort das eherne Netz des Schicksals hätte zerreißen können, die unabwendbare Gewalt, ja das Dämonische des Verderben brütenden Verhängnisses sich recht deutlich offenbare und alle Zuschauer mit geheimem Grauen durchschauere."" „Nur geht hier, fügt Hoffmeister hinzu, die Wirksamkeit des Schicksals und die psychologische Wahrheit nicht Hand in Hand, und wir sehen nur einen Kunstgriff des Dichters, wo wir die letztere aufgehoben finden. Die umsichtige und verständige Isabella konnte selbst im Affekt den Sohn nicht fortschicken, ohne ihm die wiederholt geforderte nöthige Auskunft zu geben.

Hier läßt daher der Dichter — um ein retardirendes Moment zu schaffen — den Diego einfallen

„o jetzt ergreift mich plötzlich bange Furcht"

und nun erzählen, wie Beatrice ihn gebeten habe, dem Todtenfeste beiwohnen zu dürfen, wo denn wohl ein Räuber sie aufgespürt habe. Don Manuel athmet auf, denn in seiner Idee ist seine Geliebte unfähig, ihm das Geringste zu verschweigen; sie ist nicht dieselbe mit Isabella's Tochter, ist nicht seine Schwester. Der Zuschauer weiß nun freilich vollkommen sicher das Gegentheil. Doch nun beschließt Manuel, sich Licht zu verschaffen und geht. Jetzt läßt der Dichter Don Cesar zurückkommen — und wir müssen aussprechen, daß wir hier um Haaresbreite an der Klippe des Komischen vorbeistreifen — und die Mutter nach einem Zeichen zur Erkennung der Schwester, nach dem Orte ihrer Erziehung fragen. Sie sagt ihm Alles Nöthige.

Von hier an erfüllt sich nun an Isabella und ihren Söhnen ein grauenvolles Schicksal, dem die Mutter in immer neu erwachender Hoffnung die hartnäckigste Verblendung entgegensetzt.

Das Stück ist noch nicht ganz bis zur Mitte gelangt, und vielleicht ist die Verblendung Isabella's zu lange festgehalten; das Gefühl des Zuschauers, der schon im Geheimniß ist, wird durch die übergroße, oft jubelnde Sicherheit der Fürstin vielleicht zu peinlich angespannt. Hierher gehört auch wohl, wenn man betrachtet, wie oft sich für Isabella die entsetzlichen Ueberraschungen des Schicksals wiederholen, die vorsichtige Andeutung Wilhelm v. Humboldt's an Sch. selbst: „daß der Stoff des Stückes an sich sogar künstlich sei und bei minder guter Behandlung hätte spielend aussehen können."

Don Manuel ist bei Beatrice angelangt und erfährt nun, daß sie bei der Todtenfeier gewesen, also seine Schwester ist. Schon ist Don Cesar's Stimme, der ebenfalls herbeieilt (merkwürdig, daß keiner von beiden nach der Schwester ausgezogen ist!), gehört worden; Beatrice schmiegt sich zitternd an Don Manuel an, welcher nun von seinem Bruder, der einen heuchlerischen Verräther in ihm sieht, erstochen wird.

Hier ist die wichtige Stelle, wo beim Eintreten des wirklichen Unglückes, der Blutschuld, der Zuschauer sich ernstlich nach der Schuld der handelnden Personen fragt. Die Geschichtschreibung könnte sich begnügen, die Thatsachen einfach darzulegen, sofern sie nur den realen Zusammenhang nachweisen kann; die Poesie, welche nach Aristoteles philosophischer ist als die Geschichte, kommt dem tiefsten Bedürfniß des menschlichen Herzens entgegen — dem des Kindergemüthes, welches im Mährchen den leidenden Guten am Ende belohnt sehen will und dem Imm. Kants, der auf das Gefühl einer unverweigerlichen Gerechtigkeit die Unsterblichkeit der Seele begründet — nämlich dem, eine ewige Gerechtigkeit wenigstens ahnen zu dürfen und sich mit der Menschheit als zu einem sittlichen Ganzen zusammengeschlossen zu fühlen. Schon der alte griechische Geschichtsschreiber Herodot (um 444 v. Chr.) hat seinem wundervollen Werke diese ernste Grundlage gegeben; wer erkennt nicht in der folgenden Darlegung seiner

Ideen, die wir wörtlich der Einleitung seines vortrefflichen Herausgebers Stein entnehmen, den Geist unseres Stückes?

„Was die Gottheit einmal nach ewiger Ordnung über „einen Sterblichen verhängt hat, wird sein unabänder-„liches Verhängniß, dem er weder durch eigene noch durch „Anderer Hilfe zu entgehen vermag. Oft bethört sie einen „solchen mit Uebermuth und eitler Hoffnung, verschließt „sein Ohr der warnenden Stimme einsichtiger Freunde, „ja, mit herber Ironie ihres Opfers spottend, täuscht sie „ihn wohl mit vieldeutigen Träumen oder doppelsinnigen „Orakelsprüchen, daß er, der Gefahr zu entrinnen wäh-„nend, in sie hineinrennt. Wie sie sich gegen jede Ueber-„hebung als eifersüchtige, so erweist sie sich gegen jede „sittliche Ueberschreitung als rächende und strafende Macht. „Jedes Unglück, das sie sendet, ist Folge einer Schuld, „und für das Vergehen des Ahnen muß oft ein später „Enkel büßen. Das Gesetz der Vergeltung steht über „den Thaten der Völker, wie der einzelnen Menschen. „Daß darüber oft der Unschuldige mit dem Schuldigen „leiden muß, achtet die erzürnte Gottheit nicht. Aber sie „sucht es selbst an den Werkzeugen ihres Zornes heim, „wenn sie mit zu großer Grausamkeit gegen ihre Opfer „verfahren und bestraft übermäßige, wenn auch gerechte „Rache. Dem Gekränkten verhilft sie zu Genugthuung, „und wo der mächtige in ungleichem Kampfe den Schwa-„chen zu bewältigen droht, tritt sie auf diese Seite und „stellt das Gleichgewicht der streitenden Parteien her".

Kein Unglück ohne Schuld?! es ist die furchtbar ernste Frage, die im Alten Testamente das herrliche Buch Hiob behandelt und die — obwohl wir Modernen nicht geneigt sind, diese Ansicht für das Leben des Einzelnen, am wenigsten jedenfalls für unser eigenes gelten zu lassen — bei großen welterschütternden Ereignissen und bei Personen, die in solche unheilvoll verwickelt sind

(Jul. Caesar, besonders Karl I. und Ludwig XVI., Napoleon I.), immer wieder dräuend an uns herantritt.

„Der Uebel größtes aber ist die Schuld!" Worin liegt aber die Schuld der Personen unseres Stückes? Es ist klar, daß eine Hauptaufgabe Sch.'s darin bestehen mußte, für das Bewußtsein des modernen Zuschauers diese Schuld so weit irgend möglich darzulegen. Wenn man nun zunächst dem Faden der Ereignisse in und vor dem Stücke bis zum thatsächlichen Ursprung derselben folgt, — d. h. nach dem Punkte sucht, wo die erste böse „fortzeugend Neues" gebärende That geschieht, durch deren Nichtgeschehen auch das schlummernde böse Geschick nicht erweckt worden wäre — so findet sich derselbe in der Vermählung Isabella's mit dem Sohne des Fürsten. Sie hätte, auch auf die äußerste Gefahr hin, ihre Hand verweigern müssen; Hoffmeister V., p. 79 meint, sie hätte das Unwürdige von ihrem Gemahl nicht ertragen sollen (nämlich seinen Befehl, die neugeborene Tochter zu tödten), geht aber damit offenbar nicht weit genug zurück; viel klarer schreibt ihr Palleske — dessen Abhandlung uns überhaupt vortrefflich erscheint — die Schuld der Läßlichkeit zu, „welche die wüste Zerfallenheit der Familie, die schmachvolle Ehe nicht von Grund aus zu heilen strebte". Wie hat Sch. selbst darüber gedacht? Er läßt Beatrice selbst zur Mutter sagen

uns allen zum Verderben
hast du den Todesgöttern ihren Raub,
den sie gefordert, frevelnd vorenthalten.

und Don Cesar ruft kurz darauf ihr zu:

und verflucht sei deine Heimlichkeit,
die all dies Gräßliche verschuldet!

Es möchte nicht so leicht zu erklären sein, daß Sch. auf diese furchtbaren Anschuldigungen die Mutter erwiedern läßt:

den Rachegeistern überlaß' ich
dies Haus — ein Frevel führte mich herein,
ein Frevel treibt mich aus — — — — — —
Alles dies
erleid' ich schuldlos

Es ist aber nun um so weniger möglich, daß der Zuschauer an eine Schuld glaube, von der die Hauptperson des Stückes selbst durch die furchtbarsten Veranstaltungen des rächenden Schicksals nicht überzeugt werden kann. Wie ist dann noch auf Isabella das Schlußwort des Stückes anzuwenden? und sollte dem modernen Menschen nicht unerträglich sein, was schon dem Aristoteles unerträglich war, der in seiner Poetik, welche Sch. kannte (c. 13, 2), ausdrücklich sagt:

> eine Tragödie darf uns keinen Schicksalswechsel vorführen, bei welchem tugendhafte Männer aus Glück in Unglück gerathen, denn dies ist weder furchtbar noch Mitleid erweckend, sondern vielmehr empörend*).

Wenn wir uns nun fragen, wie begründet Isabella, und mit ihr Sch., ihre Unschuld vor sich selbst — obgleich damit freilich noch nicht bewiesen ist, daß sie, nach den Gesetzen der Aesthetik und nach denen des menschlichen Gefühles, unschuldig sein darf —, so führt uns die Beantwortung dieser Frage in den eigentlichen inneren Zusammenhang unseres Stückes.

Hoffmeister nennt Isabella nach der bürgerlichen Moral unschuldig, d. h. wohl, sie hat mit allen ihren Maßregeln nur Gutes gewollt und hat, persönlich vollkommen rein, vielmehr ein Opfer der Gewaltthätigkeit Uebermächtiger, nie etwas Böses beabsichtigt. Heimlichkeit ist ihr vorgeworfen worden — was hat sie zu dieser Heimlichkeit gebracht? Hier treten die beiden von ihr selbst erzählten Träume ein. In der That, die beiden Träume, welche gerade in ihrem entgegengesetzten Anscheine die um ihr Kind besorgte und zur Rettung desselben vollkommen berechtigte Mutter täuschen mußten, entschuldigen sie auch vollkommen, wenn auch noch so viel Unheil gerade aus dieser gut gemeinten Maßregel erwächst. So ergiebt sich, daß diese Träume schon

*) Susemihl liest mit Usener ἀνιαρόν, d. i. „unbehaglich“, Stahr liest μιαρόν und übersetzt wie im Text, Zell übersetzt „abscheulich“; wir freuen uns in Vahlen's Ausgabe dieses letztere, allein passende Wort wieder hergestellt zu sehen.

die Fallstricke des bösen Schicksals sind und daß dieses wieder durch den vom Chor erwähnten Fluch des Ahnherrn gegen das fürstliche Geschlecht in Bewegung gesetzt wird.

Die Grundfrage für das ganze Stück ist: In wie weit stimmt das Gefühl des Zuschauers mit den Fügungen des Schicksals überein; in wie weit entsprechen sich Schuld und Strafe; in wie weit werden von dem Dichter die Gesetze des sittlichen freien Willens gegenüber den Gesetzen des jenseitigen Schicksals aufrecht erhalten — und die Klippen sind, daß das Schicksal, indem es Unschuldige straft, blind, oder der menschliche Wille, indem er unfreiwillig Böses thut, geknechtet erscheinen müssen. Wenn man nun das Drama nicht als eine künstliche Reproduction der volksthümlichen antiken Denkweise ansehen, sondern ihm die lebendige Wirkung auf Wesen unserer Zeit sichern will, so muß vor allen Dingen Schuld und Strafe in ein entsprechendes Verhältniß gesetzt werden; es muß untersucht werden, in wie weit das Eingreifen des Schicksals motivirt wird. Der Standpunkt des modernen Zuschauers kann aber nur der der sittlichen Freiheit sein, die sich selbst ihr Schicksal bereitet; weit entfernt dieselbe in die Abhängigkeit eines übermächtigen höheren Willens zu stellen, hält er vielmehr den Glauben fest, daß dieser höhere Wille zuletzt der ringenden sittlichen Freiheit zum Siege verhelfen wird. Allerdings ist dies nur ein Glaube; vielleicht aber ist alle Poesie nur da, um den Menschen, welchem in der Finsterniß und in den bittern Enttäuschungen des Lebens jener Glaube doch oft entschwindet, wenigstens auf Stunden in ein höheres Reich der Geister zu versetzen, wo sein Ideal ewiger Gerechtigkeit ihm verwirklicht entgegentritt, um ihn so für den Kampf des realen Lebens selbst zu stärken. Ja, so eifersüchtig sind wir auf unsere Freiheit, so sehr wollen wir uns wenigstens das absolute Bewußtsein derselben bewahren, daß selbst die Vorsehung, und wäre sie noch so gerecht, uns gegen sich haben würde, wenn wir vom Anfang der Entwicklung eines wirklichen oder dichterisch geschaffenen Menschenlebens an, ihre Hand

zu deutlich im Spiele sähen. Noch unmöglicher freilich ist ihr Gegentheil, der reine Zufall, in der dramatischen Poesie; er würde lächerlich, humoristisch, empörend oder selbst wahnwitzig erscheinen. Die Mitte bildet die Freiheit und ein sittliches Causalgesetz von Ursache und Wirkung und der gläubige Gedanke an eine ewige Vergeltung, in deren Wesen und Wirken wir nicht tiefer einzudringen vermögen und auch nicht einmal wollen, die wir aber im Bunde wissen mit allem Guten, und die uns im Leben des Einzelnen wie in dem Riesengemälde der Geschichte gleich allmächtig erscheint, die oft dunkel geahnt wird, oft fast sichtbar dem Bösen die Schlinge legt, welche er allein nicht sieht, oft auch das gewollte Gute, wenn es nicht aus den reinsten Tiefen des Herzens emporgestiegen ist, zum Unheil wendet, zuletzt aber der Geist ist, der aus allem gewollten Bösen stets alles Gute zu schaffen weiß.

Bis jetzt ist also der Fluch des Ahnherrn der erste Anstoß zu allen den unheilvollen Ereignissen, die den Personen des Stückes drohen. Der Vater verflucht nämlich den Sohn, der ihm die künftige Gemahlin entrissen hat, und nebenbei trifft die Verwünschung wohl auch Isabella. Merkwürdig genug hat Sch. nicht angedeutet, daß der eigentliche Missethäter, der Gemahl der Fürstin, seine Strafe in Folge des Fluches gefunden hat, er stirbt vielmehr im Vollbesitz der Macht; denn daß er etwa in dem Hasse seiner Söhne, der leicht sein Reich zu Fall bringen konnte, eine solche Strafe gesehen hätte, geht nicht aus dem Stücke hervor*). Freilich darf man auch an die That des Sohnes nicht etwa den juristischen Maßstab legen wollen, wonach sie gesetzlich strafbar kaum erscheinen würde; man lasse sie im Gegentheil so schwer als möglich wiegen, es mag uns grauen-

*) Wenn Palleske II, 544 sagt: „Wenigstens erscheint der unnatürliche Bruderhaß der beiden Söhne, welche dem Paare geboren werden, diesem selbst wie eine Strafe und erweckt ihm Grauen", so ist, bei der Wichtigkeit dieser Erörterung für den innern Zusammenhang des Stückes, darauf hinzuweisen, daß wir von einer solchen Idee in demselben Nichts haben finden können.

voll anwidern, wenn wir in das heiligste und idealste aller Naturverhältnisse leidenschaftliche Nebenbuhlerschaft hineingetragen sehen — die einzige bedenkliche Frage bleibt uns die Wirkung des Fluches auf die folgende Generation hin. Denn der Haß der Brüder ist, nach der schon angeführten Stelle, eine Wirkung dieses Fluches: „Es ist kein Zufall und blindes Loos, daß die Brüder sich wüthend selbst zerstören — denn verflucht ward der Mutter Schoß, sie sollte den Haß und den Streit gebären".

Es scheint uns, als sei Sch. hier durch den Bau seines Stückes in eine eigenthümliche Verlegenheit gebracht worden. Wie leicht ließ sich der Haß fürstlicher Brüder, von denen der eine der geborene Unterthan des Andern ist, auf die natürlichste Weise motiviren! — man braucht ja nur an das thebanische Paar zu denken oder an Carl und Franz Moor. Aber eine solche Motivirung hätte das Stück von Grund aus verändert. Wäre auch nur die schnelle Versöhnung möglich gewesen, wenn der angeborene Adel dieser Charaktere durch Neid, Eifersucht und Herrschsucht zerrüttet und verzehrt worden wäre? Andererseits ist allerdings schwer begreiflich, wie ein Haß, von dem die Mutter selbst sagt

„mit ihnen wuchs"
„aus unbekannt verhängnißvollem Samen"
„auch ein unsel'ger Bruderhaß empor,"
„der Kindheit frohe Einigkeit zerreißend,"
„und reifte furchtbar mit dem Ernst der Jahre."

also eine jener Naturanlagen zu gegenseitigem Hasse, wie sie auch im Privatleben nicht gerade selten sind, dann so schnell überwunden werden kann. Der Dichter ist hier auch äußerst vorsichtig verfahren, indem er diesen Zwiespalt der Brüder durch keine besonders erwähnten unsühnbaren Thaten dem Zuschauer unversöhnlich erscheinen, sondern denselben mehr in der Stellung der feindseligen Gefolge der Brüder sich wiederspiegeln läßt, indem er ihn, wie Hoffmeister sagt, nur leise motivirt, auch die Charaktere der Brüder nicht zu schroffen Gegensätzen ausprägt und endlich ein Band der Einheit erstens in dem vollen Adel

der Gesinnung, der beide belebt, zweitens in der gleichmäßigen und starken Liebe andeutete, welche ihre Herzen an die Mutter fesselt.

Um den Dichter vor dem Vorwurfe, der ihm vielfach gemacht worden ist, zu schützen, daß nämlich alle Personen in dem Stücke schuldlos seien, hat man dem Cesar nachgesprochen, die Heimlichkeit, mit welcher alle und besonders Isabella ihr Handeln umgeben, sei ihre Schuld. Es scheint uns aber ganz falsch, auf diese Heimlichkeit den Hauptaccent zu legen; jedenfalls trifft man doch dadurch nur ein Accidens und nicht die Substanz und vergißt ganz, daß der Haß der Brüder, wenn auch scheinbar gleich im Anfang und eigentlich nur mit grausamer Ironie des Schicksals beseitigt, doch die Triebfeder und Veranlassung alles innerhalb des Stückes Geschehenden ist und daß schon in den beiden Träumen das Schicksal ihn offenbar mit in seine Rechnung zieht, wodurch dann allerdings die Heimlichkeit Isabella's die Veranlassung gerade zum Entsetzlichsten wird.

Der Kern der Schuld ist und bleibt der Raub Isabella's durch den alten Fürsten, die etwaige Schwäche, mit der sie nachgiebt, worüber der Dichter aber auch nicht die leiseste tadelnde Andeutung verliert, und der Fluch des Ahnherrn, der sich nicht an seinem Sohne, wohl aber an seinen Enkeln erfüllt.

So läge also diese Urschuld vor dem Stücke und es fragte sich hier, wie weit das moderne Bewußtsein den Fluch und das ihn ausführende Schicksal als Mächte des sittlichen und zugleich des poetischen Lebens anzuerkennen hat und sich ihnen hingeben darf, noch ehe man die Frage aufwirft, wie es denn mit der Schuld der Personen innerhalb des Stückes stehe. Daß die Construction des Stückes eine künstliche sei, wird von allen modernen Kritikern, wie von Hoffmeister (im 5ten Bde. von Sch.'s Leben, Geistesentwicklung und Werke p. 113, 114), von dem geistvollen Joseph Bayer (s. u.) von Gerlinger (s. u.) und auch von Palleske zugegeben, obwohl sich dieser mit großer Gewandheit und Feinheit

hier ganz eigentlich zum Apologeten des Dichters macht. Ihren tiefsten Grund scheint diese Künstlichkeit darin zu haben, daß Sch. sich in die ganze Gedankenwelt der antiken Tragödie eben philosophisch und ästhetisch hineingedacht hatte und sich auch auf diesem Gebiete einmal als Dichter versuchen wollte. „Ich habe es nicht vergessen, schreibt er an Wilhelm von Humboldt (und wir entnehmen diese Stelle aus Hoffm. V, p. 67), daß Sie mich den modernsten aller neuen Dichter genannt, und mich also im größten Gegensatz mit allem, was antik heißt, gedacht haben. Es sollte mich also doppelt freuen, wenn ich Ihnen das Geständniß abzwingen könnte, daß ich auch diesen fremden Geist mir zu eigen habe machen können." „Ich will nicht leugnen, schreibt er ferner, daß mir ohne eine größere Bekanntschaft, die ich indessen mit dem Aeschylus gemacht, die Versetzung in die alte Zeit schwerer würde angekommen sein." So muß denn allerdings wohl dem modernen Leser auch das Recht bleiben, sich dem „fremden Geiste" gegenüber fremd zu fühlen; er muß, um das Stück ganz zu würdigen, die Begriffe des eigenen sittlichen Lebens einen Augenblick bei Seite legen und mit Sch. den schweren Versuch machen, sich in die alte Zeit hineinzuversetzen. Hier entsteht aber sogleich ein doppeltes Bedenken. Ist denn wirklich jene alte Zeit in ihren sittlichen Anschauungen eine uns so vollständig fremde gewesen, können diese Anschauungen, zum Trotz der Einheit des Menschengeschlechtes, etwa gar den unsrigen entgegengesetzt gewesen sein? Widerspricht dem nicht schon die bewundernswürdige Volksthümlichkeit, die in dem Augenblick, in welchem wir schreiben, das Meisterwerk der attischen Bühne wieder unter uns gewonnen hat*)? Wo bleibt die Einheit und Allgemeingültigkeit des Bewußtseins und des Gewissens, wenn nicht die Jahrhunderte am ewigen Begriffe des Guten machtlos zerschellen? Und angenommen zweitens, das Undenkbare wäre möglich,

*) Antigone auf der ersten Bühne Berlin's.

hat Sch. sich sein modernes Bewußtsein so vollständig aus dem Sinne schlagen können, und hat er nirgends eine Vermittlung versucht?

Es handelt sich um die Denkbarkeit der Weiterwirkung des Fluches. Alltäglich läßt die menschliche Gesellschaft sowohl wie der Einzelne den Sohn die Vergehen oder auch nur das Unglück des Vaters büßen und sollte doch nicht für das herbe Gesetz, daß Gott die Sünden der Väter heimsucht an den Kindern bis in's dritte und vierte Glied, wenigstens die Anerkennung eines inneren fürchtenden Schauers haben? Auch sind alttestamentalische Vorstellungen noch immer mächtig genug, um dem Fluche — wie andrerseits dem Segen — des Vaters und der Mutter, selbst da, wo er bei näherem Nachdenken als übereilt oder der Schuld nicht entsprechend erfunden werden sollte, eine die Vergeltung des Schicksals erzwingende Kraft beizumessen, besonders aber wenn wir uns im Gebiete der Poesie bewegen. Und nicht nur jüdisch, auch griechisch war dieser Gedanke. „Man legte, sagt Preller Griechische Mythologie II, p. 237, in so alter Zeit dem Fluche des Vaters oder der Mutter eine dämonische Gewalt bei, die nicht durch die Geringfügigkeit des Anlasses, ja selbst nicht durch die Reue dessen, der geflucht hatte, wieder aufgehoben werden konnte." Auch Hoffmeister, indem er an die alttestamentalische Ansicht erinnert, setzt hinzu: „Das ist das Hochtragische im Laufe der Dinge, daß durch eines Einzigen Schuld ganze Geschlechter verderben". In jedem Falle ist es ja auch unmöglich, den Einzelnen gleichsam wie ein nur sich selbst entsprungenes, in sich vollkommen einziges Atom von dem Ganzen loszulösen, dem er durch Geburt, Geschichte, gemeinsame That, Verpflichtung aller Art angehört. Es giebt eine Anzahl von geradezu natürlichen, im strengsten Sinne körperlichen und psychischen, der Familie, wie der Gesellschaft entstammenden Bedingungen, deren Einwirkungen sich auch der freieste Geist, trotz des vollsten Bewußtseins seiner Allgemeinheit und Ewigkeit nicht entzieht, auf deren Grunde er erst der Schmied seines Glückes und seines Unglückes

wird. Gerade die Beobachtung der geschichtlichen Thatsachen und selbst die materialistische Betrachtung der Natur bestätigen dies, und daß Sch. so reflectirt hat, erfahren wir durch Böttiger's Mittheilungen bei Hoffm. V, 77. Dieselben sind dankenswerth, weil sie es unmöglich machen, wie es freilich gleichwohl geschehen ist, Sch. die Einführung eines blinden und tauben Schicksales, welches den Unschuldigen schlägt, zuzuschieben. „Es ist die Beobachtung, heißt es dort aus Sch.'s Munde, daß ein Volk, ein Geschlecht physisch und moralisch immer mehr ausarte, aber in dieser Ausartung auch schon den unvermeidlichen Fluch seiner Vorfahren trage, und endlich, wenn das Maß ganzvoll sei, ohne Rettung untergehe. Es sei hier eine wunderbare Wechselwirkung; denn so wie es geschehe, daß selbst ausgeartete Kinder noch des Segens ihrer frommen und gerechten Vorfahren theilhaftig würden, so könnten Schuld und Ruchlosigkeit der Väter auch noch ein verderbendes Erbtheil für eine dem Anscheine nach schuldlosere Nachkommenschaft werden." Man darf diese Vorstellungen antike ebensowohl als alttestamentalische nennen, materialistische verbinden sich damit. „Man müsse hier nur das Animalische, welches in der Fortpflanzung, in der Race liege und bei dem Menschen Stammcharakter heiße, von dem unterscheiden, was die frühe Angewöhnung, Erziehung, Beispiele dem Stämmchen noch überdies einimpfen. Beides wirke gemeinschaftlich. Vieles liege gewiß schon im Blute. So wie es Familiengesichter und Familienkrankheiten gebe, so auch forterbende moralische Gebrechen und bei der zunehmenden physischen Schwäche auch ein moralisches Unvermögen." So entsteht von der materiellen wie von der sittlichen Seite her der Begriff des Schicksales, in welchem der Fluch nur als die gewaltsam im Blitze sich entladende Elektricität der allgemeinen Atmosphäre erscheint.

Wenn der ganz frei ist, welcher alle Bedingungen seines Daseins geistig selbst geschaffen hat, dies aber nur Gott möglich ist, so ringt auch die Menschheit nur nach der Freiheit, indem sie der Nothwendigkeit und dem theils rohen, theils frivolen Spiele des Zufalls möglichst viel abzugewinnen sucht, oder indem sie jene

Nothwendigkeit, jenen Zufall in einen höheren, geistigen Weltzusammenhang zu bringen strebt, d. h. indem sie für ihr eigenes Leben als Ganzes eine Philosophie der Geschichte, für das Leben des Einzelnen eine höhere, weise Fügung, eine leitende Vorsehung zu begründen sucht. Der in der Mitte stehende Begriff des Schicksals aber ist kein durchdachter, es ist die Zusammenfassung der Ahnungen des Gemüthslebens, des beängstigten Gewissens, der feurigen Begeisterung für irgend eine hohe Sache; in dem dunkeln Gefühl einer ewigen, gerechten Vergeltung, die oft wundersam verschlungene Pfade geht, scheint er zu gipfeln. Ob diese dunkeln Wolken, die den Horizont aller Lebensziele verschleiern, sich einst ganz lichten werden, ob alles Leben des Einzelnen und der Gesammtheit sich einst erweisen wird als aus der Idee geboren, — wer möchte es verneinen und wer wagte es zu bejahen! Doch ist so viel gewiß, daß, je mehr die Bedingungen und die Nothwendigkeiten des Lebens, der Natur, der Geschichte, der anererbten religiösen Vorstellungen den Einzelnen einengen, ihm sein Freiheitsbewußtsein verkümmern, desto günstiger der Boden für eine dichterische Darstellung des Schicksalsbegriffes ist. Aber auch in solchen Epochen der Menschheit wird es Abstufungen geben, und wir möchten auf die Wichtigkeit dieser Abstufungen besonders aufmerksam machen. Am leichtesten mißt man dieselben an den socialen Unterschieden; je drückender und qualvoller die Nothwendigkeiten des Lebens sind, desto mehr erscheinen sie als blinde, von Ewigkeit her bestehende, unzerbrechliche, und sehr schlimm würde die Philosophie des Dichters davonkommen, wollte man seinen Schicksalsbegriff nach den Worten des Dienerchores beurtheilen:

„Aber wenn sich die Fürsten befehden,
„Müssen die Diener sich morden und tödten,
„Das ist die Ordnung, so will es das Recht."

Und noch klarer, aber auch noch bedenklicher lautet es:

Ja, es ist etwas Großes, ich muß es verehren,
Um einer Herrscherin fürstlichen Sinn,
Ueber der Menschen Thun und Verkehren
Blickt sie mit ruhiger Klarheit hin.

Uns aber treibt das verworrene Streben
Blind und sinnlos durch's wüste Leben.

Das ist der Schicksalsbegriff des in ewige Fesseln geschlagenen, unterworfenen Volkes oder des Wächters in der Antigone, welcher allerdings die Ansicht des griechischen gemeinen Mannes und der Weiber (s. Nauck zu Sophokles Antig. V, 236) vom Schicksal, aber nicht die des Sophokles und Perikles darstellt. So ist denn die alte Tragödie voll von Flüchen, Orakelsprüchen, Träumen, die dann in allen Stücken wiederkehren, welche in Zeiten wilder innerer und äußerer Kämpfe, dunkeln Ringens zum Lichte spielen, wie in der Jungfrau, im Wallenstein. In späteren Tagen, wo das Ziel ein klareres mit vollkommnerem Bewußtsein verfolgtes wird, schwinden die Träume, verhallt die Stimme der Orakel, giebt es nur noch einen Fluch, nur noch ein Schicksal, die Schuld, so in Maria Stuart, so bei Mirabeau, der auf die Frage, was das Tragische seines Geschickes sei, die herzzerreißende Antwort gab: „Meine Jugendsünden".

Das moderne Bewußtsein hat keinen größeren Feind als diesen rohen Begriff eines blinden Schicksals, mit dessen Hülfe man ein freies Streben auf jedem Gebiete in sich vernichten könnte. Hätte Sch. diesen begründen wollen, wie man ihm vorgeworfen hat, so müßte man ein solches Eindringen überwundener Gesichtspunkte allerdings streng zurückweisen; es genügt, wenn man zugiebt, daß Sch., um die dunkleren Seiten des Gemüthes darzustellen, sich vielleicht zu künstlich in eine uns fremde Vergangenheit zurückgedacht hat, die er jedoch mit den eigenen und unsern Anschauungen zu vermitteln strebte. Wir glauben auch nicht, daß jemals der Begriff eines in sich völlig dunkeln, von sittlichen Grundlagen ganz abgewendeten Schicksals eine gebildete Menschheit irgendwo beherrscht habe, oder daß Sch. sich diese Vorstellung habe lebendig denken können. Halten wir uns, womit wir zugleich den Uebergang zur Erörterung der Schuld der Personen im Stücke machen, an die Sage von Oedipus, ohne welche die

Braut von Messina wohl kaum existiren möchte, so mag in der sophokleïschen Tragödie „König Oedipus", der Held persönlich sich keiner Schuld an der furchtbar tragischen Verwicklung des Ganzen bewußt sein, immer steht doch vor dem Stücke der in heftiger Leidenschaft begangene Mord an einem hochbetagten Wanderer, und Oedipus hat Tiefe der Selbsterkenntniß genug, um sich selbst einen Antheil der Schuld an allem Geschehenen beizumessen, wie denn auch Jokaste sich durch Selbstmord straft. Nun erklären sich die Philologen Schneidewin und Nauck in der Vorrede zu ihrer Ausgabe des griechischen Textes des sophokleïschen Stückes also:

„Der den Göttern einmal verhaßte Oedipus bestätigt „den Volksglauben, daß manchem trotz des besten „Willens nichts gelinge, weil er den Göttern zuwider sei: „ein Glaube, der aus der Beobachtung des oft schreienden „Abstandes zwischen Verdienst und Schicksal entsprang. „Niemand wolle glauben, diese Auffassung vertrage sich „nicht mit dem sittlichen Standpunkte unseres frommen „Dichters. Die Grundlage seiner nie genug zu bewundernden Kunstschöpfung fand er fertig vor: Schuld „und Strafe in Einklang zu setzen, konnte nicht „seine Aufgabe sein, falls er nicht den Sinn der „Sage verderben wollte. Sodann beachte man, daß Oedipus, wenngleich persönlich noch so rein, doch die „Schuld seiner Eltern büßt. Denn nach dem Glauben „des Alterthumes werden die Missethaten der Eltern oft „an Kindern und Kindeskindern heimgesucht, und sogar „im bloßen Verkehr zieht die Sünde der Unreinen die „Reinen mit in's Verderben. Nach allem muß als Grundgedanke des sophokleïschen Dramas aufgestellt werden: „den Sterblichen, sei er noch so gut, bewahrt alle Wachsamkeit über seine Schritte nicht vor Vergehungen, aller „Scharfsinn in der Erkenntniß des Richtigen frommt ihm „nicht, sobald ihm die Liebe der Götter entgeht.

„Mag der äußere Schein noch so blendend sein, je später „und unverhoffter, um so tiefer stürzen die Götter den „Gottverhaßten."

Wenn solche Ansichten über Sophokles möglich sind*) — die gelehrten Urheber derselben erinnerten sich offenbar nicht des platonischen Dialoges Eutyphron, den wir auch ungelehrten Lesern empfehlen, noch auch der aristotelischen Lehre, die wir schon oben erwähnten —, wird Sch., welcher der neidvollen Gegenwart angehört, sich nicht beklagen dürfen. Jener angebliche Götterhaß aber geht noch weit über den herodoteischen Götterneid hinaus, der, nur im Ausdrucke befremdend, eine vollständig befriedigende, allgemein gültige Erklärung zuläßt. Unmöglich ist es, sich unter lebenden Menschen die Vorstellung eines unbegründeten Götterhasses wirksam zu denken, weil damit das Wesen aller Gottheit, als Vergelterin des Bösen, vollständig vernichtet und die Grundlage jedes sittlichen Lebens zerstört sein würde.

Fordert das Schlußwort des Dichters: „Der Uebel größtes aber ist die Schuld" entschieden dazu auf, genau zu untersuchen, wie er das Schicksal seiner Helden durch die Schuld derselben motivirt hat, so bleibt es vorläufig Problem, wie Isabella sich schuldlos erklären darf, ein Problem, welches die bedeutendsten Kritiken durchaus nicht gelöst haben, indem sie für sie eine Schuld aufzufinden wissen, die selbst anzudeuten der Dichter verschmäht hat, während es ihm doch so leicht gewesen wäre.

Weiter werden unsere Leser aus unserer Darstellung, wie besonders aus den angeführten Erörterungen Stein's und Schneidewin's erkannt haben, einen wie viel günstigeren Boden der

*) So ohne Weiteres wenigstens können wir sie nicht hinnehmen (s. G. Dronke p. 77 ff.), für die moderne Tragödie aber sind sie jedenfalls vollkommen unverwendbar; auch diejenigen Tragiker, welche man, wie Müller, mit seiner „Schuld" des krassesten Fatalismus angeklagt hat, versuchen überall zu motiviren und zuletzt ein Gleichgewicht zwischen Schuld und Strafe herzustellen.

antike Dichter für die Darstellung des Schicksalsbegriffes vorfand als Sch. und daraus erklärt sich, daß dieser noch nach andern und allgemeineren Motivirungen für das Verhängniß suchte, welches die Personen des Stückes trifft. So läßt er denn den Chor von schwarzen Verbrechen und Greueln sprechen, die in dem Fürstenhause begangen seien. Und im Allgemeinen denkbar sind solche dem Zuschauer wohl, bei der Gewaltsamkeit und Leidenschaftlichkeit, die allen Mitgliedern der Familie eigen ist; anders wirkt freilich in Iphigenie die Aufzählung der schaudervollen Sündenreihe, die dem Atridenhaus den Fluch der Götter zuzieht. Dann aber ist auch der ganze fürstliche Besitz des regierenden Geschlechtes Ergebniß roher Eroberung und gewaltsamer Knechtung eines friedlichen Volkes, welches nun schadenfroh den Untergang seiner Unterdrücker mit ansieht, mit um so berechtigterem Grimme als es sagen durfte:

„Es hat an diesem Boden kein Recht."

— — — — — — — — — — — —

„Gastlich haben wir's aufgenommen,"
„(Unsere Väter — die Zeit ist lang)"
„Und jetzt sehen wir uns alle als Knechte"
„Unterthan diesem fremden Geschlechte."

Noch energischer spricht Isabella selbst diesen Gedanken aus. Wir knüpfen hieran die Erörterung über die Schuld der Personen im Stücke selbst, mit welcher wir einen Theil der Sch. gemachten Vorwürfe zurückzuweisen gedenken.

Wie steht es mit der Schuld der Personen im Stücke selbst? Auf Isabella freilich möchten die Ausführungen Schneidewin's und Nauck's eine Anwendung finden, die wir ästhetisch nicht zu rechtfertigen vermögen und wir verweisen dazu einfach auf das Gefühl, welches in uns so mächtig erregt wird, wenn ein überführter Verbrecher bis auf den letzten Augenblick vor der Strafe an der Behauptung seiner Unschuld festgehalten hat und mit seinem Geheimniß dahingegangen ist. Wir glauben, daß, ohne den Pomp der dichterischen Worte, in einfacher prosaischer Erzählung ein solches Verhältniß vollständig unerträglich

sein würde. Die von Don Cesar ihr vorgeworfene Heimlichkeit kann nicht Schuld genannt werden; schlimmer noch steht es mit dem Vorwurf Beatrice's,

> Dir selbst und mir, uns allen zum Verderben
> Hast du den Todesgöttern ihren Raub
> Den sie gefordert, frevelnd vorenthalten!

Denn nur auf dem Gebiete der Vorstellungen, die im Stücke herrschen, kann dies hingenommen werden; der moderne Zuschauer darf den Versuch, es in nüchterne Gedankenprosa zu übersetzen, nicht ungestraft machen. Wenn der Uebel größtes wirklich die Schuld ist, so ist für Isabella die Tragödie nicht vorhanden, da sie ohne Schuld ist *). Auf die schon oben berührten Versuche der modernen Kritiker, ihr irgend eine Schuld anzudichten, wird immer zu antworten sein, daß diese Schuld vom Dichter nicht in ihr Bewußtsein verlegt worden ist, und daß wir sie deshalb als eine solche nicht anerkennen dürfen. Hoffmeister's kurzes Wort: „Sie hätte das Unwürdige von ihrem Gemahl nicht ertragen sollen", erörtert Palleske, indem er ihr „Läßlichkeit" vorwirft, „welche die wüste Zerfallenheit der Familie, die schmachvolle Ehe nicht von Grund aus zu heilen strebte". Aber wo ist das von Sch als ein Motiv angedeutet worden? Der Leser gedulde sich einen Augenblick.

Sch. mußte bei der Schöpfung des Drama's überall fühlen, wie viel günstiger die Stellung des antiken Dichters solchen Stoffen gegenüber war, wenn im Herzen des Zuschauers schon das Bangen vor den ewigen Vergeltungen des Schicksals und vor der wunderbar geheimnißvollen Macht waltete, die unsere armen Erdengeschicke oft scheinbar willkürlich, immer unwiderstehlich leitet, die von uns stets die volle Hingabe an das Gute

*) Naiv wird dies ausgedrückt in dem sehr lesbar und lebendig geschriebenen Buche: Melpomene oder über das tragische Interesse von M. Enk, Wien 1827, p. 112: „Man weiß gar nicht mehr, was man denken soll, wenn Isabella, die man doch für eine gute Christin halten muß, dann wieder im strengsten Ernste des Affects in die Worte ausbricht: Alles dies erleid' ich schuldlos u. s. w."

verlangt und uns doch selbst fast unvermeidliche Fallstricke legt, und wenn dieses Bangen bei dem Namen eines jener hehren Geschlechter, deren einsame Häupter Aurora mit den ewigen Strahlen berührt, aber auch die Blitze furchtbarer treffen, lebendiger, tiefer und feierlicher erwachte. Aehnlich spricht sich, in seiner vortrefflichen Abhandlung, Palleske aus: „Es ist nicht zu leugnen, daß die B. v. M. bei allen glänzenden Vorzügen einigermaßen den Eindruck des Künstlichen macht. Ich glaube, der Grund liegt in dem frei erfundenen Stoffe. Gerade bei einem Drama, wo der Schwerpunkt im Gange der Handlung liegt, sollte vielleicht die Handlung den Charakter des wirklich Geschehenen schon in den Namen der Personen an sich tragen, wenigstens müßte die geschichtliche Umgebung mit mehr Bestimmtheit gezeichnet sein, als es hier geschieht. Die Linien, aus welchen man sich die Situation gestalten muß, sind in wenige Zeilen des Chors versteckt, und dadurch erhält die Grundlage des Stückes eine Unsicherheit, welche hier am wenigsten fühlbar sein müßte.“ Wir glauben schließlich, Sch. hat sich die Wirkung einer so reinen und hehren Prachtgestalt, wie Js. ist — „wie sie mit ihren Söhnen blühend den Kreis des Schönen schließt“ — auf den Zuschauer, in welchem der Dichter für das Erste nur sehr selten einen Mitdenker zu fürchten hat, nicht entgehen lassen mögen. Oder, um diesem Gedanken die äußerliche Berechnung des Effektes zu nehmen, des Dichters Phantasie hat von der Idealgestalt des hohen Weibes nicht lassen und nicht abfallen mögen — wie stände es mit der herrlichen Eröffnung des Stückes, wenn an Js. irgend eine moralische Schuld klebte? Sieht man näher zu, so bemerkt man, daß auf der vollen moralischen Schuldlosigkeit der Mutter das Schönste im Drama beruht, das Verhältniß der Söhne und Beatrice's zu ihr, denen sie wie ein höheres Wesen gegenübersteht. Die reine Liebe, die alle in diesem Sinne mit einander vereint, die reinen Worte des Muttergefühles, welche ihrer Wirkung in jedem Herzen sicher sind, wären un-

möglich gewesen. Der nüchternen und in dieser Nüchternheit eigentlich doch widerwärtigen Jokaste*) hat Sch. ein Ideal der fürstlichen Frau und der Mutter gegenüberstellen wollen und ist dadurch freilich wohl in unleugbare Widersprüche gerathen mit sich (wie wir unten sehen werden) und mit dem antikisirenden Geiste des Ganzen; der deutsche Leser aber, wenn er nicht mit dem linken Auge stets die Paragraphen des ästhetischen Gesetzbuches durchfliegt, wird versucht sein ihm recht zu geben. „Ein entzückendes Gemälde der Mutterwürde" nennt es Hoffmeister. Wir möchten geradezu behaupten, daß die Gestalt Isabella's ein Hauptmotiv zur Schöpfung des Ganzen gewesen ist.

Indem wir festhalten, daß die Schuld der Personen im Stücke selbst ihre Veranlassung immer wieder in der Urschuld vor demselben hat, erörtern wir sie näher. „Man hat gesagt, schreibt Palleske, daß alle Personen in der Braut unschuldig seien. Sch. hatte freilich ein sehr zartes Gewissen. Aber mich dünkt, die Schuld wäre gar nicht so zart." Nun stellt er die Urschuld dar. Dann fährt er fort: „Der Vater stirbt. Aber noch vor seinem Tode hat Don Manuel ohne Einstimmung der Alten einen Liebesbund geschlossen, von dem er selbst verräth: „Es brauchte weiter keines Menschen Dienst". Beatrice, seine Geliebte, hat sich ihm leicht und unbesonnen ergeben ... Noch mehr, Beatrice wiederholt die Schuld ihrer Mutter, wie Don Manuel die des Vaters. Auch sie hat schon ein Geheimniß vor Don Manuel. Sie war bei des Fürsten Leichenfeier im Dome und hatte dort eine Begegnung, welche sie dem Gatten nicht verbergen durfte. Ich will die Handlung nicht weiter verfolgen.

*) „Namentlich steht Jokaste in ganz anderer Gemüthsverfassung ihrem edlen Gemahl zur Seite. Sie lebt, ohne eigentlich schlecht zu sein, dem Genuß des Augenblicks und sucht etwaige Störungen ihres Glückes auf die leichteste Art hinwegzuräumen. Der rücksichtslose sittliche Ernst des Oedipus ist ihr fremd; sie begehrt nicht die Wahrheit, sondern behaglichen Genuß." Schneidewein und Nauck p. 21. 22.

Daß diese Personen vollkommen frei handeln, wird jeder Leser zugeben, so wie, daß sie nicht schuldlos sind.“ So ohne Weiteres doch nicht und besonders nicht auf Grund einer so flüchtigen Skizzirung der wichtigsten Dinge, wie die vorliegende ist. Auch Sch. selbst widerspricht, indem er Don Cesar am Schluß des Ganzen von Don Manuel sagen läßt

Doch ich, der Mörder, sollte glücklich sein,
Und deine heil'ge Unschuld ungerächet
Im tiefen Grabe liegen?

Aber allerdings, im Stücke werden die Personen schuldig. Wir müssen hier zuerst noch einmal auf Isabella eingehen, von deren Schuld schon bei der allgemeinen Erörterung dieser Frage die Rede gewesen ist. Sollte man die Bemühung, durch genaues Nachrechnen darüber in's Klare zu kommen, für unnütz erklären, so möchten wir uns mit einem Worte Sch.'s (angeführt von Zillgenz „Aristoteles und das Deutsche Drama“ Würzburg, Thein, 1865, p. 15) kurz gerechtfertigt haben. Er schreibt unter dem 11. März 1795 an Goethe: „Sobald mir einer merken läßt, ihm in poetischer Darstellung irgend etwas näher anliegt, als daß die innere Nothwendigkeit und Wahrheit, so gebe ich ihn auf“.

Wir nehmen an, daß der Zusammenhang und die Causalverbindung zwischen Schuld und Leiden oder Strafe dem modernen Gefühl unentbehrlich sind. Davon existirt auch in der That nur eine Ausnahme, nämlich die, wo ein irdisches, unverschuldetes Leiden um einer höheren Ideen willen ertragen wird; da leidet Einer wohl für Tausende (Ded. Col. V, 498 f.), aber — indem er die Schuld aller andern auf sich nimmt und sie zur seinigen macht. Davon ist jedoch bei Isabella nicht die Rede. Sehr merkwürdig zeigt sich nun die von uns behauptete Nothwendigkeit einer Annahme ursächlicher Verbindung und gerechter Abwägung zwischen Schuld und Strafe für den modernen Zuschauer darin, daß sämmtliche, besonders ältere Kritiker wetteifern, der Isabella eine Schuld anzudichten —

bei Rönnefarth, dessen Schrift über die Braut von Messina (Leipzig 18.. bei Dyk) wir allerdings nicht zu würdigen wissen, steht die Fürstin mit Verbrechen bedeckt da. Und ähnlich ist es auch bei Oedipus. „Hatte Oedipus eine Schuld auf sich geladen? Und wenn dies, wo begann die Schuld? worin bestand sie? — Wohl die am meisten umstrittene Frage von allen, die über des Sophokles Theologúmena (d. i. Ansichten vom Göttlichen und Sittlichen) erhoben worden sind?“ So schreibt Dronke (p. 72) — und Sch. sollte nicht ähnliche Genauigkeit der Untersuchung fordern dürfen? Obwohl sich nun bei Oedipus viel leichter eine Schuld auffinden läßt, wenigstens überhaupt schuldige Thaten und eine leidenschaftliche Charakteranlage uns gleich entgegentreten, so ist doch der Eindruck der Furchtbarkeit des über ihn verhängten Leidens ein so erschütternder, daß das Verhältniß zwischen Schuld und Leiden verschwindet und der Leser zustimmt, wenn Dronke (p. 76) weiter sagt: „In Betreff dieser Tragödie müssen wir freilich dem fast allgemeinen Urtheil der Kunstkritiker — und es war dies ja auch wohl das Urtheil der alten Athener — beipflichten, daß ihr Schluß nicht das volle Gefühl sittlicher Befriedigung hervorruft. Der Schwerpunkt dieser Befriedigung liegt eben jenseits des Königs Oedipus“. Nämlich im Oedipus Colonéus. (Dies setzt jedenfalls höchst geistvoll auseinander die Schrift des Grafen Paul York von Wartenburg „Die Katharsis des Aristoteles und der Oedipus Coloneus des Sophokles“ Berlin, W. Hertz, 1866). Wohl deshalb hatte Sophokles mit dem König Oedipus im tragischen Wettkampf nicht den ersten Preis errungen.

Indem wir also vorläufig feststellen, daß die Kritik, indem sie für Oedipus und Isabella unablässig nach einer Schuld sucht, so viel an ihr liegt, mitbeweist, wie tief das Bedürfniß der gerechten Abwägung von Schuld und Leiden, wenn es als Strafe auftritt, in uns ist, knüpfen wir daran die Bemerkung, in welchen ferneren Conflict mit dem modernen Bewußtsein Sch. dadurch gerieth, daß er unserm Theater die „idealischen Masken“

des antiken wiedergeben und von einer tieferen Entstehung und Entwicklung der Thaten und selbst der Ereignisse aus den Charakteren heraus für dieses Mal absehen wollte. Da nämlich die Anhaltepunkte, welche Sch. selbst giebt, um Isabella eine Schuld aufzubürden, doch gar zu dürftig und den Schlägen des Schicksals unproportionirt sind, so hat die Kritik wieder rastlos versucht, der Fürstin die „idealische Maske“ abzunehmen, durch haarscharfe Erörterung ihres Charakters dem inneren Zusammenhange des Ganzen näher zu kommen und die Nothwendigkeit ihres strafenden Leidens nachzuweisen. D. h. Zuschauer wie Kritiker erstreben unausgesetzt die Vermittlung zwischen Charakter und Schicksal, die der Dichter der ganzen Anlage und Sphäre des Stückes nach weniger hervorhob.

Noch immer hat die Kritik sich nicht entschließen können, es mit Sch. so genau zu nehmen, wie mit den Alten oder wenigstens wie mit Goethe. Oder darf man es etwa mit einem Dichter und besonders mit Sch. überhaupt nicht so genau nehmen? Mit einem Dichter, der zugleich einer der feinsten und schärfsten Denker der Nation gewesen ist, und zwar gerade auf dem Gebiete seiner eigenen Kunst? Der uns durch die „Briefe über Don Carlos“ und durch seine Recension des „Egmont“ beweist, daß er wünschte, daß man seine eigenen Stücke durchdächte, wie er mit denen der andern that“? Warum muß die Kritik für Isabella eine Schuld mit den Haaren herbeiziehen? Und warum erklärt sie nicht lieber, weshalb und in welchem Sinne der Dichter Isabella eine so energische Unschuldserklärung in den Mund legt? Warum verschmäht sie es, das Schlußwort des Stückes in seiner Bedeutung für die einzelnen Personen des Stückes nachzuweisen, und wenn sie alle unschuldig sind, worauf bezieht es sich, für wen hat es Geltung? Wie konnte der Dichter wagen, eine so naheliegende Combination zwischen diesem Schlußwort und der Erklärung Isabella's im Gemüthe des Zuschauers zu provociren, wenn nicht ein tieferer Zusammenhang den scheinbaren Widerspruch auflöste? Kann der Zweck des Stückes ein

anderer sein, als zu zeigen, daß es eine sittliche Macht, das Schicksal, giebt, welches die gestörte Harmonie des Weltenganges rächend wieder herzustellen weiß, und auf die hervorragendste Person des Ganzen sollte dieser Zweck nicht passen? Wie leicht wäre es Sch. gewesen, diese Schuld von Isabella auszusagen, wie er sie von ihrem Hause im Allgemeinen aussagt, wie viel Mühe, wie viel Mißbehagen hätte er uns erspart! Wir fordern den unbefangenen Leser auf, sich zu fragen, was er denken würde, wenn Marie Stuart sich am Ende des Stückes, dicht vor ihrer Hinrichtung für vollkommen unschuldig erklärte, oder wenn an die Stelle des mit Pulver in die Luft gesprengten Gatten, ein Hirngespinnst von Heimlichkeiten träte? Und wo hat der Dichter auch nur an einer einzigen Stelle ein innerliches Schuldbewußtsein der Fürstin angedeutet, während Marie Stuart ihre Schuld auf jeder Seite anerkennt?

Im Anschluß an das, was wir oben über die Schöpfung dieses ganzen Charakters gesagt haben, müssen wir aussprechen, daß wir eine innere Lösung nicht kennen, daß aber eine solche bisher auch noch nicht gegeben ist. Wir können eben nur die äußere Lösung bieten, daß Sch. mit der Gestalt Isabella's Vieles und nicht zu Vereinigendes bezweckt hat. Er hat eine weibliche Idealgestalt schaffen wollen, durch moralische Schuld aber wäre diese in sich vollständig zerstört worden. Darauf weisen die oben angestellten Betrachtungen hin, darauf auch die Art, wie die hehre Erscheinung der Mutter durch das ganze Gedicht hindurch von den Kindern gefeiert wird (s. u. die einzelnen Stellen). Vielleicht schwebte Sch. dabei aus seinen äschyleischen Studien Klytämnestra's oder aus den Scenen der Phönicierinnen Jokaste's Erscheinung vor, die dort edler als die sophokleïsche erscheint, vielleicht — hat er selbst daran gedacht, der Iphigenie seines Freundes (1786) das gewichtigere Ideal der Mutter an die Seite zu stellen. Auch Züge, die dem Manneścharakter des Oedipus angehören, erscheinen dunkel wieder; Isabella zeigt in ihrem

Schlußworte eine Art von Trotz, der mit dem sonstigen Gemälde ihres Wesens schwer zu vereinigen ist. Dann aber hat Sch. an ihr die unbedingte Unvermeidlichkeit der Schicksalsveranstaltungen zeigen wollen. Die allgemeine Schuld des Hauses zieht auch die mit fort, die Gutes gewollt haben. Denn welchem Zuschauer, oder besser, welcher Zuschauerin von Fleisch und Blut kann man einreden, daß Isabella unrecht gethan habe, als sie ihr Kind dem finstern Tyrannen, den rohe Gewalt zu ihrem Gemahl gemacht hatte, zu verstecken und zu entreißen suchte!

Den Beweis, warum diese versuchte Idealschöpfung — nach unserer Ansicht — mißlang, können wir erst unten vollständig zum Abschluß bringen.

Indem wir nun zu den andern Personen des Stückes übergehen, müssen wir zuerst einen peinlichen Punkt berühren. Der Dichter hat sich nicht gescheut, eine Ehe zwischen Bruder und Schwester vorauszusetzen, wenn er das auch unter so dunkeln Ausdrücken versteckt, daß manchem unbefangenen Zuschauer und selbst Leser darüber kein volles Bewußtsein wird, oder daß sogar Kritiker in der Selbstanklage Beatrice's ein leeres Spiel des Dichters haben sehen wollen (s. Hoffm. V, 78). Abgesehen von der eben aus Palleske angeführten Stelle und dem hier recht häßlichen Ausdrucke Don Mannels von der „Liebe goldner Frucht“ spricht der Chor geradezu von „dieser Ehe segenlosem Bunde“ und entscheidend ist doch wohl Beatrice's, wie es scheint übersehenes, Zeugniß selbst: „Ist dies Don Manuel, mein Gatte, mein Geliebter?“ Wir fürchten, daß der Dichter hier über die Grenzen des für das moderne Gefühl Erlaubten hinausgegangen ist und möchten hierin einen ungünstigen Einfluß des freilich noch Grausigeres bietenden antiken Stückes erkennen. Wir glauben auch, daß die Zeit, wo die Bühne solche Unnatürlichkeiten zur Erregung tragischer Stimmung gebrauchte, vollständig vorüber ist. Auch hier bleibt übrigens allerdings ein Zweifel, wenn man an Isabella's Worte denkt: „Und sittlich selbst blieb

ihre Leidenschaft." So viel wir sehen, hat kein moderner Kritiker diesen Widerspruch hervorgehoben *).

*) Hoffmeister und Palleske nehmen ohne Weiteres dasselbe an, wie wir; Gerlinger erklärt Don Manuel für schuldlos mit den Worten: „Wir sehen ihn auf dem Wege, den Gegenstand seiner keuschen Liebe zur rechtmäßigen Gattin zu machen". Es liegt uns nicht daran, dem Dichter eine widerwärtige Veranstaltung, einen uns Moderne ohne Weiteres empörenden Gedanken aufzudrängen — es fragt sich nur, wie erklärt sich zuletzt das Schlußwort des Stückes? Oder will man ein solches Wort, nach solchen Scenen des Entsetzens, in der That auf die Hirngespinnste und Spinnengewebe der „Heimlichkeiten" und „Käßlichkeiten" anwenden? Und wo bleibt die Wirkung der Leidenschaftlichkeit, die auch Beatrice und Don Manuel angeboren ist und die schließlich doch die eigentliche Schuld des Sterblichen ist? Vor Allem aber hat Sch. selbst in jedem Falle zur schlimmsten Auslegung durch seine Ausdrucksweise Veranlassung gegeben; man vergleiche nur mit Gerlinger's bürgerlich nüchternen Worten die Schilderung des Dichters von der ersten Begegnung Don Manuel's und seiner Geliebten. Indem wir der Ansicht bleiben, daß der Geist des Ganzen, wie der Begriff der Schuld und Strafe die Schuld Don Manuel's ästhetisch fordern, bieten wir dem Leser völlig unpartheiisch die Mittel zur Entscheidung. Man macht uns darauf aufmerksam, daß in der That die Personen des Stückes den Ausdruck „Gatte" synonym mit „Geliebte" „Braut" verwenden. Sehr bedenklich ist aber doch die Stelle, an welcher, und die Wucht, mit welcher der Chor das Wort vom „segenlosen Bunde der Ehe" spricht und jedenfalls doppelter Auslegung fähig ist die Stelle, wo Don Manuel bei der Erzählung des Diego plötzlich sagt: „Glückselig Wort, das mir das Herz befreit". Man nehme an, das Verhältniß sei unschuldig, so erwartet man von Don Manuel etwa den Ausdruck der Freude, vor dem Gräßlichen bewahrt zu sein und seinen Dank gegen das gütige Schicksal, welches noch rechtzeitig die Entdeckung herbeiführt. Darauf paßt, im Munde eines so reinen und keuschen Menschen, der Ausdruck: „Glückselig Wort, das mir das Herz befreit" wie die Faust auf das Auge. So fügt man denn etwa hinzu: „Don Manuel lebt und webt in seiner Liebe. Der Gedanke, seine Geliebte sei seine Schwester und so der Besitz derselben unmöglich für ihn, bedrückt ihn während der Erzählung des Dieners mehr und mehr, endlich aber glaubt er schließen zu dürfen, sie sei es nicht und spricht nun die obigen Worte". Für uns beginnt hier die ästhetische Rohheit, denn eine solche ist es, zu glauben, daß Jemand in dem Augenblick, wo er erfährt, daß er seine Schwester zu seiner Gattin zu machen in Gefahr war, diese Leidenschaft persistiren läßt. Dann wird doch wenigstens sehr unwahrscheinlich, daß eine Leidenschaft dieser Art im Anfange und bis dahin rein und keusch geblieben sei, besonders nach einer ersten Begegnung, wie Sch. sie so ausführlich schildert. Es

Wie dem auch sei, nach unserem Gefühl ist diese abstoßende Veranstaltung des Schicksals unumgänglich nothwendig, um den Mord des Don Manuel erträglich zu machen. So ist er doch eine Sühne und, wie wir bald sehen werden, ist Don Manuel der Schwester gegenüber auch nicht bloß in die Fallstricke des verrätherischen Schicksales gefallen. Diese Ehe erst läßt die Existenz des einen der Beiden, die sie geschlossen haben, unmöglich erscheinen. Der Dichter entläßt uns am Schlusse mit dem dräuenden und in jedem Herzen den tiefsten, beängstigendsten Widerhall findenden Worte

der Uebel größtes aber ist die Schuld

— denn wo wäre unter uns ein Schuldloser? — und man will die Schuld vollständig aus dem Stücke hinwegdeuteln da, wo sie ist, und hineinzwängen da, wo sie nicht ist? Man ist allerdings dem gewundenen Gange desselben bisher noch nicht scharf genug gefolgt.

Don Cesar wird dadurch zweimal schuldig, daß er, am heiligen Orte, beim Leichenbegängniß des Vaters, in stürmischer Leidenschaft der Liebe entbrennt und dann blindlings den Bruder ersticht, in welchem er einen lügnerischen Verräther zu erkennen glaubt. Auch seine Existenz wird, zumal als er die Falschheit seiner Beweggründe einsieht, zu einer Unmöglichkeit. Er sucht im Tode die Vergessenheit grausiger, nicht gewollter Thaten und zugleich die Sühne derselben, die Don Manuel, glücklicher als er, durch die Hand eines andern gefunden hatte.

---

scheint uns aber dem Geiste und auch dem Gange des Stückes angemessener, daß Don Manuel, im Bewußtsein des Besitzes der Geliebten, aufathmet und dem Schicksal dankt, welches ihn vor dem Gräßlichsten bewahrt — zu haben scheint, wie ja auch Isabella, öfter als er, solche ironischen Enttäuschungen durch das scheinbar günstige Schicksal erlebt. Man lese die Scene nach; Don Manuel's Haltung ist die eines Menschen, der im Schuldbewußtsein Entsetzliches über sich kommen sieht, aber es ist dem tragischen Gehalt unangemessen, in diesem Entsetzlichen die Unmöglichkeit einer Heirath zu erkennen. Für uns wäre das in der Tragödie unter jeder Bedingung komisch. S. auch „Aus Städler's Nachlaß" von L. Rudolph, C. Goldbeck und E. Mätzner. Berlin 1865. p. 94.

Beatrice endlich theilt die Schuld mit Don Manuel. Obwohl sie weiß, daß ein Geheimniß über ihr waltet und ahnen muß, daß sie außerordentlicher sittlicher Kraft bedürfen wird, um der verhüllten Zukunft gegenübertreten zu können, giebt sie sich leidenschaftlich und leichtsinnig hin und widersteht den seltsam dunkeln Lockungen nicht, die sie treiben, vorzeitig in irgend einer Weise den Bann zu brechen, der sie umgiebt, aus dem sie doch aber eine günstige Lösung erwarten darf. Eine Situation, in der freilich eben so viele Entschuldigungen der weiblichen Schwäche begründet sind. Sch. hat auch wohl absichtlich die vernichtende Strafe auf die Seite der aktiv Schuldigen gestellt; die passiv Schuldigen überleben.

In einer Tragödie, in welcher dem Schicksal oder den leitenden Mächten des Menschenlebens die Hauptrolle zuertheilt ist, so daß es fast allein handelnd, ja unmittelbar eingreifend erscheint, muß die Charakteristik der einzelnen Personen zurücktreten, und daß dies in der antiken Tragödie in der That geschieht, hatte Sch. selbst erkannt, wenn er an Goethe schreibt (Hoffm. V, 94), daß die Charaktere des griechischen Trauerspiels mehr oder weniger idealische Masken und keine eigentliche Individuen seien, wie bei Shakespeare oder Goethe. Sch. selbst strebte aber von Natur schon mehr nach der lyrischen und dramatischen Darstellung allgemeiner Gedanken und nach der Schöpfung von Idealen, als nach einer Charakteristik im Einzelnen, die dem Geiste des ganzen 18. Jahrhunderts fern lag, obgleich Sch. auch in dieser Beziehung doch reicher gewesen ist als die Kritik, einer einmal gefaßten Ansicht über sein Wesen zu Liebe, es gelten lassen will. So entsteht ein Unterschied zwischen der antiken und modernen oder eigentlich der shakespearischen Tragödie. In der ersten wird das Walten des Schicksals und einer ewigen vergeltenden Gerechtigkeit an leidenden Menschen dargethan, die durch schwere Verirrungen blinder Leidenschaft die Strafen der Götter auf sich ziehen; in der anderen kämpft die bewußte menschliche Freiheit, gleichviel ob sie das

Böse oder das Gute will, gegen feindliche Mächte des Lebens, die sich der Idee (Posa, Jungfrau, Maria Stuart, Richard III), oder dem Egoismus (Wallenstein) der Helden widersetzen, ein Kampf, welcher zuletzt allerdings auch ein titanisches Ringen gegen das Schicksal wird, da die Fügungen der Geschicke von so zahllosen Einflüssen aller Art abhängen, daß sie sich zuletzt doch der Bestimmung des Einzelnen völlig entziehen. Es ist wohl zu beachten, daß eigentlich beide Mal ein Kampf mit dem, was man auch beide Mal Schicksal nennen kann, stattfindet; der moderne Dichter sucht dies jedoch zurückzudrängen, in den allgemeinen Causalnexus der Handlungen zu verlegen oder durch andere geistige Kräfte, welche denen des Helden machtvoll entgegenwirken, zu ersetzen, obwohl zuletzt freilich über den Zufall des Gelingens und Mißlingens eine höhere Fügung entscheidet, die wir als im Bunde mit dem uns eingeborenen Gefühle der Gerechtigkeit annehmen und ohne welche es eine Tragödie, wie wir dies Wort jetzt auffassen, wohl nicht geben würde.

Während der moderne Mensch, durch plötzliche und unververmuthet eintretende Wendungen der Ereignisse, die gerade das Unwahrscheinlichste wahr machen und des klugen Rechenmeisters spotten, erschüttert und belehrt, das Walten des Schicksals *ahnt*, läßt der antike Dichter dasselbe halb sogar aus dem Dunkel hervortreten, und das zeigt sich besonders darin, daß er ihm *eine Stimme* verleiht. Es spricht geradezu seinen Willen aus, es warnt und droht in Träumen, Vorbedeutungen, Orakelsprüchen; es läßt sich anrufen, ja festbannen durch Flüche. Diese ganze übernatürliche Welt ist aus der Tragödie des modernen Geistes verwiesen, höchstens daß sie symbolisch oder zur poetischen Ausschmückung herangezogen wird. Doch entsteht dieser Unterschied nur eben durch die verschiedene geistige Anlage der Menschen, welche den Stoff der beiden Tragödien geben. In beiden rufen Thaten das Schicksal auf, in der ersten aber sind es fast immer *Thaten der Leidenschaft*, oft geradezu der Sinnlichkeit, dann des Zornes, der

Rache, mit denen sich Ehrgeiz und Herrschsucht mehr nur verbinden. Solche Thaten sind die des Laïos, Oedipus, der Klytämnestra, des Orestes, der Medea, der Phädra. Die Leidenschaft aber ist die dunkele Seite im Gemüthe des Menschen, die ihn bald so vollständig beherrscht (sie entzücke oder sie martere ihn), daß sie ihm wie eine außer und über ihm waltende Macht erscheint, der er erliegt. Wahrlich der Weg von der sinnlichen Leidenschaft der Liebe bis zur Schöpfung der Liebesgottheiten, welche die Griechen so oft als übermächtige und zürnende darstellen, war nicht weit. In der zweiten Art der Tragödie handelt es sich um eine geistige That, die aus einer reichen Gedankenwelt erwächst und die sich ein bewußtes Ziel steckt, welchem das Leben und alle andere Güter im Voraus geopfert sind. Der Böse kann das eben so sehr wie der Gute, aber da der Böse in seiner Tiefe doch sich selbst nicht kennt — „sie wissen nicht, was sie thun" —, so bleibt in ihm ein gespenstisches Element; das Böse ist ein fremder Gast im Menschenherzen, und auch die moderne Tragödie verschmäht es nicht, hier die dämonischen Mächte einer anderen Welt wieder zu beleben. So in der Jungfrau, Macbeth, Richard III, Franz Moor, Wallenstein. Verschwunden aber sind sie aus der Tragödie des nach dem Guten ringenden Menschengeistes, der dem Ideal der Freiheit und Humanität auf Erden und unter seinen leidenden oder verblendeten Brüdern eine Stätte bereiten will. Die beiden großartigsten tragischen Werke des Alterthums Pometheus und Antigone bilden dazu den Uebergang. So wäre denn die eigentliche Fundstätte der modernen Tragödie in der Geschichte und besonders in den Zeiten der Reformation und Revolution zu suchen. Dem Alterthum aber ist es nicht eingefallen, seine geschichtlichen Helden, seine Agis und Cleomenes, seine Tiberius und Cajus Gracchus, auf die Bühne zu bringen. Und weil in der neueren Tragödie der Mensch selbst sein Schicksal will und sich nach der Anlage seines geistigen Strebens selbst seine Stätte bereitet, so ist klar, daß das moderne Drama die

tieferen Charaktere eben so sehr sucht, als sie der antiken entgehen. Diese Betrachtungen stellen uns auf den Boden, aus dem Sch.'s Stück emporgewachsen ist.

„Es ist unendlich bewundernswürdig", schreibt Humboldt an Sch. (Hoffm. V, 95), „und ich habe es eigens studirt, mit wie wenig Zügen Sie beide Brüder so fest charakterisirt haben, daß jeder nur auf seine Weise die Zuschauer afficiren kann, ebenso die Mutter und Beatrice." Wir machen noch darauf aufmerksam, daß eine sorgfältige Charakteristik die Mutter von den Söhnen und der Tochter trennen muß. Sch. selbst hat sie durch die hehre Art, wie er sie dem Volke erscheinen läßt, durch die hohen Preisungen, die ihr nicht nur aus dem Munde der Tochter, sondern auch der feindlichen Brüder zu Theil werden, über die anderen Gestalten des Stückes hinausgehoben. Während die Kinder alle drei etwas von dem gewaltthätigen, sinnlich leidenschaftlichen Wesen des Vaters an sich tragen, ist die Mutter entschieden eine in sich ruhige Natur, wie sie so oft — wenigstens hat der moderne Roman das hundert Mal geschildert — Gegenstand der Leidenschaft für sinnliche Menschen sind. Mit vieler und vielleicht nicht genug gewürdigter Feinheit hat Sch. die Stellung der Haupttheilnehmer der Handlung zu einander geordnet und einerseits die Naturwahrheit der dargestellten menschlichen oder besser Familienverhältnisse erhöht, andererseits die Stellung der Einzelnen zum Schicksal schattirt und tiefer begründet. „Des Vaters eignen Sinn und Geist erkenn' ich — In meinem erstgebornen Sohn! Der liebte — Von jeher, sich verborgen in sich selbst zu spinnen —" so charakterisirt Isabella Don Manuel, den sie später, freilich in der Aufwallung des entsetzlichsten Schmerzes, als sie ihn von dem Bruder ermordet weiß, ihren „bessern Sohn" nennt, vielleicht weil diese in dem Sohne mit Milde gepaarte Ruhe ihrem eigenen Wesen doch noch mehr entspricht. Im Gegensatze dazu steht Don Cesar, in welchem, auf einem ursprünglich ritterlichen, zur Offenheit stürmisch hinwogenden Grunde, die Kräfte der Leidenschaft sich am-

freiesten entfalten. Don Manuel selbst spricht von des Bruders „wildem Sinn, der unbezwungen stets geblieben“ und der eben angeführten Schilderung Don Manuel's durch die Mutter entgegnet Don Cesar: „Nicht meine Weise ist's, geheimnißvoll — Mich zu verhüllen, Mutter. Frei und offen, — Wie meine Stirne, trag' ich mein Gemüth.“ Ihm möchte eher die unruhige Beatrice ähnlich scheinen und, wie so oft die Gegensätze sich anziehen, ist sie Don Manuel zur Seite gestellt. Dies Gesetz des Gegensatzes zieht alle drei, denn auch Don Manuel ist sinnlich leidenschaftlich, zu dem ruhevollen Wesen der Mutter hin.

Eines steht nun fest, stürmische oder verhaltene Leidenschaftlichkeit und Sinnlichkeit ist der Grundzug aller dieser Charaktere. Abgesehen von dem wilden Hasse der Brüder, genügt es, die Weise in's Auge zu fassen, wie ihre Liebe zu Beatrice entsteht und wie diese Don Manuel sich hingiebt. Der Dichter hat das auf jeder Seite durch die Handelnden selbst aussprechen lassen. Don Manuel sieht Beatrice zum ersten Mal und: „Alles Maß der Zeiten war vergessen — Tief in die Seele drückt sie mir den Blick, — Und umgewandelt schnell ist mir das Herz.“ So spricht auch Beatrice: „Wo waren die Sinne? — Was hab' ich gethan? — Ergriff mich bethörend — Ein rasender Wahn?“ und Don Manuel's Worten genauer entsprechend: „Und schnell, als wär' es ewig so gewesen, — Schloß sich der Bund, den keine Menschen lösen.“ Auch Don Cesar hat „die Freiheit und die Wahl“ verloren, denn als er Beatrice plötzlich sah, ergriff „dunkel mächtig“ im tiefsten Innersten ihn ihre Nähe, „und klar auf einmal fühlt' ich's in mir werden — Die ist es oder keine sonst auf Erden.“ Und Don Manuel bestätigt: „Wenn sich Verwandtes zum Verwandten findet — Da ist kein Widerstand und keine Wahl.“

Wo aber keine Wahl ist, da ist auch keine Freiheit, und der Mensch wird in blinder Leidenschaft auf einem Wege vorwärts getrieben, dessen Ausgang er nicht mehr kennt und nicht kennen will. Nach antiken aber wie nach modernen, nach

heidnischen wie nach christlichen Begriffen und, einfacher gesagt, nach der gewöhnlichsten täglichen Lebenserfahrung muß eine solche Leidenschaft Unglück auf den herabziehen, der sich ihr hingiebt. Es ist in der menschlichen Gesellschaft, auch nicht auf den freien Höhen des fürstlichen Lebens, kein Platz für sie, denn diese besteht nur durch ein gewisses Maß von Entsagung in jedem Einzelnen; sie beruht und wird ewig beruhen auf dem täglichen Opfer der Selbstsucht, Sinnlichkeit und Leidenschaft im Kleinen wie im Großen, bis die Menschheit einst mit einem neuen idealen Aetherkleide angethan, die fernen Inseln der Seligen beziehen wird — um nicht mehr die Menschheit zu sein. Hier stimmen die volksthümliche und einfältige Spruchweisheit, die antike Warnung vor der Hybris (griechisch „Uebermuth, Ueberhebung"), die tiefsten Lehren der Religion und die erhabenste tragische Poesie vollkommen mit einander überein. Von dieser naturgemäßen Basis aller Tragik aus mildert sich der Sch. gemachte Vorwurf der Künstlichkeit. Oedipus ist persönlich vielleicht rein, aber der Grund seines Wesens ist der, wie bei Cesar mit Edelsinn wohl vereinbare, wilde Zornmuth, den er vor dem Stücke durch die Tödtung des greisen Wanderers, in demselben durch den übereilten Fluch, durch sein Verfahren dem Tiresias und dem Creon gegenüber und endlich auch noch in der Selbstbestrafung an den Tag legt. Diese Leidenschaft aber braucht nicht weiter motivirt zu werden, sie ist das ewige böse Erbtheil des Menschen, bis auf einen gewissen Grad vielleicht der Lebenskern des Individuums selbst. Mit der Natur der beobachteten Thatsachen übereinstimmend, motivirt sie der Dichter als ein physisches Erbtheil von den Urvätern her unter den durchsichtigen symbolischen Formen der antiken Denkweise.

Doch sind es auch nicht nur symbolische Formen, denn diese Leidenschaft führt durch eine philosophische Verknüpfung, welche die gerade diesem Stücke gegenüber oft sehr äußerliche Kritik nicht hervorgehoben hat, zum Begriffe des Schicksals. Die höchste Entfaltung des Menschenideals liegt in dem Begriffe des freien

Bewußtseins des Einzelnen und in der vollendeten Herrschaft des Geistes über die Materie. Den Gedanken eines ihm innerlich fremden Schicksals zurückdrängend, strebt der Mensch Geist zu werden oder wenigstens ein Ideal — eine Gottheit — zu schaffen, in welcher er diesen höchsten Begriff eines in sich selbst freien Geistes anschauen kann. „Wem die Bedeutung des Ideals (Kirchner, die speculativen Systeme seit Kant, Leipzig 1860 p. 15, nach Fichte) einmal aufgegangen ist, für den hat das Vergängliche keinen Werth mehr. Schon der Mensch, den nur eine einzelne Idee, ein wissenschaftlicher, künstlerischer, gesellschaftlicher Gedanke ergriffen hat, findet den tiefsten Genuß darin, ihm sein Dasein zum Opfer zu bringen. Wer aber den sittlichen Willen schlechthin erkannt hat, der das allein Wirkliche und Wesenhafte in uns und im All ist, für den sind die Dinge nicht mehr vorhanden; er ruht mit seiner Liebe in dem, was unveränderlich und einzig ist, und findet in der Hingabe an dieses Eine die Seligkeit; er steht erhaben über Raum und Zeit, über Wechsel und Vielheit, über Glück und Schmerz, denn sein Leben gehört nicht mehr ihm, sondern nur noch dem göttlichen Gedanken." .. „Indem diese geistige Schöpfung die sinnliche ihren Bestimmungen unterwirft, und ihr nur die Bedeutung des Stoffes übrig läßt, offenbart sich die Erscheinung als ein wesenloser Schein und die Freiheit als der Grundstoff des Alls."

Den entgegengesetzten düsteren Weg geht die Leidenschaft. In ihr überwiegt die Materie, d. h. die ganze äußere, irdische Nothwendigkeit, die den Menschen äußerlich und innerlich in Fesseln schlägt. Es ist dieses Ringen des innern idealen Menschen mit den dunkelen Mächten der Sinnlichkeit eines der Grundthemen, vielleicht das Grundthema der schillerschen Poesie:

„Nur der Körper eignet jenen Mächten,"
„Die das dunkle Schicksal flechten;"
„Aber frei von jeder Zeitgewalt,"
„Die Gespielin seliger Naturen"
„Wandelt oben in des Lichtes Fluren;"
„Göttlich unter Göttern, die Gestalt."

„Wollt ihr hoch auf ihren Flügeln schweben,"
„Werft die Angst des Irdischen von euch!"
„Fliehet aus dem engen, dumpfen Leben"
„In des Ideales Reich."

In den wundervollsten Redeformen drückt Cesar in seinem bitteren Todeskampfe ähnliche Gedanken aus, nicht ohne Anklänge an die eben angeführte Strophe. Wie nun die Leidenschaft dem Menschen aus dem unseelischen Theile seiner selbst entgegentritt, besonders wo sie mit Sinnlichkeit gemischt ist, so erscheint sie dem von ihr Beherrschten und Gequälten, wie wir schon oben andeuteten, bald als eine äußerliche Macht, die mit gewaltsamer Verführung ihn blendet und dann rettungslos fortreißt. Das Geistige im Menschen wird erdrückt, das freie Bewußtsein schwindet; er regiert sich selbst nicht mehr, und weist — wozu tief innerlich auch der Wunsch treibt, die Stimme des Gewissens zu ersticken — so zu sagen die Verantwortlichkeit von sich ab, indem er sich als in der Gewalt wild tobender, unwiderstehlicher Mächte befindlich ansieht. „Aut sua cuique deus fit dira cupido" sagt es kurz und treffend Virgil, „die furchtbare Begierde wird uns zum Gotte."

Daher rührt auch die Vorliebe der Dichtung, die überall auf das Persönlich-Lebendige, welches ja auch ihr Kern ist, ausgeht, für Personificationen, an denen schon Homer, besonders aber Sch. reich ist. (Siehe den Artikel darüber.) Sie sind bei ihm oft sehr reich und an Allegorie streifend ausgemalt. Wir beschränken uns hier auf die Braut von Messina. „Die Liebe steigt aus des Hasses Flammen, wie ein neu verjüngter Phönix" „Schön ist der Friede; ein lieblicher Knabe liegt er gelagert am ruhigen Bach" — „Auch die Liebe beweget das Leben . . . die gefällige Tochter des Schaum's" — „Arglist hat auf allen Pfaden . . . ihr betrüglich Netz gestellt" — „So flieht der alte Haß mit seinem nächtlichen Gefolge, dem hohläugigten Verdacht, der scheelen Mißgunst und dem bleichen Neide" — „Die Freude trägt mich auf leichten Flügeln fort" — „Das schöne Mitleid

neigt sich, ein weinend Schwesterbild, mit sanft anschmiegender Umarmung auf die Urne" — „Der Neid vergiftete mein Leben ... der alte Neid wird rastlos mir mein Herz zernagen" — „Die Hände des Brudermordes" — Mit weiten Schritten schreitet das Schreckensgespenst der blutigen That einher" — „Durch die Straßen der Städte, — Vom Jammer gefolget, Schreitet das Unglück, Lauernd umschleicht es die Häuser der Menschen" — („Und das Unglück schreitet schnell" s. Aeschylus, Tragödie Agamemnon V. 1083).

Es steht ja auch psychologisch fest, daß die Leidenschaft durch Hallucinationen endlich zum Wahnsinn führt. Diese Macht der Leidenschaft und des Bösen (im christlichen Mittelalter der Teufel) ist im Alterthum der Dämon. So wird die Leidenschaft das Schicksal des Menschen, so ist die Tragödie der Leidenschaft auch die Schicksalstragödie.

Wie wir oben sahen, daß der Dichter die dunkele Gewalt der Leidenschaft von den Personen des Stückes selbst schildern läßt, so wetteifern sie auch in der Darstellung dieser Gewalt als einer fast personificirten, bewußt handelnden Macht unter den verschiedensten Namen, wie sie dieselbe in ihrer Unüberwindlichkeit in sich walten fühlen. Sie sind wie mit einer dämonischen Atmosphäre umgeben, deren Einwirkung sich zu entziehen ganz unmöglich erscheint.

Merkwürdig hat Sch. durch Beatrice diese Unklarheit der Leidenschaft in sich selbst, in Worten ausdrücken lassen, welche man mit Unrecht widersprechend finden würde:

„Vergieb, du Herrliche, die mich geboren,"
„Daß ich, vorgreifend den verhängten Stunden,"
„Mir eigenmächtig mein Geschick erkoren."
„Nicht frei erwählt' ich's, es hat mich gefunden;"
„Es dringt der Gott auch zu verschloss'nen Thoren,"
„Zu Perseus Thurm hat er den Weg gefunden,"
„Dem Dämon ist sein Opfer unverloren."

Wir haben oben die Vorstellung des griechischen Geschichtsschreibers Herodot vom Neide*) der Götter erwähnt; auf jeder Seite finden wir sie im Munde der Helden wieder. „Denn mit der nächsten Morgensonne Strahl — Ist sie die Meine, und des Dämons Neid — Wird keine Macht mehr haben über mich," sagt Manuel, der an ihn glaubt wie Cesar, mit den Worten: „Und daß ich fest sogleich den Zufall fasse — Und mich verwahre vor des Dämons Neide." Auch Isabella kennt ihn: „Mit meiner Hoffnung spielt ein tückisch Wesen — Und nimmer stillt sich seines Neides Wuth," und dann: „O, muß ein neid'scher Dämon mir die Wonne — des heiß erflehten Augenblicks verbittern". „Daß mir der böse Genius nicht schlummert — Erinnert warnend mich der Tochter Flucht." Die Unbegreiflichkeit der Schicksalsfügungen, der schnelle Wandel der Ereignisse, der eigenen Gefühle, das jähe Umschlagen von Glück in Unglück, von Lust in Schmerz erscheint dem Menschen als ein Zauber. Von einem „Zaubernebel" spricht der Chor zu Manuel. Beatrice hat Cesar's Herz „mit allmächt'gen Zaubersbanden nachgezogen", ihr Wesen ergreift ihn „wie Zaubers Kräfte unbegreiflich weben." Sie selbst, wenn sie an ihre schnelle Leidenschaft für Don Manuel denkt, fragt sich: „Umstrickte mich blendend ein Zauber der Hölle?" Die Ewigkeit und Unentrinnbarkeit des Verhängnisses wird an die „Sterne" geknüpft. Don Cesar fragt die Mutter: „Ist's Wahl, wenn des Gestirnes Macht den Menschen — Ereilt in der verhängnißvollen Stunde?" Beatrice war, gegen des Geliebten Wunsch, bei dem Leichenbegängniß: „Doch weiß ich nicht, welch bösen Sternes Macht — Mich trieb mit unbezwinglichen Gelüsten." Don Cesar darf einen Augenblick „den Glückstern" Isabella's preisen, sie aber „will nicht eher ihre

*) Herodot von Halikarnaß (übers. von Baehr, Stuttgart, bei Hoffmann) I, 32. III, 40. VII, 46; nach der höheren und reineren Anschauung Plato's „steht der Neid außerhalb des Chores der Götter."

Sterne loben, bis sie das Ende dieser Thaten gesehn", bis sie das enträthselnde Wort gefunden „im Spiele des unverständlich, krummgewundenen Lebens." So werden auch „günstige, glückliche Zeichen" erwähnt. In immer neuen Wendungen kehren diese Hindeutungen auf überirdische Mächte wieder; Don Cesar spricht vom „Lenker seines Lebens, der ihn mit der Liebe Strahl berührt", wie auch Don Manuel „der Liebe heil'gen Götterstrahl" kennen gelernt hat. Isabella fürchtet, Don Cesar habe in der Wahl seiner Liebe „dem ersten mächtigen Gefühl" getraut „wie einer Götterstimme" und als „eine Stimme Gottes" erscheint ihm sein Haß, als er eben seinen Bruder getödtet. „Eine unregiersam stärkere Götterhand spinnt" das Schicksal des fürstlichen Hauses. Oder es wird auch ganz allgemein „ein Gott" als „bewahrend" und „leitend" genannt. Aber die Leidenschaften, wie sie ja selbst den Menschen, der sie hegt, auf das Bitterste strafen, finden auch rächende Götter bereit. „Im Stillen schaffen die Rachegötter", „Todesgötter" lauern auf ihren Raub, ihnen vor allen muß die Schuld gezahlt werden, die „Furien des Streites" („des Streits schlangenhaarigtes Scheusal") entschlafen wohl auf einige Zeit, aber bald muß der Frevler den ehernen Schritt derselben „der rächenden Göttinnen" hören. „Den Rachegeistern" überläßt Isabella das fürstliche Haus. Die Strafen der „Himmelsmächte", „der hochwohnenden, allesschauenden Götter" führt der Tod aus, zu dessen „traurigen Thoren" und dessen „unvergänglichem Palaste" alle Sterblichen wallen.

Mit dieser Leidenschaftlichkeit, aus der Sch. den Begriff des Schicksals so tief entwickelt hat, sind nun auch eigentlich die Combinationen schon gegeben, welche Charakteren dieser Art die Grube graben, in die sie hineinstürzen wollen und müssen. Hier tritt die Idee des Zufalls heran. Wer hätte nicht in seinem Leben diesen verständigen — so freilich sich selbst widersprechenden — gleichsam Zwecke verfolgenden Zufall einmal kennen gelernt, größtentheils wohl in boshaft schadenfroher Grimace; wem

hätte er nicht eine Freude verdorben, wem nicht eine strenge Lehre gegeben, wenn die kleinste Vorsicht vernachlässigt war, oder wenn alle Vorsichtsmaßregeln erschöpft schienen? So erscheint der Zufall oft ironisch, indem er unsere weisesten Veranstaltungen in das Gegentheil verkehrt oder vielmehr gerade durch sie uns in's Unglück geführt hat; Diego:

„Und so, aus guter Meinung, schafft' ich Böses,"

ernster aber der Chor:

„Denn noch niemand entfloh dem verhängten Geschick."
„Und wer sich vermißt, es klüglich zu wenden,"
„Der muß es selber erbauend vollenden."

Solche Zufälle werden wir aus dem Leben des Einzelnen oder der Geschichte nie ganz herausrechnen können und die Erkenntniß, daß irgend ein Zufall Großes und Gutes verhindert oder den Untergang edler Menschen befördert hat, wird immer ein bitteres Problem für uns bleiben. In geschichtlichen Vorgängen reinigt er sich für unsere Betrachtung leichter zum höheren Verhängniß; in diesem Sinne vielleicht hatte Timoleon in seinem Hause der Zufallsgöttin (Automatía) einen Altar errichtet (Plutarch, Leben des Tim. c. 36), das Haus selbst aber dem heiligen Dämon geweiht. So hat der geschichtliche Zufall etwas wunderbar und geheimnißvoll Anziehendes für uns, und wo er nicht ist, sucht die Legende solche frappanten Fügungen zu schaffen. Napoleon, von Elba nach Frankreich zurückkehrend, schifft sich am Bord der Inconstantia ein — die warnende Ironie des Zufalls; das Schiff, auf welchem Cromwell im Begriff ist, nach Amerika auszuwandern, wird auf einen besonderen Befehl Karl's I. zurückgehalten — der Zufall als höheres Verhängniß.

Nun soll zwar aus der idealen Welt der Poesie der Zufall eigentlich getilgt sein und jedenfalls darf er nicht an Wendepunkten bestimmend sich einfinden; ganz wird man ihn nicht vertreiben können, höchstens verstecken, besonders in einem Stücke, wie das unserige. Doch baut, wie gesagt, der Dichter nicht

seine Schöpfung auf den Zufall, daß z. B. Don Manuel durch eine „weiße Hindin“ (deren sich zu oft in der Sage* wiederfinden, als daß man nicht auch in dieser eine symbolische Bedeutung, einen Schicksalsboten, vermuthen dürfte) gerade zum Kloster Beatrice's geführt wird. Denn jener leidenschaftliche Grundzug der Charaktere entscheidet doch erst über die Bedeutung des Zufalls. Bis an das Thor des Klosters lockte er Don Manuel; mit der stürmischen Hingabe an seine Leidenschaft übernahm dieser allein die Verantwortung für alles Folgende; denn das Tragische des Lebens ist, daß Alles am seidenen Faden hängt und daß ein Augenblick der Vergessenheit, unabsehbare Uebel auf uns und die Unsrigen herabziehen kann. In der Dichtung müssen dieselben dann freilich noch weiter motivirt werden, der einzelne Fehltritt genügt nicht, sie zu erklären; das Leben ist eben bitterer als die Poesie. Diese Motivirung ist von Sch., wenn auch in den symbolischen und uns entfremdeten Formen des Alterthumes, die aber doch noch nicht ganz in uns verklungen sind, vollständig gegeben, und so wird denn, mit der Lebenswahrheit, dem Stücke auch die tiefe Einwirkung auf das Gemüth des Hörers nicht abgesprochen werden dürfen. Der Dichter baut die einzelnen Combinationen, die alle möglich sind, auf den ewigen tragischen Grund menschlicher Schuld, d. i. die angeborene Leidenschaftlichkeit, die, wenn ihr die Grube nicht gegraben würde, nicht rastete, bis sie selbst sie sich gegraben hätte. Für den kritischen Leser, der alle diese Berechnungen in den engen Rahmen des Stückes, auf den einen entscheidenden Tag der Katastrophe zusammengedrängt sieht, mag dann der Eindruck der Künstlichkeit nicht ganz zu überwinden sein. Von einem blinden Schicksal aber, wie einzelne Kritiker es dem Dichter ohne Weiteres vorgeworfen haben, ist nicht die Rede. Wenn Isabella, durch den doppelten

*) In Bezug auf diese „alte, oft gebrauchte Maschinerie“ verweist Hoffm. V, p. 80 A. auf Böttiger, Minerva 38 ff.

Traum verführt, vielleicht die Wege des Schicksals nothgedrungen gehen mußte, Beatrice, Don Manuel, Don Cesar waren frei, der wilden Leidenschaft des Augenblicks nicht zu gehorchen. Der Uebel größtes **bleibt** die Schuld.

Wie die Menschen eine große und ausgezeichnete Eigenschaft ihrem Besitzer selten ganz verzeihen, — denn der aus dem Chore der Götter ausgestoßene Neid hat sich unter die Menschen geflüchtet und liebevolle Aufnahme bei ihnen gefunden —, so hat auch die hinreißende Pracht der Sprache in der Braut von Messina die Kritiker veranlaßt, den innern Zusammenhang des Stückes fast für nebensächlich zu erklären und kurz abzufertigen, als ob Sch. nicht auch hier, wie immer, tief gefühlt und tief gedacht hätte. Daß der Kritik ihr Recht bleibt, haben wir selbst überall bewiesen, doch muß man dabei auf dem einmal vom Dichter gewählten Boden bleiben. Solcher Tadel ist oft ziemlich herbe ausgesprochen worden. Hoffmann erklärt geradezu, „die ganze Tragödie sei nach unwahrscheinlichen und sonderbaren Zufälligkeiten angelegt" und rügt besonders den Mißbrauch, der mit dem Schweigen der Personen an entscheidender Stelle getrieben sei. Die Gründe Isabella's, die Tochter nach dem Tode des Gemahls noch zu verbergen, seien unzureichend, obwohl der Dichter gegen diesen allerdings ernsten Einwurf sich durch den Mund der Fürstin selbst zu rechtfertigen sucht. Beatrice verstummt, als sie von dem nur einmal gesehenen Don Cesar für seine Braut erklärt wird. Das Schweigen Isabella's, als Don Manuel sie nach dem Aufenthalt der Tochter fragt, ist oben erwähnt worden. Ein sehr hartes Urtheil in Bezug auf den Kernpunkt, auf die Schuld, fällt über unser Stück Gerlinger, nach welchem jede erhabene, ächt tragische Wirkung verfehlt ist. Er vermißt, in Bezug auf die Verfluchung des Ahnherrn und ihre Wirkungen, ganz jenes Ebenmaß in Bedingung und Folge, jene ausgleichende Verknüpfung und das befriedigende, sich aufwägende Verhältniß von Schuld und Strafe, und sieht dafür fatalistische Gewaltherrschaft in der niederschlagendsten Gestalt und mit

maßloser Willkür schalten. Gegen solche Vorwürfe hoffen wir den Dichter nicht ohne Erfolg vertheidigt zu haben *).

Einen dem Dichter bisher nicht gemachten Vorwurf müssen wir jedoch hinzufügen, zumal da derselbe uns auf den für die Beurtheilung des Stückes und des Dichters so höchst wichtigen Charakter der Isabella zurückführt.

Dem Philosophen Sch., der in den Religionen die Religion suchte,

> Welche Religion ich bekenne? Keine von allen,
> Die du mir nennst. — Und warum keine? Aus Religion.

galten die symbolischen Formen aller Religionen gleich, aber seine zweite Natur, die künstlerische, drängte seine Vorliebe zu den schönen Formen des Alterthums und etwa zu denen des Katholicismus (s. „Bibel"). So finden sich die mythologischen Vorstellungen bei ihm auch im Munde solcher Personen, die, wie die Jungfrau, sie nie gehabt haben können, einfach als poetischer Schmuck. Anders ist es jedoch in unserem Stücke. Hier sind die religiösen Vorstellungen in der auffallendsten Weise vom Dichter mit Bewußtsein gemischt. Sch. sucht dies in seiner Einleitung selbst zu begründen. „Eine andere Freiheit, sagt er dort am Schlusse, die ich mir erlaubt, möchte schwerer zu rechtfertigen sein. Ich habe die christliche Religion und die griechische Götterlehre vermischt angewendet, ja, selbst an den maurischen Aberglauben erinnert. Aber der Schauplatz der Handlung ist Messina, wo

*) A. Kuhn — Schiller's Geistesgang, Berlin 1863 —, der das Stück p. 348 nur sehr kurz bespricht und auf die Erörterung des Einzelnen gar nicht eingeht, erklärt: „Die auftretenden Personen stehen schon im Anfange des Stückes fertig da. Gleich mit ihrer Geburt haftet die Schuld ihnen an, und dieser gegenüber das übermächtige Schicksal. Und dieses Schicksal erscheint nicht als göttliche Gerechtigkeit, welche die Schuld bestraft, sondern es steht ganz äußerlich dem Willen und Charakter der auftretenden Personen gegenüber und lauert gierig im Hintergrunde, seine Opfer zu verschlingen". „Der eigentliche Sinn der Handlung wird ganz aus unserer sittlichen Sphäre herausgerückt." So urtheilt auch Julian Schmidt in „Weimar und Jena": „Dem Stücke fehlt, was den Nerv aller Poesie ausmachen soll, die Betheiligung des Gemüthes" (nach Kuhn).

diese drei Religionen theils lebendig, theils in Denkmälern fortwirkten und zu den Sinnen sprachen. Und dann halte ich es für ein Recht der Poesie, die verschiedenen Religionen als ein collectives Ganze für die Einbildungskraft zu behandeln, in welchem alles, was einen eigenen Charakter trägt, eine eigene Empfindungsweise ausdrückt, seine Stelle findet. Unter der Hülle aller Religionen liegt die Religion selbst, die Idee eines Göttlichen, und es muß dem Dichter erlaubt sein, dieses auszusprechen, in welcher Form er es jedesmal am bequemsten und am treffendsten findet." Wenn dem Philosophen alles von Sch. hier Beanspruchte unzweifelhaft zuzugeben ist, so glauben wir doch, daß es gerade dem Dichter ebenso unzweifelhaft abgesprochen werden muß. Der tragische Dichter besonders muß „eine feste sittliche Weltanschauung in seinem Werke in den bestimmtesten Zügen ausprägen und sie demselben zur sicheren Unterlage geben" (Enk), weil gerade durch sie dem Zuschauer die innere Erhebung und endliche Versöhnung wird, die nur aus einem in sich consequenten Gedankensystem geschöpft werden kann. Selbst äußerlich ist es geschichtlich nachzuweisen, daß örtlich neben einander bestehende, lebenskräftige Religionen sich größtentheils herbe von einander abstoßen und so den, meinetwegen beschränkt zu nennenden, Eifer ihrer Bekenner anfachen; jedenfalls aber, mögen auch in Messina drei Religionen nebeneinander bestanden haben, in dem Herzen des Einzelnen war dies unmöglich. Die unterschiedslose Verwendung der symbolischen Formen und Redewendungen mußte aber gerade in unserem Stücke die verderblichsten Folgen nach sich ziehen. In jedem anderen z. B. rein geschichtlichen Drama ließen sie sich, wie Sch. es stets gethan hat, zu poetischem Schmuck herabsetzen, hier aber, wo die höchsten geistigen Fragen angeregt und entschieden werden, tragen jene Symbole auch ihre ganze Gedankenschwere und die eigenthümliche Weltanschauung, die sich in ihnen verkörpert, unablösbar mit sich, so daß die Helden des Stückes nicht mehr aus einem

Ganzen heraus athmen und leben und daß die reine Tiefe der Charaktere völlig verdunkelt wird

Am schlimmsten zeigt sich dies bei Isabella. Wer es mit uns durch die Ehrfurcht für geboten hält, den Gedanken des großen Dichters nachzuforschen, wird hier zuerst einen Fehler in der Bühnenperspective finden*). Der Titel des Stückes — es ist das einzige Mal, daß Sch. einen unkünstlerischen Doppeltitel gewählt hat — macht die Braut von Messina oder die feindlichen Brüder zu Helden und zwar nach Hoffmeister (p. 118) weil „das Gesammtinteresse, wie es bisher zwischen den feindlichen Brüdern getheilt war, sich später auf Beatrice zusammenzieht“, wo man dann vielleicht den Titel auch umgekehrt gewünscht hätte, vor Allem aber doch mit der nothwendigen Einheit des Interesses in einen sehr bedenklichen Conflict geräth. Wir deuteten schon oben an, daß Sch. das Hauptinteresse auf die Fürstin concentrirt hat, wie Hoffmeister das eigentlich auch selbst zugiebt, wenn er (p. 88) sagt, der Dichter habe von allen Personen die Fürstin in die vielfachste Wechselwirkung mit dem Schicksal gesetzt und in ihrem Benehmen die Schicksalstheorie gleichsam weiter ausgeführt. Nicht umsonst hat der Dichter „das entzückende Gemälde der Mutterwürde“ in ihr dargestellt. Sie ist die Säule des Hauses, der Chor darf „ihren fürstlichen Sinn preisen, der über der Menschen Thun und Verkehr mit ruhiger Klarheit hinblickt“; sie ist der Mittelpunkt der vaterlosen Familie, die Herzen und die höchste Ehrfurcht gehören ihr; Don Cesar sagt ihr: „Denn eine zweite sah ich nicht, wie Dich, — Die ich gleich wie ein Götterbild verehre“; unbeschreiblich schön lebt in der dunkeln Erinnerung Beatrice's die göttliche Gestalt, die sie dann „im schönen Engelsantlitz ihrer Mutter“ wiedererkennt,

---

*) Während der Correctur finden wir bei A. Kuhn p. 355 die kurze, unausgeführte Andeutung: „Wir sehen ab von dem tiefgefühlten Mangel eines Trägers der dramatischen Idee, deren Durchführung, hier in eine Vielheit der Personen zersplittert, der nothwendigen Concentrirung entbehrt“.

„auch ihrer Stimme seelenvolle Töne erwachen“ beim Zurückdenken in ihrer Seele. In den Augen des Zuschauers aber hat sie noch ein ganz anderes höchstes Recht auf seine Theilnahme, nämlich das des höchsten Schmerzes, des Mutterschmerzes, dessen Tragkraft durch das Schicksal auf eine so grausame Probe gestellt wird. Daß sie unschuldig ist, wird den unbefangenen, natürlich empfindenden Zuschauer zuerst noch mehr für sie einnehmen, zumal da sie allein eine reine Gestalt ist, auf welcher Blick und Gedanke ausruhen können, eine hehre Idealgestalt, die der Dichter selbst der heiligen Jungfrau an die Seite zu stellen sich nicht gescheut hat. Wir glauben nun aber nicht, erstens, daß dies Interesse im Verhältniß zum Ganzen steht, so daß also, was wir oben die Bühnenperspective nannten, verletzt ist; zweitens glauben wir, daß Sch. dieser Glanzfigur seines Stückes zu Liebe, eines der Naturgesetze der Tragödie verletzt, zu dessen Begründung es keines Aristoteles (s. o.) gebraucht hätte, dasjenige nämlich, welches verbietet, den Unschuldigen leiden zu lassen; drittens aber, daß das Interesse, welches Isabella zuerst erweckt, sich nicht aufrecht erhält und auch vor der tieferen Betrachtung nicht bestehen kann, mit anderen Worten, daß der Charakter Isabella's mangelhaft durchdacht und ausgeführt ist.

Bei dem Ausrufe der Isabella, daß alle ihre Leiden eine Unschuldige treffen, denken wir, muß auch der naïvste und gerührteste Zuschauer fragen, warum muß sie leiden und die Antwort darauf, die auch keiner der uns bekannt gewordenen Kritiker genügend gegeben hat, möchte ihm sehr schwer werden. Von hier aus aber wird eine tiefere Betrachtung des ganzen Charakters angeregt. Möge uns der eifrige und geistesgewandte Apologet Sch's. dazu anleiten. „Aber, heißt es bei Palleske II, 547, es kommt nicht darauf an, ob Hiob im Glücke fromm ist, sondern wie er im Elende sich bewährt. Und da sehe man nun diese Mutter. Als ihre Glücksorakel gelogen haben, da geht ihr ganzer Glaube an alles Göttliche in Flüchen auf . . .

Es ist eine hoch- und bei allem Muttergefühl hartsinnige Natur . . . Solchen Naturen wird jede Strafe, ja ihr ganzes Leben zu einem verhängten Geschick, weil sie es nicht aus dem tieferen Born sittlicher Zwecke gestalten.“ Aber hier ist kein Wort, welches nicht mit der von Sch. so sichtlich angestrebten Darstellung einer hehren und doch seelenvollen Idealgestalt im krassesten Widerspruch stände und leider — ist eben dieser Widerspruch vorhanden. Gerade in ihrem Verhältniß zum Göttlichen, welches über Wesen und Leben des Menschen, über die Art besonders, wie es das unvermeidliche Leiden auffaßt, so allein entscheidet, ist Isabella (wie Jokaste) flach und nüchtern zu nennen. Ihre Frömmigkeit, von dem der Schicksalstragödie nothwendigen Orakel — Traum — und Wahrsageapparate abgesehen, ist eine ganz äußerliche, und geradezu verletzend sind die Worte, die die seelenvolle Mutter an ihren Sohn Don Cesar richtet, dessen Haupt die Götter mit der schmerzensvollen Majestät des Leidens gekrönt haben!

„Reich ist die Christenheit an Gnadenbildern,“
„Zu denen wallend ein gequältes Herz“
„Kann Ruhe finden. Manche schwere Bürde“
„Ward abgeworfen in Loretto's Haus,“
„Und segensvolle Himmelskraft umweht“
„Das heil'ge Grab, das alle Welt entsündigt.“
„Vielkräftig auch ist das Gebet der Frommen,“
„Sie haben reichen Vorrath an Verdienst,“
„Und auf der Stelle, wo ein Mord geschah,“
„Kann sich ein Tempel reinigend erheben.“

Und merkwürdig! während in Messina alle drei Religionen neben einander bestehen sollen, aus denen der Dichter das zu seinen höheren, künstlerischen Zwecken Passende auswählen darf, ist gerade jede eigentlich christliche Vorstellung — auch aus dem Mutterherzen — vollständig und sorgfältig ausgeschlossen. Die symbolischen Formen des katholischen Christenthums und seine äußerlichen Bußmittel, der rohe, fatalistische Aberglaube des Muhamedaners spielen eine gewisse Rolle — alle tieferen sittlichen Wahrheiten und Gefühle sind in das Gewand der

Antike gekleidet. Hören wir noch einmal G. Dronke (p. 88) über den Dichter des Oedipus Coloneus. „Durch das Ganze zieht „sich die in den Schleier des Wunderbaren gehüllte Vorstellung“ „hin: der durch herbe Lebensgeschicke getroffene, aber demüthig“ „den Göttern vertrauende Sterbliche erlangt in einem jenseitigen“ „Leben seligen Gottesfrieden, der ihm Ersatz für alles Ueber-“ „standene bietet. Auf dieses Jenseits, in dem die sittliche Welt-“ „ordnung ihren Abschluß findet, deutet die freudige Zuversicht“ „hin, mit der Oedipus in den Tod geht; darauf weist der Um-“ „stand hin, daß die Gottheit selbst den von der Erde Scheiden-“ „den hinüberleitet; davon redet geradezu der Dichter, wenn er“ „den Chor von 1565 dem Sterbenden nachrufen läßt, da er so“ „viel des Jammers ohne Schuld getragen, möge ihn jetzt auch“ „ein gerechter Gott verklären.“ Auch in unserem Gedichte giebt es ein Jenseits — dort walten die Söhne als Dioskuren! Und dem brechenden Mutterherzen wird der bittere Trost, daß seine Kinder versöhnt ruhen werden — im Hause des Todes!

Unwillkürlich drängt sich dem Leser, wenn er so das schöne Ideal zertrümmert zu seinen Füßen sieht, der Gedanke an Goethe's Iphigenie auf, die auch im Hause der Atriden schuldlos bleibt und durch die Reinheit ihres Herzens alle Wunden heilt, die Eumeniden beruhigt. Es ist gut, nach dem Studium des Charakters der Isabella den vierten und fünften Akt der Iphigenie wieder zu lesen *).

Es wird, wie wir schon im Anfange angedeutet haben, dabei bleiben müssen, daß wir es hier mit einem künstlerischen, mitunter künstlich gewordenen Versuche Sch's. zur Wiederherstellung der antiken Tragödie zu thun haben, der seinen Geist außerordentlich anzog, in den er aber seine philosophische Anschauung nicht ungetrübt hineinverlegen konnte, wie er das im

*) Wie Dichter sich verstehen und mißverstehen können, darüber s., in Bezug auf Sch.'s Ansicht von Iphigenie, die kurze Einleitung in dieses Stück von K. Goedeke in der klassischen Reisebibliothek. Cotta 1867.

Marquis Posa und eigentlich nur hier gekonnt hat. Diese philosophische Grundbedingung, verbunden mit der natürlichen Vorliebe des Künstlers für eine glänzende und reiche Symbolik, hat Sch. einerseits verhindert, den Charakteren, besonders der Frauen, die erwärmte Innigkeit und die durchsichtige Tiefe zu geben, welche fast immer religiöser Grundlage entstammt, andererseits ihn zu einer Mischung der Religionsformen geführt, die wenigstens der Braut von Messina durchaus geschadet hat. Wir wollen den Apologeten Sch's. nicht machen und darum sprechen wir aus, daß Sch's. philosophische Natur hier störend eingegriffen hat. Ganz läßt sich daher J. Bayer's Bemerkung*) nicht abweisen (III p. 233): „Für Sch. war das Geschick freilich nichts Anderes, als ein künstlich zurechtgelegtes Mittel, um einen erhöhten Schauer der tragischen Wirkung hervorzubringen — sonst benützte er den antiken Schicksalsglauben mit ebenso wenig innerlichem Antheil für seine theatralischen Zwecke, wie etwa das Motiv der christlichen Inspiration in der Jungfrau von Orleans." Aber darf ein Dichter solchen Dingen gegenüber theilnahmlos sein? oder kann er in Gedanken, an denen er keinen innerlichen Antheil hat, die aber den gewaltigsten Antheil an seinen Gestaltungen haben, wahrhaft schöpferisch werden? darf er hoffen oder versuchen, den Zuschauer mit Mitteln zu bewegen, die für ihn selbst nur Maschinen und äußerliche Hebel sind? Möchten diese Probleme unsern Lesern zu denken geben! Auch Sch. würde sich damit vielleicht begnügen und gewiß, er würde zuletzt dabei doch nicht verlieren.

Es bleibt uns noch übrig zu erörtern, welche Lösung Sch. seiner tragischen Verwicklung gegeben hat, und welche Anerkennung dieselbe etwa im Herzen des Zuschauers findet.

Mit einer Einfachheit und Innigkeit, die unserer modernen Darstellungsweise fast ganz entgeht, hat Lessing im 79sten Stück

*) Diese Bemerkung ist wohl zu scheiden von dem, was wir oben aus Gerlinger mitgetheilt haben.

der Hamburger Dramaturgie im Anschluß an Weiße's Richard den Dritten sich darüber ausgesprochen:

„Aristoteles hat es wohl gesagt, und das wird es ganz „gewiß sein! Er spricht von einem Gräßlichen, das sich „bei dem Unglück ganz guter, ganz unschuldiger Personen „finde. Und sind nicht die Königin Elisabeth, die Prin„zen vollkommen solche Personen? Was haben sie ge„than? Wodurch haben sie es sich zugezogen, daß sie „in den Klauen dieser Bestie sind? ... Wer wird läug„nen, daß sie unsern ganzen Jammer verdienen? Aber „ist dieser Jammer, der mich mit Schaudern an die „Schicksale der Menschen denken läßt, dem Murren wider „die Vorsehung sich zugesellt, und Verzweiflung von Wei„tem nachschleicht, ist dieser Jammer — ich will nicht „fragen, Mitleid? — er heiße wie er wolle — aber ist „er das, was eine nachahmende Kunst erwecken sollte? „Man sage nicht: erweckt ihn doch die Geschichte; gründet „er sich doch auf etwas, das wirklich geschehen ist. — „Das wirklich geschehen ist? es sei, so wird es seinen guten „Grund in dem ewigen unendlichen Zusammenhange aller „Dinge haben. In diesem ist Weisheit und Güte, was „uns in den wenigen Gliedern, die der Dichter heraus„nimmt, blindes Geschick und Grausamkeit scheint. Aus „diesen wenigen Gliedern sollte er ein Ganzes machen, das „völlig sich rundet, wo eins aus dem andern sich völlig „erklärt, wo keine Schwierigkeit aufstößt, derentwegen wir „die Befriedigung nicht in seinem Plane finden, sondern „sie außer ihm in dem allgemeinen Plane der Dinge „suchen müssen; das Ganze dieses sterblichen Schöpfers „sollte ein Schattenriß von dem Ganzen des ewigen „Schöpfers sein; sollte uns an den Gedanken gewöhnen, „wie sich in ihm Alles zum Besten auflöse, werde es auch „in jenem geschehen; und er vergißt diese seine edelste „Bestimmung so sehr, daß er die unbegreiflichen Wege

„der Vorsicht mit in seinen kleinen Zirkel flicht und ge„flissentlich unsern Schauder darüber erregt? — O ver„schont uns damit, ihr, die ihr unser Herz in eurer „Gewalt habt? Wozu diese traurige Empfindung? Uns „Unterwerfung zu lehren? Diese kann uns die kalte Ver„nunft lehren, und wenn die Lehre der Vernunft in uns „bleiben soll, wenn wir bei unserer Unterwerfung noch „Vertrauen und fröhlichen Muth behalten sollen; so ist es „höchst nöthig, daß wir an die verwirrenden Beyspiele „solcher unverdienten schrecklichen Verhängnisse so wenig, „als möglich, erinnert werden. Weg mit ihnen von der „Bühne! Weg, wenn es sein könnte, aus allen Büchern „mit ihnen."

Diese herrlichen Worte lassen sich dahin zusammenfassen, daß der Glaube an eine ewige Gerechtigkeit, an einen wenn auch mit zahllosen Leiden erkauften Triumph des Guten, als das tiefste Bedürfniß des menschlichen Herzens, durch den tragischen Dichter bekräftigt werden soll. Diese Gerechtigkeit, dieses Gute läßt zugleich allein den Menschen frei in sich selbst ruhen und jemehr er sich dem Ideal hingiebt, desto freier wird auch das Geistige in ihm. In diesem Sinne einer unauflöslichen Verbindung des einzelnen Menschen mit dem Guten durfte dann Lessing das scheinbar paradoxale, in der That erhabene Wort sprechen: „Frei sein, heißt müssen, das heißt, seiner Ueberzeugung folgen müssen, ich danke Gott, daß ich muß." Um Sch. aber gerecht zu werden, muß man den Boden acceptiren, auf den er sich gestellt hat. Dies nicht thun und dann hart aburtheilen, heißt so viel als, er hätte die Braut von Messina nicht schreiben sollen. Das ist nun aber einmal geschehen und wir können es nicht bedauern. Es handelt sich hier nicht um eine Tragödie geistiger Thaten, es sind Thaten der Leidenschaft, welche die ewigen Weltgesetze der Sittlichkeit verletzen und der Dichter will zeigen, daß das Schicksal die genaueste Rechenschaft fordert und daß auch der letzte Heller der Schuld bezahlt werden muß. Daß

es dem Dichter also nicht gelungen sei, uns mit einem frohen Bewußtsein unserer Freiheit zu entlassen, möchten wir deshalb mit Hoffmann nicht klagen. Sch. kann es kaum gewollt haben und zwar, weil es der ganzen Anlage der Tragödie nach unmöglich war. Das große, gigantische Schicksal, von dem er selbst in „Shakespeare's Schatten" sagt, daß es den Menschen erhebt, wenn es ihn zermalmt, thut hier allerdings mehr das Letztere als das Erstere, aber die Idee der ewigen Gerechtigkeit triumphirt, wie mangelhaft dies auch im Einzelnen durchgeführt sein mag, wie viel besonders auch gegen die Mittel zu sagen sei, durch welche sie triumphirt. Mit voller Absichtlichkeit schließt daher das Stück mit der dräuenden Warnung: „Der Uebel größtes aber ist die Schuld." Dafür aber auch „von dem Moment an, wo die dumpfen, ahnungsvollen Trauerklänge den Chor mit der Leiche Don Manuels ankündigen — von da an, wo die Todtenklage in düsteren, beängstigenden Lauten erschallt — welche Grandiosität des tragischen Effects, dem sich in dieser Art kaum etwas Aehnliches zur Seite stellen läßt." (Bayer.)

Isabella, Beatrice, Don Manuel haben die schwersten Schicksalsschläge erfahren oder sind ihnen erlegen. Don Cesar fühlt, daß sein Dasein unmöglich geworden ist. Er beschließt dem Bruder zu folgen. Die Motive zu seinem Selbstmorde sind im Geiste des ganzen Stückes gegeben, „nur mit Blut büßt sich ab der blut'ge Mord," „den Todesgöttern muß er seine Schuld zahlen," „aber damit will er auch den alten Fluch des Hauses auflösen," denn „der freie Tod nur bricht die Kette des Geschicks". Die Bruderliebe, die Cesar mit dem Schwerte gemordet hat, wacht in seinem Herzen verzehrend auf; der Tod ist ein mächtiger Vermittler, da löschen alle Zornesflammen aus, der Haß versöhnt sich. Aber auch eine That der vergeltenden Gerechtigkeit will Don Cesar üben, er will nicht glücklich sein oder versuchen es zu sein im Leben, „während Don Manuel's heilige Unschuld ungerächt im tiefen Grabe liegt" — so tödtet er sich.

Vielleicht ist auch dies noch eine letzte That der Leidenschaft des Mannes, der es unmöglich findet, mit strengen Bußkasteiungen eine ewige Schuld allmählich abzuschöpfen, der mit gebrochenem Herzen nicht leben kann, der „freudig zu den Frohen“ aufblicken, und mit freiem Geiste in den Aether über ihm greifen muß — aber diesmal strebt der Gewaltsame nach dem Himmelreich, die Leidenschaft dient der Selbstaufopferung, der Mord übt furchtbare Gerechtigkeit; ewige Mächte sind es — die triumphirende, reine Liebe, die sühnende Gerechtigkeit — die dem Helden das Schwert in die Hand geben und ihm helfen, die irdischen Fesseln zu brechen. Uns will scheinen, als habe Sch. nichts Schöneres geschrieben, als diese Schlußscene der Braut von Messina, in welcher der Held dem sanften und doch so mächtigen Zuge des Lebens widerstehend, seinen felsenfesten Glauben an die Wahrheit der sittlichen Ideen durch den Tod bethätigt und von der unvollkommnen Liebe, die er mit so wunderbar ergreifender Bitterkeit geschildert hat, zur vollkommenen hinübereilt.

„Weil ich dich liebte über alle Grenzen“
„Trag’ ich den schweren Fluch des Brudermords,“
„Liebe zu dir war meine ganze Schuld“

So mag der Tod des Märtyrers der Liebe auch den Zuschauer versöhnen und so möchten wir uns zum Schluß die vortreffliche Bemerkung Palleske’s (vielleicht nach Hoffmeister p. 86) aneignen:

„Für uns hat Sch. das Schicksal in eine höhere Ordnung aufgelöst, und indem er die Handelnden durch das Leiden, welches über sie hereinbricht, zuletzt in Liebe vereinigt (die höhere Lösung des Orakelspruches), indem die Mutter endlich nach tieferen Heilquellen für die Schuld sucht, nach Gebet, Einsamkeit und innerem Aufbau, indem Don Cesar das Gericht für seine Greuelthat an sich selbst vollzieht und mit der Schuld nicht leben kann, erweist sich das, was sie betroffen, als das einzige Mittel, welches diese wilden

Naturen zum wahren und höchsten Gute heranziehen konnte, das heißt, das scheinbar Zufällige erweist sich als das Vernünftige und Nothwendige."

Doch lassen wir den Dichter selbst sprechen und ihn das letzte Wort behalten:

Isabella.

O, hab' ich euch nur darum nach Messina
Gerufen, um euch beide zu begraben?
Euch zu versöhnen, rief ich euch hierher,
Und ein verderblich Schicksal kehret all
Mein Hoffen in sein Gegentheil mir um.

Don Cesar.

Schilt nicht den Ausgang, Mutter! Es erfüllt
Sich alles, was versprochen ward. Wir zogen ein
Mit Friedenshoffnungen in diese Thore,
Und friedlich werden wir zusammen ruhn,
Versöhnt auf ewig, in dem Haus des Todes.

Ueber Sch.'s Absichten bei der Wiedereinführung des Chors klärt er uns selbst in seiner Einleitung hinlänglich auf, die Sache läßt sich aber, nach einer sechzigjährigen Erfahrung, kürzer behandeln, als dies noch von Hoffmeister geschehen konnte. Diese Erfahrung hat gezeigt, daß ihn die moderne Tragödie nicht will und nicht verträgt und daß wir Sch.'s Satz, „der alte Chor würde ohne Zweifel Shakespeare's Tragödie erst ihre wahre Bedeutung geben" zurückweisen dürfen. Eine eigentlich entscheidende Probe hätte Sch. auch wohl nur geboten, wenn er den kühnen Versuch gemacht hätte, in einem Stücke von wesentlich moderner, shakespearischer Art den Chor nicht nur möglich, sondern für die höhere ästhetische Wirkung des Ganzen förderlich, ja nothwendig erscheinen zu lassen. Unsere deutsche Bühne ist vielleicht zu oft Gegenstand und Schauplatz des Experimentirens gewesen. Etwas Aehnliches liegt hier vor, und den Vorwürfen, die Sch.'s Chore gemacht worden sind, müssen wir uns anschließen. Wenn Schlegel's Ausdruck „der Chor ist der idealisirte Zuschauer", die Wahrheit enthält, so läßt er sich auf den

parteisüchtigen Chor unseres Stückes allerdings nicht anwenden. Nachdem Sch. in seiner meisterhaft geschriebenen Einleitung dem Chore die wichtigsten ästhetischen Aufgaben gewahrt hat „uns vor der blinden Gewalt der Affekte zu schützen und dadurch, daß er mit seiner beruhigenden Betrachtung zwischen die Passionen tritt, uns die Freiheit zurückzugeben, die im Sturm der Affekte verloren gehen würde", fügt er am Schlusse hinzu: „Ich habe den Chor zwar in zwei Theile getrennt und im Streite mit sich selbst dargestellt; aber dies ist nur dann der Fall, wo er als wirkliche Person und als blinde Menge mithandelt. Als Chor und als ideale Person ist er immer eins mit sich selbst." In diesem unscheinbaren „zwar" steckt die Klippe, an der Sch. gescheitert ist. Man hat ganz richtig gesehen, daß Sch. sich in der Nothwendigkeit befand, das Erscheinen des Chores für das moderne Publikum zu motiviren. So gab er diese Rolle dem Gefolge der auftretenden Fürsten, welches nun aber selbstthätig in die Handlung eingreift und also theils in das Geschehene verwickelte Person sein theils über allem Geschehenen unparteiisch dastehen soll — ein Problem, welches auch hier nicht gelöst ist. Nun läßt sich nicht leugnen, daß die persönliche Physiognomie des Chores eine ziemlich niedrige ist, von dem Isabella sagen darf: „Die wilden Banden, die euch folgen." Wie dieser Chor, der in Unterwürfigkeit gegen die Fürsten wahrhaft schwelgt, dann doch geeignet sein soll, uns unsere Freiheit zurückzugeben, ist nicht recht klar, „da ihn selbst ja das verworrene Streben blind und sinnlos durch's wüste Leben treibt." Dies widerspricht entschieden dem prophetischen und priesterlichen Tone, den der Chor in den Zwischenakten anschlagen muß. Wir wollen jedoch nicht vergessen, daß wir dieser mißlungenen Erneuerung des Chores vielleicht die in Sprache und Gedanken schwungvollsten Stücke Schiller'scher Poesie schulden.

Schließlich noch ein Wort über die Kritik unseres Stückes. Sch. selbst theilt uns mit, daß der Schöpfung der Braut von Messina das Studium des Aeschylus voranging; wir glauben

denjenigen unserer Leser, welche dem Alterthum — obwohl es täglich mehr und mehr Gemeingut aller Gebildeten wird — noch ferner stehen, einen Dienst zu erweisen, wenn wir ihnen die geistvolle und streng wissenschaftliche aber doch vollkommen lesbare Studie, mit durchweg deutscher Anführung der Dichterstellen, empfehlen, durch welche G. Dronke den schönsten Grund zum Verständniß nicht bloß dieses schillerschen Stückes gelegt hat: „Die religiösen und sittlichen Vorstellungen des Aeschylos und Sophokles.“ Leipzig, Teubner, 1861. (24 Sgr.) Hoffmeister ist bekannt und anerkannt. So viel wir, wie aus unseren sorgfältigen Anführungen hervorgeht, ihm schulden, es will uns scheinen, als sei seine geistreiche Darstellung nicht recht aus einem Guß und selbst nicht ganz ohne Widersprüche; bedauerlich erscheint uns die verkehrte Interpretation der Motive Don Cesar's zum Selbstmorde, die dem Schönsten die Blüthe raubt. Mit großer Feinheit hat Palleske manche harte Beurtheilung unseres Dichters zu widerlegen oder zu mildern gewußt; den Begriff des Schicksals besonders hat er in allgemein verständlicher Weise vorzüglich erörtert. Nicht genug zu empfehlen ist die glanzvolle und ideenreiche Darstellung des Schillerschen Geisteslebens durch Joseph Bayer im dritten Bande des Buches: „Von Gottsched bis Schiller.“ Prag, Mercy, 1863. Endlich machen wir aufmerksam auf die sehr tüchtige, aber mit herber und schonungsloser Kritik gegen den Dichter gerichtete Schrift von Baptist Gerlinger: „Die griechischen Elemente in Schiller's Braut von Messina.“ Augsburg, Kollmann, 1858. (15 Sgr.) Wir selbst haben, vielleicht zu unparteiisch, versucht, Schiller sowohl als seinen Gegnern gerecht zu werden, möchte es uns wenigstens gelungen sein, überall durch gewissenhafte sachliche Erörterung zum Denken angeregt zu haben. Wir wiederholen, daß unter den angeführten Büchern das von G. Dronke den Leser am tiefsten in den Geist des Alterthums einführt und ihn zugleich am besten ausrüstet, in freier Selbstständigkeit Sch.'s Werk zu beurtheilen.

Breite und Tiefe (Ged.), ein didaktisches Gedicht aus dem Jahre 1797. Es giebt eine Menge oberflächlicher Naturen, die, obwohl sie den Werth der Bildung nicht verkennen, doch einen verkehrten Weg einschlagen und in der Vielwisserei das Ziel ihres Strebens suchen. Von ihnen ist eine Einwirkung auf das Leben nicht zu erwarten; diese geht vielmehr nur von Solchen aus, die ihre Kraft zu concentriren verstehen, gleich dem Baume, der allerdings auch prächtig grünende Zweige entwickelt, dessen Hauptstreben jedoch auf die schließliche Entwickelung des Samenkorns gerichtet ist, das den Keim zu einem neuen Leben in sich birgt.

Brenta Gstf. 10, 136), ein kleiner Fluß, welcher auf den tridentinischen Alpen entspringt und sich in den venetianischen Meerbusen ergießt.

Bretagne, s. Warbeck und Britannia.

Brett im Ocean (M. St. I, 7) nennt Maria Stuart die aus England und Schottland bestehende Insel Großbritannien, indem sie dieselbe einem im Meere schwimmenden Brett (planche de salut, d. i. Rettungsbrett) vergleicht, welches bei einem Schiffbruche oft von Zweien erfaßt wird, um sich aus der Gefahr des Ertrinkens zu erretten.

bretteln, im Brette spielen; bes. (R. II, 3) Dame ziehen oder Schach spielen.

Brief, alter (W. T. II, 2). Der Brief war von Kaiser Heinrich II. aus dem Jahre 1018. Im Jahre 1144 verwarfen die Waldstätte den Ausspruch des Kaisers Konrad III., als er ein Urtheil, welches Heinrich V. gegen sie gefällt, zur Ausführung bringen wollte, indem sie sagten: „wenn der Kaiser mit ihrem Schaden und mit Beschimpfung des Andenkens ihrer Väter ihre Alpen ungerechten Pfaffen geben wollte, so sei der Schirm des Reiches ihnen zu nichts nütze; fürhin wollten sie sich selbst mit ihrem Arm beschützen und das Erbtheil ihrer Väter vertheidigen."

Somit traten sie aus dem Reichsverband, in den sie erst 1152 unter Friedrich I. zurückkehrten.

Brieg (Wst. L. 10), Stadt an der Oder, oberhalb Breslau.

Brigadier (Gstf. 10, 143), frzs. ein General, welcher eine Brigade, d. h. eine größere Heeresabtheilung befehligt.

Britannia (Ged. Die unüberw. Flotte). Die uralten Einwohner Englands, welche die Römer, als sie Eroberungsversuche auf dieser Insel machten, dort antrafen, rechnet man zum celtischen oder keltischen Stamme (s. Barden), unter dem Namen Britten oder Briten (M. St.), wovon auch die französische Provinz Bretagne ihren Namen hat. Sie wurden später von den 449 n. C. in England eingewanderten Angeln und Sachsen in die Berge von Wales gedrängt, welche ihre Nachkommen noch heut bewohnen, haben aber „Großbritannien" den Namen gegeben.

Britte (M. St. I, 6 u. I, 7), s. Britannia.

Bromius, s. Bacchus.

Bruck (W. T. V, 1) oder Brugg im Aargau, ein freundliches Städtchen an der Aar, kurz vor ihrer Vereinigung mit der Reuß. Nicht weit davon liegt das Stammschloß Habsburg, in dessen Nähe Kaiser Albrecht I. ermordet wurde.

Brücke, Die schöne (Ged.), ein Epigramm aus dem Jahre 1797. Das „hinüber gehn" (nämlich über den Strom) interessirt durch den versteckten Doppelsinn, während der schnelle metrische Fluß der Worte die Bewegung malerisch ausdrückt.

Brücke, Die, welche stäubet (W. T. V, 2). Wenn man von Bürglen aus im Thal der Reuß zum St. Gotthardt emporsteigt, so erblickt man zwei Straßen. Die alte ist ein holperiger Saumpfad und zeigt noch zahlreiche Ueberreste zerfallener Brücken und Granitpflaster, die neue Straße ist von den Urnern und Tessinern im Jahre 1820 begonnen und 1832 vollendet worden. Da, wo sich das Reußthal zu einer schaurigen Wildniß verengt,

führen zwei Brücken über den Abgrund. Die alte, die sogenannte Teufelsbrücke (vergl. Berglied), ist 75 Fuß hoch und 6 Fuß breit, ohne Geländer, und größtentheils von Felsgewächsen überwuchert. Die darüber schwebende neue Brücke aus dem Jahre 1830 bildet einen einzigen Bogen von 25 Fuß Spannung, der über einen 95 Fuß tiefen Abgrund hinwegführt, durch welchen die Reuß, 300 Fuß hoch herabstürzend, donnernd über die Felsen dahin braust, so daß Alles, was die Brücke passirt, von fortdauerndem Staubregen benetzt wird. Eine halbe Stunde weiter gelangt man zu dem Urner Loch, einer durch den Felsen des Kilchberges gesprengten Gallerie (d. h. Durchfahrt) von 180 Fuß Länge, 15 Fuß Höhe und 16 Fuß Breite. Ehe diese Gallerie (im Jahre 1707) gesprengt war, führte um die äußeren Wände eines der beiden Felsen (den sogenannten Schöllenen, zwischen denen die Reuß hervorbricht) eine in Ketten hängende Brücke, über welche der Fluß zu passiren war. Die Brücke hieß die „stäubende Brücke“ und die beiden Schöllenen müssen als das „schwarze Felsenthor“ betrachtet werden. Hat man das Urner Loch passirt, so eröffnet sich plötzlich eine überraschende Aussicht auf das liebliche, grüne Urseren-Thal (Sch.'s „heiteres Thal der Freude“), ein Hochthal, in welches sich zahlreiche Gletscher herabsenken, und in dem Andermatt oder Urseren der Hauptort ist. Von hier aus steigt man zu den schwarzen Seen empor, etwa 60 an der Zahl, unter denen der Lago grande, der Lago Scuro, der Lago Sella und der Lucendro-See die bedeutendsten sind. Zwischen ihnen (bei Sch. „die ewigen Seen“) führt die Straße hindurch zu der aus mehreren Schneebergen bestehenden Gruppe des St. Gotthardt (s. d.), über einen Paß von 6650 Fuß Höhe, in das Thal des Tessin oder Ticino, auch Val Tremola genannt, in welchem Airolo das erste italienische Dorf ist. Dies ist der Weg, welchen W. T. dem Johannes Parricida beschreibt.

Bruder (Ged. 4. B. d. Aen. 119). Dido's Bruder, Pygmalion, hatte ihren Gatten Sichäus ermordet.

Brüder, Die lothringischen (M. St. II, 3), s. Cardinal.

Brügge (Wst. T. III, 15 — J. v. O. III, 3) in Belgien, einst der Hauptort des ganzen europäischen Handels, war häufig die Residenz der burgundischen Herzöge.

Bruneck (W. T. II, 1) oder Brunegg, ein Schloß in der Nähe von Bruck (s. d.), nicht weit von der Heilquelle Schinznach; es soll der Familiensitz des Landvogts Geßler gewesen sein. Bertha v. Bruneck (W. T. V, 1: „die Bruneckerin") ist nicht geschichtlich.

Brünig (W. T. V, 1), ein 3580 Fuß hoher Paß, der von Sarnen aus hinter Lungern zu einem ehemaligen Zollhause hinaufführt. Von der Paßhöhe aus hat man die Aussicht in das Nidwalder- und das Haslithal und kann entweder nach Brienz oder nach Meyringen gelangen.

Brünn (Wst. T. III, 10), Stadt in Mähren.

Brunnen (W. T. I, 4), ein freundlicher Ort, der Hafenplatz von Schwytz, an dem nördlichen Ufer des Vierwaldstätter Sees, bei dem Ausgange des Muottathales.

Brüssel (D. C. I, 2 — Wrb.) in Südbrabant, einer Provinz des jetzigen Königreichs Belgien, dessen Haupt- und Residenzstadt es ist. Auf Herzog Alba's Befehl wurden 1568 hier die Grafen Egmont und Horn hingerichtet.

Brutus (R. Vorr.), Marcus Junius Br., geb. 85 v. Chr., war dem Pompejus, obwohl derselbe seinen Vater getödtet, nach Thessalien gefolgt, wo er an der Schlacht bei Pharsalus Theil nahm. Im Kampfe wurde er von Cäsar gerettet, wegen seiner Verdienste vielfach bevorzugt und sogar zum Prätor gemacht; dennoch trieb ihn seine glühende Freiheitsliebe dazu, an die Spitze der gegen Cäsar gerichteten Verschwörung zu treten und seine persönlichen Interessen dem Wohle des Staates zum Opfer zu bringen. (Vergl. Philippi.) Ihm stellt Sch. den Catilina gegenüber, der schon unter Sulla's Schreckensherrschaft sich durch

Greuelthaten ausgezeichnet, selbst seinen eigenen Bruder getödtet hatte und dessen ganzes Leben eine Kette von Freveln war. An der Spitze einer Schaar junger Leute, die ihm an Lastern, Genußsucht und Ehrgeiz vollständig glichen, beschloß er, zu einer Zeit, wo Pompejus mit der bewaffneten Macht im fernen Asien beschäftigt war, sich des Staates zu bemeistern, alles Bestehende umzustürzen und sich mit seinem Anhange Befreiung von drückender Schuldenlast, so wie Aemter, Reichthümer und willkürliche Herrschaft zu erringen. Aber Cicero überwachte seine Schritte, trat als sein Gegner auf, entdeckte die schändliche Verschwörung und veranlaßte, daß Catilina von seiner Flucht nach Gallien abgeschnitten ward, bei welcher Gelegenheit er wüthend fechtend seinen Tod fand. — „Ein Brutus oder ein Catilina" heißt also hier: Ein Freiheitsheld oder ein Verbrecher.

Bub (W. T. V, 1), s. v. w. Knappe, Diener.

Bucentaur, ein fabelhaftes Ungeheuer, welches man sich zur oberen Hälfte als Mensch, zur unteren als Stier dachte (vergl. Alpheus; Iph. I, Zw.-H.); ferner war Bucentauro auch der Name für die reich vergoldete Galeere, welche der Doge von Venedig seit dem Jahre 1311 jedesmal am Himmelfahrtstage bestieg, um auf das adriatische Meer hinauszufahren, wo er durch Versenkung eines Ringes seine Vermählung mit demselben feierte. Es war dies ein Sinnbild der Oberherrschaft, welche sich die Republik Venedig über das adriatische Meer angemaßt hatte. Nach diesem Schiffe mochte sich die geschlossene Gesellschaft (Gstf. 10, 202 u. 218) genannt haben.

Buch, Das goldene (F. II, 5), vergl. die Anmerkung zu (Ged. D. berühmte Frau).

Buchau (Wst. L. 11) am Federsee (s. d.), ein Städtchen im Donaukreise des jetzigen Königreichs Würtemberg, welches seit 1495 ein Herzogthum war.

Buchhändler-Anzeige (Ged.), ein Xenion, das sich (nach Viehoff) ursprünglich auf J. J. Spalding's Schrift: „Ueber die

Bestimmung des Menschen", 13. Aufl., 1794, bei Weidmann in Leipzig, bezieht. Auch unsere öffentlichen Anzeigen würden einem geistreichen Satiriker oft hinlänglichen Stoff zu ähnlichen Epigrammen geben.

Budweis (Wst. T. III, 10), Stadt an der Moldau im südlichen Böhmen.

Buggisgrat (W. T. IV, 1), ein Felsvorsprung in der Nähe des Axenberges (s. d.) am Vierwaldstättersee. Dicht dabei liegt die sogenannte Tellsplatte mit einer Kapelle, die im Jahre 1388 dort errichtet worden sein soll. Der Teufelsmünster, ein einzeln emporragender Felsblock, und das Hackmesser, ein gekrümmter, scharfkantig gegen den See vorspringender Felsrücken, liegen zwischen dem Buggisgrat und der Tellsplatte.

Bühel, sd. für Hügel oder Anhöhe (W. T. II, 2), ein Dorf im Entlebuch, auf der Straße von Luzern nach Bern.

Bulle, von dem lat. bulla, eig. Blase; das erhabene Siegel an öffentlichen Urkunden; dann bes. a. eine päpstliche Verordnung. Die Bulle, durch welche Elisabeth (M. St. IV, 2) in den Bann gethan wurde, hatte ihren Grund nächst der beharrlichen Weigerung der Königin, zur katholischen Kirche überzutreten, besonders darin, daß dieselbe in den Kirchengebräuchen bedeutende Veränderungen vornahm, in Folge deren fast alle katholischen Bischöfe sich weigerten, ferner ihr Amt zu versehen.

Bünde, s. Eidgenossen.

Burg (Picc. V, 1) oder Hofburg (Wst. T. III, 13), das kaiserliche Residenzschloß im südwestlichen Theile der Stadt Wien.

Burgau (Wst. T. IV, 2 u. V, 4), Stadt im Oberdonaukreise Baierns, wo Wallenstein Edelknabe an dem Hofe des Markgrafen von Burgau war.

Bürglen (W. T. I, 1), ein reizendes Dorf in dem zum Canton Uri gehörenden Schächenthale, war Tell's Geburts- und

Wohnort. Im Jahre 1354 soll Tell bei der Rettung eines Kindes im Schächenbache ertrunken sein. An der Stelle seines ehemaligen Wohnhauses steht jetzt eine Kapelle.

Bürgschaft, Die. (Ged.) Zu den Aufgaben, welche die kritische literarische Forschung unserer Tage mit ganz besonderer Vorliebe verfolgt, gehört auch der Nachweis der Quellen, aus denen die großen Dichter aller Zeiten geschöpft und die sie umgestaltet haben. Es ist wichtig, den Laien darauf aufmerksam zu machen, daß eigentlich neue Erfindung dichterischer Stoffe viel seltener ist, als er glauben möchte, daß im Gegentheil die Menschheit sich eine Anzahl thatsächlicher Combinationen als Grundlage von Lust- und Trauerspielen, Mährchen, Fabeln, Anekdoten, Novellen, Geschichten aller Art, ja sogar von Witzworten und endlich selbst von charakteristischen Zügen aus dem Leben großer Männer von Geschlecht zu Geschlecht überliefert, und die alten Spielzeuge unermüdlich immer von Neuem wieder aufputzt. Lafontaine bearbeitet die Fabeln der alten Römer, Griechen und selbst Indier und, um ein bekanntes Beispiel anzuführen, Rückert's „Es ging ein Mann im Syrerland" findet sich zuerst in einem im Mittelalter hochberühmten Roman „Barlaam und Josaphat" (s. Pischon, Leitfaden S. 37), der, in griechischer Sprache aus Konstantinopel uns zugekommen, ursprünglich wohl von den Ufern des Ganges stammt. Shakespeare's Quellen sind erforscht, mit seinen eigenen Dichtern ist das deutsche Volk noch sehr im Rückstande. Eine glänzende Probe der kritischen Forschung dieser Art bieten Büchmann's allbekannte „Geflügelte Worte". Unsere Ballade wurde im Jahre 1798 gleich nach der Beendigung des „Kampfes mit dem Drachen" gedichtet. Sch. sagt in einem Briefe an Körner, daß er sich bei keiner der früheren Balladen der freien Kunstthätigkeit so deutlich bewußt gewesen sei, als bei diesen beiden, und daß er sie mit ganzer Besonnenheit gedacht und organisirt habe. — Was den Stoff betrifft, so giebt Sch. als seine Quelle das Fabelbuch des Hyginus an, eines römischen Schriftstellers, dessen Zeitalter sich

nicht genau bestimmen läßt. Das Buch besteht in einer Sammlung von 277 mythologischen Erzählungen, die vermuthlich als Skizzen alter Trauerspiele zu betrachten sind. In der unserm Gedichte zu Grunde liegenden Erzählung von „dem höchst grausamen Tyrannen Dionysius“ heißen die beiden Freunde Möros und Selinuntius. Die ganze Darstellung stimmt mit dem Inhalte des Gedichtes im Wesentlichen überein, nur daß von den Hindernissen, welche dem auf der Rückkehr begriffenen Möros entgegentreten, allein das Anschwellen des Stromes genannt wird. Die übrigen sind von Sch. hinzuerfunden, um die Treue des Freundes in allmäliger Steigerung zur Anschauung zu bringen und somit einen lebhafteren Eindruck auf das Gemüth des Lesers hervorzurufen. — Andere Darstellungen derselben Begebenheit finden sich bei Porphyrius in dem Leben des Pythagoras, bei Diodor von Sicilien, bei Cicero, bei Valerius Maximus und in den Novelle Morali von Francesco Soave, unter denen die vierte „Damone e Pitia“ wegen ihrer ergreifenden Darstellung und ihres poetischen Schmuckes zu einem interessanten Vergleiche mit Sch.'s Ballade geeignet ist.

Burgund (D. C. II, 5), ein zu Frankreich gehöriges Herzogthum, die jetzigen Provinzen Burgund, mit der Hpst. Dijon und Franche-Comté umfassend, welches der König Johann von Frankreich 1362 seinem Sohne Philipp zu Lehen gab. Sein Sohn Johann ohne Furcht (Jean sans Peur) wurde in dem Kriege zwischen England und Frankreich, der von 1327—1435 dauerte, vom Dauphin, dem späteren Karl VII., ermordet. Daher nahm sein Sohn Philipp der Gute („der mächtige Burgund“ J. v. O. Prol. 3) eifrigen Antheil an jenem Kriege gegen Frankreich. Mit Karl dem Kühnen, der gegen die Schweizer bei Nancy fiel (1477), schließt die gerade Descendenz dieses Hauses in männlicher Linie ab. Für alle historischen Uebersichten der Art empfehlen wir das eben so geistvolle als thatsachenreiche Geschichtswerk von Knochenhauer, Handbuch der Weltgeschichte. 3 Theile. Potsdam, 1860, bei Stein.

Burkhart am Bühel (W. T. Perf.-Verz.), ein einer alten Urkunde entlehnter Name.

Bursche (R. I, 2), ehemals eine Benennung für Musensöhne oder Studenten; burschikos (Wst. L. 7) studentenmäßig, zügellos.

Busiris (D. C. III, 10), ein tyrannischer König des alten Aegyptens, der seine Hände mit dem Blute aller Fremden befleckte. Sch. verwerthet ihn, in der Verbindung mit Nero (s. d.), als einen Typus der Grausamkeit.

Buscage (Gstf. 10, 227), ein vermuthlich aus dem ital. boschetto (Gebüsch) gebildeter, aber schlecht französirter Ausdruck für bosquet oder bocage (Wäldchen, Gehölz).

C.

(Artikel, welche man hier vermißt, sind unter K aufzusuchen.)

Cabale, s. Kabbala.

Cabinet (Mcb. VI, 1) ist im Englischen auch soviel wie Schubladenschränkchen.

Cäcilia (R. II, 3), in italienischer Schreibweise Cecilia (Br. v. M. 5, 451), der in Ad. Stahr's Text zum Raphaelalbum mitgetheilten Legende zufolge eine Jungfrau, die Tochter heidnischer Eltern, welche zu Ende des zweiten Jahrhunderts n. Chr. in Rom lebten, wo sie dieselbe einem edlen Jüngling, Namens Valerianus, verlobten. Dies war jedoch wider ihren Willen geschehen, da sie heimlich Christin war und das Gelübde abgelegt hatte, ewig Jungfrau zu bleiben. Der Tag der Vermählung erschien, und schon erschallte der Hochzeitsreigen, aber „während die Instrumente ertönten, tönte in ihrem Innern allein der Ruf um Hülfe zu dem Herrn“. Diese Stelle der Legende ward Veranlassung, Cäcilia als die Schutzpatronin der heiligen Musik und, in weiterer Ausbildung der heiligen Sage, als die Erfinderin der Orgel zu verehren. Als der Bräutigam sich ihr näherte,

bedeutete sie ihm, daß ein Engel ihre Unschuld bewache und wies ihn an den Bischof Urban, durch welchen er zur christlichen Religion bekehrt und getauft wurde. Bald aber brachen Christenverfolgungen aus, in denen Valerianus sowohl, wie die jungfräulich gebliebene Cäcilie das Leben verloren. Schon in sehr früher Zeit feierte die Kirche im November große musikalische Feste unter dem Namen Cäcilienfeste. Allgemein bekannt ist Raphael's berühmtes Bild zu Bologna, welches nach Ad. Stahr's Ausdruck „die vollendete Personification der tiefsten und heiligsten musikalischen Andacht" darstellt, und durch welches der Künstler gewissermaßen „die christliche Muse der Tonkunst" geschaffen.

Cadix (D. C. V. 8), Seefestung im südlichen Spanien, am atlantischen Meere.

Caduceus, s. Hermes.

Calais (M. St. II, 2), eine Stadt in der Grafschaft Artois im nördlichen Frankreich, der gewöhnliche Ueberfahrtsort nach dem sieben Stunden entfernten Dover in England.

Calatrava (D. C. III, 7), ein spanischer, im Jahre 1164 von Alfons II. gestifteter Orden, der als Belohnung ertheilt wird.

Camerale (R. I, 2), „das Cam." jetzt gebräuchlich in der Form der Mehrheit „Cameralia"; die Wissenschaften, welche von der Staatsverwaltung handeln.

Camönen oder Camenen, s. Musen.

Cana, Die Hochzeit zu (Gstſ. 10, 227), auf welcher Jesus Wasser in Wein verwandelte, s. Ev. Joh. 2, 1—12.

Canal, von dem lat. canālis, eig. die Röhre, Wasserleitung, Wassergraben. Der Canal (Gstſ. 10, 133) ist der Canale grande oder Canalazzo in Venedig, welcher die Stadt in Gestalt eines S durchschneidet und an einigen Stellen etwa 200 Fuß breit ist. — Bildl. (K. u. L. I, 2) s. v. w. Weg.

Cannä (R. I, 2), in Apulien, dem östlichen Theile von Unteritalien. Hier brachte Hannibal i. J. 216 v. Chr. den Römern, die unter den Consuln Aemilius Paullus und Terentius Varro fochten, eine der fürchterlichsten Niederlagen bei.

Canterbury (M. St. I, 7), in der Grafschaft gl. N. südl. von der Themse. Der Erzbischof von C. ist Primas (s. d.) des Reichs und erster Pair (s. d.), residirt aber in London.

Caplan (Ged. D. Graf v. Habsburg; Anm. — Dem. I), ein Geistlicher, der einer Capelle vorsteht, ein Hauspriester, auch ein Hülfs- oder Untergeistlicher.

Carabinier (Wst. L. I, 1), ein Reiter, der mit einem Carabiner (kurzes Feuergewehr) bewaffnet ist.

Cardinal, der Titel derjenigen Geistlichen der römischen Kirche, die ihrem Range nach dem Papste unmittelbar folgen. Ihre Zahl ward 1526 von Sixtus V. auf 70 festgesetzt. Die Wahl derselben hängt allein von dem Papste ab und wird ihnen durch Uebersendung des Cardinalshutes bekannt gemacht. Sie sind durch die verschiedenen Länder, in denen die katholische Kirche die herrschende ist, vertheilt, daher (D. C. V, 9) „der Inquisitor-Cardinal oder der Cardinal-Groß-Inquisitor“ (s. d.). — Die beiden Cardinäle, deren in Maria Stuart gedacht wird, s. Lothringische Brüder.

Cardinal-Infant. P. II, 7. W. T. III, 3 (s. Sch. Dr. Kr. 374. 416), d. h. der Prinz (wofür der spanische Ausdruck Infant, d. h. Kind ist, wie die Kinder der königlichen Familie „les Enfants de France“ genannt wurden), welcher zugleich Cardinal ist. Es war der Bruder Philipp's des Vierten von Spanien, der Statthalter von Mailand, welcher von hier nach Deutschland marschirte und 1634 die entscheidende Schlacht bei Nördlingen gewinnen half.

Carneval (Ged. An einen Moralisten — Gstſ. 10, 127), nach Einigen: von dem ital. carne vale, d. h. Fleisch, lebe wohl! Die Fastnachtslustbarkeiten, der Fasching; vergl. Fastnacht.

Carolin (K. u. L. I, 5), eine Goldmünze von 6 Thalern oder 11 rheinischen Gulden.

Cartouche (R. I, 1), ein berüchtigter Gauner aus dem Anfange des 18. Jahrhunderts. Er war Hauptmann einer Räuberbande in der Normandie und machte später selbst die Umgegend von Paris unsicher, bis er 1721 ergriffen und mit dem Rade vom Leben zum Tode gebracht wurde. Noch während man ihm den Prozeß machte, brachte ihn Legrand auf die Bühne.

Cäsar, Cajus Julius (Sp. u. d. L.), geb. 100 v. Chr., ein Römer aus altadeligem Geschlechte, that sich schon im Jünglingsalter im Kriege hervor, gelangte bald zu hohen Staatsämtern und schloß mit Pompejus und Cäsar das erste Triumvirat. Im Jahre 58 war Cäsar nach Gallien geschickt worden, welches er eroberte, zur römischen Provinz machte und in vortrefflicher Weise verwaltete. Da bewirkte Pompejus einen Senatsbeschluß, zufolge dessen Cäsar seine Truppen entlassen und seine Statthalterschaft niederlegen sollte, widrigenfalls man ihn für einen Feind des Vaterlandes erklären würde. Jetzt forderte Cäsar seine Soldaten auf, die Ehre ihres Feldherrn zu rächen, ging 49 über den Rubicon und nahm Italien ohne Schwertschlag ein; daher (Wst. T. II, 2):

„Was thu' ich Schlimmres,
Als jener Cäsar that, — — — — — — —
Er führte wider Rom die Legionen,
Die Rom ihm zur Beschützung anvertraut."

Hierauf wurden ihm bald alle höchsten Staatsämter übergeben, so daß er mit fast unumschränkter Gewalt regierte. Sein Leben ist reich an denkwürdigen Ereignissen; daher (R. I, 1): „die Abenteuer des Julius Cäsar". Er hatte 500 Schlachten gewonnen und 1000 Städte erobert; daher war sein Glück sprüchwörtlich geworden (vergl. Ged. D. Glück und die oben citirte Stelle aus Wst. T.). — Bildl. braucht Sch. seinen Namen für

„Held“, wie (Ged. Shakespeare's Schatten): „Es dürfte kein Cäsar auf euren Bühnen sich zeigen?“ und (Ged. D. Flüsse), wo Friedrich der Große mit dem Namen Cäsar belegt wird.

Cassius, vergl. Philippi.

Castellan (Dem. I.), von dem lat. castellum, Burg, Festung; ein Burgvogt, Schloßaufseher. Dann in Polen die hohen Adligen, welche ein ritterliches Schloß besaßen.

Castilien (D. C. I, 4), der Name für zwei ehemals selbstständige Theile des Königreichs Spanien, Alt- und Neucastilien. Davon castilianisch (D. C. I, 3) und Castilier (Mlth.), s. v. w. Spanier.

Castraten oder Verschnittene (Tur. Pers.-Verz.), ihrer Mannhaftigkeit künstlich beraubte Wesen, welche in den orientalischen Ländern zur Bewachung der Frauengemächer verwendet werden. In der Gegenwart werden in Rom und selbst noch in Dresden solche Leute als Sänger benutzt, weil sie in Folge der Castration eine Sopranstimme behalten; daher (Sp. u. d. L.): „in den Gurgeln der verschnittenen Enkel einer wimmernden Opernarie frohnen“. Bildl. „das schlappe Castratenjahrhundert“ (R. I, 2), eine Zeit, der es an Kraft fehlt, etwas Selbständiges hervorzubringen.

Castriotto (Mlth.), ein Ingenieur, der sich zu Ende des 16. Jahrh. um die Art der italienischen Befestigungen verdient gemacht hat, indem er die alte spanische Manier durch einen vorgelegten Wall mit kasemattirten Bollwerken verbesserte.

Catalonien (D. C. III, 7), ein spanisches Fürstenthum am Mittelmeere, von den Pyrenäen bis über die Mündung des Ebro hinaus. Vielleicht dachte Sch. an unserer Stelle an die Unruhen, die der in Ungnade gefallene Staatssecretär Philipp's II., Antonio Perez, aus Rache in Aragonien erregen wollte.

Catilina, s. Brutus.

Cavalier, von dem ital. cavallo, Pferd; eig. ein Ritter wie das frzſ. Chevalier (D. C. I, 4), od. (R. II, 1 — F. I, 9 — Gſtſ. 10, 128) Edelmann — der Cavalier (Wſt. T. IV, 11) iſt von Roſenberg, Theklas Stallmeiſter (ſ. das Perſ.-Verz.). — Frankreichs Cavaliere (M. St. II, 1), die damals an dem engliſchen Hofe anweſenden, zur franzöſiſchen Geſandſchaft gehörenden vornehmen Herren.

Cawdor (Mcb. I, 3), ein Waldſchloß im mittleren Schottland in der Nähe des Murray-Golfs, jetzt eine faſt ganz zerfallene Ruine, in deren Nähe dem Reiſenden noch der Ort gezeigt wird, wo Macbeth angeblich mit den Hexen zuſammentraf.

Cedern (R. I, 2), ſchöne und kräftige Bäume von bedeutender Höhe, welche zur Familie der Nadelhölzer gehören. „Cedern gehauen auf dem Libanon" iſt eine Anſpielung auf die Bibelſtellen 1. Chron. 23, 4 und 1. Kön. 5, 6, wo von den zu dem Tempelbau gehauenen Cedern die Rede iſt.

Cekrops (Ged. D. Kraniche d. Ibykus), ſ. Athen.

Centaur (Iph. IV, Zw.-H.), ein fabelhaftes Weſen des griechiſchen Alterthums, welches zur oberen Hälfte als Menſch zur unteren als Pferd dargeſtellt wurde. Die Vorſtellung von ſolchen Roßmenſchen ſcheint ſich erſt in der nachhomeriſchen Zeit ausgebildet zu haben; denn Chiron (Iph. III, 4) erſcheint bei Homer noch nicht in der Miſchgeſtalt, die er bei ſpäteren Dichtern annahm Die Centauren waren ein ſehr beliebter Gegenſtand der bildenden Kunſt bei den Griechen; beſonders dachte man ſich in der älteſten Zeit den Wagen des Bacchus, wie er im Siegeszuge aus Indien zurückkehrte, von ſolchen Weſen gezogen; daher findet man die Centauren oft in den Darſtellungen ſolcher Bacchuszüge, weshalb es (Ged. Pompeji und Herculanum) von der Bacchantin heißt:

> „Flüchtig tummelt ſie hier den raſchen Centauren, auf einem Knie nur ſchwebend, und treibt friſch mit dem Thyrſus ihn an."

Centraliſche Sonne, ſ. Plejaden.

Cerberus, der Höllenhund, (R. I, 2), „die heulende Bestie" genannt, wird gewöhnlich mit drei Köpfen dargestellt. Er hatte die Schatten der Unterwelt zu bewachen, ließ also Jeden hinab, aber Niemanden wieder herauf; daher (Ged. D. Triumph der Liebe) „der wilde Hüter"; vergleichend (F. V, 6) „wie der höllische Kettenhund".

Ceres, s. Demeter.

Chalcis (Iph. I, Zw.=H. u. V, 6), eine auf der Westseite der griechischen Insel Euböa (Negroponte) gelegene Stadt, an der Meerenge (dem Euripus), welche diese Insel von dem mittelgriechischen Festlande trennt, etwa Aulis gegenüber (s. d.).

Chalons (J. v. O. III, 2), Stadt an der Marne, in dem nördlichen Theile der Champagne.

Chaos (R. Vorr.), nach der Ansicht der Griechen der Zustand des Weltalls vor dem Schöpfungsacte, wo alle Elemente in wilder Verwirrung durch einander gemengt waren, aus der die Weltkörper nach und nach hervortraten. Der Ausdruck findet sich nur in Sch.'s Jugendarbeiten (Lauralieder; Ged. Größe der Welt, d. Freundschaft, R. IV, 5 rc.), wo man ihm das Streben anmerkt, sich mit seiner Phantasie in die Unendlichkeit zu stürzen.

Chapitre, s. Fremdwörter (Capitel).

Charis (Myth.), eigentlich ein griechisches Wort, welches „Reiz", „holdes Wesen", „Anmuth" bedeutet, s. v. w. das lateinische „Grazie"; als Eigenname ist es nach Homer zunächst die schöne Gattin des Vulkan (Il. 18, 382, s. auch Od. 8, 267); gewöhnlich aber werden drei solcher Grazien, auch Charitinnen oder Huldgöttinnen unterschieden. Sie waren nach Hesiod Töchter des Zeus und der schönen Oceanide Eurynome und hießen Euphrosine, Aglaja und Thalia. Homer (Il. 5, 338. 14, 269. 17, 51. Od. 6, 18. 8, 364. 18, 194) bezeichnet sie als Dienerinnen der Venus; ihr salben sie das Haar, baden und schmücken sie mit zierlich gestickten Gewändern, und umschweben

sie in anmuthigem Tanze. So werden sie allgemein als die Göttinnen der Anmuth gedacht und erscheinen als ein Bild des geselligen Beisammenseins, das durch Anstand und feine Sitte geregelt, durch Schmuck und Freude gehoben wird. Sch. sind vor allen Dingen die Frauen die personificirten Grazien, daher heißt es im Gegensatz zu ihnen von den Männern (Ged. Würde der Frauen):

„Es befehden sich im Grimme
Die Begierden wild und roh,
Und der Eris rauhe Stimme
Waltet, wo die Charis floh.“

Von den Frauen selbst dagegen (ebendas.):

„Und in der Grazie züchtigem Schleier
Nähren sie wachsam das heilige Feuer
Schöner Gefühle mit heiliger Hand.“

Den Künsten verleihen die Grazien das Höchste, ohne das jene weder bestehen noch gefallen können, nämlich den Reiz der Anmuth; daher schmücken sie alle Verhältnisse im Leben des Menschen, denn (Ged. D. Künstler) selbst

„Wo tausend Schrecken auf ihn zielen,
Folgt ihm ein Harmonienbach,
Sieht er die Huldgöttinnen spielen,
Und ringt in still verfeinerten Gefühlen
Der lieblichen Begleitung nach.“

Und so wird denn die Huldigung verständlich, welche ihnen der Dichter (Ged. D. Götter Griechenlands) darbringt:

„Betend an der Grazien Altären,
Kniete da die holde Priesterin,
Sandte stille Wünsche an Cytheren
Und Gelübde an die Charitin.“

Hiernach wird nun auch die Art und Weise klar, wie die bildende Kunst die Grazien darstellt. Sie stehen, einander die Hände bietend, oder sich gegenseitig umschlingend, im Kreise, wie auch die Wohlthaten sich von Einem auf den Andern fortpflanzen und zuletzt zu dem, der sie gespendet, zurückkehren, wodurch

das die Menschen vereinigende Band noch enger geknüpft wird. In vielen andern Fällen, wie (Ged. D. Künstler. — D. C. II, 8. — H. d. K. — Gstſ. 10, 137, 217 u. 234) bedeutet Grazie (lat. gratĭa) nichts Anderes als Anmuth, Lieblichkeit, Liebreiz. Endlich werden (R. II, 1) auch Vergangenheit und Zukunft als Grazien bezeichnet.

Charon (Ged. Semele 1. — Die berühmte Frau) ist der Fährmann in der Unterwelt, ein alter Diener des Pluto. Er hält Wache am Styx und nimmt die Seelen der Abgeschiedenen in Empfang, die er in seinem Kahne (s. Acheron) nach dem Tartarus hinüberführt; daher (R. IV, 5): „schwarzer Schiffer“ und (Ged. D. Ideal u. d. Leben): „des Todtenschiffers Kahn“. Das Geldstück (Obŏlus), welches dafür gezahlt werden mußte, pflegte man den Verstorbenen unter die Zunge zu legen.

Charybde (Ged. D. Taucher). Die Charybdis war der Sage nach eine Tochter des Neptun und der Erde, und wurde ihrer Unersättlichkeit wegen von Jupiter in's Meer gestürzt, wo sie jedes Schiff, das sich ihr näherte, verschlang. Dies war in der Meerenge von Messina geschehen, weshalb der dort befindliche Strudel im Alterthum allgemein gefürchtet war. Gegenwärtig hält man eine Stelle am Eingange des Hafens von Messina für die Charybdis der Alten. Sie ist etwa 100 Schritt breit und wogt und wirbelt beständig, auch wenn das Meer sonst ganz ruhig ist. Uebrigens ist sie nur bei Sturm gefährlich, und wenn nicht gerade Südwind weht, so fahren die Schiffer ohne Gefahr hinüber. Mit der Charybdis zugleich wird gewöhnlich die Scylla genannt, d. h. eigentlich Hündin, daher (Ged. Odysseus) „der Scylla Gebell“. Es ist ein einzeln stehender Felsen an der Küste von Calabrien, mehrere Meilen von Messina entfernt. Das Meer bricht sich hier mit einem heulenden Tone, und wenn der Wind und die eintretende Fluthströmung einander entgegengesetzt sind, so ist die Fahrt an dieser Stelle allerdings sehr gefährlich. Durch den bekannten Vers der

„Alexandreis“ des mittelalterlichen Dichters Philipp Gualtherus, Bch. 5, V. 301:

„Incidis in Scyllam, cupiens vitare Charybdim.“

Du stürzest in die Scylla, während Du die Charybdis zu vermeiden wünschest — sind diese gefährlichen Stellen sprüchwörtlich geworden.

Chatulle, s. Schatulle.

Cherub (Ged. An die Freude), pl. Cherubim (J. v. O. Prol. 4) im A. T. der Name eines geflügelten Wunderthieres mit menschlichem Antlitz, das man sich immer in Verbindung mit Jehovah, besonders als Träger seines Wagenthrones dachte (vergl. Hesekiel, Cap. 1 u. Cap. 10, 14; ferner Ps. 18, 11 u. Ps. 80, 2); später diente der Name zur Bezeichnung für Engel höherer Ordnung (vergl. 1. Mose 3, 24); so z. B. (Mcb. I, 14), wo es in Beziehung auf Duncan's Ermordung heißt:

„Daß wider diese schauderhafte That
Sich seine Tugenden wie Cherubim
Erheben werden.“

und (ebendas. IV, 1), wo Rosse in Beziehung auf Macduff's Reise sagt:

— — — „Irgend ein
Wohlthät'ger Cherub fliege vor ihm her
Nach England und entfalte sein Gesuch.“

Die Stellen (Ged. Die Johanniter):

„Herrlich kleidet sie euch, des Kreuzes furchtbare Rüstung,
Wenn ihr — — — — — —
— — — — mit der Cherubim Schwert steht vor dem heiligen Grab.“

(D. C. I, 6):

„Wie Gottes Cherub vor dem Paradies
Steht Herzog Alba vor dem Thron.“

und (Dem. I):

„Und über jedem Hause, jedem Thron
Schwebt der Vertrag wie eine Cherubswache.“

sind Anspielungen auf 1. Mose 3, 24: „Der Herr trieb Adam aus und lagerte vor den Garten Eden den Cherub mit einem bloßen hauenden Schwert, zu bewahren den Weg zu dem Baum des Lebens."

Chevalier, s. Cavalier.

Chiffern (Gstf. 10, 146 u. 253) od. Ziffern (M. St. II, 4), geheime Zeichen, welche nur diejenigen, die sie miteinander verabredet, entziffern oder dechiffriren (Gstf. 10, 253) können.

Chimäre, zunächst ein fabelhaftes Ungeheuer, das nach Homer's (Il. 6, 179. 16, 328) Beschreibung vorn ein Löwe, in der Mitte eine Geis und hinten ein Drache war und verderbenbringende Flammen spie. Bellerophon, ein Sohn des Königs Glaukos von Korinth, besiegte es mit Hülfe der Minerva, die ihm Apollo's Flügelroß, den Pegasus gab, so daß der Angriff von der Luft her möglich ward. Bildl. ist Chimäre (D. C. II, 10) eine Träumerei, ein Hirngespinnst.

China (Tur.), ein großes Kaiserreich im östlichen Asien, das auf 200,000 Quadratmeilen 430 Millionen Einwohner zählt und außer dem eigentlichen China mit der Hauptstadt Peking, bei Sch. Peckin (Tur. I, 1) fast das ganze innere Asien umfaßt. — Ferner ist China der Name eines Heilmittels, der Rinde des in Peru wachsenden Fieberrindenbaumes (Cinchona Condaminea); daher sagt Pantalon (Tur. II, 2):

„Da wußt' ich nichts von China, als es sei
Ein trefflich's Pulver gegen's kalte Fieber."

Chinon (J. v. O. Prol. 3), gew. Chateau Chinon, Städtchen an der zur Seine fließenden Yonne, östlich von Nevers (47° Br.).

Chiozza (Gstf. 10, 257), richtiger Chióggia [spr. Kioddscha], ein ziemlich bedeutender Hafenort, südlich von Venedig, noch in den Lagunen des Meeres gelegen.

Chiragra (Wst. L. 8), von dem gr. cheir, die Hand, s. v. w. Handgicht, im Gegensatz zu Podagra oder Fußgicht.

Chiron, ein weiser Mann (Iph. III, 4) des Alterthums, der als Erzieher großer Helden, besonders des Herkules und des Achilles (Iph. I, Zw.-H.) genannt wird. Als sein Vater wird Kronos, als seine Mutter Philyra, des Oceanus Tochter, angegeben. Da sich Kronos bei der Ueberraschung der Philyra aus Furcht vor seiner Gemahlin in ein Roß verwandelte, so wurde Chiron (Iph. IV, Zw.-H.) fälschlich als Centaur (vergl. d.) angesehen.

Chor, von dem gr. choros, ein Rundtanz, mit Gesang verbundener Reihentanz. 1) Eine Schaar von Tänzern und Sängern, wie (Ged. D. Kraniche d. Ibykus, Str. 12—18) der Chor der Erinnyen beschrieben wird, dessen furchtbarer Eindruck auf die versammelten Zuschauer die Entdeckung der Mörder herbeiführt. Seine Bedeutung in der antiken Tragödie ist zunächst aus den Zwischenhandlungen der Iphigenie zu ersehen. Dazu bestimmt, die Pracht und das Feierliche der Handlung zu erhöhen, bildete er ursprünglich einen Hauptbestandtheil derselben und wurde erst später zur Nebensache herabgedrückt. Die Personen des Chors erscheinen als Zeugen der auf der Bühne stattfindenden Vorgänge, und treten mitwirkend ein, wenn die Handlung einen Stillstand erfährt, um den durch den Vorgang erzeugten Empfindungen einen Ausdruck zu leihen. Außerdem aber wendet sich der Chor auch an die handelnden Personen, denen er in der Gestalt von Bemerkungen Rath und Warnung oder Trost und Ermahnung ertheilt. In einem Briefe an Goethe vom 29. December 1797 schreibt Sch., „daß in dem Drama die gemeine Naturnachahmung am besten durch die Einführung symbolischer Behelfe verdrängt werde, die in allem dem, was nicht zur wahren Kunstwelt des Poeten gehört, und also nicht dargestellt, sondern bloß bedeutet werden soll, die Stelle des Gegenstandes vertreten.“ Ein solches Mittel ist ihm der Chor in der „Braut von Messina“ (s. d.), von dem W. v. Humboldt sagt: „Er ist die letzte Höhe, auf der man die Tragödie dem prosaischen Leben entreißt und vollendet die reine Symbolik des

Kunstwerks." — In den „Malthesern" sollte der Chor eine freiere und selbständigere Stellung erhalten als in der Braut von Messina; er sollte den guten Geist des Ordens vertreten, wie auch in der „Huldigung der Künste" der Chor dem symbolischen Handeln der Landleute mit seinem idealen Ausdruck zugleich die höhere Weihe ertheilt. — Chor ist 2) ein vollstimmiger Gesang, an dem Alle Theil nehmen, wie (Ged. An d. Freude), wo er dazu bestimmt ist, das von einzelnen Stimmen Ausgesprochene zu verallgemeinern oder zu bekräftigen, überhaupt aber die Gedanken und Empfindungen auf das Höchste und Unvergängliche hinzulenken. — 3) Ein erhöhter Ort in der Kirche für singende Schüler oder „Chorknaben" (J. v. O. IV, 6), die in der katholischen Kirche bei der Messe zugleich andere Dienste zu verrichten haben. Im Vergleich zu dem hohen Chor, auf welchem der Hauptaltar steht, heißt es von der Jungfrau Maria (J. v. O. IV, 3) bildlich:

„Sie selber wandelt in des Himmels Chören."

Chorōbus (Ged. 2. B. d. Aen. 61), s. Kassandra.

Cicade, ein geflügeltes, in südlichen Gegenden ziemlich häufiges Insect (Br. v. M. 5, 418), ein Schmuck in der Gestalt solches Thieres.

Cicisbéo (F. I, 1), ital. eig. ein Lispler, gew. ein vertrauter Freund einer verheiratheten Frau, nach italienischer Sitte ein begünstigter Liebhaber.

Cimbale, s. Cymbale.

Cingulum (Ged. D. Gang nach d. Eisenhammer), der Gürtel oder die weiße Schnur, mit welcher die katholischen Priester ihr weites Gewand aufgürten.

Circe (Myth.), eine Tochter des Sonnengottes, der sie auf seinem Wagen nach Westen mit sich führte und auf einer bei Italien liegenden Insel aussetzte. Diese Insel verwandelte sie bald in einen zauberischen Aufenthalt, beschäftigte sich auch viel

mit Kräutern und der Bereitung von Zaubertränken, und ward durch ihre Künste selbst den Begleitern des Ulysses gefährlich, der bei seinen Irrfahrten auf ihrer Insel landete (Od. 10, 136 ff.). Bildl. ist Circe (J. v. O. II, 10) der Ausdruck für ein weibliches Wesen, das sich auf die Künste der Verführung versteht.

Cirkel, lat. circulus (Verkl. v. circus), ein Kreis; 1) eine bekannte mathematische Figur (Wst. T. IV, 8), vergl. Archimedes; 2) ein Werkzeug zum Messen (Wst. T. I, 7); 3) ein ringförmiger Körper, wie eine Krone, daher (Picc. V, 1) „goldener Cirkel", vergl. Reif; 4) der Kreislauf, wie (Ged. Räthsel 9):

„So drehn wir uns in ew'ger Jugend
Um Dich herum im Cirkeltanz."

od. bildl. ein Kreislauf von Erscheinungen (R. IV, 2); 5) ein Kreis von Vorstellungen (K. u. L. III, 4); 6) geschlossene Gesellschaft, wie (Ged. An d. Freude): „Schließt den heil'gen Cirkel dichter"; desgl. (K. u. L. I, 7 — Sp. d. Sch.), daher auch (ebendas.): „Ring des Vergnügens"; endl. Familienkreis (Gstf. 10, 170).

Cithäron, in einigen Ausgaben Cythäron, der Name eines Berges in Böotien, in der Nähe von Theben. Er wurde besonders als Sitz der Juno angesehen; daher (Phön.): „Juno's Au, die den Gipfel Cithärons schmückt"; ferner (Ged. Semele 1):

„Pfauen Juno's, erwartet mein
Auf Cithärons wolkigtem Gipfel."

(ebendas.):

„wie frohlockend dann
Will ich herüber vom Cithäron weiden mein Auge."

und (ebendas.):

„auf Cithärons Gipfel
Stand siegfrohlockend Juno."

Außerdem war dieser Berg auch dem Dienste des Bacchus geweiht; daher heißt es (Ged. 4. B. d. Aen. 56):

— — — — — — — — „wenn von Cithärons Stirne
Das nächtliche Geheul der Schwestern widerhallt."

Cither, ein Saiteninstrument der alten Griechen, ähnlich unserer (Wst. T. III, 4) gleichfalls Cither genannten Guitarre; daher (Iph. IV, Zw.-H.):

„Wie lieblich erklang
Der Hochzeitsgesang,
Den zu der Cither tanzlustigen Tönen,
Zur Schalmei und zum libyschen Rohr
Sang der Kamenen
Versammelter Chor."

Sie ist ein gewöhnliches Attribut der Sänger oder Dichter; daher (Ged. Pegasus im Joche):

„Die Cither klingt in seiner leichten Hand."

Claudius, s. Appius Cl.

Clausel (Picc. III, 1 u. IV, 7), von dem lat. clausŭla, welches so viel wie Einschränkung, Bedingung, Vorbehalt bedeutet. Davon: sich verclausuliren (Picc. IV, 7), sich durch Einschränkungen oder Bedingungen sicher stellen.

Clermont (J. v. O. I, 4), Hauptstadt der Auvergne, an dem zur Loire fließenden Allier gelegen.

Collision (Gstſ. 10, 218), von dem lat. collidĕre, zusammenstoßen; das Gegeneinanderwirken zweier Kräfte, zweier Naturen von verschiedenem Charakter.

Colmar (Par. I, 1), Hauptort des Departements Oberrhein im Elsaß.

Colosseum (M. St. I, 6), auch Coliseum, das größte Amphitheater des Alterthums, das in Rom unter dem Kaiser Vespasian für öffentliche Schauspiele erbaut wurde und dessen großartige Trümmer noch jetzt stehen. Die Benennung ist nicht antik, sondern italienisch, das Wörterbuch von Fanfani leitet den Namen von den Kolossal-Statuen her, mit denen es geschmückt war.

Columbus (Ged.), ein epigrammatisches Gedicht aus dem Jahre 1795. Columbus hatte, wie bekannt, mit vielen

Schwierigkeiten zu kämpfen, ehe es ihm gelang, mit den zu seinem kühnen Vorhaben nöthigen Mitteln ausgerüftet zu werden. Selbst Hohn und Spott hatte er von denen zu erdulden, die das Streben seines Geistes nicht zu fassen vermochten. — W. v. Humboldt nennt den Schluß dieses Epigramms überraschend und bezeichnet den darin enthaltenen Gedanken als eine große und kühne Idee. Auf diese paßt auch Göthe's Urtheil über die Xenien überhaupt, der die seinigen unschuldig und geringe, die Schiller'schen dagegen „scharf und schlagend" nennt. So hat auch das vorliegende Schlußdistichon eine viel umfassendere Bedeutung, als die bloße Anwendung auf den vorliegenden Fall glauben läßt. Wer mit den Naturwissenschaften genauer vertraut ist, wird hundert Mal die Erfahrung gemacht haben, daß die Gesetze unseres vernünftigen Denkens mit den Gesetzen, nach welchen die Natur wirkt und schafft, in überraschender Weise zusammenstimmen; und nicht selten wird der Forscher auf dem Gebiete der Natur diese oder jene Form, eine oder die andere Erscheinung mit innerer Nothwendigkeit construiren, und nachher die Freude haben, das in der Natur verwirklicht zu sehen, was seinem Geiste als nothwendig existirend bereits vorgeschwebt hat.

Comitat (Wst. T. V, 2), von dem lat. comitāri, begleiten, die Begleitung, das Gefolge.

Committee (M. St. I, 7), die englische Form für das franz. comité, von dem lat. committere, beauftragen; ein Ausschuß berathschlagender Personen, Untersuchungsausschuß.

Compendienmenschen (R. Vorr.), von dem lat. compendium, d. i. Abkürzung, kurzer Inbegriff; also ein in die allernothwendigsten Züge zusammengedrängtes Bild von den zu zeichnenden Personen.

Concept, von dem lat. concipĕre, entwerfen, aufsetzen (M. St. I, 1), der erste schriftliche Entwurf einer Arbeit; „das Concept verderben" (R. II, 3) od. „aus dem Concepte bringen"

(Par. II, 4), die Ordnung der Gedanken stören, Jemanden verwirren.

Concurrenz (Gstſ. 10, 201), die Mitbewerbung; auch als Anspielung auf die astrologischen Anschauungen (Wst. T. I, 5), das Zusammentreffen der Umstände, ähnlich einem Zusammentreffen der Gestirne (vergl. Conjunction).

confisciren (Wst. L. 11 — R. Vorr.), mit Beschlag belegen; scherzhaft, wie (F. Perſ.-Verz.) „ein confiscirter Mohrenkopf" od. (K. u. L. I, 2) „ein confiscirter Kerl", d. h. von verdächtigem Ansehen.

Conjunction, in der Astronomie das Zusammentreffen zweier Planeten in dem nämlichen Himmelszeichen; (Wst. T. I, 5) eine Vereinigung von Truppencorps; Conjunctur (R. Vorr.), das Zusammentreffen von Umständen.

Connetable, eigentl. latein. comes stabuli, der Vorsteher des Marstalles, eine Hofwürde der fränkischen Könige, später der Titel des Kronfeldherrn in Frankreich von der Zeit Pipins von Herstall bis unter Ludwig XIII., der diese Würde i. J. 1627 durch ein Edict aufhob. Der Connetable (J. v. O. I, 1) oder Kronfeldherr (ebendaſ. I, 10) war de Richmond aus der Bretagne.

Constabler, von dem mittl. lat. constabularius, eig. Stall- od. Lagergenosse, ehemals Zeltbruder, überh. (Wst. L. Perſ.-Verz.) jeder Soldat.

Conte Ambassador (Picc. II, 2), ital. (wo es freilich ambasciadóre [scia, spr. „scha"] heißt), der Graf-Gesandte.

Conterfei (R. Vorr. u. V, 1), verd. aus dem frzſ. Contrefait, das Abbild, die Nachbildung.

Convenienz, von dem lat. convenire, übereinkommen; 1) Uebereinkommen, wie (Gstſ. 10, 167) „elterliche Convenienz";

2) Schicklichkeit, herkömmliche Sitte, wie (K. u. L. II, 3): „mit Convenienzen zerfallen sein."

coram, lat., vor Augen od. in Gegenwart; coram nehmen (K. u. L. I, 1) in der Studentensprache s. v. w. zur Rede stellen, ausschelten.

Cordon, frzs. die Schnur; 1) (Sp. d. Sch.) die Hutschnur; 2) (R. II, 3) eine Linie von Truppen.

Cornarischer Palast (Gstf. 10, 233), Palazzo Cornara, einer der schönsten Paläste Venedigs, ein Meisterwerk von Palladio.

Cornet (Picc. V, 2), ein Fähnrich od. Standartenträger bei der Reiterei.

Coromandel, die Ostküste von Vorderindien; „auf falschen Brettern von Coromandel" (F. I, 12), auf nach Ostindien segelnden Schiffen.

Corporal (R. I, 2), frzs. caporal, Unterofficier; die Stelle (Wst. L. 7):

„Und wer's zum Corporal erst hat gebracht,
Der steht auf der Leiter zur höchsten Macht."

klingt in dem Munde des Wachtmeisters wie eine Prophezeihung, die an die seinem Stande durch Napoleon widerfahrene Ehre erinnert.

Correctheit (Ged.), ein Epigramm aus dem Jahre 1796. So wie die Natur ihre Gesetze hat, nach denen sie verfährt, so giebt es auch Gesetze für alles künstlerische Schaffen und Wirken, welche die Kunstrichter an den bereits vorhandenen Kunstwerken erkannt und nun als Norm für weitere künstlerische Leistungen aufgestellt haben. Wer vor dem Tadel der Kunstrichter sicher sein will, der wird sich nun natürlich den bestehenden Gesetzen fügen, und seine Schöpfungen werden, wenn sie correct sind, eine gewisse academische Strenge verrathen. Das Genie aber, das sich mit Freiheit bewegt, wird dreist über jene Gesetze hinausgehen

und die Kunstrichter zwingen, die Größe desselben anzuerkennen und ihre Theorie den Anforderungen der fortschreitenden Kunst gemäß zu modificiren.

Corrosiv, von dem lat. corrodĕre, zernagen; ein Aetz- od. Auflösungsmittel; daher „corrosivisches Gift" (R. II, 1), ein scharfes, fressendes Gift; bildl. (Gstj. 10, 204), ein zerstörendes Mittel.

Corsar (Br. v. M. 5, 393 — Mlth. — Gstj. 10, 168), ein umherkreuzender Seeräuber, bes. die der ehemaligen Raubstaaten Tripolis, Tunis und Algier, welche das mittelländische Meer unsicher machten.

Cortes (D. C. IV, 23), der aus dem Könige und den Ständen in Spanien bestehende höchste Gerichtshof (cortes, soviel wie „Höfe"). Seit dem Verfall der maurischen Herrschaft in Spanien, wo die christlichen Fürsten ein Gebiet nach dem andern eroberten, hatten sich überall ständische Körperschaften gebildet, welche die königliche Gewalt beschränkten. In Castilien und Aragon, den beiden Hauptstaaten Spaniens, bestanden dieselben aus der Geistlichkeit, dem Adel und den Städten. Die Abhängigkeit des Königs von den Cortes war eine sehr bedeutende; erst Ferdinand und Isabella gelang es, sich unabhängiger von denselben zu machen, wie denn auch Philipp II. i. J. 1591 ihre Vorrechte bedeutend einschränkte.

Creatur, von dem lat. creatūra; 1) ein Geschöpf (R. V, 1), wie (Menschenf. 1): „die unvernünftige Creatur"; 2) ein abhängiges Wesen, das einem Andern sein Glück zu verdanken hat (D. C. III, 9 — Sp. d. Sch. — Gstj. 10, 187), daher bes. ein Günstling (D. C. II, 8 u. V, 9); bildl. um die Ergebenheit gegen eine Person zu bezeichnen, wie (D. C. II, 4):

„Die Luft,
Das Licht um uns ist Philipp's Creatur."

oder auch die Ergebenheit gegen eine überlegene Macht, wie (R. V, 2): „Creaturen des Abgrunds"; 3) ein unsittliches Frauenzimmer, wie (V. a. d. C.): „verworfene Creatur".

credenzen, wohl von dem ital. credenza, d. i. Glaube; wörtl. beglaubigen, dann auch vorkosten, nach der ehemals an den Höfen bestehenden Sitte, Speisen und Getränke zu kosten, ehe man sie einem Andern zum Genusse darreichte; in ironischer Ausdrucksweise (M. St. I, 6) s. v. w. vergiften. — Credenztisch (Picc. IV, 1), Anrichtetisch.

Creditor (Picc. I, 1 — V. a. v. C.), ein Gläubiger, der Geld ausgeliehen und zu fordern hat. — Creditiv (Wst. T. I, 5), Beglaubigungsschreiben, schriftliche Vollmacht; auch bildl. „das Creditiv eines Wunderthäters" (Gstſ. 10, 196), d. i. die Beglaubigung, welche ihm die leichtgläubige Menge ertheilt.

Crequi (J. v. O. V, 10), gew. Crécy, ein Städtchen in der Picardie, bei welchem Eduard III. von England i. J. 1346 über Philipp VI. von Valois einen Sieg erfocht, der den Franzosen über 30,000 Streiter kostete, ihm selbst aber den Besitz von Calais verschaffte.

Criminalprozeß (K. u. L. III, 6), ein Gerichtsverfahren, bei dem es sich um Leib und Leben handelt; daher (K. u. L. III, 1) „peinliche Anklage".

Cumberland (Mcb. I, 8), eine englische Grafschaft an der Irischen See auf dem Westabhange des Peakgebirges.

Cupido, s. Eros.

curulisch (Ged. Pompeji u. Herculanum); der curulische Stuhl, d. i. Rollsessel (sella curulis), der Ehrensitz oder Thron der Könige des alten Roms, später der Consuln, Prätoren und Aedilen.

Cyáne (Ged. D. Eleusische Fest), die Kornblume, in der wissenschaftlichen Sprache der Botanik Centaurēa Cyānus genannt. — Cyane ist auch (Ged. D. Götter Griechenlands, Str. 4) eine Freundin der Prosérpina.

Cybēle (Myth.) war ursprünglich eine phrygische Gottheit. Der Sage nach war sie die Tochter des phrygischen

Königs Mäon und der Dindyma. Der Vater hatte sich einen Sohn gewünscht; da ihm aber statt dessen eine Tochter geboren ward, so wurde er unmuthig, trug dieselbe nach dem Berge Cybelus in der Mitte von Kleinasien und überließ sie dort der Einsamkeit. Indessen nahmen sich Löwen und Panther des Kindes an und säugten es, und Hirtenfrauen besorgten seine Erziehung. So wuchs das Mädchen, nach dem Berge, auf dem man sie gefunden, Cybele genannt, heran und verrieth bald durch Verstand und Schönheit ihre vornehme Herkunft. Sie entdeckte mancherlei Heilmittel, woher sie den Namen „die gute Mutter vom Gebirge" erhielt, und lehrte die Menschen Ackerbau und Künste. Ursprünglich war ihr wichtigster Sitz die phrygische Handelsstadt Péssinus, wo ihr ein prächtiger Tempel erbaut war, bald aber verbreitete sich ihr Dienst über ganz Vorderasien und von da nach Griechenland, wo sie besonders als Allernährerin und als Sinnbild der fruchtbaren Erde betrachtet ward. Die bildende Kunst hat ihr die Löwen als Attribute gegeben und stellt sie bisweilen auf einem Wagen sitzend dar, der von zwei Löwen gezogen wird; daher (Ged. Der Spaziergang):

„Mutter Cybele spannt an des Wagens Deichsel die Löwen,
In das gastliche Thor zieht sie als Bürgerin ein."

Nicht selten wird sie auch als Matrone mit einer Mauerkrone auf dem Haupte abgebildet, um auf die durch den Ackerbau entstandene Gründung der Städte hinzudeuten; daher (Ged. Das Eleusische Fest):

„Und der Thore weite Flügel
Setzet mit erfahrner Hand
Cybele und fügt die Riegel
Und der Schlösser festes Band."

Cyclopenstadt (Iph. II, 4; V, 6). Die Cyklopen (d. i. soviel wie Rundauge) werden von den Alten verschieden aufgefaßt. Einmal sind es die riesenhaften, einäugigen Söhne des Uranos (Himmel) und der Gäa (Erde), welche dem Zeus den Blitz schmieden. Homer stellt sie als ein im fernen Westen, worunter

man später Sicilien verstand, wohnendes menschenfressendes Riesenvolk dar (Od. 9, 106 ff.). Noch andere Cyklopen, aus Asien abgeleitet, wurden als die Erbauer der Riesenmauern angesehen, die sich aus uralter Zeit her an vielen Stellen Griechenlands fanden und die man daher cyklopische nannte. Dies gilt besonders von Argos, von dem an unseren Stellen die Rede ist (s. d. u. Perseus).

Cyllénius, s. Hermes.

Cymbále (H. d. K.) od. Cymbel, von dem lat. cymbălum, eine kleine, mit Schellen versehene Pauke. Bei den Alten war es ein Instrument von Erz, das aus zwei hohlen Becken bestand, die beim Zusammenschlagen einen hellen Ton gaben, wie die Messingbecken unserer Militairmusik.

Cynthus (Ged. Semele 2 — 4. B. d. Aen. 27), ein Berg auf der Insel Delos, an dessen Fuße dem Apollo ein Tempel erbaut war.

Cypresse, in der botanischen Sprache Cupressus sempervirens, ein mäßig großer, schlanker, immergrüner Baum mit senkrecht emporstrebenden Aesten und pyramidenförmiger Krone, ähnlich der unserer Alleepappeln. Er wächst am Mittelmeer und im Orient, wo er schon seit alter Zeit den Göttern geheiligt war und seiner düsteren Färbung wegen als Sinnbild der Trauer auf die Grabstätten gepflanzt wurde; daher (Ged. 2. B. d. Aen. 120):

„Daneben ein Cypressenbaum, seit lange
Mit Andacht von den Vätern angeblickt."

ferner (Ged. 4. B. d. Aen. 92): wo es von dem Holzstoß, den die Königin Dido für sich errichten läßt, heißt:

„Ihn schmückt die Königin, wohl wissend, was sie thut,
Mit einem Kranz und der Cypresse traur'gen Aesten."

und (Br. v. M. 5, 466):

„Diese Cypresse laßt uns zerschlagen
Mit der mördrischen Schneide der Axt,

Eine Bahre zu flechten aus ihren Zweigen,
Nimmer soll sie Lebendiges zeugen,
Die die tödtliche Frucht getragen,
Nimmer in fröhlichem Wuchs sich erheben,
Keinem Wandrer mehr Schatten geben;
Die sich genährt auf des Mordes Boden,
Soll verflucht sein zum Dienst der Todten!"

Cypria, s. Aphrodite.

Cyprier (F. I, 7 u. III, 5), ein schwerer und berauschender Wein von der Insel Cypern, (F. I, 4) „cyprischer Nektar" genannt.

Cyther (Iph. IV. Zw.-H.), richtiger Cither (s. d.)

Cythère }
Cythérea } s. Aphrodite.

Czaar (Dem. I), ein vermuthlich aus Caesar gebildetes russisches Wort, ist der Titel der Beherrscher des russischen Reiches; davon abgeleitet: Czaritza (Dem. I), die Gemahlin des Czaar; ferner czaarisch (ebendas. I), s. v. w. kaiserlich; und Czaarowitsch (ebendas. I), des Czaaren Sohn.

D.

Da Capo (R. II, 3), ital. vom Anfange, von vorn, um die Wiederholung einer gesungenen Strophe anzudeuten; „das Da Capo" (R. Vorr.), die Wiederholung.

Dagobert (J. v. O. Prol.), Beherrscher von Austrasien, d. h. dem östlichsten Theile des alten Frankenreiches, war der letzte König von einiger Bedeutung aus dem Stamme Chlodwigs. Nach dem Tode seines Vaters fielen ihm auch Neustrien und Burgund zu, so daß er fortan († 638) über das ganze Frankenreich regierte. Er wurde zu St. Denis (s. d.), das er 632 gegründet hatte, beigesetzt.

Damast (K. u. L. II, 3), nach der Stadt Damascus benanntes, geblümtes Zeug.

Dämon. Unter den Dämonen dachte man sich im Alterthum Mittelwesen zwischen der Gottheit und den Menschen, wie z. B. Perseus (s. d.), der (Br. v. M. 5, 425) ein Dämon genannt wird; und zwar wurden sie theils als gute, theils als böse Geister angesehen. Die ersteren, unter denen man sich bisweilen auch die Götter selbst dachte, wurden bei Betheuerungen angerufen, wie (Ged. 2. B. d. Aen. 24):

„Und nun bei allen himmlischen Dämonen,
Die in des Herzens tiefste Falten sehn,
Wenn Treu und Glaube noch auf Erden wohnen,
Laß so viel Leiden Dir zu Herzen gehn."

Der bösen Geister oder Rachegötter dagegen, welche (Iph. II, 4 — Mcb. V, 12) den Menschen nur Unheil brachten, wurde bei Verwünschungen gedacht. So sagt Dido in Beziehung auf den Aeneas (Ged. 4. B. d. Aen. 120):

„Es sehe der Barbar vom hohen Ocean
Mit seinen Augen diese Flammen steigen,
Und nehme meines Todes Zeugen
Zum Plagedämon mit auf seiner Wogenbahn."

desgl. Theseus (Ph. IV, 3) zu Hippolyt:

— — — „Dir folgt
Ein Rachedämon, dem Du nicht entrinnst."

Sehr häufig braucht Sch. den Ausdruck Dämon im symbolischen Sinne. So heißt es (Iph. II, 2) von Menelaus:

„Sag' an, was für ein Dämon spricht aus Deinem
Entflammten Aug'?"

ferner (Ged. Die Künstler) von der Wahrheit, „der furchtbar herrlichen Urania", daß sie

„Nur angeschaut von reineren Dämonen
Verzehrend über Sternen geht."

Und von dem Manne, der in seinem kühnen Streben sich über seine eigene Natur erheben möchte, heißt es (Ged. Würde der Frauen):

„Seiner Menschlichkeit vergessen,
Wagt des Mannes eitler Wahn
Mit Dämonen sich zu messen,
Denen nie Begierden nahn."

Seit das Christenthum unter den Griechen und den Römern die herrschende Religion wurde, galten den christlichen Religionslehrern alle früheren Gottheiten als böse Geister, so daß sie dann Dämon auch vorzugsweise in diesem Sinne nahmen, in welchem es noch bis auf die neueste Zeit allgemein gebraucht wird. So sagt Don Carlos zur Eboli (D. C. II, 8), als er bemerkt, daß sie seine Geheimnisse erspäht:

„Prinzessin — Nein, das geht zu weit — Ich bin
Verrathen. Sie betrügt man nicht — Sie sind
Mit Geistern, mit Dämonen einverstanden."

Eben so sagt Don Manuel (Br. v. M. 5, 411) in Beziehung auf das Glück:

— — — — — — — — — „des Dämons Neid
Wird keine Macht mehr haben über mich."

desgleichen Don Cesar (ebendas. 429):

„Und daß ich fest sogleich den Zufall fasse
Und mich verwahre vor des Dämons Neide."

eben so der Chor (ebendas. 423):

„Denn die Rachegötter schaffen im Stillen."

und endlich Isabella (ebendas. 475):

„O, muß ein neid'scher Dämon mir die Wonne
Des heiß erflehten Augenblicks verbittern."

Schließlich bezeichnet Dämon den Zustand eines verbitterten Gemüthes, wie (Br. v. M. 5, 402):

„Gehorcht
Dem Dämon, der euch sinnlos wüthend treibt."

oder s. v. w. Trübsinn (Wst. T. III, 4); in demselben Sinne nennt auch Wallenstein (Wst. T. III, 4) den Buttler „seinen bösen Dämon."

Dánaë (Ged. Semele 2), Myth., die Tochter des Acrisius und der Eurydice, wurde von ihrem Vater aus Besorgniß vor einem Orakelspruche, welcher ihm verkündet hatte, daß ihm von seinen Nachkommen der Tod drohe, in einem Thurme oder einem ehernen Gemache verwahrt, damit Niemand zu ihr gelangen könne. Nichtsdestoweniger wurde sie von Jupiter in der Gestalt eines goldenen Regens besucht, in Folge dessen sie den Perseus (s. d.) gebar; daher (Br. v. M. 5, 425):

„Ein bringt der Gott auch zu verschlossnen Thoren,
Zu Perseus Thurm hat er den Weg gefunden."

Dánaer (Ged. 2. B. d. Aen. 23 — Iph. I, 1) ist bei Homer häufig der Name für die Griechen.

Danaïden (Myth.) sind die funfzig Töchter des aus Aegypten stammenden Danaos, des Gründers von Argos. Auf Befehl ihres Vaters ermordeten sie (mit Ausnahme der Hypermnestra) ihre Männer in der Brautnacht. Zur Strafe für diese That mußten sie in dem Tartarus beständig Wasser in ein Faß gießen, dessen Boden durchlöchert war. Das Faß der Danaiden ist daher für vergebliche Arbeiten zum Sprüchwort geworden. So sagt Dunois (J. v. O. I, 4) von der Agnes Sorel, die dem fast verarmten König ihren ganzen Reichthum zum Opfer bringt:

„Sie schöpft ins leck'e Faß der Danaiden."

daher auch bildlich (F. III, 1): „Thränen, die im durchlöcherten Siebe der Ewigkeit ausrinnen." Das Epigramm: Die Danaiden (Ged.) bezieht sich nach Viehoff auf das Werk: „Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften", begründet von Nicolai, fortgesetzt von Felix Weiße und Gottfried Dyk. Sch. nannte es „die Leipziger Geschmacksherberge".

Daphne (Myth.), eine Nymphe, die Tochter des Flußgottes Penéus und der Gäa (d. h. der Erde), wurde von Apollo

geliebt. Als er sie einst verfolgte und fast erreicht hatte, flehte sie Jupiter um Hülfe an (Ged. Die Götter Griechenlands, Str. 4), der sie in einen Lorbeerbaum verwandelte.

Dardanellen (Ged. Hero und Leander), der ehemalige Hellespont (vergl. Helle), eine etwa 10 Meilen lange Meerenge, welche die europäische Türkei von Kleinasien trennt und das ägäische Meer mit dem Marmora-Meere verbindet.

Dardanien
Dardanier } s. Dardanus.

Dárdanus (Ged. 2. B. d. Aen. 132), ein Sohn des Jupiter und der Elektra, hatte aus Betrübniß über den Tod seines Bruders Jasion, welchen der eifersüchtige Jupiter mit dem Blitz erschlagen, sein Geburtsland Arcadien verlassen und sich in Kleinasien angesiedelt, wo er Teucers Tochter, Bateia, zur Gemahlin bekam und so der Stammvater der Trojaner ward (Ged. 4. B. d. Aen. 67). Nach ihm wurden daher die Trojaner häufig auch die Dardanier (Ged. 2. B. d. Aen. 7) genannt; eben so hieß die Landschaft in Kleinasien, in welcher er die nach ihm benannte Stadt erbaute, Dardania oder Dardanien (Ged. 2. B. d. Aen. 109), ein Name, der auch oft poetisch für Troja gebraucht wird.

Dársena, Die (F. II, 15), der innere Theil des Hafens von Genua, der durch Vorgebirge und zwei herrliche alte Hafendämme geschützt ist.

Dasselbigkeit (Dem. I), s. v. w. ewiges Einerlei.

Dauphin war von 1349 bis zur französischen Revolution der Titel des Kronprinzen von Frankreich. Johanna redet (J. v. O. I, 10) den König so an, desgleichen nennt ihn Talbot (ebendas. II, 1) so, weil er noch nicht gekrönt ist.

David, der Sohn Isais (J. v. O. Prol. 4), war nach (1. Sam. 16, 1—13) von Gott zum König der Juden aus-

erwählt worden. Wie er den Goliath (Wst. L. 8) erschlug, wird 1. Sam. 17 erzählt.

Dechant (M. St. I, 2), aus dem lat. decanus (eig. ein Vorgesetzter über Zehn) entstanden; der Vorsteher eines Stifts, der Obergeistliche.

dechiffriren, s. Chiffern.

declamiren, eig. mit Empfindung vortragen; scherzh. (R. IV, 5) prahlerisch reden.

Degen (J. v. O. Prol. 3), bildl. für Held.

Deïphobus (Ged. 2. B. d. Aen. 55), ein Sohn des Priamus und der Hekuba, einer der tapfersten Trojaner. Bei der Eroberung Troja's wurde zuerst seine Burg von Odysseus und Menelaus gestürmt und in Brand gesteckt.

Délia, s. Artemis.

delicat, von dem lat. delicatus; 1) fein (F. II, 3), 2) zart (Par. I, 5), 3) schonend (F. III, 9), 4) empfindlich (F. II, 8). — Delicatesse: 1) Zartheit, feine Schonung, Zartgefühl (Par. I, 3 — Wrb. — Gstf. 10, 170, 206, 228); 2) vorsichtige Zurückhaltung (K. u. L. III, 1); 3) zärtliche Schmeichelei (F. I, 4). — deliciös (R. II, 3): köstlich.

Delinquent, ein in Verhaft genommener Verbrecher; „auf Delinquentenweise" (D. C. IV, 9), wie eine Missethäterin.

Délos (Ged. 4. B. d. Aen. 27), die mittelste Insel von den im ägäischen Meere liegenden Cycladen, der Geburtsort des Apollo und der Diana.

Delphi war im Alterthum eine kleine, aber überaus wichtige Stadt in Phocis. Es war der Sitz des berühmtesten Orakels der Griechen und hatte seinen Namen von Delphos, einem Sohne des Apollo, erhalten. Daher senden die Griechen (2. B. d. Aen. 19) „nach Delphi zu Latonens Sohne", nämlich zu Apollo. Hier, in dem „delphischen Heiligthum"

(Br. v. M. 5, 468) erhielt Orestes die Mittheilung, daß er in Athen gesühnt werden solle, wo die Erinnyen ihn nicht antasten konnten. Der Ausdruck „delphisches Entzücken“, dessen sich Juno, die vermeintliche Beroe (Ged. Semele 1), vergleichungsweise bedient, bezeichnet die prophetische Begeisterung, in welche die Priesterin des Apollo versetzt wurde, wenn sie die Orakel verkündete.

Delphin, ein dem Wallfisch verwandtes Säugethier, dessen Arten in verschiedenen Meeren leben. Die bildende Kunst stellte den Delphin (Gstſ. 10, 249) schon im Alterthum dar, jedoch in einer fabelhaften Gestalt. Auch jetzt noch findet man ihn in dieser Form häufig zu Fontainen benutzt, in denen er Wasserstrahlen aus seinen Nasenlöchern emporspritzt.

Demant, s. Diamant.

Deméter (Myth.), bei den Römern Ceres, eine Tochter des Saturnus und der Rhea, war die Schwester des Jupiter und des Pluto. Sie wurde allgemein als die Göttin des Ackerbaues und der Feldfrüchte verehrt, welche die Erde segnet und eine gedeihliche Ernte verleiht; deshalb sagt Zeus (Ged. Semele 2) zu Mercur:

— — — — — — — — — — „Erhebe deinen Flug
Zu Ceres, meiner Schwester — — — — — — —
Zehntausendfach soll sie auf funfzig Jahr
Den Argiern die Halmen wiedergeben.“

Die Art ihres Wirkens und ihres Verkehrs mit den Menschen schildert in lebendiger Weise „das eleusische Fest“ (Ged.), und selbst in modernen Darstellungen führt Sch. sie als symbolische Gestalt ein. So heißt es (Ged. Der Spaziergang):

„Jene Linien, sieh! die des Landmanns Eigenthum scheiden,
In den Teppich der Flur hat sie Demeter gewirkt.“

Ebendaselbst läßt Sch. sie „des Pfluges Geschenk“ herbeibringen. Ferner erscheint sie als die Alles ernährende Mutter, die den Menschen Speise giebt, darum heißt es (Ged. Die Gunst des Augenblicks) von dem gedeckten Tisch:

„Denn was frommt es, daß mit Leben
Ceres den Altar geschmückt."

Ja, in der Braut von Messina (5, 394) wird sie geradezu gleichbedeutend mit der reifenden Saat eingeführt:

„Nicht wo die goldene Ceres lacht
Und der friedliche Pan, der Flurenbehüter;
Wo das Eisen wächst in der Berge Schacht,
Da entspringen der Erde Gebieter."

Daß der Ackerbau als der Anfang aller Cultur zu betrachten sei, hatte auch den Alten schon eingeleuchtet, und so wurde Ceres zugleich als die Stifterin der bürgerlichen Gesellschaft verehrt. Sie erscheint daher als die Vertheilerin des Grundbesitzes und als Gründerin der Städte, in welcher Eigenschaft ihr auch Opfer dargebracht werden, wie (Ged. 4. B. d. Aen. 11):

„Dir, städtegründende Demeter, quillt
Zweijähr'ger Rinder Blut." — — — — —

Im innigsten Zusammenhange mit dieser Anschauung stand die Sage von dem Raub der Persephone (s. d.), welche sie dem Jupiter gebar. Ihrer Klage um die verlorene Tochter gedenkt Sch. (Ged. Die Götter Griechenlands, Str. 4) mit den Worten:

„Jener Bach empfing Demeters Zähre,
Die sie um Persephonen geweint."

Und in der rührendsten Weise ist diese Klage von ihm zum Gegenstande eines besonderen Gedichts gemacht worden (vergl. Ged. Klage der Ceres).

Demetrius. Unter den Dramen, zu welchen sich in dem Nachlaß Sch.'s Entwürfe finden, erregt der Demetrius, da von diesem mehrere ziemlich vollendete Scenen vorliegen, natürlich das meiste Interesse. Bereits im J. 1803 hatte Sch., durch Körner angeregt, den Plan zu diesem Stücke gefaßt; aber erst am 10. März 1804, bald nachdem er den Tell beendet, entschloß er sich zur Bearbeitung desselben, da er lange zwischen den Kindern des Hauses, dem Warbeck und dem Demetrius geschwankt. Die rüstigen Vorarbeiten, welche die ersten Monate

des Frühjahrs in Anspruch nahmen, wurden zunächst von seiner Reise nach Berlin unterbrochen. Dann legte er die Arbeit bei Seite, um den Warbeck vorzunehmen; Krankheit hielt ihn indessen auch hiervon ab. Erst nachdem er bei Gelegenheit der Vermählung des Erbprinzen von Weimar mit der russischen Kaisertochter durch seine „Huldigung der Künste“ dem Hofe, an welchen er innerlich gefesselt war, einen Tribut der Dankbarkeit dargebracht, fühlte er sich auf's neue angeregt, an den Demetrius zu gehen, welcher der Bühne von Weimar Gelegenheit gegeben hätte, der russischen Fürstin die mannigfachsten Bilder ihrer Heimath vorzuführen. In dieser Beziehung kam Sch. der Aufenthalt seines Schwagers Wolzogen an dem kaiserlichen Hofe in Petersburg zu Statten. Er zog bei ihm Erkundigungen über die Quellen für sein neues Trauerspiel ein und begann die mannigfaltigsten und umfangreichsten Vorstudien, um Land, Klima, Volk und Sitten zur lebendigsten Anschauung zu bringen. Da er aber wiederum vielfach von Schmerzen gefoltert wurde, so nahm er zunächst die Bearbeitung der Phädra von Racine vor. In Beziehung auf diese schreibt er an Goethe (14. Januar 1805): „Ich bin recht froh, daß ich den Entschluß gefaßt und ausgeführt habe, mich mit einer Uebersetzung zu beschäftigen. So ist doch aus diesen Tagen des Elends wenigstens etwas entsprungen, und ich habe indessen doch gelebt und gehandelt. Nun werde ich die nächsten acht Tage daran wagen, ob ich mich zu meinem Demetrius in die gehörige Stimmung setzen kann, woran ich freilich zweifle. Gelingt es nicht, so werde ich eine neue, halbmechanische Arbeit hervorsuchen müssen.“ Dies war glücklicherweise nicht nöthig. Da der Plan zu dem Demetrius fertig war, so kehrte er jetzt ernstlich zu demselben zurück und begann die Bearbeitung der einzelnen Scenen. Wie lebhaft ihn die Arbeit beschäftigte, geht daraus hervor, daß er selbst in seinem Familienkreise oft darüber sprach. So sagte er eines Abends: „Ich hätte eine sehr passende Gelegenheit, in der Person des jungen Romanow, der eine edle Rolle spielt, der

Kaiserfamilie viel Schönes zu sagen". Indessen setzte er am andern Tage, wo er das Gespräch wieder aufnahm, hinzu: „Nein, ich thue es nicht; die Dichtung muß ganz rein bleiben". Leider aber nahm sein körperlicher Zustand einen immer bedenklicheren Charakter an, so daß eben nur Bruchstücke von dieser höchst interessanten Arbeit zu Stande gekommen sind. Die Unterbrechung derselben schmerzte ihn während seiner Krankheit am meisten, in der er viel aus dem Demetrius recitirte. Den Monolog der Marfa fand Herr v. Wolzogen nach Sch.'s Tode auf dessen Schreibtische; wahrscheinlich waren es die letzten Zeilen, die er geschrieben.

Ueber die dem Demetrius zu Grunde liegenden historischen Thatsachen finden sich sehr ausführliche und gründliche Darstellungen in: Heeren und Ukert, Geschichte der europäischen Staaten, Hamburg bei Fr. Perthes 1846, Bd. 3, S. 450—481; desgl. in Prosper Mérimée, Épisode de l'Histoire de Russie. Les faux Démétrius. Paris, Michel Lévy, 1853. Hiernach ist die geschichtliche Grundlage folgende:

Czaar Iwan IV. (nach einer anderen Zählung II.), seiner Rohheit und Grausamkeit wegen „der Schreckliche" genannt, übrigens aber ein energischer Herrscher, unter welchem die Russen zuerst Gelegenheit erhielten, ihre Kräfte kennen zu lernen, hatte von 1533 bis 1584 regiert. Er hinterließ zwei Söhne, Feodor und Demetrius. Der damals 22jährige Feodor war von außerordentlich schwächlicher Gesundheit, so daß sein erst zwei Jahre alter Bruder bereits als muthmaßlicher Thronerbe betrachtet wurde. Feodor I., welcher zunächst den Thron bestieg und wohl einsah, daß er das von seinem Vater Erworbene nur mühsam würde zusammenhalten können, überließ die Zügel des Regiments seinem Schwager Boris Godunow, einem einsichtsvollen und kräftigen, übrigens aber ruchlosen Manne, der vor keinem Verbrechen zurückbebte, und daher ungeachtet alles Guten, das er dem Volke that, dennoch gefürchtet und gehaßt wurde. Da er übrigens mit Glück regierte, so erhielt er, als

Feodor 1598 kinderlos starb, die Stimme aller Großen zur Nachfolge, denn der junge Demetrius hatte jetzt erst sein sechzehntes Lebensjahr erreicht. Da es Boris aber darauf ankam, sich des Thrones für seine Person zu bemächtigen, so verbannte er die Czaarin-Wittwe, Maria Feodorowna mit ihrem Sohne Demetrius nach Uglitsch, einer Stadt, die dem letzteren durch ein Testament Iwans als Leibgedinge bezeichnet worden war. Bald darauf indeß ließ er den jungen Demetrius heimlich ermorden, mit welchem auf diese Weise der achtehalbhundertjährige Rurik'sche Mannsstamm erlosch. Die Czaarin-Wittwe aber zwang er, unter dem Namen Marfa den Schleier zu nehmen und sich nach dem troizkischen Kloster am See Belosero (s. d.) im nördlichen Rußland zurückzuziehen. Indessen brachte ihm die Schandthat keine Frucht. Unter der Maske des ermordeten Prinzen standen kurz hintereinander fünf Betrüger auf, von denen der erste und zugleich der bedeutendste ihm den Lohn geben sollte. Es war Grischka Otrepiew (nach anderen Lesarten Griska Utropeja) von einer armen adeligen Familie zu Jaroslaw, der seine Jugendzeit als Mönch in einem Kloster (s. Tschudow) zugebracht und von seinem Bruder bewogen worden war, als Demetrius V. aufzutreten. Unter dem Vorgeben, daß er durch Hülfe eines treuen Dieners aus der Gewalt des Boris befreit worden, eine Zeit lang in Mönchskleidern umhergeirrt sei und endlich die Litthauische Grenze erreicht habe, trat er in Polen auf. Einige Aehnlichkeit mit dem umgekommenen Prinzen unterstützte den Betrug; überdies wies er ein russisches Siegel auf, welches Wappen und Namen des Czaarewitsch trug, so wie ein werthvolles goldenes, mit Edelsteinen geschmücktes Kreuz, das er als Pathengeschenk erhalten haben wollte. So wurde er von den vornehmsten Herren der polnischen Republik anerkannt, die sich bereit erklärten, ihn bei der Zurückforderung seines Erbes zu unterstützen.

Boris, welcher bald von diesen Vorgängen Kenntniß erhielt, betrachtete den Demetrius anfangs als einen niedrigen

Intriganten; als sich jedoch die donischen Kosacken für ihn erhoben, sah er wohl ein, daß er es mit einem Feinde zu thun habe, den er nicht verachten dürfe. Er suchte sich daher des Demetrius zu bemächtigen und bot den beiden Prinzen Wiszniowiecki Geld und Ländereien an, wenn sie ihm den Betrüger auslieferten. Dieses Anerbieten wurde jedoch ausgeschlagen, und einer der beiden Palatine brachte den vermeintlichen Demetrius zu seinem Schwiegervater Georg Mniszek, dem Fürsten von Sendomir, welcher ihn als König aufnahm. Hier lernte Demetrius Marina, die jüngste Tochter Mniszeks, kennen, welche durch ihre Schönheit und Anmuth einen tiefen Eindruck auf ihn machte. Der Vater begünstigte das Verhältniß, und so wurde am 25. Mai 1604 ein Heirathsversprechen unterzeichnet, zufolge dessen Demetrius der Marina Mniszek die Städte Pskow und Nowgorod (bei Sch. „die Fürstenthümer Pleskow und Groß-Neugard"), seinem Schwiegervater aber eine Million polnischer Gulden bei seiner Thronbesteigung zu schenken hatte. Dieses Heirathsversprechen sollte erst zu Moskau gültig sein und nur auf ein Jahr verbindliche Kraft haben, wenn nicht nach Ablauf desselben Marina und ihr Vater es erneuerten. Nunmehr wurde Demetrius von den polnischen Großen kräftig unterstützt und betrat den russischen Boden. Da alsbald viele Bojaren und eine große Menge Volks zu ihm übergingen, so gelang es ihm, das Hauptheer des Boris zu schlagen. Dieser, überrascht, gab die Hoffnung zu früh auf, vergiftete sich (1605) und überließ den Thron seinem Sohne Feodor. Inzwischen war Demetrius in Moskau eingezogen, wo er den Feodor verhaften und erdrosseln ließ. Jetzt bestieg er selbst den Thron und vermählte sich am 8. Mai 1606 mit Marina. Da er aber, eben so wie seine junge Gattin, sich an die russische Sitte und besonders an die religiösen Ceremonien nicht binden wollte, so entstand im Volke ein allgemeines Murren, das, durch die reichen und mächtigen Schuiski's genährt, schnell in eine offene Empörung ausbrach. Neun Tage nach der Vermählung brach der Sturm los;

wüthende Volksmassen drangen in die Gemächer des Czaaren ein, der sich durch einen Sprung aus dem Fenster zu retten suchte, aber durch brutale Pöbelwuth ein schmachvolles Ende fand. Jetzt wählten die russischen Großen den Fürsten Wassilij Schuskoi, der sich aber gleichfalls nicht behaupten konnte, denn die Könige von Polen und Schweden mischten sich in die Händel, um Prinzen ihres Stammes auf den Czaarenthron zu setzen. So dauerten die Gährungen fort, bis sich endlich die Russen ermannten und im Jahre 1612 die Fremden aus dem Lande schlugen. Im folgenden Jahre wurde dann Michael Feodorowitsch Romanow, welcher mütterlicherseits aus dem Rurik'schen Hause stammte, und dessen Nachkommen in weiblicher Linie noch heut das russische Scepter führen, auf den Thron erhoben und somit die Ruhe wieder hergestellt.

Von dieser historischen Darstellung weicht Sch.'s Demetrius darin ab, daß er kein Betrüger, sondern „ein Betrogener" ist; er ist über sich selbst im Irrthum und somit zum dramatischen Helden mehr geeignet als der geschichtliche Demetrius. Unserm Drama zufolge erhält nämlich der Mörder des echten Demetrius nicht den versprochenen Lohn, sondern wird vielmehr von Boris mit dem Tode bedroht. Aus Rache greift er einen Knaben auf, der mit dem ermordeten Prinzen Aehnlichkeit hat, bringt ihn einem Geistlichen, den er für seinen Plan gewonnen, hängt ihm ein goldenes Kreuz um, das er dem unglücklichen Czaarensohn abgenommen, und so wächst der falsche Demetrius, sich selbst unbekannt, als Mönch auf. Da ihm aber das Klosterleben anfängt lästig zu werden, so flieht er, verläßt Rußland und findet in dem Hause des Woiwoden von Sendomir in Polen Aufnahme. Hier geräth er in Streit mit dem Castellan von Lemberg, den er verwundet. Für dies Verbrechen zum Tode verurtheilt, soll er hingerichtet werden, wobei er an dem bekannten Kleinode als Sohn des Czaaren Iwan erkannt wird. So steigt er unmittelbar von dem Blutgerüste auf einmal zu hohen Ehren und verlobt sich sogar mit des Woiwoden Tochter

Marina, die ihn antreibt, sein Reich wieder zu erobern. Von den Polen unterstützt und vom Glück begünstigt, dringt er siegreich vor. Da entdeckt ihm in Tula der Mörder des echten Demetrius den wahren Hergang der Sache, und plötzlich ist er wie umgewandelt. Vorher edel, würdig und ritterlich, erfaßt ihn jetzt Wuth und Verzweiflung, so daß er nach einem Messer greift und den Mörder niederstößt. Nun kommt ihm Alles darauf an, sich als Czaar zu behaupten; aber statt seines offenen, unbefangenen Charakters erscheint jetzt eine finstere, mißtrauische und grausame Natur. Am meisten ist ihm daran gelegen, von der Mutter des echten Demetrius als Sohn anerkannt zu werden; die Zusammenkunft mit der Czaarin Marfa findet statt, aber kein Zug des Herzens treibt sie ihm entgegen. Nur durch Ueberredung gelingt es ihm, sie zu veranlassen, daß sie über ihren Unglauben schweigt. So findet denn der Einzug in Moskau statt; aber unheimliche Anzeichen begleiten denselben. Dazu kommt, daß Demetrius von leidenschaftlicher Liebe für Axinia, die Tochter des an Gift gestorbenen Boris, entbrennt. Diese aber verabscheut ihn, da er bereits an Marina gefesselt ist, welche ihm nach der Vermählung kalt erklärt, daß sie ihn nie für den echten Demetrius gehalten habe. So fühlt er sich bei der höchsten Gewalt dennoch unglücklich in dem Gefühl innerer Leere. Dazu kommt das Mißvergnügen bei dem Volke; eine Verschwörung bricht aus, die Rebellen stürzen in sein Zimmer und fordern von der Marfa, sie soll das Kreuz darauf küssen, daß Demetrius ihr Sohn sei. Sie schweigt — und von Schwertern durchbohrt, stürzt er zu ihren Füßen nieder. — Auf diese Weise geht der Held des Stückes innerlich an sich selbst zu Grunde, so daß neben dem Verlauf der äußeren Handlung das wahrhaft Tragische in dem Entwickelungsprozeß der Seele des Helden zu suchen ist, der sich zuletzt selbst nicht wieder erkennt.

Dem Demetrius zur Seite steht Marina, die stolze, hochstrebende Woiwodentochter, ein junges, anmuthiges, zugleich aber kluges und schlau berechnendes Mädchen, bei der auch die

Geschichte es zweifelhaft läßt, ob ihre Leidenschaft für Demetrius eine wahre oder eine erkünstelte gewesen sei. Sie fühlt sich zur Herrscherin geboren; sie durchschaut den König Sigismund ebenso wie den Demetrius und beherrscht ihren Vater, so daß dieser um ihretwillen Alles auf's Spiel setzt. Entschlossen und muthig, versteht sie es, die Truppen für sich zu begeistern und wird hierdurch die Seele der polnischen Unternehmung. Mit kluger Berechnung veranlaßt sie sogar den Heerführer Odowalsky, die Truppen nicht nur dem Demetrius, sondern zugleich ihr Treue schwören zu lassen. Auch ihre weibliche Eifersucht entspringt aus berechnender Vorsicht, indem sie, ohne Veranlassung dazu zu haben, den Odowalsky mit der Bewachung des Demetrius beauftragt. Als sie später aber wirklichen Grund zur Eifersucht bekommt und von der Leidenschaft ihres Verlobten für Axinia hört, da bebt ihre Herrschbegierde auch vor einem Verbrechen nicht zurück, und sie läßt der vermeintlichen Nebenbuhlerin den Giftbecher reichen. So erscheint sie als eine höchst dramatische Natur, deren Charakterzeichnung in Sch.'s Händen gewiß eine Meisterarbeit geworden wäre. Ueber ihren Ausgang berichtet die Geschichte, daß das Volk zunächst an ihrer Krönung, die bis dahin keiner früheren Czaarin zu Theil geworden, deshalb besonders Anstoß nahm, weil sie die russische Taufe nicht erhalten hatte. Die Krönungsfeier wurde geradezu als gottlose Ceremonie betrachtet. Ferner trug ihre leichtsinnige Verachtung der russischen Sitte, besonders in Betreff des Anzuges und der Speisen, wesentlich mit zu dem schnellen Ausbruch der Verschwörung bei, die ihrem Gatten das Leben kostete. Sie mußte nach dem Tode desselben alle Kostbarkeiten herausgeben, und erst, nachdem ihr Vater mit Mühe eine Summe von 80,000 Thalern Entschädigungskosten zusammengebracht, durfte sie zu demselben zurückkehren.

Den beiden tragischen Gestalten, um welche sich die Handlung concentrirt, stehen die beiden reinen Seelen des jungen Romanow und der Axinia gegenüber. Diese, die Tochter

des Boris, in der Geschichte Xenia genannt, trinkt lieber den Giftbecher, als daß sie dem Demetrius zum Altare folgt; und Romanow als ein geweihtes Haupt, das von der Vorsehung zum Throne berufen ist, lehnt es ab, an der Verschwörung Theil zu nehmen. Durch ihn eröffnet sich am Schluß der Handlung, die einen bedeutungsvollen Wendepunkt in der russischen Geschichte bezeichnet, zugleich eine erhebende Aussicht in die Zukunft.

Einzig endlich steht Marfa da, die leidende und ausharrende Heldin. Die Trauer um ihren Sohn, der nicht zu stillende Gram über den unersetzlichen Verlust; der echt mütterliche Ausbruch der Freude bei der Nachricht, daß er noch lebe; der wahrhaft majestätische Monolog im zweiten Akt — das Alles erscheint so wahr und so lebendig, daß man mit Begierde der Katastrophe entgegen sieht, wo das Unglück der bitteren Täuschung über sie hereinbrechen muß.

Außer diesen fünf Hauptgestalten sind noch der König Sigismund, der Woiwode Mnischek, der Fürst Leo Sapieha, der Erzbischof Hiob und der Kosaken-Hetman Korela als historische Personen zu betrachten, über welche das Nöthige in den sie betreffenden Artikeln nachzusehen ist. Die übrigen Personen sind Erfindungen des Dichters.

Der Plan des Demetrius, wie er vor uns liegt, ist ein außerordentlich reicher. Obwohl die Haupthandlung an sich einfach ist und in mächtigem Strome den Hauptcharakter sich zum Helden entwickeln und wieder zu Grunde gehen läßt: so sind doch zugleich so viel Nebenhandlungen in das Ganze verknüpft, daß Sch. während der Arbeit gewiß Vieles mehrfach modificirt haben würde. Daß er selbst von seinem Plane in hohem Grade begeistert war, geht aus einem Briefe an Körner hervor, in welchem er seinen Demetrius in gewissem Sinne als ein Gegenstück zur Jungfrau von Orleans bezeichnet. Er hat mit dieser die feurige Beseelung und den bestimmten Entschluß zu kräftigem Handeln gemein; aber in der entscheidenden Stunde, wo der Mörder des echten Demetrius sich ihm entdeckt, verläßt

ihn der Glaube an sich selbst, und nun nimmt er nicht, wie die Jungfrau, ein großes Leiden auf sich, sondern geht wilden Schrittes über Verbrechen und Leichen dem Czaarenthrone zu und seinem Untergange entgegen.

Unter den vollendeten Scenen wetteifert die erste, welche uns den Reichstag zu Krakau vorführt, an Großartigkeit des Stils mit der Apfelschußscene im Wilhelm Tell, während die Klosterscene einen das Gemüth tief ergreifenden Eindruck macht. Die Trauerklage über Sch.'s Tod mußte natürlich zusammenklingen mit dem Schmerz über die unvollendete Arbeit. Besonders war dies bei Goethe der Fall, dem Sch. nach seiner Gewohnheit den ganzen Plan mitgetheilt und von dem er vielfachen Rath entgegen genommen hatte. Da ihm das ganze Stück lebendig vorschwebte, so beschloß er, die Arbeit seines Freundes zu vollenden, indem er dessen Anschauungen und Absichten „dem Tode zum Trotz bewahren und ein herkömmliches Zusammenarbeiten bei der Redaction eigener und fremder Stücke" hier zum letzten Male auf dem höchsten Gipfel zeigen wollte. Aber „eigensinnig und übereilt", wie er sagt, gab er den Vorsatz auf; oder richtiger: seine Natur war für die Lösung einer solchen Aufgabe nicht geschaffen. Nach Sch.'s Tode haben andere Dichter, wie Hermann Grimm, Friedrich Bodenstedt und Friedrich Hebbel selbständige Demetriustragödien zu liefern versucht, während Franz v. Maltiz, Gustav Kühne und O. F. Gruppe sich mit mehr oder weniger Glück an eine Vollendung des Sch.'schen Fragments gewagt haben.

Demokrit (R. Vorr.), einer der bedeutendsten Naturphilosophen Griechenlands, wurde gegen 470 v. Chr. zu Abdera geboren, von wo er später nach Aegypten und Asien reiste, um seine Studien in der Geometrie und den Naturwissenschaften zu erweitern. Er kam zwar arm, aber an Schätzen des Wissens bereichert nach seiner Vaterstadt zurück. Obwohl er, wie die Sage berichtet, beständig über die Thorheiten seiner Mitbürger gelacht haben soll, so ward er von denselben doch für die

Vorlesung seines berühmten Werkes von der Naturordnung hoch geehrt und reichlich belohnt. In den vielen Schriften, welche er hinterlassen, hat er hauptsächlich die atomistische Ansicht ausgebildet, welcher noch gegenwärtig die meisten Physiker huldigen, und der zufolge alle Körper aus kleinen Theilchen oder Atomen (s. d.) bestehen, die über und neben einander liegen.

St. Denis, ein Städtchen, zwei kleine Stunden von Paris entfernt; daher (J. v. O. I, 5):

„Es war gerad' das Fest der Königskrönung,
Als ich zu Saint Denis eintrat. Geschmückt
Wie zum Triumphe waren die Pariser."

Das an sich unbedeutende Städtchen ist berühmt durch eine Benedictiner-Abtei, die denselben Namen führt und dem heiligen Dionysius geweiht ist. Als Karl der Kahle sich später dieses Klosters bemächtigte, fügte er seinen Titeln auch den eines Abts von St. Denis bei. Der h. Dionysius wurde als der Schutzpatron Frankreichs angesehen, daher sagt König Karl (J. v. O. IV, 10) von Johanna:

„Ihr Name soll dem heiligen Denis
Gleich sein, der dieses Landes Schützer ist."

Zu St. Denis befanden sich ehemals die Gräber fast sämmtlicher Könige von Frankreich, wurden jedoch während der Revolution zerstört.

Des Cartes od. Cartesius (Ged. Die Weltweisen), berühmter französischer Philosoph und Mathematiker; geb. 1596, † 1650.

Desna (Dem. II, 2), ein Nebenfluß des Dniepr auf dessen linker Seite. Sie entspringt auf der Düna-Donischen Landhöhe, fließt nach S.-W. und geht bei Kiew in den Dniepr. Nördlich von Kiew liegt Tschernigow (Dem. II, 1 u. II, 2), welches zur Zeit des Pseudo-Demetrius noch zu Polen gehörte und erst 1667 an Rußland abgetreten ward. Nordöstlich von Tschernigow,

ebenfalls an der Desna, liegt Sewerisch Nówogrod (in Heeren's Geschichte: Nowgorod-Ssewerskl).

Despot (F. I, 12 — D. C. III, 9), ein unumschränkter Herrscher, dem nicht das Gesetz, sondern seine Willkür die Richtschnur seines Handelns ist; Despotenfurcht (Dem. I) also: die Furcht vor solcher Herrscherwillkür oder solchem Despotismus (R. III, 2); bildlich ist von religiösem Despotismus die Rede (vergl. Ged. Resignation, Str. 9) und von Despotismus auf dem Gebiete der dramatischen Poesie (vergl. Ged. An Goethe, Str. 3); despotisch (D. C. II, 10), s. v. w. gebieterisch.

Dessau (Picc. I, 1), am Einfluß der Mulde in die Elbe, Hauptstadt des Herzogthums Anhalt-Dessau, welches seit 1603 als eine selbständige Linie bestand.

Deukálion (Myth.), ein Sohn des Prometheus, wird als der erste König von Thessalien genannt. Er war mit seiner Gemahlin Pyrrha aus einer großen Wasserfluth gerettet worden, durch welche Jupiter beschlossen hatte, das ganze Menschengeschlecht von der Erde zu vertilgen. Als er mit seinem Schiff auf dem Parnaß gelandet war, stieg er aus und opferte dem Jupiter, welcher den Mercur zu ihm sandte, der ihm den Rath gab, in Gemeinschaft mit seiner Gemahlin Steine hinter sich zu werfen. Dies geschah, wobei aus den von ihm geworfenen Steinen Männer, aus denen der Pyrrha Frauen erwuchsen (Vergl. Ged. Der Triumph der Liebe, Str. 2). Auf diese Weise bevölkerte sich die Erde von neuem, woher die Menschen oft als Kinder Deukalions und der Pyrrha bezeichnet werden; so heißt es von den Sterblichen (Ged. Semele 1): „Liebereiz mag auch Prometheus und Deukalion verliehen haben" — ferner (Ged. Die Götter Griechenlands, Str. 5):

„Zu Deukalions Geschlechte stiegen
Damals noch die Himmlischen herab;
Pyrrha's schöne Töchter zu besiegen,
Nahm der Leto Sohn den Hirtenstab."

und (Ged. Klage der Ceres):

„Mütter, die aus Pyrrha's Stamme
Sterbliche geboren sind,
Dürfen durch des Grabes Flamme
Folgen dem geliebten Kind."

In (Der Spaziergang unter den Linden; 10, 58) heißt es von der Natur: „Eben diesen grünen wallenden Schlepp trug sie schon vor Deukalion", d. h. vor uralter Zeit.

Deut (Picc. II, 7), eine holländische kleine Münze im Werthe von 20 Kreuzern.

Deutschland und seine Fürsten (Ged.), ein prophetisches Epigramm aus dem Jahre 1795. Wenn in früheren Zeiten die Größe des deutschen Volkes sich vorzugsweise in der Kraft seiner Herrscher und in dem treuen Gehorsam der Unterthanen kund gab: so muß, wie die Gegenwart es lehrt, bei steigender Geistescultur das Herrschen allerdings schwerer werden. Dafür können aber die Fürsten mit einem Volke, welches von selber nach dem Rechten und Guten strebt, freier und menschlicher verkehren. Und alles Große, was unter solchen Umständen geschieht, ist dann weniger den Thronen als dem kräftig wirkenden Volksgeiste selbst zu verdanken. War ehemals ein Fürst der Stolz seines Volkes, so soll fortan das Volk der Stolz seines Fürsten sein.

Diadem, eine königliche Kopf- od. Stirnbinde, dichterisch (F. II, 19 — D. C. II, 1 — M. St. II, 9 — Ph. III, 1) für Krone oder Herrschaft.

Diák (Dem. I), Abk. von Diakón, d. i. ein Unter- oder Hülfsgeistlicher. Heeren nennt den von Demetrius bezeichneten Diaken „Schtschelkalow".

Diamant, von dem gr. adamas, d. i. unbezwinglich; auch Demant (D. C. IV, 9), der härteste, durchsichtigste und glänzendste Edelstein; sinnbildlich für etwas äußerst Kostbares, wie (D. C. II, 8):

„Die Liebe ist der Liebe Preis. Sie ist
Der unschätzbare Diamant, den ich
Verschenken oder, ewig ungenossen,
Verscharren muß.“ — — — — —

desgl. (Br. v. M. 5, 499):

„Der Tod hat eine reinigende Kraft,
In seinem unvergänglichen Palaste
Zu echter Tugend reinem Diamant
Das Sterbliche zu läutern.“

Eben so (F. I, 1), wo die „schöne Welt“ einem Demanten und (Sp. u. d. L.) wo die Natur einer abgelebten Matrone verglichen wird, die „geerbte Demanten“ in ihrem Haar trägt.

Diána, s. Artĕmis.

Dichter, An den (Ged.), ein Epigramm aus dem Jahre 1796. Es fordert, daß die Sprache des Dichters nichts Anderes sei, als der unmittelbare organische Ausdruck seines gesammten inneren Wesens, damit die durch Worte bezeichneten todten Begriffe von lebendiger Empfindung durchdrungen erscheinen. Vergl. das Epigramm „Sprache“; ferner die „Vorerinnerung“ zu den „metrischen Uebersetzungen“ (Bd. 1, S. 115) und die Worte der Poesie in der „Huldigung der Künste“.

Dichter, der moralische (Ged.), ein Xenion, welches von Viehoff auf eine seltsame Schrift Lavaters bezogen wird: „Pontius Pilatus, oder der Mensch in allen Gestalten, oder Höhe und Tiefe der Menschheit, oder die Bibel im Kleinen und der Mensch im Großen, oder ein Universal Ecce Homo, oder Alles in Einem.“ Zürich 1782—85. Sch. verlangt, daß der Dichter, der es wesentlich mit dem Wahren, Guten und Schönen zu thun hat, den Menschen in seiner Würde, nicht aber in seiner Jämmerlichkeit zeige. „Aermliche Wichte“ haben in der Poesie nur da einen Werth, wo sie im Contraste mit erhabenen Gestalten auftreten. Vergl. Der erhabene Stoff.

Dictator wurde seit 497 v. Chr. ein Gebieter genannt, welchen die Patricier des alten Roms in Zeiten dringender Gefahr

erwählten, und dem sie auf einige Monate unumschränkte Gewalt verliehen, um Einheit in die zu ergreifenden Maßregeln zu bringen; vergleichungsweise wird Wallenstein (Wst. T. IV, 2) so genannt.

Diderot (Ged. Die Flüsse [Les fleuves indiscrets]), geb. 1713, † 1784, ein französischer Schriftsteller, welcher außer seinen Romanen und Lustspielen besonders durch eine Anzahl philosophisch-ästhetischer Werke sich einen bedeutenden Ruf erwarb.

Dido (4. B. d. Aen.), auch Elisa (4. B. d. Aen. 31) oder Elissa, war die Tochter des Belus und Schwester des Pygmalion, welcher nach dem Tode seines Vaters über Tyrus herrschte. Nach Virgil's Annahme war Dido eine Zeitgenossin des Aeneas. Ihre Schicksale gaben ihm den Stoff zu dem vierten Buch der Aeneide, das natürlich rein erdichtet ist, da zwischen beiden Personen ein Zeitraum von mehr als 200 Jahren liegt. Dido war von ihrem Vater an Sichäus, einen der reichsten Phönicier, verheirathet worden, der zugleich Priester des Herkules war. Sie liebte ihren Gatten zärtlich (4. B. d. Aen. 3); um so mehr erschreckte und kränkte sie der gewaltsame Tod desselben. Ihr Bruder Pygmalion, welcher nach seinen Schätzen lüstern war, hatte ihn am Altare ermordet, worauf ihr der Geist des Verstorbenen erschien, ihr das begangene Verbrechen entdeckte, ihr mittheilte, wo die von Pygmalion begehrten Schätze verborgen seien und ihr gebot, zu fliehen. Mit achtzig Jungfrauen, die sie in Cypern geraubt, ging sie zu Schiffe nach Afrika, wo sie in der Nähe von Utica, einer tyrischen Pflanzstadt, landete. Sie wurde von den Bewohnern auf's freundlichste empfangen, und da sie die außerordentlich günstige Lage des Platzes sogleich erkannte, so bat sie dieselben um ein Stück Land, welches so groß wäre, daß man es mit einer Ochsenhaut umspannen könne. Als man ihr diese Bitte gewährte, ließ sie eine solche Haut in viele Tausend Riemchen zerschneiden, heftete dieselben

aneinander und umspannte damit eine Strecke Land, auf welcher sie zuerst die Festung Byrsa und später (880 v. Chr.) Karthago erbaute. Ein benachbarter Fürst, Jarbas (s. d.), bot ihr seine Hand an, die sie jedoch ausschlug; da sie aber seinen dringenden Anträgen nicht ausweichen konnte, so endete sie ihr Leben freiwillig auf dem Scheiterhaufen. Virgil nimmt in seiner Aeneide die Untreue des Aeneas als Ursache ihres Todes an; daher (R. V, 2): „So lehre mich Dido sterben." — Das Schicksal der Dido ist mehrfach als Sujet für die Oper benutzt worden; besonders sind von Hasse Didone, Partitur in London gestochen, 1740 und Didone abbandonata, in Dresden aufgeführt, 1742 zu nennen, daher (K. u. L. III, 2) „große Opera Dido". Es ist ein feiner Zug, daß Sch. gerade diese Oper wählt; sie paßte ganz zu der Seelenstimmung einer Milford. Denn wie Dido den Aeneas an sich zu fesseln suchte, so sehnte sie sich nach einer Verbindung mit Ferdinand, der ihr eben so wenig zu Theil ward, wie der griechische Fürst jener phönicischen Königin. Mit dem „superbesten Feuerwerk" ist die Schlußscene der Oper gemeint, in welcher sich Dido auf dem Scheiterhaufen verbrennt.

Dikte (Myth.), eine Nymphe, welche von dem Könige Minos von Creta geliebt wurde, seine Liebe aber nicht erwiederte. Um seinen unablässigen Verfolgungen zu entgehen, stürzte sie sich in's Meer, wurde jedoch von Fischernetzen aufgehalten und gerettet. Jetzt stand Minos von ihr ab und gebot, das nahe gelegene Gebirge (4. B. d. Aen. 13) nach ihr zu benennen. — Die Octavausgabe hat statt Dikte — Diktys.

Dilettant (Ged.), ein Epigramm aus dem Jahre 1796. Durch die Sprache, wie wir sie durch das lebendige Wort oder durch die Schrift in uns aufgenommen, sind uns eine Menge von Ausdrucksformen und Gedanken, wie von Bildern und Figuren geläufig geworden, die der Dilettant (Kunstliebhaber) nur neu zu combiniren braucht, ohne sich darum als selbstschöpferisches Genie betrachten zu dürfen.

Diligence (Ged. Die berühmte Frau), frzſ., wörtl. die Emſigkeit, Eilfertigkeit; in früheren Zeiten die Bezeichnung für Schnellpoſt oder Eilwagen.

Dimitri (Dem. I), ſ. Demetrius.

Diógenes (R. II, 3) von Sinope, ein berühmter Philoſoph aus der Secte der Cyniker, geb. 414, † 324 v. Chr., war ein Schüler des Antiſthenes zu Athen. Er trieb den Grundſatz: „Wer am wenigſten bedarf, der kommt der Gottheit am nächſten" auf's Aeußerſte, ſo daß er Kunſt und Wiſſenſchaft, ſo wie alle Annehmlichkeiten des Lebens gänzlich verachtete. In Athen war er bekannt als freimüthiger Sittenprediger, der gegen die Thorheiten ſeiner Zeit mit derbem Witz und bitterer Ironie zu Felde zog; in ſeiner Lebensweiſe war er ein Sonderling, der z. B. am hellen Mittag mit der Laterne ausging, und auf die Frage, was er ſuche, zur Antwort gab: „Ich ſuche Menſchen".

Diomédes, abgek. Dioméd (Myth.), der Sohn des Tydeus (ſ. d.), war nach Adraſtus Tode König in Argos, und in dem Kampfe gegen Troja einer der Tapferſten in dem Heere der Griechen. Beſonders zeichnete er ſich durch ſeinen verwegenen Muth aus, daher (2. B. d. Aen. 28): „Diomed, der Freche". Er raubte in Gemeinſchaft mit Ulyſſes, indem ſie durch einen unterirdiſchen Gang in die Burg von Troja eindrangen, das Palladium (das Bild der Minerva), nachdem Hellenius den Griechen verrathen hatte, Troja könne nicht erobert werden, ſo lange jenes Bild in deſſen Mauern ſei. In der Ilias wird er außerdem als ein edel denkender Mann geprieſen; deshalb erſchallt (Ged. Das Siegesfeſt, Str. 10) aus ſeinem Munde das Lob Hektors, ſeines Feindes. — Ein anderer Diomedes (Iph. I, Zwiſchenhandl.), der Sohn des Ares und der Kyrene, war ein barbariſcher König der Biſtonen in Thracien, der ſeine vier Roſſe mit den Leibern der ſein Land betretenden Fremden fütterte. Herkules, von Euryſtheus zu ihm geſchickt, tödtete ihn, warf ihn hierauf ſeinen eigenen Roſſen vor und entführte dieſelben.

Dióne, s. Aphrodite.

Dioscúren (Myth.), die Zwillingsbrüder Kastor und Pollux. Sie werden gewöhnlich als Söhne der Leda bezeichnet, und zwar Pollux als Sohn des Jupiter, Kastor als Sohn des spartanischen Königs Tyndareus; dieser ist daher sterblich, jener dagegen unsterblich. Als Kastor einst im Kampfe blieb, rächte Pollux seinen Tod, war jedoch über den Verlust seines Bruders untröstlich, so daß Jupiter ihm erlaubte, seine Unsterblichkeit mit demselben zu theilen. Beide bringen daher die eine Hälfte ihrer Tage im Grabe, die andere im Olymp zu. Mit Rücksicht auf diese innige Liebe wurden die beiden Brüder immer vereint dargestellt, und zwar meist mit einem Sterne oder einem Flämmchen über dem Haupte, das man ihnen als Schutzgöttern der Seefahrer beilegte. Daher (Ged. Die Götter Griechenlands, Str. 11):

„Durch die Fluten leuchtet dem Piloten
Vom Olymp das Zwillingspaar."

und (Br. v. M. 5, 500):

„Und wie des Himmels Zwillinge, dem Schiffer
Ein leuchtend Sternbild ꝛc."

Einem anderen Mythus zufolge mußten die beiden Brüder getrennt von einander abwechselnd den einen Tag im Himmel, den andern in der Unterwelt zubringen. Hierauf bezieht sich eine Darstellung, bei der die Köpfe beider aneinander gelehnt sind, aber der eine nach oben, der andere nach unten gerichtet ist; daher (Ged. Die Künstler):

„Da zeigte sich mit umgestürztem Lichte,
An Kastor angelehnt, ein blühend Polluxbild,
Der Schatten in des Mondes Angesichte,
Eh' sich der schöne Silberkreis erfüllt.".

wo die zwei letzten Verse als Gleichniß zu den beiden ersten anzusehen sind, indem der Mond zur Zeit des ersten (oder letzten) Viertels aus einem Lichtbilde und einem eben so gestalteten, aber umgekehrten Schattenbilde zu bestehen scheint.

Diplomátik, eig. die Urkundenlehre; (Par. II, 1): Staatsgeschäftskunde; davon: Diplomatiker, Urkundenkenner; (Par. I, 2), ein in Staatsgeschäften erfahrener Mann.

Dirce (Myth.), die Gemahlin des Königs Lycus, des Vaterbruders der Antiope, marterte die letztere, nachdem sie dem Jupiter zwei Söhne, Amphion und Zethus (die ersten Gründer Thebens), geboren hatte, zwanzig Jahre lang auf alle erdenkliche Weise. Endlich entfloh die grausam Gequälte, wurde aber von der Dirce verfolgt. Da kamen zum Glück die beiden Söhne der Antiope hinzu, ergriffen die Dirce und banden sie an die Hörner eines wilden Stiers, durch welchen sie zu Tode geschleift wurde. Die Darstellung dieser Scene ist unter dem Namen des farnesischen Stiers, als eins der ausgezeichnetsten Denkmäler der alten Kunst, weit berühmt und wird in dem Palaste Farnese zu Rom aufbewahrt. Eine Nachbildung derselben befindet sich in dem Berliner Museum. Die um's Leben gekommene Dirce ward in einen Quell, nordwestlich von Theben in Böotien verwandelt, daher (Phön.): „der Dirce Quell".

dirigiren (Gstſ. 10, 159), von dem lat. dirigĕre, richten, lenken; hier: „die Zauberlaterne dirigiren", d. h. ihr die verlangte Richtung geben, um das in derselben befindliche Bild an einer bestimmten Stelle erscheinen zu lassen.

Discus (Iph. I, Zw.-H.), die Wurfscheibe, eine steinerne oder metallene Scheibe, deren die Alten sich bei den Kampfspielen bedienten, um sich im Werfen nach einem bestimmten Ziele zu üben.

disguschthüren, verd. aus disgustiren, eig. mißfallen, zuwidermachen od. (K. u. L. I, 1) vor den Kopf stoßen.

Disposition von dem lat. disponĕre, anordnen; (Gstſ. 10 198) Gemüthsverfassung oder Gemüthsstimmung, wofür Sch. an anderen Stellen (S. 200, 245) das wenig übliche „Gemüthslage" gebraucht.

Dissonanz, eig. Mißklang; bildl. Uneinigkeit, gestörte Uebereinstimmung, wie (R. II, 1): „Dissonanz mechanischer Schwingungen"; ferner Schilderungen übertriebener, unnatürlicher Bosheit, wie (R. Vorr.): „moralische Dissonanzen".

Distichon, Das (Ged.), ein Epigramm aus dem Jahre 1796. Es schildert den musikalischen Zauber des elegischen Versmaßes, welches aus einem mächtig aufschäumenden Hexameter (s. d.) und einem sanft beruhigenden Pentameter (s. d.) besteht.

Dithyrámbe (Ged.) od. Dithyrámbus, eig. ein Beiname des Bacchus, wegen seiner Doppelgeburt (vergl. Semele); demnächst ein begeisterter, brausender Lobgesang auf ihn; endlich jedes Begeisterung athmende Lied. — Das Gedicht stammt aus dem Jahre 1796 und führte früher den Titel: „Der Besuch". Es ist als der frische Erguß einer begeisterungsvollen Stunde anzusehen. Angeregt durch den edlen Saft der Trauben, erwachen in dem Dichter das Gefühl der Liebe und der Sinn für alles Edle und Schöne; die Götter steigen zu ihm hernieder, dem Staubgeborenen, der ihnen nichts zu geben, sondern nur von ihnen zu erbitten vermag, was denn Zeus auch gnädig gewährt.

Divan (Tur. I, 1), pers. der königliche Hof; in der Türkei die geheime Rathsversammlung des Sultans; hier von Sch. auf China übertragen: die öffentliche Versammlung der Räthe, in welcher der Kaiser selbst den Vorsitz führt.

Dmitri (Dem. I), s. Demetrius.

Dnieper, richtiger Dnjepr, ein bedeutender russischer Fluß, welcher auf dem südlichen Abhange der Waldai-Höhe entspringt, bis zu 50° Br. südlich geht, dann in einer stark östlichen Ablenkung die Karpathisch-Uralische Landhöhe durchbricht, worauf er sich abermals westlich wendet und nach einem Laufe von 137 Meilen in die Bucht von Odessa mündet. Zur Zeit des Pseudo-Demetrius bildete er die Grenze zwischen dem polnischen

und dem russischen Reiche; daher fragt Demetrius (Dem. II, 2) einen seiner Officiere:

„Ist das der Dnieper, der den stillen Strom
Durch diese Auen gießt?“ — — — — — —

und Marina sagt (Dem. I) zu ihrem Vater:

„Jenseits des Dniepers wird mein Loos geworfen.“

Document (Gstſ. 10, 190), von dem lat. docēre, lehren, eig. was zur Belehrung dient, gew. (R. I, 2) eine Urkunde; so heißt es vom Demetrius (Dem. I):

„Die Documente seines Rechtsanspruches
Sind eingesehen und bewährt gefunden.“

ferner auch (R. II, 1 — Wst. T. I, 2) eine Beweisschrift, ein Beleg. So antwortet Maria Stuart dem Lord Burleigh (M. St. I, 7), der sie anklagt, aus ihrem Kerker die Verschwörung planvoll gelenkt zu haben:

„Wann hätt' ich das gethan? Man zeige mir
Die Documente auf.“

Döffingen (Ged. Graf Eberhard der Greiner), ein im Neckarkreise Würtembergs, westlich von Stuttgart gelegenes Dorf, das jetzt nicht mehr existirt.

Doge (F. Perſ.-Verz.), ital. von dem lat. dux, der Anführer; Titel des ehemaligen Oberhauptes der Regierung zu Genua und Venedig, das aus dem Adel, welcher die Regierung in Händen hatte, gewählt wurde; daher (F. II, 14): „Dogewahl“. In Genua bekleidete der Doge seine Würde zwei Jahr, in Venedig lebenslänglich.

Dogge (R. I, 2 — Menschenf. 5 — Ged. D. Kampf m. d. Drachen), von dem engl. dog, Hund; ein großer englischer Hund, bes. ein Hetzhund.

Dolmetscher (vermuthlich aus einem slavischen Worte gebildet), derjenige, welcher einem Anderen das in einer fremden Sprache Gesprochene in seine Muttersprache oder wenigstens in eine ihm bekannte Sprache übersetzt. — Davon: verdolmetschen

(R. I, 1 — F. III, 7), übersetzen oder ausführlicher erklären. — Mit den siebzig Dolmetschern (Tur. II, 3) sind die 72 gelehrten Juden gemeint, welche einer auch von Josephus berichteten Sage zufolge auf Befehl des ägyptischen Königs Ptolemäus Philadelphus eine griechische Uebersetzung des Alten Testaments verfaßten, die unter dem lateinischen Namen Septuaginta, d. h. 70 bekannt ist. Sie arbeiteten auf der Insel Pharos, nahe bei Aegypten, abgesondert von einander, und dennoch sollen ihre Arbeiten in Folge göttlicher Inspiration wörtlich miteinander übereingestimmt haben. Diese etwa 200 Jahre vor Chr. Geb. verfaßte Uebersetzung ist auch unter dem Namen der alexandrinischen Version bekannt.

Dolópen (Ged. 2. B. d. Aen. 73), ein thessalischer Volksstamm, der im trojanischen Kriege von Pyrrhus oder Neoptolemus, dem Sohne des Achill, geführt wurde.

Domherren (Gstſ. 10, 137 u. 140) oder Stiftsherren nennt man in der katholischen Kirche gewisse Mitglieder einer mit milden Vermächtnissen und geistlichen Rechten ausgestatteten Anstalt, die ursprünglich zu kirchlichen oder religiösen Zwecken bestimmt und einer geistlichen Körperschaft anvertraut war. Sie stehen dem Bischofe berathend zur Seite, wie die Cardinäle dem Papste, und sind meist reiche Leute, indem sie nach und nach in den Besitz eines bestimmten Antheils der zu ihrer Kirche gehörenden Güter gelangt sind.

Dominicaner, s. Dominicus.

Dominicus de Guzman wurde im Jahre 1170 zu Calarvejo in Alt-Castilien geboren. Talentvoll und von Liebe zu den Wissenschaften erfüllt, widmete er sich dem geistlichen Stande. Da er demselben mit vollem Eifer diente, so wurde er von dem Papste Innocenz III. beauftragt, die Ketzer in Frankreich, besonders die Albigenser, zu bekehren oder auszurotten, zu welchem Zweck er das sogenannte Inquisitionsgericht begründete. Er starb im Jahre 1221 zu Bologna und wurde 1233 von Gregor IX. unter

die Heiligen versetzt; daher wird er (D. C. III, 4) der heilige Dominicus genannt. Der von ihm im Jahre 1215 zu Toulouse gestiftete Predigermönchsorden, dessen Glieder sich nach ihm Dominicaner (F. V, 5 — D. C. II, 10 — Wst. T. V, 2 — Gstf. 10, 257) nannten, hatte die Bestimmung, sich durch Predigten gegen die Ketzer immer weiter auszubreiten und allmälig fester zu begründen. — Dominicuskirche (R. II, 3), eine dem h. Dominicus geweihte Kirche.

Dom Remi, s. Vaucouleurs.

Don (Dem. I), ein russischer Fluß, welcher an der Ostseite der Düna-Donischen Landhöhe entspringt, erst südöstlich, dann südwestlich fließt und sich in den nördlichsten Busen des Asowschen Meeres ergießt. Die in seiner Umgegend wohnenden Kosaken, der wörtlichen Bedeutung nach nichts Anderes als herumstreichende, leicht bewaffnete Soldaten, sind ein kriegerischer Volksstamm, der sich bis zu dem südöstlichen Theile Polens ausbreitet und sich in zwei Hauptstämme, die kleinrussischen und die donischen Kosaken (Dem. II, 1) theilt, von denen die letzteren die gebildeteren sind.

Donauwörth (Picc. I, 1), baiersches Städtchen an der Donau, bis 1607 freie Reichsstadt.

Don Carlos. Nachdem Sch. im Februar 1783 Kabale und Liebe vollendet hatte, schwankte er zunächst zwischen Maria Stuart und anderen tragischen Stoffen, entschied sich indessen bald für D. C., wozu er den Stoff in St. Real's historischer Novelle *) fand, auf welche ihn Dalberg in Manheim aufmerksam gemacht hatte. Einen ersten Entwurf hatte er bereits in Bauerbach begonnen, dann aber den Gegenstand liegen lassen, bis sich im Juni 1784 Dalberg abermals günstig über das Sujet aussprach. Jetzt nahm er die Arbeit in Manheim mit voller

*) Saint-Réal, Don Carlos, Nouvelle historique. 2ème édition. Paris, 1865. Preis 2½ Sgr.

Kraft wieder auf, studirte die Geschichte Philipp's II. und konnte bald den ersten Act (einzelne durch prosaische Erzählung unterbrochene Scenen) in der Rheinischen Thalia veröffentlichen. Zu Anfang des Jahres 1785 hatte er in Darmstadt Gelegenheit, den vollendeten ersten Act in Gegenwart des Herzogs Carl August von Weimar vorzulesen, was ihm den Titel eines herzoglich weimarischen Raths einbrachte; bald darauf ging er von Manheim nach Leipzig, wo er in dem Dorfe Gohlis an dem zweiten Act arbeitete, aus welchem einzelne Scenen gleichfalls in der Thalia erschienen. Durch seinen Umgang mit den Schauspielern des Leipziger Stadttheaters, welche das Stück für die Bühne zu haben wünschten, wurde er zu einer prosaischen Bearbeitung desselben veranlaßt, deren gelungene Darstellung von so glänzendem Erfolge begleitet war, daß sich auch die Hofbühnen von Dresden und Berlin das Manuscript zu verschaffen suchten, um das Stück danach aufzuführen. Sch. selbst hatte von dieser Arbeit den Vortheil, daß er sich des umfangreichen Materials mehr bemeisterte, denn für eine scenische Darstellung, auf die er um der Sache willen bereits verzichtet hatte, war die Arbeit viel zu weitläuftig angelegt. Im Herbste des Jahres 1785 folgte Sch. seinen in Leipzig gewonnenen Freunden Huber und Körner nach Dresden, wo ihm bei dem freundlichen Dorfe Loschwitz ein Gartensaal eingeräumt wurde. In dieser anmuthigen Gegend, frei von jeder drückenden Sorge, gab er seinem D. C. eine ganz neue Gestalt; im Spätherbst 1786 war das Stück vollendet, 1787 wurde es zum ersten Mal vollständig herausgegeben. Von den ersten Ausgaben war viel gestrichen worden, was auch in der Leipziger Ausgabe von 1801 zum zweiten Mal geschah. Die letzte von Sch.'s Hand verbesserte Ausgabe erschien kurz vor seinem Tode bei Cotta.

Wie Sch. das Glück, so hat die Geschichte das Unglück, daß die historischen Personen der Dramen unseres Dichters in dem Bewußtsein des großen Publicums weit mehr in ihrer poetischen Gestalt als in ihrem streng geschichtlichen Charakter

fortleben. Um beiden vollständig gerecht zu werden, erwächst daher dem Erklärer die Aufgabe, dem Leser der Schiller'schen Dramen die wirklich historische Grundlage derselben vorzuführen.

Die am 19. Januar 1568 erfolgte Verhaftung des Infanten Don Carlos und sein am 24. Juli im Gefängniß erfolgter Tod erregten in ganz Europa ein ungeheures Aufsehen, und die verschiedenartigen Gerüchte über die Ursachen des tragischen Endes dieses Prinzen setzten über ein Jahrhundert lang die Federn der Geschichtsschreiber in Bewegung. Was Juan Lopez, Giambattista Adriani, die Franzosen de Thou und P. Mathieu über diesen Gegenstand geschrieben, wird von Warnkönig *) als wenig zuverlässig bezeichnet, so wie auch die Mittheilungen des Herrn von Brantôme, welche 1666 erschienen und die dem Abbé St. Real als Quelle für seine historische Novelle dienten, das Prädicat unbedingter Glaubwürdigkeit nicht für sich in Anspruch nehmen können. Erst Leopold von Ranke ist das Verdienst zuzuschreiben, in einer „Abhandlung zur Geschichte des Don Carlos" **) diesen Gegenstand gründlich untersucht und wahrheitsgetreu dargestellt zu haben, wobei ihm besonders die glaubwürdigen Berichte des Freiherrn von Dietrichstein, welcher Hofmeister der Söhne Maximilians II. und kaiserlich östreichischer Gesandter an Philipp's Hofe war, die ersprießlichsten Dienste leisteten. Den eben genannten Untersuchungen zufolge ist die Geschichte des Don Carlos kurz folgende:

Don Carlos wurde am 8. Mai 1545 zu Valladolid, der damaligen Hauptstadt Spaniens, geboren. Vier Tage nach der Entbindung starb seine erst 18 Jahr alte Mutter Maria, welche eine Tochter Johann's III. von Portugal und Katharina's von Oestreich war. Die erste Sorge für die Erziehung des jungen

*) Warnkönig. Don Carlos. Leben, Verhaftung und Tod dieses Prinzen. Stuttgart, A. Kröner, 1864.

**) Jahrbücher der Literatur, Bd. 46, S. 227. Wien 1829.

Prinzen übertrug Philipp der Donna Leonor de Mascarenas, einer portugisischen Dame von hoher Geburt, und als er zwei Jahre später von seinem Vater nach Deutschland berufen ward, einer Tante des jungen Prinzen, Donna Juana, welche dieser Aufgabe aber in keiner Weise gewachsen war. Das Kind hatte*) einen schwächlichen Körper, war krüppelhaft gebildet, mit ungleichen Füßen und gebogenem Rückgrat, und zeigte Launenhaftigkeit, Starrsinn und Neigung zum Zorn. Statt diesen üblen Eigenschaften mit Entschiedenheit zu begegnen, duldete sie seine Unarten, und so wurden weder seine Fähigkeiten noch sein Charakter in angemessener Weise gebildet. Vom siebenten Jahre an bekam der Knabe einen männlichen Erzieher in Don Antonio de Rojas, und als Lehrer Honorato Juan, einen der gelehrtesten Männer des Landes; aber auch unter dieser Leitung zeigte sich der Prinz ungestüm und launenhaft, es fehlte ihm an aller Ausdauer zum Lernen, er blieb in geistiger und sittlicher Beziehung zurück und ließ seiner Leidenschaftlichkeit bald vollständig den Zügel schießen. Das Einzige, was man an ihm loben konnte, war seine Wahrheitsliebe und seine entschiedene Abneigung gegen kriechende Schmeichler; auch zeigte er Lust zu anstrengenden körperlichen Uebungen, besonders zum Reiten und Fechten.

Fünf Jahre lang war Philipp von Spanien abwesend gewesen. Nachdem er die niederländischen Angelegenheiten geordnet und seine Schwester Margarethe v. Parma als Statthalterin eingesetzt, kehrte er zurück und fand seinen Sohn an einem Wechselfieber leidend. Auch in den nächstfolgenden sieben Jahren, die er theils in Flandern, theils in England und Frankreich zubrachte, konnte von einer unmittelbaren Einwirkung des Vaters auf den Infanten keine Rede sein. So kam das Jahr 1559 heran, wo Philipp mit Frankreich den Frieden zu Château-Cambrésis schloß, in welchem Elisabeth, die schöne und liebenswürdige

*) Nach Fr. Knapp, D. Carlos, eine biographische Skizze, nach den spanischen Quellen des José Quevedo ausgearbeitet. Erlangen 1862.

Tochter Heinrich's II. und der Katharina von Medicis, dem Infanten D. C. zur Braut bestimmt wurde. Wenn somit dies in Aussicht gestellte Bündniß für den damals erst vierzehnjährigen Prinzen auch keine Herzenssache sein konnte, so mußte der frühere Anspruch auf die Hand der Prinzessin doch bald darauf seinem Ehrgeize schmeicheln, und es mußte ihn tief verletzen und beleidigen, daß sein Vater im Jahre 1560 Elisabeth selbst heirathete. Ob der Prinz bei der Trauung zugegen gewesen, darüber sind die Biographen nicht einig; soviel aber steht fest, daß Philipp bald nach der Vermählung, wohl um die Gedanken seines Sohnes von diesem Ereigniß abzulenken, demselben von den versammelten Cortes und den Großen des Reiches zu Valladolid den Eid der Treue schwören ließ, eine Ceremonie, die mit großem Gepränge vollzogen wurde und bei welcher auch Alexander Farnese (s. d.), Sohn der Statthalterin Margarethe v. Parma, zugegen war.

Im Jahre 1561 schickte Philipp seinen Sohn auf die Hochschule von Alkala de Henares, begleitet von A. Farnese und seinem Oheim Don Juan d'Austria (einem natürlichen Sohne Kaiser Carl's V.), der mit ihm von gleichem Alter war. Der neue Aufenthalt bekam dem Prinzen anfangs vortrefflich; indessen konnte bei seiner angeborenen körperlichen Schwäche, wie bei dem Ungestüm seines Gemüths und seiner unmäßigen Lebensweise eine wirkliche Kräftigung nicht erzielt werden. Dazu kam, daß er einst bei der lüsternen Verfolgung eines Mädchens von einer Treppe herabstürzte und sich eine Gehirnerschütterung zuzog, welche ihn dem Tode nahe brachte. Hierdurch und in Folge wiederholter Krankheiten wurden seine Körper- und Geisteskräfte so zerrüttet, daß seine immer düsterer werdende Stimmung sich bald in Anfälle von Wahnsinn umwandelte *). Bis dahin waren

*) Vergl. Brunnemann, der historische Don Carlos. Archiv für das Studium der neueren Sprachen, Bd. 35, S. 145. Eine Abhandlung über die Berichte des franz. Gesandten Herrn v. Forquevaulx an Katharina von Medici.

die Beziehungen zu seinem Vater durchaus freundlich gewesen; bald aber trat das höchst tadelnswürdige Benehmen des Sohnes zu dem ernsten und strengen Charakter des Königs in einen so schroffen Contrast, daß das Verhältniß zwischen beiden ein immer feindseligeres wurde.

Was die blühende sechzehnjährige Königin betrifft, so benahm sie sich ihrem nur zwei Jahre jüngeren Stiefsohn gegenüber, der auch nach Dietrichstein's Beschreibung einen nichts weniger als vortheilhaften Eindruck machte, wie eine schwesterliche Freundin; Carlos dagegen fühlte sich mit inniger Verehrung zu ihr hingezogen, während das kalte, herzlose Wesen seines Vaters ihn entschieden abstieß. Von einem Liebesverhältniß zwischen Mutter und Sohn ist in der Geschichte nirgend die Rede. Uebrigens lagen nach Sitte der damaligen Zeit, wo die Heirathen der Könige und ihrer Erbprinzen zu den wichtigsten Staatsangelegenheiten gehörten, für eine baldige Vermählung des Infanten verschiedene Pläne vor. Elisabeth selbst dachte an ihre 1553 geborene Schwester Margarethe; die Oheime der Maria Stuart (s. Lothringische Brüder) reflectirten für die damals achtzehnjährige junge Wittwe auf den zwei Jahre jüngeren Don Carlos; und Kaiser Ferdinand in Wien wünschte ihm seine Nichte, die Erzherzogin Anna, Tochter Maximilians, zur Gemahlin zu geben. Ja selbst des Don Carlos Tante, Donna Juana, obwohl bereits 28 Jahr alt, wäre durch ihn gern Königin von Spanien geworden. König Philipp begünstigte den Plan einer Vermählung mit Maria sowohl aus religiösen, wie aus politischen Rücksichten, während Don Carlos selbst keine andere als seine Cousine Anna von Oestreich nehmen wollte. Diesen letzten Plan hintertrieb Philipp; auch ist bekannt, daß er Anna zwei Jahr nach dem am 3. October 1568 erfolgten Tode Elisabeths selbst heirathete.

Wurde auf diese Weise dem Infanten auch sein Lieblingswunsch vereitelt, so gab ihm der König doch andererseits einen Beweis seines Vertrauens, indem er ihn 1564 zum Mitgliede

des Staatsrathes ernannte; aber freilich war dies nichts weiter als eine leere Förmlichkeit, denn Niemand nahm auf seine Meinungen Rücksicht, und überdies wurden wichtige Angelegenheiten nicht im Staatsrath, sondern mit den vertrauten Ministern in dem Cabinet des Königs berathen. In demselben Jahre war die Königin Elisabeth in Folge einer vorzeitigen Entbindung lebensgefährlich erkrankt, indessen glücklich gerettet worden. Nach ihrer Genesung reiste sie nach Bayonne, um dort mit ihrer Mutter zusammen zu treffen; Don Carlos und mehrere andere Prinzen begleiteten sie. Die große Aufmerksamkeit, welche der Infant auf dieser Reise der Königin bewies, mochte bei einigen Begleitern die Meinung von einem Liebesverhältniß erwecken.

Inzwischen war die Gesundheit des Prinzen bis zum Jahre 1565 fast vollständig wieder hergestellt. Bei seinem ungestümen Charakter sehnte er sich jetzt nach Thätigkeit, zu der sich auch ein willkommener Anlaß bot. Bereits in seiner Kindheit war er zum Statthalter der Niederlande ernannt worden, deren Angelegenheiten gerade jetzt in Madrid Gegenstand eingehendster Berathung waren. Bei seiner unersättlichen Neigung zum Herrschen drang er nunmehr darauf, daß die ehemals erfolgte Ernennung zur Wahrheit werde; aber Philipp's Absichten mit den Niederlanden erheischten einen Mann von festem, ja eisernem Willen wie Alba und nicht einen stürmischen, leidenschaftlichen Charakter, wie der seines Sohnes war. Alba wurde daher mit unumschränkter Gewalt und einer bedeutenden Heeresmacht versehen, um die Ruhe in Flandern wieder herzustellen. Don Carlos fühlte sich hierdurch gekränkt und beklagte sich bitter; er tadelte alle Schritte seines Vaters und gab ihn sogar dem öffentlichen Spotte preis; seine Wuth gegen Alba dagegen ging so weit, daß er einmal selbst den Dolch gegen ihn zückte. Dazu kam die Verzögerung seiner Vermählung mit der Erzherzogin Anna, die er innig liebte, und die Erbitterung gegen die Priester, welche seinen bigotten Vater fast vollständig beherrschten. So steigerte sich das feindselige Verhältniß zwischen Vater und Sohn immer

mehr; gezwungen unter seinen Augen und unter seiner Zucht in Madrid zu bleiben, kannte des Prinzen Haß bald keine Grenzen mehr.

Unter so bewandten Umständen faßte er den Entschluß, aus Spanien zu entfliehen. Es war im Jahre 1567, wo sein Vater nach dem Escurial reiste, um sich daselbst frommen Andachtsübungen zu widmen. Auf diese Abwesenheit hatte Don Carlos gerechnet; sein Oheim Don Juan, unter dessen Befehl eine Flotte in Carthagena ausgerüstet wurde, sollte ihm ein Schiff zur Verfügung stellen, und mit diesem wollte er zunächst nach Italien gehen. Don Juan aber ließ sich nicht überreden, sondern reiste dem Könige nach und machte ihm persönlich von dem Vorhaben des Infanten Anzeige. Natürlich hatte Philipp nichts Eiligeres zu thun, als den Plan seines Sohnes zu vereiteln; er erklärte ihn für einen Gefangenen und ließ ihn unter Aufsicht des Herzogs von Feria (s. d.) einsperren. Der Fürst von Eboli (s. d.) und der Graf von Lerma wurden mit der speciellen Bewachung des Prinzen betraut.

Als Ursache der Verhaftung kann weder ein Anschlag auf das Leben seines Vaters, noch eine hochverrätherische Verbindung mit dem niederländischen Gesandten, noch eine Hinneigung zum Protestantismus angesehen werden. Don Carlos wollte nur den Händen seines Vaters entrinnen; welchen Ausgang sein Plan haben konnte, wenn er etwa nach den Niederlanden entkam, sah er selbst schwerlich voraus. Philipp bemühte sich, seinen außerordentlichen Staatsact sowohl bei den auswärtigen Höfen, wie bei den Granden seines Reiches und bei den Bischöfen des Landes zu rechtfertigen. Er wollte den Infanten von der Thronfolge ausschließen, weil er ihn für unfähig zum Regieren hielt, und suchte ihn für einen wahnsinnigen Menschen auszugeben. Im Gefängniß durfte Niemand den Prinzen besuchen, selbst sein Freund Don Rodrigo *) de Mendoza nicht, dem er sich erst vor

*) Von diesem hat Sch.'s Marquis Posa den Vornamen Rodrigo oder (I, 2) Roderich.

Kurzem angeschlossen hatte. In seiner Verzweiflung wollte er sich das Leben nehmen; da man aber alle Waffen entfernt hatte, so faßte er den Entschluß, zu verhungern. Indeß trug die Forderung der Natur den Sieg davon, eine geordnete Lebensweise besserte seinen Gesundheitszustand, und die Ermahnungen seines Beichtvaters hatten einen wohlthuenden Einfluß auf seinen Charakter. So wäre eine Ausgleichung möglich gewesen, aber Philipp blieb unversöhnlich. Da fing er seine unvernünftige Lebensweise wieder an, aß unreifes Obst, heiße Pasteten und Eis in übermäßiger Menge und erkrankte in Folge dessen an der Brechruhr. Vor seinem Ende wollte er seinen Vater noch einmal sehen, aber dieser war grausam genug, es ihm abzuschlagen. Er starb reumüthig und mit versöhntem Herzen am 24. Juli 1568. Uebrigens ist durch alle bisher geführten Untersuchungen der über das Geheimniß seines Todes ausgebreitete Schleier immer noch nicht vollständig gelüftet, da Andere behaupten, Philipp habe ihn heimlich im Gefängniß hinrichten lassen.

Vergleicht man mit diesen Thatsachen die zur Rechtfertigung der Königin Elisabeth geschriebene Novelle von St. Réal, so weicht dieselbe zunächst darin ab, daß sie die Nachricht von Philipp's Verlobung mit Elisabeth als einen Donnerschlag für Don Carlos bezeichnet und dessen Trübsinn seinen vereitelten Hoffnungen zuschreibt. Der fernere Inhalt der Novelle ist kurz folgender: Die Prinzessin Elisabeth verzögert ihre Reise nach Spanien so lange wie möglich; Don Carlos, begleitet von seinem Erzieher, dem Fürsten von Eboli und seinem Vetter Alexander Farnese, reist ihr entgegen. Als sie hört, der Prinz werde mit ihr zusammentreffen, fällt sie in Ohnmacht, kommt aber wieder zu sich, als er wirklich erscheint. Don Carlos fühlt bald, was er verloren hat; beide machen die Reise in demselben Wagen, wo die gegenseitige Liebe ihre ersten Keime treibt. Bei der Zusammenkunft mit Philipp sieht sie diesen betroffen an, worauf er die Frage an sie richtet, ob sie etwa bemerke, daß er graue Haare habe. Der König begegnet ihr zwar mit Achtung

und empfindet auch Liebe für sie, aber dennoch fühlt sie keine Befriedigung, weil sie sich mit einem ernsten und strengen Gatten begnügen soll, während ihr jugendliches Herz nach einem feurigen Liebhaber verlangt.

Don Carlos, begierig zu wissen, wie es in Elisabeth's Seele aussehen möge, benutzt die Abwesenheit seines Vaters, der, um den Ueberresten Carl's V. die letzte Ehre zu erweisen, nach St. Just gereist ist; es gelingt ihm, Elisabeth allein zu sprechen, er gesteht ihr seine Liebe und wird auch von ihrer Gegenliebe überzeugt, um so mehr als sie seine Erklärung geheim hält. Diesem Verhältniß gegenüber entspinnt sich nun eine verwickelte Intrigue. Die Prinzessin von Eboli, neidisch auf die Schönheit der Königin, hat das Herz des Königs für sich zu gewinnen gesucht, aber vergeblich; jetzt sucht sie ein Verhältniß mit dem Infanten anzuknüpfen, findet aber keine Erwiederung. Gleichzeitig kommt Don Juan von Oestreich an den Hof, verliebt sich in die Königin und ahnt bald, daß Don Carlos sein Nebenbuhler sei; er sucht dessen Vertrauen zu gewinnen, kann aber nichts entdecken. Da er merkt, daß er auch auf die Prinzessin Eboli Eindruck gemacht, so beschließt er, diese für seine Absichten zu benutzen; er spricht mit ihr von Don Carlos Neigung zur Königin, was sie mit Begierde aufnimmt, ohne seinen eigentlichen Zweck zu ahnen.

Unterdessen wird Don Carlos durch einen Zwischenfall von dem Hofe entfernt. Die Inquisition hat in dem Testamente Carl's V. ketzerische Aeußerungen entdeckt, was sie veranlaßt, den Beichtvater des verstorbenen Kaisers dem Scheiterhaufen zu überliefern. Dasselbe soll mit dem Testamente geschehen, was Don Carlos hart und bitter tadelt und nur mit Mühe verhindert. Der König findet es daher gerathen, ihn nach Alcala auf die hohe Schule zu schicken. Hier besteigt er einst ein wildes Pferd, stürzt und bleibt für todt liegen. Als er wieder zu sich kommt und die Aerzte an seinem Aufkommen zweifeln, schickt er den Marquis Posa, seinen Jugendfreund, an die Königin, um ihr seine Abschiedsgrüße zu bringen. So wie die Prinzessin Eboli

dies erfährt, begiebt sie sich zur Königin, um zu beobachten, wie die Schreckensnachricht auf sie wirken werde. Elisabeth vermag sich nicht so zu beherrschen wie sonst; ihr stummer Schmerz sagt mehr als die beredtesten Klagen. Sie schreibt dem Infanten einen rührenden Brief, den sie durch den Marquis überreichen läßt. Don Carlos, hierdurch wunderbar gestärkt, erfreut sich einer baldigen Genesung und wird nach Madrid zurückberufen. Hier bittet ihn die Königin um Rückgabe ihres Briefes, der Prinz kann sich aber nicht entschließen, ihn herauszugeben.

Nunmehr spielt auch Marquis Posa seine Rolle. Von scharfer Urtheilskraft und großer Selbstbeherrschung, bemerkt er bei Don Carlos Sinn für große Unternehmungen, eine Neigung, die er im Interesse der flandrischen Provinzen zu benutzen gedenkt. Es wird ein inniger Freundschaftsbund zwischen ihm und dem Prinzen geschlossen, woraus aber beide dem Hofe ein Geheimniß machen. Leider wird dies schöne Verhältniß bald zerrissen. Bei einem Turnier erscheint der Marquis mit den Farben der Königin geschmückt, und trägt gleich bei den ersten Rennen mehrere Male den Preis davon. Dieser Erfolg und die Galanterie, mit welcher er sich gegen die Königin benimmt, erwecken Philipp's Eifersucht, welcher ihn in der Nacht auf der Straße heimlich erdolchen läßt. Bald ahnen die Königin und der Prinz, wer der Urheber dieser That sei, ohne den wahren Grund zu vermuthen; sie glauben vielmehr, ihr eigenes Geheimniß sei verrathen, und nur der Vertraute desselben bestraft, während sie selbst der Rache des Königs nicht entgehen würden. Sie sinnen also auf Rettung.

Da findet Don Carlos eines Tages unter seinem Teller einen Zettel, der ihn zu muthigem Handeln auffordert. Er beschließt sich zu entfernen und bittet den König, ihn nach Flandern zu schicken; dieser aber schlägt es ihm ab unter dem Vorwande, daß er das Leben des Infanten so großen Gefahren nicht aussetzen dürfe. Jetzt hält sich Carlos für verloren; er denkt auf seine Sicherheit und will fliehen, was von dem Postmeister

Raymond v. Taxis verrathen wird. Der König läßt ihn gefangen nehmen und gestattet ihm, sich die Todesart zu wählen. Der Prinz öffnet sich im Bade die Adern an Händen und Füßen, während der Königin eine vergiftete Arzenei gereicht wird, an der sie stirbt. Nach ihrem Tode wird die Prinzessin Eboli die Geliebte des Königs.

Man sieht, daß dieser Novelle wenig historische Treue innewohnt; aber einem Dramatiker wie Sch. mußte ein solcher Stoff willkommen sein, wie er denn selbst in seinen Briefen an Dalberg und Reinwald den Reichthum an „rührenden Situationen" rühmt und darauf hindeutet, wie die Charaktere des feurigen Don Carlos, der unglücklichen Königin, des eifersüchtigen Monarchen, des grausamen Inquisitors und des barbarischen Herzogs Alba ihm „Gelegenheit zu starken Zeichnungen" geben würden. Er durfte sich also eine bedeutende theatralische und tragische Wirkung von seiner Arbeit versprechen. Außerdem aber mußte die Zeit, in welcher das Stück spielt, das Ende des sechzehnten Jahrhunderts, eine Zeit weitgreifender Bewegungen, in welcher die Kräfte des menschlichen Geistes auf die mannigfaltigste Weise angeregt, und die auf religiösem, wie auf politischem Gebiete wachgerufenen Gegensätze zum wechselseitigen Kampfe herausgefordert wurden, einen Dichter, wie Sch., zu einer dramatischen Darstellung mächtig reizen. Denn überall, wo leidenschaftliche Erregung mit der Uebermacht bestehender Verhältnisse in Conflict geräth, da findet sich ein geeigneter Boden für die Tragödie; es waren also alle Bedingungen vorhanden, um dem Publicum ein geschichtliches Drama in großartigem Stile vorzuführen.

Fassen wir nun, gestützt auf die werthvollen Erläuterungen von Hoffmeister, G. Schwab, Palleske, Goedeke *), Jos. Bayer **) und Rönnefahrt ***), die Dichtung selbst in's Auge, so haben

*) K. Goedeke, Goethe und Schiller. Hannover bei Ehlermann. 1859.

**) S. Braut von Messina. S. 134.

***) J. G. Rönnefahrt, Schiller's dramatisches Gedicht Don Carlos. München bei Chr. Kaiser. 1865.

wir zunächst daran zu erinnern, daß das Werk auf der Grenze zweier Bildungsepochen des Dichters entstand. In seinem vierundzwanzigsten Lebensjahre begonnen und im achtundzwanzigsten vollendet, mußte es die Spuren der feurigen Entwickelung des eben zum Manne reifenden Jünglings an sich tragen, bei dem die mit einander ringenden Gewalten seiner Seele sich noch nicht in Gleichgewicht gesetzt hatten. Es darf uns daher nicht wundern, wenn der um zehn Jahr ältere Goethe sagt, daß die Erscheinung des Don Carlos nicht geeignet gewesen sei, ihn dem Dichter näher zu führen. Wenn Sch. in seinen drei Jugenddramen, wo eben nur die naturwüchsige Kraft seine Feder führt, mit genialer Unbefangenheit niederreißt und wegräumt, was seinen Idealen störend in den Weg tritt, so entwirft er in seinem Don Carlos den Plan zu dem Aufbau eines neuen Gebäudes für das menschliche Dasein. Die inneren Kämpfe seines revolutionären Strebens gelangen jetzt zum Durchbruch, so daß der Don Carlos als die Frucht eines in seiner Seele vorgegangenen Läuterungsprozesses zu betrachten ist. Nicht der Zorn gegen erdrückende Gewalten, sondern erhabene Ideale sollen fortan die Triebfedern des Handelns seiner Helden sein. Als er die Arbeit begann, hatte er keine andere Absicht als ein Familiengemälde in einem königlichen Hause zu geben; was Kabale und Liebe auf dem Gebiete des socialen Lebens, das etwa sollte Don Carlos auf dem des Hoflebens werden. Aber wie der Dichter während der Arbeit selbst ein anderer wurde, so bekam auch sein Werk bald eine mehr ideale Grundlage, es wurde, wie Palleske treffend sagt, zu einem Tendenzstück, einer Principientragödie. Marquis Posa, Don Carlos und die Königin wurden die Repräsentanten seiner sittlichen Ideale, König Philipp, Herzog Alba und Domingo, die beklagenswerthen Kinder ihrer Zeit, die Vertreter jener erstarrten mittelalterlichen Formen, mit welchen die Macht neugestaltender Gedanken in Conflict gerieth. Aber freilich hat der Dichter hier einen gewagten Sprung gethan; denn wenn

auch Philipp der Repräsentant des sechzehnten Jahrhunderts ist, so ist Sch.'s Marquis Posa doch keineswegs ein Product seiner Zeit, sondern es verkörpert sich in ihm vielmehr der Geist des achtzehnten Jahrhunderts. Nicht „Gedankenfreiheit" war die Devise der reformatorischen Bestrebungen jener Zeit; sondern „das Wort sie sollen lassen stahn", das war der Kern- und Angelpunkt, um welchen die geistigen Kämpfe damals sich drehten. Somit fehlt zwischen Posa und seinem Zeitalter die nothwendige historische Vermittelung, wie er denn selbst (III, 10) sehr bezeichnend sagt: „das Jahrhundert ist meinem Ideal nicht reif. Ich lebe, ein Bürger derer, welche kommen werden". Es ist in seinen Ideen gewissermaßen eine Vorahnung der nachmals eingetretenen Revolutionen ausgesprochen.

Einen wesentlichen Schritt in der Fortentwickelung unseres Dichters bildet auch die äußere Form seines Werkes. Er verläßt mit demselben die prosaische Sprache und wählt auf Wieland's Ausspruch, daß ein vollkommenes Drama in Versen geschrieben sein müsse, den fünffüßigen Jambus, um, wie er selbst sagt, dem Stück mehr Würde und Glanz zu verleihen. Und in der That, wie ein Edelstein erst durch das Schleifen die Fähigkeit erlangt, das in ihm wohnende Feuer in reinem Glanze auszustrahlen, so ist auch Sch.'s glühende Begeisterung durch den Zwang, welchen er sich mit dem Metrum anlegte, in den wohlthuendsten Formen zum Ausdruck gelangt. Ueberwiegt in seinen Jugenddramen noch die scharfe Zeichnung der Charaktere unter dem gewaltigen Ringen mit einer Sprache, die sich seiner Leidenschaftlichkeit nicht fügen will, so blickt in dem Don Carlos überall seine Freude an dem glänzenden Colorit hindurch, so daß die Charakterzeichnung fast darunter leidet.

Wenn Lessing in seiner Dramaturgie, wo er von dem Rechte der Dichtung gegenüber einem historischen Stoffe spricht, dem Dichter eine Umstellung und Veränderung der geschichtlichen Thatsachen nur gestattet, insoweit dadurch die Charaktere der

historischen Personen nicht umgestaltet werden*): so hat Sch. von diesem Rechte gerade den umgekehrten Gebrauch gemacht. Sein Don Carlos ist nichts weniger als die oben dargestellte geschichtliche Person; es ist eine untergeschobene ideale Gestalt, die wir als den Helden des Stückes erblicken. In seinen Jünglingsjahren von dem hochfliegenden Plane erfüllt, „der Schöpfer einer neuen Zeit zu werden", hat er sich durch die unselige Leidenschaft für seine Stiefmutter innerlich vollständig umgewandelt; das Streben nach der Befriedigung seiner persönlichen Wünsche nimmt seine Seele so in Anspruch, daß jedes edlere und höhere Interesse dadurch in den Hintergrund gedrängt wird. Die Sache ist um so schlimmer, als seine Liebe einen unsittlichen Charakter hat; es ist ein krankhafter Zustand melancholischer Zerstreutheit, in dem er alle möglichen Thorheiten begeht. Er liebt die Königin und ist gleichzeitig im Stande, in einem Augenblick der Aufwallung der Prinzessin von Eboli eine Liebeserklärung zu machen. Als ihm der Page (II, 4) den Brief bringt, welchen er von der Königin gesendet glaubt, hat er noch nichts von ihrer Hand gelesen, und doch hat er (IV, 5) den in Alkala erhaltenen in seiner Brieftasche. Mit dem Briefe, welchen er von der Eboli in Händen hat, dem königlichen Handschreiben an diese, will er seine Mutter mit Abscheu vor der Untreue ihres Gatten erfüllen, und eben dadurch sie selbst zur Untreue verleiten. So ein sittlich Kranker ist nicht geeignet, die Krankheit seines Jahrhunderts zu heilen; und wenn es dem Marquis Posa auch gelingt, sein feuriges Streben für das Wohl der flandrischen Provinzen zu gewinnen, so bringt ihn seine leidenschaftliche Erregtheit doch in Conflict mit allen bestehenden Verhältnissen. Unfähig, die große Aufgabe, welche sein Freund ihm gestellt, mit klarem, festem Blick in's Auge zu fassen, ist die Heilung von seiner Leidenschaft auch nicht viel mehr als ein Werk der Uebereilung, und somit

*) Vergl. Hamburgische Dramaturgie XXIII am Schluß.

verfällt er seinem Schicksal, egoistische und ideale Interessen gleichzeitig verfolgt und weder das Eine noch das Andere erreicht zu haben.

Ist auf diese Weise Carlos nun auch der Held des Stückes und dasselbe mit vollem Rechte nach ihm benannt, so spricht sich, wie Jos. Bayer richtig bemerkt, doch „der über die Handlung hinauswachsende Geist des Stückes mehr rhetorisch als dramatisch in den Bekenntnissen und Tendenzen des Marquis Posa aus“, der also, wenn auch nicht der eigentliche Held, so doch die hervorragendste Persönlichkeit in demselben ist. Die Geschichte *) berichtet von einem Marquis Posa, einem Herrn vom ersten Adel, welcher einer zum Protestantismus geneigten Gesellschaft angehörte und dem Inquisitionsgericht verfiel. Das Urtheil wurde an ihm und dreizehn anderen Personen am 21. Mai 1559 zu Valladolid vollstreckt, wobei Don Carlos zugegen war. Sch.'s Marquis Posa wird von dem Infanten als der rettende Engel betrachtet, den die Vorsehung ihm gesandt, um sein krankes Herz zu heilen; der Marquis selbst dagegen kündigt sich ihm zunächst als den Gesandten eines unterdrückten Heldenvolkes, ja noch mehr, als einen Abgeordneten der ganzen Menschheit an. Schwärmerisch, kühn, stolz und ruhmbegierig, hat er schon auf der hohen Schule zu Alcala seine Seele mit idealen Anschauungen erfüllt, und denselben später auf seinen Reisen durch Länder, in denen die reformatorischen Ideen in voller Blüthe standen, erneute Nahrung gegeben. So erscheint er als Repräsentant der Ideen, welche geeignet sind, eine neue Zeit herauf zu führen; für sie will er den Fürstensohn, den Erben reicher Kronen, gewinnen; im Bunde mit ihm will er, unter Benutzung der aufgeregten Stimmung in den Niederlanden, die schönen Träume seiner Jugend jetzt verwirklichen. Aber wie alle Enthusiasten ist er über sich selbst nicht zu voller Klarheit gekommen; wenigstens schauen

*) Warnkönig. S. 22.

wir nicht von vorn herein, und eben so wenig vollständig klar in sein Geheimniß. Leidenschaftlich erregt, voll stolzen Selbstgefühls, verfolgt er kühn die übereilt gefaßten Pläne, ohne auf die realen Lebensbedingungen in angemessener Weise Rücksicht zu nehmen, und da er besonders dem Könige gegenüber sich nicht vollkommen wahr erweist, so verfällt auch er dem tragischen Geschick, das nur Gerechtigkeit, doch keine Gnade kennt.

Diesen beiden ideal gehaltenen Personen gesellt sich die Königin Elisabeth zu, die gleichfalls höheren Interessen zugewandt, aber doch von ruhigem und sicherem Charakter ist, so daß sie den Prinzen stets in den Schranken hält, die sich für sie als Philipp's Gattin geziemen. Sie ist das schöne Ideal der natürlichen und freien Tugend, wie sie Sch. in seinem Gedicht „Würde der Frauen“ so trefflich schildert. Aber daß sie ihr Loos nicht mit voller Ergebung trägt, daß sie ihrem Gatten gegenüber ein bedenkliches Geheimniß hat, ja daß sie sich nicht fern hält von den staatsgefährlichen Plänen, welche der Marquis ihr anvertraut — das ist ihre Schuld, und darum trifft auch sie die allerdings harte Strafe, selbst da zu leiden, wo sie nichts verschuldet.

Den eben geschilderten drei Personen, welche vor Allem unser Mitleid in Anspruch nehmen, stehen drei andere gegenüber, welche uns zunächst mit Furcht erfüllen, es sind der König, Herzog Alba und Domingo.

König Philipp, in dessen Charakterzeichnung die historische Treue noch am meisten gewahrt erscheint, ist ein Despot in seinem Hause wie im Staate, dabei aber ein Sklave der Hofetikette, ein Sklave seiner Eifersucht, ein Sklave seiner fanatischen Priester. Diese in seiner Brust vereinigten Gegensätze, der Wiederhall des durch die ganze Tragödie sich hinziehenden Contrastes, sie bilden die Grundlage seines Fühlens und Wollens, erklären die meist excentrischen Schritte seiner Handlungsweise. In einem Punkte aber ist er inconsequent. Wohl fühlend, daß es ihm an dem inneren Gleichgewichte fehlt, das allein des Menschen Glück begründen kann, gelüstet es ihn plötzlich nach einem

Menschen; und er, der sonst nichts Anderes als demüthige Unterthanen und unbedingten Gehorsam kennt, vertraut sich einem Manne, welcher den Muth hat, von Gedankenfreiheit zu ihm zu reden. In dieser Inconsequenz liegt sein tragisches Schicksal, das ihn am bemitleidenswürdigsten am Schluß erscheinen läßt, wo der Großinquisitor es wagen darf, ihm eine so derbe Lection zu ertheilen.

Dem Könige zur Seite steht Herzog Alba, sein Staatsminister und sein erster Feldherr, ein Mann von kaltem Stolz und eisernem Charakter, der im Rathe nichts Anderes kennt als Härte und Gewalt und in der Ausführung nichts Anderes als die unerbittlichste Strenge. Obwohl zuverlässig in seinem Eifer für den Dienst des Königs, verschmäht er es doch nicht, daneben seine egoistischen Zwecke zu verfolgen, denn, von Carlos verachtet, brütet er Rache gegen diesen, und deshalb giebt er sich zu dem Complot her, das gegen den Infanten und die Königin geschmiedet wird.

Der dritte im Bunde ist der Vertreter der zu jener Zeit in dem Katholicismus zu Tage tretenden unsittlichen Elemente. Er ist der schlaue, ränkevolle Priester, der „Gebärdenspäher und Geschichtenträger", der es versteht, die Leute zu sondiren und seinen Fürsten zu umstricken, so daß dieser endlich bestürzt seinem Feldherrn zurufen muß: „Toledo! Ihr seid ein Mann. Schützt mich vor diesem Priester!" Aber leider ist der König in den Händen eines Mannes, der, obwohl sein Beichtvater, es nicht verschmäht, in den Dienst seiner niedrigsten Leidenschaften zu treten, ja sich sogar bemüht, dieselben mit dem Deckmantel der Religion zu verhüllen. Sein Charakter gipfelt in der im Hintergrunde stehenden Schreckgestalt des Großinquisitors, dem Repräsentanten des scheußlichen Systems, das sich nicht besser als durch Sch.'s eigene Worte charakterisiren läßt: „Außerdem will ich es mir zur Pflicht machen, in Darstellung der Inquisition die prostituirte Menschheit zu rächen, und ihre Schandflecken fürchterlich an den Pranger zu stellen. Ich will — und sollte mein Carlos

auch für das Theater verloren gehen — einer Menschenart, welche der Dolch der Tragödie bisher nur gestreift hat, auf die Seele stoßen."

Zwischen den drei bemitleidenswerthen und den drei fürchterlichen Gestalten steht die Prinzessin Eboli, die unweibliche Intrigantin, die es mit beiden Parteien hält, anfangs die eigennützige Tugend zur Schau trägt, bald aber es nicht verschmäht, da ihr die Erlangung eines Diadems versagt ist, sich dem Prinzen zur Maitresse anzubieten, ja die endlich, bloß um ihre Rache zu befriedigen, ihre weibliche Ehre in einer Weise preisgiebt, welche die fürstliche Gebieterin in ihren heiligsten Rechten kränken muß. Sie ist die Repräsentantin der Zuchtlosigkeit des damaligen Hoflebens und verfällt somit ihrem wohlverdienten Schicksal, von der Königin verstoßen zu werden und schließlich allein dazustehen.

Ihr Gegenbild findet sie in dem Grafen Lerma. Wie sie die weibliche Lasterhaftigkeit, so stellt er die männliche Tugend dar. Ernst und würdig in seiner Erscheinung, in seinen Reden frei von allem rhetorischen Prunk, ist er der treue, redliche Diener seines Herrn, der Mann „der Lügen nie gelernt hat", der es zwar auch mit beiden Parteien hält, aber nur um Frieden zu stiften und, so weit an ihm ist, die streitenden Elemente zu versöhnen; er ist daher auch der einzige, der schließlich von dem tragischen Geschick verschont bleibt.

Werfen wir zum Schluß noch einen Blick auf das Drama als Ganzes, so ist der in demselben zur Anschauung gebrachte äußere Conflict ein doppelter, nämlich einmal die sträfliche Neigung des Prinzen zu seiner Stiefmutter, dann aber sein verrätherisches Trachten nach der Statthalterschaft in den Niederlanden. Durch dies Beides kreuzt er einerseits die häuslichen, andererseits die Staatsinteressen seines Vaters. Durch die Aenderung der Grundidee jedoch, hervorgegangen aus jenem Entwickelungsprozeß, in welchem der Dichter und der Denker noch im Kampf mit einander lagen, kam ein neues Moment, der

Streit einer idealen Weltanschauung gegen erstarrte Staatsmaximen hinzu, weshalb W. v. Humboldt die kosmopolitische Idee mit Recht für die wahre Idee des Stückes hält. Dennoch hat Sch. mit seinem Don Carlos viel Noth gehabt, da die Kunstrichter trotz des großartigen Beifalls, den das Drama gefunden und immer noch findet, sich gerechter Zweifel über die Mustergültigkeit der ganzen Composition nicht erwehren konnten. Sch. ließ deshalb im Jahre 1788 in dem deutschen Merkur seine „Briefe über Don Carlos" (Bd. 10) erscheinen, welche Palleske „eine Concession an die flache Kritik und an die stofflichen Sympathien der Zeit" nennt. Indessen sind dieselben auch nicht im Stande gewesen, die Bedenken einer gründlicheren Kritik, welche dem Stücke mit mehr idealen Sympathien entgegen kam, vollständig zu heben. Alle Untersuchungen über die innere Oeconomie des Dramas haben bis jetzt kein anderes Resultat gehabt, als das fast einmüthige Bekenntniß, daß es der Handlung an klarem und stetigem Fortschritt gebricht, und daß sich Räthsel in dem Stücke finden, welche bisher ungelöst geblieben sind.

Was die erste dieser beiden Ausstellungen betrifft, so erwächst uns dem Dichter gegenüber die Pflicht, den Gang der Handlung durch die einzelnen Acte zu verfolgen, wobei wir uns nur von ihm selbst leiten lassen:

I. Domingo, welcher die Neigung des Prinzen zu seiner Stiefmutter bereits errathen, sucht denselben zu ergründen, wird aber mißtrauensvoll zurückgewiesen. Jetzt erscheint Marquis Posa, dem Carlos sein Innerstes öffnet, und der, jedenfalls von dem Gedanken ausgehend, daß die Sehnsucht nach einem entbehrten Gute uns immer unruhiger findet als der Besitz desselben, sich erbietet, eine Zusammenkunft mit der Königin zu vermitteln. Diese, von ihren Hofdamen umgeben, empfängt den Marquis, welcher die Gelegenheit benutzt, um sie in einer ersonnenen Geschichte, die er als „der Freundschaft heiliges Legat" bezeichnet, auf Don Carlos Wünsche aufmerksam zu machen. Gleich darauf erscheint dieser, gesteht der Königin seine Liebe, wird aber statt

der gehofften Erwiederung auf die erhabene Aufgabe hingewiesen, die seiner, als des zukünftigen Herrschers, wartet. Das unmittelbar hierauf folgende Auftreten des Königs macht uns mit dessen eifersüchtiger Laune bekannt, während Carlos dem Marquis erklärt, daß er bereit sei, Flandern zu retten und deshalb seinen Vater um die Statthalterschaft bitten wolle. Zugleich erneuern beide den Bund inniger Freundschaft, deren Hauptzweck darin besteht, Posa's Ideale einst zu verwirklichen.

II. In einer Privat-Audienz, die Carlos von seinem Vater erlangt, wagt er seine kühne Bitte, wird aber kalt zurückgewiesen, während Alba das gewünschte Amt erhält. Nunmehr beginnt die Intrigue. Ein von der Fürstin Eboli gesendeter Page bringt dem Prinzen einen Brief, den dieser für eine Einladung von der Hand der Königin hält. Er folgt dem Winke und nach einem heftigen, aber rasch beigelegten Streite mit Alba kommt er zur Fürstin Eboli, die ihm ihre Zuneigung verräth, indessen keine Erwiederung findet. Der Brief, aus welchem Carlos ersehen soll, daß man ihrer Unschuld nachstellt, der Brief vom König, bleibt in seinen Händen. Jetzt ahnt die Prinzessin, daß die Königin ihre Nebenbuhlerin sei, und da auch der beleidigte Alba und der bei Seite geschobene Domingo erbittert auf den Prinzen sind, so schmieden diese drei ein Complot, das den geheimen Liebesbund zerstören soll. Von Eifersucht geblendet, läßt sich die Eboli zu einem Schatullendiebstahl bei der Königin verleiten, und giebt, bloß um ihre Rache zu kühlen, den geheimen Wünschen des Königs nach. Im Gegensatz hierzu will Carlos, wie in einer Wahlverwandschaftsintrigue, den Brief des Königs an die Prinzessin Eboli benutzen, um seiner Mutter Herz für sich geneigt zu machen, ein unsittlicher Plan, den der Marquis durch Zerreißen dieses Briefes vereitelt. Aber eine neue Zusammenkunft zu vermitteln, dazu ist er bereit, denn sie soll seinen Plänen nützlich werden.

III. Nunmehr beginnt sich der Knoten zu schürzen. Bei dem Könige, obwohl er selbst seiner Gemahlin die Treue gebrochen,

ist die Eifersucht durch die Ränke der Eboli zur höchsten Gluth angefacht, um so mehr, als auch Alba und Domingo gegen die Königin auftreten. Philipp, noch zweifelhaft, sehnt sich jetzt nach einem Menschen, der ihm Wahrheit kündet. Ein Zufall erinnert ihn an Marquis Posa, der, da er seinem Throne fern geblieben, ihm jetzt am besten wird dienen können. Ihn läßt er rufen und hört Wahrheiten, an die er nie gedacht, die ihn aber mächtig ergreifen. Dies bestimmt ihn, den Blick des neu gewonnenen Freundes auf seine häuslichen Verhältnisse zu lenken, ihm trägt er auf, das Herz der Königin zu erforschen.

IV. Inzwischen hat das Complot den häuslichen Frieden an Philipp's Hofe so vollständig untergraben, daß die tragischen Wirkungen der geheimen Machinationen in mächtigen Schlägen zum Ausbruch kommen. Zunächst macht die Königin bei der Entdeckung des an ihrer Schatulle begangenen Diebstahls die betrübende Beobachtung, daß sie von feindlichen Spähern umgeben sein muß, findet dagegen andererseits eine freundliche Stütze an dem Marquis, der nur den einen Fehler macht, jedem der drei fürstlichen Familienmitglieder heimlich dienen zu wollen, um nachher wie ein Halbgott von Allen angestaunt zu werden. Dem König will er die Ruhe des Gemüths zurückgeben, an dem Haupte der Königin die drohende Wetterwolke still vorüberführen und bei dem Prinzen die Kraft leidenschaftlicher Errregtheit im Interesse seiner höheren Ziele verwerthen; aber Niemand darf ihm in die Karten sehen, selbst sein Freund Carlos nicht, dessen Brieftasche als Zeuge seiner Unschuld dem Könige in die Hände gespielt werden soll. Doch noch ehe der Verdacht des letzteren in die von Posa ersonnene Fährte gelenkt ist, bricht das Unwetter los. Elisabeth beklagt sich bei dem König über die Entwendung der ihr werthen Gegenstände und macht die niederschmetternde Erfahrung, daß ihr Gemahl selbst der Urheber des Diebstahls ist. Dieser erhält nunmehr des Prinzen Brieftasche mit dem Billet der Eboli an den Infanten, so daß er sich von der Fürstin betrogen glauben muß. So gelingt es dem Marquis, des

Königs Eifersucht in politische Besorgniß umzuwandeln, die durch den erbetenen geheimen Verhaftsbefehl aber sogleich wieder beschwichtigt wird. Soweit ist Alles gut angelegt, aber leider werden Posa's geheime Pläne, eben weil er sie geheim hält, hinter seinem Rücken gekreuzt. Der Prinz, von Lerma gewarnt, glaubt seinen Freund verloren zu haben; dagegen straft die Königin die heuchlerische Warnung, mit welcher Alba und Domingo den Marquis aus dem Felde zu schlagen suchen, mit gebührender Verachtung. Carlos, voll Mißtrauen gegen seinen Freund, aber voll Vertrauen zur Fürstin Eboli, geht jetzt zu dieser, damit sie eine Zusammenkunft mit seiner Mutter veranlasse. Der Marquis kommt dazu, fürchtet, Carlos sei im Begriff, seinen schönen geheimen Plan durch das Geständniß seiner unglückseligen Leidenschaft zu kreuzen, will dies verhindern und nimmt ihn gefangen. Wie soll er jetzt seinen Plan retten? Die Ermordung der Eboli kann ihm nur in der ersten Aufregung als ein geeignetes Mittel erscheinen, denn als Minister darf er sich durch eine solche That nicht compromittiren, als Mensch sich nicht damit beflecken. Nur ein Mittel bleibt ihm, er muß sich selber opfern. Inzwischen hat die Prinzessin Eboli, die des Prinzen Gefangennehmung als Folge ihrer Anschwärzung betrachtet, der Königin ein offenes Geständniß abgelegt, welcher auch der Marquis nunmehr seinen ganzen Plan, freilich mehr in Räthseln als in klaren Ausdrücken enthüllt. Da er von dem Geständniß der Eboli nichts weiß, auch durch die Königin nichts erfährt, als daß sie glaubt, ihn retten zu können, so ist er verloren. Diese Ahnung wird zur Gewißheit durch den verhängnißvollen Brief an Wilhem von Oranien, welchen der Oberpostmeister dem Könige überbringt, so daß der Zuschauer voll Spannung der Lösung des Knotens entgegen sieht.

V. Carlos wird im Gefängniß von dem Marquis besucht, der ihn jetzt mit dem Grunde seiner Verhaftung bekannt macht und ihm über alles Vorgefallene Aufschluß giebt, auch darüber, wie er das Complot regiert, das dem Prinzen den Untergang

bereiten sollte, und wie er schließlich die ganze Schuld auf sich gewälzt, um den zum Mißtrauen geneigten König irre zu führen und seinen Freund zu retten. Ehe er diesen auf die ihm obliegenden heiligen Pflichten hinweisen kann, fällt der verhängnißvolle Schuß, und der Sterbende kann ihm nur noch sagen, daß er von seiner Mutter das Weitere hören werde. Jetzt erscheint der König, welchem der Prinz offen erklärt, daß Posa für ihn gestorben, so daß der Monarch von dem begeisterten Vertheidiger des Gemordeten moralisch vernichtet wird. Dazu kommt der Aufruhr in Madrid, das den Infanten befreien will, und der Geist des verstorbenen Kaisers, in welchem die letzte Nachwirkung von Posa's geheimen Leitungen zur Erscheinung kommt. Der König, innerlich verstört, wird erst durch Alba, die feste Stütze seines Throns, wieder an die Wirklichkeit erinnert, indem der Herzog ihm die Papiere übergiebt, die Posa's Hinterlassenschaft an den Prinzen enthalten. Jetzt läßt er die zweite Stütze seines Throns, den Großinquisitor, rufen und legt sein Richteramt in dessen Hände. Inzwischen ist der innerlich umgewandelte, von seiner unglücklichen Leidenschaft geheilte Prinz in bedenklicher Verkappung zur Königin geeilt, um seines Freundes letzten Willen aus ihrem Munde zu vernehmen; hier aber überrascht ihn der König und übergiebt ihn der Inquisition.

Ueberblicken wir aufmerksam die eben gegebene reconstruirende Analyse, so werden wir finden, daß es dem Stücke doch nicht so sehr an „klarem und stetigem Fortschritt“ fehlt, wie mehrere Commentatoren dies behaupten. Wer Sch.'s vorwiegende Neigung zur überraschenden Zusammenstellung von Gegensätzen kennt, wird dieses höchst werthvolle Kunstmittel auch in dem Scenenwechsel angewendet finden, wo ja fortdauernd zwei Handlungen, die Intrigue und die Bekämpfung derselben, neben einander herlaufen müssen. Gelingt es dem Leser, diese Gegensätze im Sinne des Dichters zu beherrschen und in seinem Bewußtsein zu einer höheren idealen Einheit zu verknüpfen, so dürfte die stetige Fortentwickelung der Handlung nicht so leicht vermißt werden.

Zu den Räthseln des Stückes gehören freilich das Vertrauen des eifersüchtigen Königs zu dem jugendlichen Marquis, dem er, der strengen Hofsitte zum Trotz, freien Zutritt zu seiner Gemahlin gestattet; ferner die Person des Marquis selbst, der nach Jos. Bayer ein „berechnender Enthusiast“ ist und als solcher an einem inneren Widerspruche leidet, da sich Ideale niemals auf Schleichwegen realisiren lassen. Endlich ist weder die Gefangennehmung des Prinzen, noch die Aufopferung Posa's so ausreichend begründet, daß dem Zuhörer gar kein Zweifel übrig bliebe. Wie der Marquis die Verhaftung des Prinzen dem Könige gegenüber hätte rechtfertigen wollen, ist schwer zu sagen; und daß die Aufopferung Posa's einer näheren Motivirung bedurfte, hat Sch. selbst gefühlt und deshalb später den von Palleske (II, 46) mitgetheilten Monolog nach Act IV, 18 eingeschoben.

Die Hauptschönheit des Stückes wird immer in den begeisternden Ideen und in der edlen und prächtigen Sprache zu suchen sein; daher die Erscheinung, daß die vorzugsweise in Träumen sich wiegende Jugend jederzeit für das Drama schwärmt, während der reifere, an consequentes Denken gewöhnte Mann ungeachtet aller Freude an den einzelnen Scenen dennoch nicht mit voller Befriedigung von dem Ganzen scheidet; es ist eben eine Jugendarbeit, die allerdings ihres Gleichen sucht, aber kein vollendetes Meisterwerk der dramatischen Kunst. Der eben gerügte Mangel trifft aber keinesweges den majestätischen Schluß des Stückes selbst; denn der von den Vertretern der absoluten Kirchen- und Staatsgewalt errungene Sieg ist ein unnatürlicher, so daß der Zuschauer ihnen zurufen möchte: „Noch ein solcher Sieg, und ihr seid verloren“. Mögen auch die Repräsentanten der großartigen kosmopolitischen Ideen vor unseren Augen zu Grunde gehen; diese Ideen selbst klingen als das ewig Bleibende und Wahre bei uns nach und schreiten triumphirend über die zeitigen Sieger dahin.

Donnerer }
Donnerkeile } s. Zeus.

Don Quixote (R. Vorr.), der Hauptheld des bekannten Romans des spanischen Dichters Cervantes aus dem Anfange des 17. Jahrhunderts. Der Verfasser hatte die Absicht, mit diesem Werke der damaligen Geschmacksrichtung seiner Landsleute, wie sie besonders in den abenteuerlichen Ritterromanen zu Tage trat, den Todesstoß zu versetzen. Bestimmt, die Unwahrheit einer ganzen Zeitrichtung zu vernichten, ist der Don Quixote selbst voller Leben und Wahrheit, und indem er mit der Geißel der Satire gegen eine falsche Romantik zu Felde zieht, ist er durch und durch romantisch, so daß er der lächerlichsten Thorheit zu einem treuen Spiegel der Wahrheit wurde. Seit dem Erscheinen dieses Werkes versteht man unter Don Quixote einen närrischen Abenteurer, der durch das Streben, seine phantastischen Ideen zu verwirklichen, überall mit den bestehenden Lebensverhältnissen in Zwiespalt geräth.

Doppelherrschaft, Die spanische. Der Sohn des habsburgischen Kaisers Maximilian's I., Philipp der Schöne, hatte sich mit der Tochter Ferdinand's des Katholischen, Johanna, welche später den Beinamen „die Wahnsinnige“ erhielt, vermählt, aus welcher Ehe Karl I. von Spanien (als Kaiser von Deutschland Karl V.) hervorging. Als dieser 1556 seinen sämmtlichen Thronen (Oestreich, Spanien, den Niederlanden, Neapel und den amerikanischen Besitzungen) entsagte, gab er seine deutschen Länder nebst der Kaiserwürde seinem Bruder Ferdinand I. (1556—64) und Spanien nebst den übrigen Reichen seinem Sohne Philipp II. (1556—98), wodurch auch Spanien das Erbe eines habsburgischen Regentenstammes wurde. Die Worte Wallenstein's (Wst. T. IV, 3):

„Die spanische Doppelherrschaft neiget sich
Zu ihrem Ende, eine neue Ordnung
Der Dinge führt sich ein.“

beziehen sich auf die beiden Linien Habsburg-Oestreich (damals Ferdinand II.) und Habsburg-Spanien (damals **Philipp** IV.). Der Tod des letzten Königs dieser zweiten Linie, Karl's II., veranlaßte im Jahre 1700 den Ausbruch des spanischen Erbfolgekrieges.

Doppelmaske, s. Masken.

Doppelschein, s. Astrolog.

Dorf (W. T. IV, 1). Es ist das Dorf Sissingen zwischen Fluelen und Brunnen gemeint.

Drachen, fabelhafte Ungeheuer des Alterthums, die den Menschen nach dem Leben trachteten, daher vergleichungsweise (R. I, 3): „Drachenseelen". — Die Stelle (Wst. T. I, 7):

„Nicht hoffe, wer des Drachen Zähne sä't,
Erfreuliches zu ernten."

ist eine Anspielung auf die sagenhafte Mittheilung in dem Argonautenzuge, wo der barbarische König Aëtes dem Jason die Aufgabe stellt, ein Feld mit einem feuerschnaubenden Stiere zu pflügen, Drachenzähne in die Furchen zu säen und gegen die daraus hervorwachsenden geharnischten Männer zu kämpfen.

Dragoner (Wst. L. Pers.-Verz.), eine zur leichten Reiterei gehörige Truppengattung, vermuthlich nach dem Drachen (frz. dragon) als ehemaligem Feldzeichen benannt.

Drama (K. d. H.), gr. s. v. w. That, Handlung (bes. auf der Bühne); ein Schauspiel. — Dramaturg (Ged. Shakespeare's Schatten) od. Dramaturgist (F. Vorr.), ein Schauspiellehrer, dessen Geschäft es ist, die Regeln und Gesetze des Schauspiels zu entwickeln und ihre Anwendung zu lehren. — Dramaturgie (ebendas.) die Schauspiellehre, Theorie der Schauspiel-Dichtkunst od. (Br. v. M. Einl. 5, 378) dramatischen Poesie. — Dramatisch (R. Vorr.), in Form eines Schauspiels behandelt; undramatisch (F. Vorr.), für ein Schauspiel nicht geeignet.

Draperie (Br. v. M. Einl. 5, 381), die Bekleidung der Figuren, bes. der Faltenwurf der Gewänder.

Drathmaschinen, s. Marionette.

Dreibatzenplatz (K. u. L. V, 5), der billigste Platz im Theater, der mit drei Batzen bezahlt wurde. Der früher in Süd-Deutschland übliche Batzen galt 4 Kreuzer oder 1¼ Sgr.; der Dreibatzenplatz wurde also etwa mit 4 Sgr. bezahlt.

Dreibeiniges Thier (R. I, 2), Spitzbubenausdruck für Galgen, der gewöhnlich aus drei aufgerichteten Pfeilern bestand.

Dreifache Krone oder Tiara heißt die hohe Mütze, welche das Zeichen der päpstlichen Würde ist. Sie ist von drei übereinanderstehenden goldenen Kronen umzogen, die mit Edelsteinen besetzt sind, und trägt auf ihrer Spitze eine goldene Kugel mit einem Kreuz. Die Stelle (F. IV, 14): „Zwei meiner Ahnherren trugen die dreifache Krone" bezieht sich auf Innocenz IV. (1243 bis 1254), welcher als Cardinal Sinibald Fiesco hieß, und auf Hadrian V., der als Cardinal den Namen Ottobonus Fieschi führte. Beide waren aus Genua; der letztere wurde 1276 nach Innocenz V. gewählt, starb aber bereits 39 Tage nach seiner Erhebung, ohne geweiht und gekrönt worden zu sein.

Dreifaltigkeit, ein von Luther gemißbilligter, in der katholischen Kirche aber häufig gebrauchter Ausdruck für Dreieinigkeit, mit welchem letzteren Ausdruck in der christlichen Glaubenslehre diejenige Eigenschaft des göttlichen Wesens bezeichnet wird, nach welcher es zwar ein einheitliches Wesen sein soll, das sich jedoch in drei verschiedenen Personen offenbart. In der Stelle (M. St. I, 6) ist die bildliche Darstellung dieser drei Personen gemeint.

Dreikönig (K. u. L. V, 5). Die Weisen aus dem Morgenlande oder die sogenannten heiligen drei Könige, welche bei der Geburt Christi zu Herodes kamen, wurden in früheren Zeiten öfter bildlich dargestellt, und solche Abbildungen auch wohl benutzt, um diese oder jene Sorte Tabak mit einem lockenden Aufschriftszettel zu versehen.

Dreizack, s. Poseidon.

Druidenbaum (J. v. O. Prol. 2), die im Anfange des Prologs genannte Eiche. Die Druiden, die Priester der alten Celten in Gallien, hielten die Eiche für heilig und pflegten in ihrem Schatten den Göttern die Opfer darzubringen. Als später das Christenthum Eingang fand, wurden solche Bäume oft mit Heiligenbildern geschmückt, oder in ihrer Nähe Kapellen mit solchen Bildern errichtet, um die heidnischen Erinnerungen auszulöschen, oder die alte abergläubische Gewohnheit auf den neuen Glauben zu übertragen.

Dryas od. Dryáde, pl. Dryáden, s. Nymphen.

Dryópen (Ged. 4. B. d. Aen. 27), ein pelasgischer Volksstamm in Epirus.

Duc von Anjou (M. St. II, 6), s. Anjou.

Duett, aus dem ital. duetto, ein Zweigesang; spöttisch (K. u. L. V, 7), eine Unterhaltung zwischen zwei Personen.

Duncan (Mcb. I, 5), s. Macbeth.

Dunsinan, s. Macbeth u. Scone.

Durchlöchertes Sieb der Ewigkeit, s. Danaiden.

düsseln, verw. mit duseln, s. v. w. dämmern od. (R. I, 2), tuscheln, leise verhandeln.

Dymas (Ged. 2. B. d. Aen. 61), einer der letzten Trojaner, welcher noch während der Erstürmung der Stadt sich unter der Anführung des Aeneas auf's tapferste vertheidigte.

E.

Eberhard, Graf, der Greiner. (Ged. aus d. J. 1781.) Eberhard IV. von Würtemberg, welcher von 1344—1392 zur Zeit Kaiser Karl's IV. und seiner ohnmächtigen Nachfolger Wenzel und Ruprecht regierte, war einer der tapfersten Kriegeshelden

jener Zeit. Aus gegenseitiger Eifersucht der Fürsten, des Adels und der Städte waren allerlei Reibungen und Kämpfe hervorgegangen. Auf der einen Seite hatten sich die Ritter, auf der andern die Städte zu verschiedenen Bündnissen vereinigt, die sich unterstützten oder befehdeten, je nachdem es der Vortheil oder die eigene Sicherheit erheischten. So hatte sich auch der damalige Erzbischof von Salzburg (vergl. Becker's Weltgesch. Bd. 6) aus Furcht vor seinen Feinden in den schwäbischen Städtebund begeben, wurde jedoch 1387 von dem Herzog Friedrich von Baiern verrätherischer Weise gefangen genommen. Als sich nun die Städte vereinigten, um ihn zu befreien, schloß sich der Adel an die Fürsten an, mit deren Hülfe er den Stolz der Bürger zu brechen gedachte. Auf diese Weise entbrannte ein wilder Krieg, in welchem Graf Eberhard der Greiner (d. i. der Zänkische) den Hauptschlag ausführte. In der Schlacht bei Döffingen (23. August 1388) errangen die Fürsten und der Adel einen glänzenden Sieg, welcher eine engere Verbindung der schwäbischen Städte, etwa nach Art der schweizerischen Eidgenossenschaft, verhinderte. Eine außerordentlich klare und ausführliche Darstellung dieser Vorgänge findet sich in Schlosser's Weltgeschichte, Bd. 8, S. 513—536. — Das durchweg kernig gehaltene, lebhaft an Gleim erinnernde Kriegslied hat Sch. den Mannen Eberhard's in den Mund gelegt. Str. 1, V. 1: „Ihr dort außen in der Welt“ ist die Ausdrucksweise des kleinen schwäbischen, in sich abgeschlossen lebenden Volksstammes. V. 2: „Die Nasen eingespannt“, d. h. tragt die Nasen nicht zu hoch. — Str. 2: Wer mit den Namen Karl, Ludwig, Eduard gemeint sein mag, ist schwer zu sagen; Kaiser Karl war bereits 1378 gestorben; die Döffinger Schlacht fand unter Wenzel statt; nur Friedrich ist mit Sicherheit als der bereits erwähnte Herzog von Baiern zu deuten; die übrigen sind vermuthlich willkürlich gewählte Namen für Helden aus anderen deutschen Volksstämmen. — Str. 3: Bub' steht für Sohn, da Ulrich damals schon ein Mann in reifen Jahren war. — Str. 4: Ulrich hatte schon 1377

Reutlingen belagert, während der alte Eberhard vor Ulm lag. — Str. 5: gepanscht, ein süddeutscher Provincialismus, s. v. w. geschlagen. V. 3: ein falsch (d. h. ein zorniges Gesicht). V. 4: „Der junge Kriegsmann floh das Licht", d. h. Ulrich ließ sich vor seinem Vater nicht sehen. — Str. 6: „Bei des Vaters Bart" erinnert an Eberhard's Beinamen: der Rauschebart. — Str. 7: „Und heller gings dem Junker auf", d. h. ihm (Ulrich) wurde wieder wohl zu Muth, die Nacht seines Kummers lichtete sich. Str. 10: „Der Helden Trieb", eine elliptische Ausdrucksweise für: Rasch trieb es die andern Helden zu seiner Hülfe herbei. — Graf Eberhard der Rauschebart und sein Sohn Ulrich sind im Chor der Stiftskirche zu Stuttgart beigesetzt. Vergl. die vier trefflichen Gedichte Uhland's, welche diesen Helden gewidmet sind.

Eboli, s. Ruy Gomez.

Echinaden (Iph. I, Zw.-H.), eine kleine Inselgruppe der griechischen Landschaft Akarnanien. Sie lagen ursprünglich zwischen den beiden Ausflüssen des ins ionische Meer mündenden Achelous; jetzt sind einige derselben durch Anschwemmung mit dem Festlande verbunden. Die Bewohner derselben waren roh und wurden von den übrigen Griechen als Barbaren bezeichnet.

Echo (Ged. Das verschleierte Bild zu Sais — Mcb. V, 5), gr. der Wiederhall; bildl. (R. I, 3) übereinstimmendes Wesen.

Edelfräulein, ehemals die Bezeichnung für ein unverheirathetes Frauenzimmer von vornehmer Geburt, (M. St. II, 2) für Hofdamen.

Edelhof, s. Attinghausen.

Edelknecht (Ged. Der Taucher), s. v. w. Knappe. Nach dem gewöhnlichen Gange der Ritterbildung waren die Söhne der Adeligen zuerst Buben oder Pagen, die am Hofe eines anderen Ritters in den Anfängen ritterlicher Tugenden sich übten. Im 14. Lebensjahre wurden sie Knappen, als welche

sie der Pferde und Waffen ihres Meisters zu warten, diesen selbst aber zu Pferde zu begleiten hatten.

Eden, das in der Bibel (I. Mose 2, 10) genannte irdische Paradies; (Ged. E. Leichenphantasie) das himmlische oder der Aufenthalt der Seligen nach dem Tode.

Edinburg (M. St. I, 4), Hauptstadt von Schottland, ehemals Residenz der schottischen Könige.

Eduard IV. (Wrb.), König von England (1461—1483), vergl. Warbeck.

Eduard v. Clarence (Wrb.), vergl. Warbeck.

Eger (Wst. L. 11 — Wst. T. I, 5), böhmische Stadt unweit der baierschen Grenze.

Egeus, der französischen Schreibweise (Égée) nachgebildet, wie öfter, wo Sch. französische Uebersetzungen als Quellen benutzt; s. Aegeus.

Egmont (D. C. III, 5 u. IV, 3). Graf Lamoral v. Egmont, geb. 1522, aus einer vornehmen niederländischen Familie, widmete sich dem Kriegsdienst und erntete unter Karl V., dem er 1544 nach Afrika folgte, wie unter Philipp II. wohlverdiente Lorbeern ein. Als Philipp sich jedoch bemühte, die Inquisition in den Niederlanden einzuführen, nahm er an den gegen dies Verfahren gerichteten Volksbewegungen Antheil und wurde hierdurch, besonders aber durch seine Verbindung mit dem Prinzen von Oranien, dem spanischen Hofe verdächtig. Herzog Alba ließ ihn daher gefangen nehmen und auf Befehl des Königs Philipp im Jahre 1563 hinrichten. Vergl. „Prozeß und Hinrichtung der Grafen Egmont und Horn", Bd. 8.

Egoist (Ged. D. philosophische E.), von dem lat. ego, ich; ein Mensch, der nur für sich selbst lebt und auf seinen eigenen Nutzen sieht, alles Andere dagegen gering schätzt.

Egoist, Der philosophische (Ged.), ein Epigramm aus dem Jahre 1795. Sch. genoß damals seit zwei Jahren des

ersten Glückes der väterlichen Freuden, indem er seinen ältesten Sohn Karl sich fröhlich entwickeln sah. Daß er auch solchen rein natürlichen Empfindungen eine höhere Richtung zu geben geneigt war, zeigt dies Epigramm. Es ist nach Viehoff's treffender Bemerkung gegen eine Lehre der Kantischen Philosophie gerichtet, welche den sinnlichen Trieben, die sie als innere Feinde der Moralität betrachtete, keinen Einfluß auf den Willen gestatten wollte, da derselbe unter sittlichen Gesetzen stehe. In Folge dieser Lehre wurden selbst unschuldige natürliche Neigungen von Vielen als sträflich betrachtet, so daß sie durch Bekämpfung derselben die innere Zufriedenheit zu erringen suchten, während doch die Aussöhnung der sittlichen mit der sinnlichen Natur das Ziel ihres Strebens hätte sein sollen. Diesen philosophischen Egoisten, welche die Forderungen der Natur mittelst der Forderungen ihrer Principien zu unterdrücken suchten, zeichnet er das Bild einer sich selbst aufopfernden und in dieser Thätigkeit glücklichen Mutter, damit sie von demselben lernen mögen.

Ehewirth, s. Wirthin.

Ehni (W. T. III, 1), schweizerisch von Ahn, s. v. w. Großvater. Es ist Walter Fürst, der Vater der Hedwig, damit gemeint; vergl. III, 3, S. 100, wo er von Tell's Sohn Großvater genannt wird; desgl. IV, 2, S. 122, wo Hedwig ihn Vater nennt, und S. 124, wo er Tell's Knaben als seinen Enkel bezeichnet.

Ehrwürdige, Das (Ged.), ein Epigramm aus dem Jahre 1796. In der Erziehung wie im Staatsleben kann es sich allein darum handeln, das Wohl des Ganzen im Auge zu haben, da auch das Individuum seine Rechte hat; freilich nicht alle diejenigen, die den großen Haufen bilden (vergl. Majestas populi), wohl aber die Einzelnen, die um ihres inneren Werthes willen als Repräsentanten des Ganzen zu betrachten sind.

Eibenzweige (Mcb. IV, 3), die Zweige des zu den Nadelhölzern gehörenden Eiben- oder Taxusbaums (Taxus baccata),

dessen Blätter und Früchte auf Menschen und Vieh giftig wirken.

Eid (W. T. II, 2), der Eid auf die Gesetze und die Verfassung, welchen die jungen Bürger abzulegen hatten. Vergl. Erinnyen u. Styx.

Eidam (Iph. III, 4 — Wst. T. III, 4 — Dem. I), s. v. w. Ehesohn, Tochtermann, Schwiegersohn.

Eideshelfer (Dem. I), latein. juratores, d. i. Schwörer. Nach altem germanischen Rechte konnte ein Angeklagter seinen Eid durch Zeugen in der Weise unterstützen, daß dieselben seine Glaubwürdigkeit beschworen. Solche Zeugen zu stellen, wurde natürlich besonders Vornehmen leicht, doch war es wohl kein Vorrecht derselben. „Es gehörte zu den Rechten und den Pflichten der Familie, durch den Eid ihrer Mitglieder für den Angehörigen, der angeklagt war, schützend aufzutreten. Aber es wurde nur in besonderen Fällen dem Einzelnen anheimgegeben, mit solchem Eide sein Recht oder seine Aussage zu vertreten. Dann z. B. wenn er darthun wollte, daß sein Vermögen nicht ausreiche, um eine Schuld zu zahlen." Wie leicht hiermit von Mächtigen Mißbrauch getrieben werden konnte, liegt auf der Hand. Alle solche altgermanischen Rechtsgewohnheiten, besonders insoweit sie in der Sprache noch heut ihren Wiederhall finden (z. B. „den Stab über Jemand brechen"), hat Jakob Grimm in seinen „Deutschen Rechtsalterthümern" zusammengestellt. (S. 859.) Hier hat Sch. freilich diese altgermanische Einrichtung auf das slavische Polen übertragen. Grimm erwähnt sie nicht als bei den Slaven vorhanden.

Eidgenossen (W. T. II, 2). Sch. läßt den Reding hier das Wort Eidgenossen aussprechen, woher der Ausdruck: Eidgenossenschaft, mit welchem die Schweizer Cantone Schwyz, Uri und Unterwalden ihr auf dem Rütli geschlossenes Bündniß zu bezeichnen pflegten. Dieses Bündniß wurde bei verschiedenen

Gelegenheiten, z. B. nach Kaiser Rudolf's Tode (1297) erneuert; daher (W. T. I, 4):

„Der Schwytzer wird die alten Bünde ehren."

Eigne Leute, s. Leibeigene.

Eingeweide, die Organe der inneren Empfindung; daher (W. T. I, 3):

„Habt ihr denn gar kein Eingeweid."

d. h. thut euch das Herz im Leibe nicht weh?

Einheiten, die drei, des Aristoteles (Gstſ. 10, 187), s. Aristoteles.

Einsiedeln (W. T. II, 2), ein Bergflecken in dem anmuthigen Alpbachthale, 1570 Fuß über dem Vierwaldstätter See, mit einer weltberühmten Wallfahrtskirche und einem wunderthätigen Marienbilde (vergl. Meinrads Zell), das seit 1000 Jahren Pilger aus allen deutschen Ländern anlockt. Im Jahre 1274 erhob Rudolf v. Habsburg den Abt von Einsiedeln zum Reichsfürsten. Seit einem Jahrhundert ist die Wallfahrtskirche mit einer prachtvoll gebauten Benedictinerabtei verbunden, die unter dem Namen des Klosters Maria Einsiedeln einen weit verbreiteten Ruf hat.

Eisenstufe (Ged. Der Gang nach dem Eisenhammer), Eisenerz, das in ganzen Stufen, als sogenanntes Stuferz, vorkommt. Die ausgesucht besten Stücke pflegt man ausgestuftes Erz zu nennen.

Eispol (Dem. II), der Nordpol, die nordischen Gegenden; ferner (J. v. O. I, 3): „Die vom äußersten Westfriesland, die nach dem Eispol schaun", d. h. nach Norden, weil das deutsche Ländergebiet dort zu Ende ist und an die Nordsee grenzt.

Elegie, gr. eig. ein Trauer- oder Klagegesang; im weiteren Sinne jedes Gedicht von beschaulichem Charakter, das von einer wehmüthigen Stimmung durchweht ist.

Elegie auf den Tod eines Jünglings (Ged.). Dies Gedicht stammt aus dem Jahre 1781; Veranlassung zu demselben war der Tod eines jungen Mannes: Joh. Christian Weckherlin, vermuthlich ein Nachkomme Rudolf Weckherlin's, jenes Dichters, der (vor Opitz) den Alexandriner nach Deutschland verpflanzte. Str. 8, V. 5—8: Nebensätze, zu denen eine Ergänzung hinzugedacht werden muß, etwa: Schaust du schon? Weißt du jetzt? Oder man muß sie als von „Räthsel" abhängig betrachten. V. 10: Gräber kreisen, d. h. gebären wollen. — In Beziehung auf die mancherlei Mängel dieses jugendlichen Products erscheint des Dichters Selbstkritik interessant. Er schreibt an seinen Freund Hoven über diese Elegie: „Das kleine Ding hat mich in der Gegend herum berüchtigter gemacht, als zwanzig Jahre Praxis. Aber es ist ein Name wie desjenigen, der den Tempel zu Ephesus verbrannte. Gott sei mir Sünder gnädig." Vergl. das Gedicht: Leichenphantasie.

Elektrisirmaschine (Gstſ. 10, 151), ein bekanntes physikalisches Instrument, an dem eine Glasscheibe gerieben wird, um elektrische Wirkungen hervorzurufen, die vorzugsweise in der Anziehung oder Abstoßung leichter Körper bestehen.

Element, von dem lat. elementum, der Urstoff, Grundbestandtheil; daher 1) der Stoff od. das Elementarische (Br. v. M. Einl. 5, 380); 2) s. v. w. Natur, wie (Br. v. M. 5, 440), wo es von der allmächtigen Liebe heißt:

„Dir unterwirft sich jedes Element."

3) Lebensstoff od. Lebensbedingung, wie (R. II, 3) „in seinem Elemente sein"; 4) als Fluchwort, wie (R. II, 1) „Wetter Element!"

Elennshaut (Wst. L. 6), die Haut des Elennthieres, die ein sehr dauerhaftes Leder giebt.

Eleusis, eine Stadt nordwestlich von Athen, war berühmt durch einen prächtigen Tempel der Ceres und der Proserpina.

Hier wurden jährlich neun Tage hintereinander die großen eleusinischen Mysterien gefeiert, neben welchen man auch die kleinen unterschied, in denen gewissen auserwählten Personen die Vorweihe ertheilt ward. Die höhere Weihe wurde bei den großen Mysterien vollzogen. Ueber den Ursprung dieser Feste, so wie über den Inhalt der geheimen Lehren, welche den Eingeweiheten bei diesen Feierlichkeiten mitgetheilt wurden, ist nichts Sicheres bekannt; indessen vermuthet man, daß die Lehren sich besonders auf die Einheit des göttlichen Wesens und auf die Unsterblichkeit der Seele bezogen, und daß sie nur darum geheim gehalten wurden, weil sie mit dem Volksglauben im Widerspruch standen.

Eleusische Fest, Das (Ged.), ein Lobgesang zu Ehren der Göttin des Ackerbaues, erschien im Jahre 1799 unter dem Titel: Bürgerlied. Es ist allerdings ein religiöser Preisgesang, als dessen Gegenstand die Entstehung der bürgerlichen Gesellschaft anzusehen ist; indessen macht das fremde Kostüm, in welches der Inhalt eingekleidet ist, es nur demjenigen vollständig genießbar, der mit der griechischen Anschauungsweise innig vertraut ist. Das mag der Grund sein, warum Sch. den Titel: Bürgerlied später nicht angemessen fand und ihn in den gegenwärtigen umänderte. Das Eleusische Fest gehört, wie „die Götter Griechenlands“ und „die Künstler“ zu den culturgeschichtlichen Gedichten. Es steht fest, daß Sch. sich schon früher mit einer Lieblingsidee trug, nämlich mit der Bildung des rohen Naturmenschen durch die Kunst, ein Gedanke, dem er in mehreren seiner Gedichte einen Ausdruck gegeben. Eben so war ihm der Uebergang des Menschen von dem Jäger- und Nomadenleben zu dem Ackerbau von Interesse, ein Vorgang, in dem ihm etwas göttlich Erhebendes lag, deshalb tritt in dem Gedichte Ceres als die Hauptperson auf, in deren Brust göttliche mit menschlichen Gefühlen gepaart erscheinen.

Der Mythus, welcher dem Gedichte zu Grunde liegt, ist folgender: Als Ceres auf der Erde umher irrte, um die Spur der geliebten Tochter Proserpina aufzusuchen, kam sie zu Keleus,

dem Beherrscher von Eleusis (s. d.), der sie gastfrei aufnahm und ihr seinen Sohn Démophon zur Pflege übergab. Mit mütterlicher Sorgfalt behandelte sie den Knaben, gab ihm indeß keine irdische Speise, sondern salbte ihn bei Tage mit Ambrosia und läuterte ihn des Nachts in der Flamme, um ihm das Sterbliche zu nehmen. Als des Knaben Mutter sie hierbei belauschte, stieß dieselbe einen Schrei des Entsetzens aus. Da erschien ihr Ceres in göttlichem Glanze, schalt sie wegen ihres thörichten Mißtrauens und befahl, daß man ihr auf einem Berge bei der Stadt einen Tempel errichte, den sie fortan als Priesterin, wie als Lehrerin des Ackerbaues und anderer heiliger Gebräuche bewohnte. Dieser letzte Punkt bildet den Hauptinhalt des vorliegenden Gedichtes; es ist somit als eine Festhymne für die großen Eleusinien zu betrachten. Was die äußere Eintheilung betrifft, so besteht es aus 27 Strophen, von denen die erste, die mittelste (die vierzehnte) und die letzte, in daktylischem Versmaß einen lyrischen, die übrigen 24 Strophen, in trochäischem Versmaß, einen epischen Charakter haben. Jene muß man sich demnach von einem Chor, diese von einer oder verschiedenen einzelnen Stimmen vorgetragen denken. Die drei lyrischen Strophen schließen auf diese Weise zwei Abtheilungen ein, deren jede aus 12 Strophen besteht. Die erste Abtheilung schildert die Gründung des Ackerbaues und somit den Uebergang von dem Jagd- und Nomadenleben zu festen Wohnsitzen; in der zweiten Abtheilung wird uns die Entwickelung des Gewerbfleißes, so wie die Entstehung von Kunst und Wissenschaft als Grundlage aller edleren Gesittung vorgeführt.

Str. 2, V. 7 u. 8 erinnern an die Sage, daß die an die taurische Küste verschlagenen Fremdlinge, der Artemis zum Opfer gebracht wurden. — Str. 7, V. 5—8, s. Sphärenharmonie. — Str. 8: Die Götter pflegten sich, wenn sie den Menschen erscheinen wollten, zunächst in einen Nebel zu hüllen. — Str. 11: Das, was die Natur im Kreislauf eines Jahres hervorbringt, wird hier von der Göttin in wenigen Augenblicken durch ein Wunder

vollführt. — Str. 12: Zeus ist der Bruder der Ceres; hier aber redet sie ihn im Namen der Sterblichen als Vater an. — Str. 13: Ein Blitz aus heiterem Himmel, der schon den Alten bedeutungsvoll war, ist auch uns überraschend und zum Sprüchwort geworden. Der gleich darauf erscheinende Adler (der Jupitersvogel) soll die Aufmerksamkeit auf Zeus hinlenken. — Str. 15: Mit dem Auftreten des Ackerbaues erschien auch das Recht des Grundbesitzes als die erste Grundlage der gesellschaftlichen Ordnung, daher das Erscheinen der Themis. — „Des Styx verborgene Mächte" sind die Götter der Unterwelt. — Str. 16: „Der Gott der Esse" ist Vulkan (s. Hephästos). — Str. 18: „Der Grenzgott ist Terminus, ein altitalischer Feldgott, welcher nach Ovid den Völkern und Stadtgebieten ihre Grenzen zog, und ohne dessen Mitwirkung jeder Ackerbezirk streitig war. — Str. 20: „Der schilfbekränzte Gott" ist Nereus, eine alte Meergottheit. Er war mit Doris, einer Tochter des Oceanus vermählt und erzeugte mit ihr funfzig Töchter, die Nereiden. — „Die leichtgeschürzten Stunden" sind die Horen (s. d.). — Str. 21: Der Meergott ist Poseidon (s. d.). Nicht nur einer alten Sage zufolge, sondern auch nach den Untersuchungen unserer Geologen sind die auf den Diluvialflächen zerstreuten Granitmassen, die sogenannten erratischen Blöcke, als Bruchstücke ferner Gebirge anzusehen, die vom Meere losgerissen, auf großen Eismassen fortgeschwemmt und an anderen Küsten abgelagert worden sind. — Str. 22, V. 7 u. 8 erinnern an den griechischen Sänger Amphion (s. d.). — Str. 23: Cybele (s. d.) trägt als Attribut eine Mauerkrone, so daß sie nicht nur als Bild der Alles erhaltenden Natur, sondern auch als Städteerbauerin gilt. — Str. 24: Die Götterkönigin ist Here (s. d.), die zugleich als Stifterin der Ehen verehrt wurde. — Str. 26: Die Freiheit des Thieres der Wüste ist nichts Anderes als Zügellosigkeit; die Freiheit der Götter ist darin zu suchen, daß sie keinen Streit der Vernunft gegen die sinnlichen Regungen kennen; der Mensch

allein ist der sittlichen Freiheit fähig, die indeß nur eine geistige Errungenschaft sein kann.

Eleusische Haus, Das (Ged. Einem jungen Freunde), der Tempel der Ceres zu Eleusis (s. d.).

Elfen (Ged. Der Tanz) sind in der nordischen Mythologie gewisse Naturgottheiten, die man sich meist als Berg-, Wald- und Seegöttinnen vorstellte. Sie sind bald sichtbar, bald unsichtbar und schweifen besonders Nachts umher. Der Sage zufolge sind sie zu einem Staate vereinigt, dessen König in Norwegen residirt und in Island einen Statthalter hat. Gewöhnlich werden zwei Arten von Elfen unterschieden: helle oder schöne Elfen, die dem Himmel entstammen, Nachts auf Wiesen tanzen und freundlich mit Menschen verkehren; außerdem aber schwarze oder häßliche Elfen, die „falschen Mächte, die unterm Tage schlimm geartet hausen“ (Wst. T. II, 2), die Hüter der unterirdischen Schätze, die den Menschen necken und zu denen auch der sogenannte Alp gehört.

Elieser (R. V, 1), Abrahams ältester Knecht, der wegen seiner Treue (vergl. I. Mose, 24) sprüchwörtlich geworden ist.

Elis (Iph. I, Zw.-H. — Ph. I, 1) oder Eleia, die westlichste Küstenlandschaft des Peloponnes, die fruchtbarste und bevölkertste von allen.

Elisa, s. Dido.

Elisabeth, Königin von England (1558—1603), die Tochter Heinrich's VIII. und der Anna v. Boleyn (M. St. I, 6 u. III, 4), mit welcher der König zunächst heimlich vermählt war, die er 3½ Monate vor Elisabeths Geburt öffentlich für seine Gemahlin erklärte, später aber enthaupten ließ, um sich mit einer anderen zu vermählen. — Elisabeth war Protestantin und nahm sowohl die Hugenotten aus Frankreich als die vor der spanischen Inquisition Fliehenden (D. C. III, 10) mit größter Bereitwilligkeit auf.

St. Elmo (Mlth.), eins der beiden Forts, welche den Kriegshafen von La Valetta, dem Hauptorte der Insel Malta, vertheidigen. Es liegt an der östlichen Seite der Insel, dem Fort La Vittoriosa gegenüber. Ein schmaler Eingang zwischen beiden führt zu dem äußerst geräumigen und somit vollständig geschützten Hafen.

Elsaß (N. a. D. I, 3), eine Provinz im östlichen Frankreich, welche bis zum westphälischen Frieden zu Deutschland gehörte; der Rhein trennt sie von Baden.

Elsbeth (W. T. V, 1) oder Elisabeth, die Wittwe des ermordeten Königs Albrecht I., die ihm zwanzig Kinder geboren und ihm in zärtlicher Gattenliebe eben so wie in Beziehung auf seine Absichten mit der Schweiz völlig ähnlich war; sie starb 1313.

Elysium (s. Homer Od. 4, 563) war bei den Griechen und Römern ein mit ewigem Frühling gesegnetes Gefilde an dem Westrande der damals bekannten Erde, nahe dem Oceanus, oder in diesem letzteren eine Gruppe von Inseln mit der Burg des Kronos. Hier wohnten die Lieblinge der Götter oder die Seligen, um mit ihrem Körper in ewigem Wohlbefinden fortzuleben. Daher spricht Sch. (W. T. III, 2) von der „sel'gen Insel", (Sp. u. d. L.) von der „glücklichen Insel", (Picc. III, 4) von „einer Insel in des Aethers Höhen"; läßt Hektor (R. II, 2) zu seiner Gattin sagen: „Wir sehn uns wieder in Elysium"; nennt die Freude (Ged. An die Freude) eine „Tochter aus Elysium"; sagt von der Zeit, wo die Liebe noch nicht in die Welt gekommen (Ged. Triumph der Liebe): „Traurig flüchteten die Lenze nach Elysium" und ebendaselbst von der Liebe: sie „zeigte dir Elysium". Bildlich wird (R. IV, 1) die Heimath und (F. IV, 14) ein Phantasiegebilde Elysium genannt; ferner bezeichnet er (Ged. Leichenphantasie) das sanfte und zugleich muntere Wesen eines Jünglings als „mild, wie umweht von Elysiumslüften"; und Karl Moor (R. III, 2) bricht in der Erinnerung an die paradiesische

Unschuld seiner Knabenjahre in die Worte aus: „O all ihr Elysiumsscenen meiner Kindheit!“ Der Ausdruck Elysium findet sich nur in Sch.'s Jugendarbeiten, wie auch das so betitelte Gedicht seiner ersten Periode angehört. Erst später hat er dasselbe mit der Gruppe aus dem Tartarus zusammengestellt, wobei ihm jedenfalls eine Erinnerung an das sechste Buch der Aeneïde Virgil's vorgeschwebt hat, welches die Wanderung des Aeneas durch den Tartarus und das Elysium darstellt. Ihrer Anlage und Form nach waren die beiden Gedichte ursprünglich wohl nicht zu Gegenbildern bestimmt. Der Gesammtinhalt des Gedichtes ist eine poetische Schilderung der oben bezeichneten antiken Anschauungsweise. — Str. 5, V. 3: „Berge bebten unter dessen Donnergang“ ist eine kühne Inversion für: unter dessen Donnergang Berge bebten. V. 4 u. 5 zeichnen sich durch anmuthige Assonanz aus.

Emaille (Gstſ. 10, 144), oder Email, von dem deutschen Schmelzen stammend, ein Kunstproduct, dessen Grundlage unser gewöhnliches aus Kieselerde, kohlensaurem Kali und Bleioxyd bestehendes Glas ist. Durch Zusatz von Zinnoxyd wird die durchsichtige, leichtflüssige Glasmasse weiß und undurchsichtig und heißt nun Email. Andere Metalloxyde geben andere Farben. Bei der Emailmalerei werden Mineralfarben mit glasigen Zusammensetzungen gemengt, dies Gemenge mit Oel eingerieben, dann mit dem Pinsel aufgetragen und hierauf eingebrannt.

Emma, An (Ged.). Dies Gedicht aus dem Jahre 1798 führte früher den Titel: Elegie an Emma. Vermuthlich handelt es sich hier, wie bei dem Gedichte „An Minna“ (s. d.) nicht um eine wirkliche Persönlichkeit. Ein Vergleich beider Gedichte ist nicht ohne Interesse. In dem letzteren ist der Verlust eine Folge von Treulosigkeit, in dem vorliegenden hat der Tod das Verhältniß gelöst; dort bricht ein herber Schmerz in Worte innerer Entrüstung aus, hier ergießt er sich in sanfte Klagen, deren milde Klänge einer versöhnenden Erinnerung geweiht sind.

Empfindniß (R. II, 1), s. v. w. empfindliche Gefühlserregung.

Endymion, s. Selene.

Engelberg (W. T. II, 2), ein Dorf im Engelberger Thal zwischen Stanz und Altorf, 3200 Fuß über der Meeresfläche, mit einem berühmten, im Jahre 1121 gegründeten Benedictinerkloster.

Engelspforte (Ged. An die Freunde), der Eingang zur Engelsburg, einer kleinen Festung am rechten Tiberufer in Rom. Die Engelsburg war ursprünglich das Grabmal, welches Kaiser Hadrian sich erbauen ließ; im Mittelalter hat es oft als Festung gedient; jetzt ist es durch einen bedeckten Gang mit dem Vatican verbunden. Auf der Spitze des Thurms steht ein eherner Engel. Hier wird jährlich zwei Mal, am Krönungstage des Papstes und am ersten Ostertage ein prächtiges Feuerwerk abgebrannt, dessen Schluß, die aus mehr als 4000 Raketen bestehende Girándola, weltberühmt ist.

Enier (Iph. I, Zw.-H.), richtiger **Aenianen**, eine thessalische Völkerschaft.

entlarven, s. Larve.

entstehen (W. T. I, 4 — Dem. I), als Gegensatz von: zur Seite stehen; also s. v. w. fehlen, ausbleiben.

Eos, bei den Römern A u r o r a, die Tochter des Titanen Hyperion und der Thia, die Schwester des Helios und der Selene, war mit Asträus vermählt, welchem sie die Winde Zephyrus, Boreas und Notus, sowie den Hesperus (s. d.) und die Gestirne gebar. Nach Homer, der eine Reihe der schönsten Beiwörter für sie hat — Eos auf goldenem Thron, im Safrangewande, die rosenfingrige Il. 11, 1. 19, 1. 23, 226. Od. 4, 188. 5, 121. 12, 3. 22, 197. 23, 246 — führt sie einen Wagen, bespannt mit zwei göttlichen Rossen, aus des Oceans Tiefen herauf; daher heißt es (Ged. 4. B. d. Aen. 24):

„Indeß war Eos leuchtendes Gespann
Aus blauer Wogen Schooß gestiegen".

ferner (Ged. Hero und Leander):

„Hell an Himmels Rande steigen
Eos Pferde in die Höh'."

und (Ged. Triumph der Liebe) von jener Zeit, wo die göttliche Liebe noch nicht in des Menschen Brust eingezogen war:

„Ungegrüßet stieg Aurora
Aus dem Schooß des Meeres."

Ihr schönes Amt war, dem Helios voranzueilen und den Sterblichen den kommenden Tag zu verkünden. Umflossen von einem gelben Schleier, öffnete sie mit ihren Rosenfingern die Pforten des Himmels. Da sie, als Morgenröthe gedacht, bekannten Erfahrungen zufolge, Regen verkündet, so wurde sie auch als Mutter des Regens angesehen; daher (Ged. 4. B. d. Aen. 2):

„Kaum zog Aurorens Hand die feuchte Schattenhülle
Vom Horizont hinweg" — — —

Oft erscheint sie als Personification der Morgenröthe; so (Ged. Der Flüchtling):

Es „begrüßen erwachende Lerchen die Sonne,
Die schon in lachender Wonne
Jugendlich schön in Aurora's Umarmungen glüht".

oder auch als Morgenröthe selbst, wie (Ged. Klage der Ceres), wo Ceres auf ihre Tochter warten muß,

„Bis des dunklen Stromes Welle
Von Aurorens Farben glüht."

Da Eos als Göttin den von ihr bevorzugten Jünglingen Jugend und Schönheit verleiht, so heißt es (Ged. Semele 1) von Zeus:

„Er kam, ein schöner Jüngling, reizender,
als keiner Aurora's Schooß entflossen."

und (Ged. Eine Leichenphantasie) erscheint der blühende Jüngling

„Wie aus Aurora's Umarmung geschlüpft."

Endlich führt sie der Dichter bisweilen bildlich ein, wie (Ged. Phantasie an Laura):

„Eine schönere Aurora röthet,
Laura, dann auch unsrer Liebe sich."

und (Br. v. M. 5, 396):

„Aber der Fürsten
Einsame Häupter
Glänzen erhellt,
Und Aurora berührt sie
Mit den ewigen Strahlen,
Als die ragenden Gipfel der Welt."

Epeer (Iph. I. Zwischenhandlung), die ältesten Bewohner von Elis im Peloponnes, einer der zum Zuge gegen Troja verbündeten griechischen Stämme.

Epéus (Ged. 2. Bd. d. Aen. 45) unter den Griechen vor Troja derjenige, welchen Minerva lehrte, das hölzerne Roß zu zimmern, vermittelst dessen die Stadt erobert ward; s. Od. 8, 493.

Epidáurus (Ged. Semele 1 u. 2), eine der angesehensten Städte des alten Griechenlands. Es war ein bedeutender Handelsplatz an der Ostküste des Peloponnes, und besonders berühmt durch den prachtvollen Tempel des Asklepios (Aeskulap) mit der Inschrift: „Nur reinen Seelen steht der Zutritt offen".

Epidemie (R. a. D. II, 4), von dem gr. epidēmios, einheimisch; eine in einer Gegend herrschende Krankheit.

Epigramm (Ged. Weser), wörtl. (von dem gr. epigráphein, darauf schreiben) eine Auf- oder Inschrift; ferner ein Sinngedicht, d. h. ein in sinnvoller Kürze und poetischer Form dargestellter werthvoller Gedanke; auch ein kleines, witziges oder Spottgedicht, daher: epigrammatisch (Ged. Jeremiade), s. v. w. stechend, witzig. Vergl. Votivtafeln und Xenien.

Epikúr, ein berühmter Philosoph zu Athen im 4. Jahrh. v. Chr. Er betrachtete als höchstes Gut das geistige Wohlsein des Menschen, insofern es in dem Freisein der Seele von Unruhe und Schmerz besteht. Schon im Alterthume aber wurden seine Grundsätze gemißbraucht und seine angeblichen Schüler (Epikure [F. III, 2] oder Epikuräer [F. I, 6]) stellten als Ziel

des menschlichen Lebens und als höchstes Glück den sinnlichen Genuß hin; Epikuräer daher s. v. w. Lüstling, Schwelger.

Epirus (Ph. II, 6), die westliche Landschaft des nördlichen Griechenlands, welche durch die zum ionischen Meere abfallenden Terrassen des Pindusgebirges gebildet wird.

episch (Ged. D. epische Hexameter), heldengedichtlich, das Heldengedicht betreffend.

Epistel (Ged. D. berühmte Frau). Das Wort ist ursprünglich griechisch, die Sache, d. h. die mit diesem Worte bezeichnete Dichtungsgattung knüpft wohl an die uns überlieferten „Briefe in poetischer Form oder Episteln" des römischen Dichters Horaz zur Zeit des Augustus an. Der Dichter behandelt in einem Gedichte, welches er gewissermaßen brieflich an eine fingirte oder wirkliche Person richtet, in leichter, geistreich feiner Form und im Ausdruck der höheren Gesellschaft Gegenstände der Literatur oder des Lebens. Besonders die Franzosen liebten und pflegten diese und alle anderen leichteren Dichtungsgattungen, welche man „Gesellschaftspoesie" nennen könnte, und die mehr Geist (esprit) als Gemüth verlangen. So haben wir von Boileau († 1711) zwölf épîtres. Aehnliche Spiele des Witzes waren auch die besonders von Ovid fein behandelten „Heroïden", d. h. fingirte Briefe zwischen Lebenden und Todten oder lange Getrennten, wie z. B. zwischen Ulysses und Penelope, die ebenfalls in der deutschen Literatur Nachahmung gefunden haben.

Epoche (B. a. v. E. — Gstſ. 10, 129 u. 207), eig. Anhalt, Haltpunkt, besonders ein wichtiger Zeitpunkt, von welchem an man eine Reihe Jahre zu zählen pflegt, dann auch wohl ein Zeitabschnitt selbst, wie (Ged. D. Zeitpunkt):

„Eine große Epoche hat das Jahrhundert geboren."

Epóde (Iph. I, Zw.-H.), der Nachgesang, der in den altgriechischen Chorgesängen auf Strophe und Antistrophe (s. d.) folgende Schlußgesang.

Epyt (Ged. 2. Bd. d. Aen. 60), ein Trojaner aus dem Gefolge des Aeneas.

Erbprinzen, Dem, von Weimar (Ged.), ein Abschiedslied, welches für den Abend des 22. Februar 1802 bestimmt war, wo der Erbprinz Karl Friedrich zum letzten Male in dem Kränzchen von Freunden erschien, das er besonders gern besuchte. Es ist der Melodie des Liedes von Claudius: „Bekränzt mit Laub den lieben vollen Becher" untergelegt. Goethe hatte für denselben Abend sein: „Mich ergreift ich weiß nicht wie" ꝛc. mitgebracht. Eine Vergleichung beider Gedichte dürfte für eine Beurtheilung des Charakters beider Dichter von besonderem Interesse sein. — Str. 3 bezieht sich auf den am 9. Februar 1801 mit Frankreich geschlossenen Frieden zu Lüneville. — Str. 6 bezieht sich auf den Herzog Bernhard von Weimar (s. d.), dessen im dreißigjährigen Kriege mehrfach erwähnt wird, besonders als Eroberer der Festung Breisach.

Erdenkugel (J. v. O. I, 10). Die Jungfrau Maria wird oft mit dem Jesusknaben über einer „Erdenkugel" schwebend dargestellt, zum Zeichen, daß das Christenthum die Aufgabe habe, sich die ganze Welt unterthänig zu machen.

Erdenmale (Ged. Das Ideal und das Leben), Unvollkommenheiten, welche von unserm leiblichen Dasein unzertrennlich sind.

Erderschütterer Roms (Sp. u. d. L.). Es sind wohl Octavianus, Antonius und Lepidus, möglicherweise auch ihre Vorgänger Julius Cäsar, Pompejus und Crassus gemeint, welche den römischen Erdkreis unter sich theilten.

Erebus, s. Tártarus.

Eréchtheus (Ph. II, 2) oder Erichthonius, ein athenischer Heros und mythischer König von Athen. Er war ein Sohn der Erde und als solcher war er halb Schlange, ein Symbol, durch welches von den Alten ächt einheimischer Ursprung erwiesen, fremder, z. B. durch Einwanderung, abgewiesen wurde (Il. 2, 547).

Erich (Wrb.), s. Warbeck.

Erinnyen (Myth.) oder Eumeniden, bei den Römern Furien, waren ursprünglich die als Personen gedachten Flüche und Verwünschungen, wie sie als Begleiter des Zorns erscheinen, der sich über einen Verbrecher in Worten Luft macht, s. Il. 9, 454, 571. 15, 204. 19, 87, 260, 418. Od. 2, 135. 11, 280. 15, 204. 20, 78. Sie wurden als Töchter der Nacht angesehen und bewohnten einen eisernen Palast in dem Tartarus, wo man sie sich als ruhend dachte, bis sie, durch irgend eine Verwünschung aufgerufen, emporstiegen, um den begangenen Frevel, besonders Mord, Meineid u. dgl. zu bestrafen. Euripides nennt ihrer drei: Tisiphone (die Rächerin des Mordes), Alekto (die nie Rastende) und Megära (die Feindliche) s. d. Zunächst erscheinen sie als Rachegöttinnen, die den Reinen verschonen; daher (Ged. Die Kraniche des Ibykus) ihr Gesang:

„Wohl dem, der frei von Schuld und Fehle
Bewahrt die kindlich reine Seele!
Ihm dürfen wir nicht rächend nahn,
Er wandelt frei des Lebens Bahn."

Dagegen verfolgen sie den Verbrecher während seines Lebens und strafen ihn nach dem Tode. Ihr Anblick ist entsetzlich (vergl. Die Kraniche des Ibykus, Str. 13—15), ihr Gesang ein grausenerregendes Klagelied (ebendas. Str. 16 u. 17). Bei den Athenern war die Scheu vor ihnen so groß, daß man sie nur „die Ehrwürdigen" nannte und ihren Namen nicht auszusprechen wagte. Man bezeichnet sie daher lieber mit dem milderen Ausdruck „Eumeniden", d. h. „die Wohlgesinnten", die durch die Stimme des Gewissens vor Frevelthaten warnen. Der Verbrecher vermochte ihnen nicht zu entfliehen, daher (Ged. D. Kraniche des Ibykus):

— — — — — — — — „Gebet Acht,
Das ist der Eumeniden Macht".

Diese Macht übten sie besonders durch ihren schaurigen Gesang; deshalb heißt es (Ged. D. Künstler):

„Vom Eumenidenchor geschrecket,
Zieht sich der Mord, auch nie entdecket,
Das Loos des Todes aus dem Lied."

Wie sie aber den Frevler verfolgen, so beschirmen sie zugleich die fürstlichen Hallen, denen das Verbrechen nicht zu nahen wagt; daher (Br. v. M. 5, 390):

„Denn des gastlichen Hauses
Unverletzliche Schwelle
Hütet der Eid, der Erinnyen Sohn (vergl. Styx),
Der furchtbarste unter den Göttern der Hölle!"

und ebendas.:

„Aber mich schreckt die Eumenide,
Die Beschirmerin dieses Orts."

Da Verwünschungen sie heraufbeschwören können, so sagt Max (Wst. T. III, 23) zu den Kürassieren:

„Der Rachegöttin weih' ich eure Seelen."

Schon dem Alterthum lag der Gedanke nahe, daß sie nicht immer persönlich zu erscheinen brauchten, sondern daß ihre geheimnißvolle Macht sich auch irdischer Werkzeuge zur Ausübung ihres strafenden Amtes bedienen könnte; umsomehr erscheint diese Auffassung in neueren Darstellungen gerechtfertigt. Daher (Wst. T. III, 21):

„Denn wenn die Kugel los ist aus dem Lauf,
Ist sie kein todtes Werkzeug mehr, sie lebt,
Ein Geist fährt in sie, die Erinnyen
Ergreifen sie, des Frevels Rächerinnen,
Und führen tückisch sie den ärgsten Weg."

Wo Frevelthaten geübt werden, da eilen sie natürlich herbei und erscheinen somit symbolisch als die personificirten Folgen der begangenen Verbrechen. So sagt König Karl (J. v. O. I, 5) von der Königin Isabeau:

— — — — „der Mutter Lasterthaten führten
Die Furien herein in dieses Haus."

und Maria (M. St. III, 4) zu Elisabeth:

„Das ist das Fluchgeschick der Könige,
Daß sie, entzweit, die Welt in Haß zerreißen
Und jeder Zwietracht Furien entfesseln."

In demselben Sinne ist (Wst. L. 8) von der „Kriegsfurie" die Rede und (Wst. T. III, 20) heißt es von den Kriegerschaaren:

„Die losgebundenen Furien der Wuth
Ruft keines Herrschers Stimme mehr zurück."

Eben so (F. I, 12): „Das erste Paar, das die Furien einsegnen" und (K. u. L. I, 4): „Du weißt nicht, daß deine Hoffnungen mein Herz wie Furien anfallen." Neben ihrem Amte als Rachegöttinnen erscheinen sie auch als Schicksalsgöttinnen, welche die Sterblichen zu unglückseligen Thaten verleiten; daher sagt Aeneas (Ged. 2. B. d. Aen. 60):

„Von diesen Reden feurig aufgefordert, ꝛc.
Flieg' ich dahin, ..., wohin die Furien mich reißen."

und Marquis Posa (D. C. V, 3) in Beziehung auf die Prinzessin Eboli:

— — — — — — — — „Verzweiflung
Macht mich zur Furie, zum Thier — ich setze
Den Dolch auf eines Weibes Brust."

Da das Schicksal aber als neidisch betrachtet wird, so legt Sch. diese Eigenschaft auch den Erinnyen bei, welchen Polykrates bereit ist, ein Opfer darzubringen, um sie zu versöhnen; daher (Ged. D. Ring d. Polykrates):

„Von Allem, was die Insel heget,
Ist dieser Ring mein höchstes Gut.
Ihn will ich den Erinnen weihen,
Ob sie mein Glück mir dann verzeihen."

Daß sie sich auch zur Milde stimmen ließen, beweist Orpheus, von dem es (Ged. D. Götter Griechenlands Str. 9) heißt:

— „Des Thrakers seelenvolle Klage
Rührte die Erinnyen."

Da natürlich auch menschliche Wesen das Schicksal Anderer in ihrer Hand halten, so wird der Name dieser Göttinnen nicht

selten auf jene übertragen. So wird (Ged. 2. B. d. Äen. 99) Helena, die Tochter Tyndar's, „der Griechen Furie“ genannt; von der Isabeau (J. v. O. II, 2) heißt es:

„Glück zu dem Frieden, den die Furie stiftet!“

von Turandot (Tur. I, 1):

„Hört, was die Furie verlangte.“

und (M. St. IV, 10) sagt Elisabeth von Maria Stuart:

„Sie ist die Furie meines Lebens.“

Auch die Häßlichkeit ihrer äußeren Erscheinung wird dem Dichter Veranlassung, menschliche Wesen mit ihrem Namen zu belegen. So heißt es (Ged. 4. B. d. Äen. 116) von der Dido:

„Sie selbst, zur Furie entstellt.“

und von den Dienerinnen (Ged. D. berühmte Frau):

„Und an der Stelle holder Amorinen
Sieht man Erinnyen den Lockenbau bedienen.“

Bildlich gebraucht, bedeuten sie zunächst Schreckgestalten, die den Menschen verfolgen. So sagt Franz Moor (R. II, 1) in Beziehung auf seinen Vater: „So fall' ich Streich auf Streich, Sturm auf Sturm, dieses zerbrechliche Leben an, bis den Furientrupp zuletzt schließt — die Verzweiflung!“ — ferner zu Amalia: „Diese ewige Grille von Karl soll dir mein Anblick gleich einer feuerhaarigen Furie aus dem Kopfe geißeln“; — und endlich Carlos (D. C. I, 2):

„Wie die Furien des Abgrunds folgen mir
Die schauerlichsten Träume.“

Außerdem aber bedeuten die Erinnyen s. v. w. Reue oder quälender Vorwurf; daher (R. II, 1): „Du Reue, höllische Eumenide, grabende Schlange, die ihren Fraß wiederkäut“; ferner (Ged. Phantasie an Laura):

„Um die Sünde flechten Schlangenwirbel
Scham und Reu', das Eumenidenpaar.“

Eben so bezeichnet Louise (Ged. D. Kindesmörderin) die Küsse ihres Kindes als „Eumenidenruthen“; und von denen, die

sich in des Ideales Reich geflüchtet (Ged. D. Ideal u. d. Leben) spricht der Dichter den Wunsch aus:

„Selbst die rächende Erinne schlafe
Friedlich in des Sünders Brust."

Eris (Myth.), eine Tochter der Nacht, war die Göttin der Zwietracht, welche bei der Hochzeit des Peleus (s. d.) mit der Thetis einen goldenen Apfel mit der Aufschrift: „der Schönsten" unter die Gäste warf. Juno, Minerva und Venus machten Ansprüche darauf. Dem Paris, welchen Zeus mit der Entscheidung beauftragte, oder durch Hermes (Iph. V, 4) beauftragen ließ, versprach Venus das schönste Weib Griechenlands (Iph. I, 1); ihr ward daher der Apfel zu Theil. Hierauf anspielend, sagt Leonore (F. I, 1) vom Fiesco, der den lustwandelnden Mädchen begegnet: „Seine Blicke fielen unter uns wie der Goldapfel des Zanks." Als Urheberin des Streites und des Kampfes schleicht die Eris erst klein von Gestalt einher, bald aber erhebt sie ihr Haupt hoch bis zum Himmel empor; daher sagt Juno (Ged. Semele 1) von der Semele:

„Soll sie mich ungestraft schmähen?
Ungestraft unter die ewigen Götter
Werfen den Streit, und die Eris rufen
In den fröhlichen himmlischen Saal?"

Natürlich ist Eris nun auch die Mutter der Schlachten. Als Schwester und Freundin des Ares stürzt sie mit ihm in das Getümmel des Kampfes, freut sich des Krieges und weilt blutgierig bei dem Gefecht, selbst wenn alle anderen Götter sich entfernen. Sie wurde dargestellt als ein häßliches Weib, nicht selten mit Schlangen statt der Haare, den Zankapfel in der Hand; daher heißt es (Ged. Kassandra) bei Troja's Untergang:

„Eris schüttelt ihre Schlangen,
Alle Götter fliehn davon,
Und des Donners Wolken hangen
Schwer herab auf Ilion."

ferner bildl. (Br. v. M. 5, 390):

„Vor den Thoren gefesselt
Liege des Streits schlangenhaariges Scheusal.“

und (Wst. T. III, 20):

„Soll diese Stadt zum Schlachtgefilde werden,
Und brüderliche Zwietracht, feueraugig,
Durch ihre Straßen losgelassen toben?“

In weiterer Bedeutung wurde Eris überhaupt als die Mutter des Widerspruchs angesehen; daher sagt der Dichter (Ged. Würde der Frauen) in Beziehung auf die Streitlust der Männer:

„Es befehden sich im Grimme
Die Begierden wild und roh,
Und der Eris rauhe Stimme
Waltet, wo die Charis floh.“

desgl. Maria Stuart (M. St. III, 3), um die Stärke ihres Hasses zu bezeichnen:

„Die Schlangenhaare schüttelnd
Umstehen mich die finstern Höllengeister.“

Erker (W. T. II, 2), von dem lat. arca, der Kasten, ein Vorsprung an einem Hause, der von dem Zimmer aus als ein kleines Gemach erscheint; das Zimmer selbst heißt Erkerstube (Picc. II, 1).

Eros (Myth.), bei den Römern Amor, war ursprünglich nichts anderes als die in Liebe vereinigende Kraft der Natur. Homer kennt ihn noch nicht; Hesiod dagegen nennt ihn den ältesten der Götter. Er sagt: „Zuerst war das Chaos, dann die Erde, der Tartarus und Eros, der schönste der Götter, der Gliederlösende, der bei Göttern und Menschen den Sinn und den klugen Rath bewältigte.“ So ist Eros nach Hesiod also ein Sohn des Chaos, anderen Dichtern zufolge ein Sohn des Uranus und der Gäa (des Himmels und der Erde), oder des Zeus, oder des Mars und der Venus. Als solchen (Ged. Poesie des Lebens) betrachten ihn besonders die lyrischen Dichter, denen er Stoff zu mannigfaltigem Witze und zu allerlei poetischen

Spielereien wird. Sie schildern ihn als einen anmuthig gestalteten, schalkhaften Knaben (vergl. K. u. L. V, 1) voller List und Laune, mit einer Fackel in der Hand und zugleich mit Bogen und Pfeilen (Iph. II, Zw.-H.) bewaffnet, mit denen er die Herzen der Götter und der Menschen verwundet, um sie zur Liebe zu entflammen. Daher heißt es (Ged. Hero u. Leander) von Neptun:

„Denn auch dich, den Gott der Wogen
Rührte Eros mächt'ger Bogen."

und (ebendas.):

„Hero's und Leander's Herzen
Rührte mit dem Pfeil der Schmerzen
Amor's heil'ge Göttermacht."

desgl. sagt Hippolyt (Ph. II, 2):

„Sechs Monde trag' ich schon, gequält, zerrissen
Von Scham und Schmerz, den Pfeil in meinem Herzen."

und (Ph. III, 2) sagt Phädra:

„Getroffen haben alle deine Pfeile."

Seine Macht erstreckte sich sogar auf die Unterwelt, denn (Ged. Triumph der Liebe):

„Amor's süßer Zaubermacht
Ist (auch) der Orkus unterthänig."

Er war es auch, der die Götter mit Liebe zu den Sterblichen entflammte; daher (Ged. Die Götter Griechenlands):

„Zwischen Menschen, Göttern und Heroen
Knüpfte Amor einen schönen Bund."

Indessen gab es auch manche, die sich seiner Macht zu entziehen verstanden, wie Artemis, Pallas und Themis; desgleichen auch Einzelne unter den Sterblichen, wie Hippolyt, von dem Aricia (Ph. II, 1) sagt:

„Den edlen Stolz der großen Seele lieb' ich,
Der unter Amor's Macht sich nie gebeugt."

Zu Begleitern des Eros gehören die Charitinnen (Grazien), Hymen (der Ehestiftende) und Dionysus oder Bacchus (der Freudenbringer); daher (Ged. Dithyrambe):

„Kaum daß ich Bacchus, den Lustigen, habe,
Kommt auch schon Amor, der lächelnde Knabe."

Vor Allem aber erscheinen in seiner Gesellschaft als eine Erfindung späterer Dichter die Amoretten, eine Schaar munterer Brüder, die als Söhne und Begleiter der Aphrodite oder der Nymphen angesehen werden; daher heißt es (Ged. Triumph der Liebe) von jener Zeit, wo die Liebe noch nicht in die Welt gekommen war:

„Noch mit sanften Rosenketten
Banden junge Amoretten
Ihre Seelen nie."

Bisweilen führt Eros auch den Namen Cupido, d. h. der Gott des liebenden Verlangens, der mehr als eine poetische Vorstellung, denn als eine mythologische Person zu betrachten ist, dennoch aber von den Dichtern oft für Amor gesetzt wird; so (Ged. Der Abend), wo Phöbus zur Thetis herabsteigt:

„Schnell vom Wagen herab in ihre Arme
Springt der Führer, den Zaum ergreift Cupido."

Daß eine solche Persönlichkeit oft symbolisch für „Liebe" gebraucht wird, liegt nahe. So sagt Sch. (Ged. Der Triumph der Liebe), wo er das ganze Menschengeschlecht als eine Frucht der Liebe darstellt:

„Glückseliger Pygmalion!
Es schmilzt, es glüht dein Marmor schon!
Gott Amor, Ueberwinder,
Umarme deine Kinder!"

und (Br. v. M. 5, 420), wo es von der Liebe heißt, daß sie das Leben bewegt:

„Stehen nicht Amor's Tempel offen?
Wallet nicht zu dem Schönen die Welt?"

Dasselbe gilt dann natürlich auch von den Begleitern des Amor; daher ruft der Dichter (Ged. Die Entzückung an Laura) in dem seligen Entzücken eines liebetrunkenen Herzens:

„Amoretten seh' ich Flügel schwingen."

Gleichbedeutend mit den Amoretten sind die Amorinen, ein Ausdruck, den Sch. (Ged. Die berühmte Frau) geradezu auf anmuthige Mädchengestalten überträgt:

„Von ihrem Putztisch sind die Grazien entflohn,
Und an der Stelle holder Amorinen
Sieht man Erinnyen den Lockenbau bedienen."

Erscheinung, Die schönste (Ged.), ein Epigramm aus dem Jahre 1796. Ein Gesicht, dessen Schönheit nur in der äußeren Form besteht, wird durch das Leiden gar leicht entstellt werden; und eben so kann ein Gesicht, das an sich keine angenehmen Formen hat, durch die Freude allein noch keinen schönen Ausdruck bekommen. Nur wo die Schönheit der Seele, und diese meint der Dichter hier, aus einem Antlitz uns entgegen strahlt, da werden Freude wie Leid demselben einen Ausdruck höherer Verklärung verleihen; denn nur edle Naturen verstehen es, sich auch im Affect zu beherrschen.

Erwartung, Die (Ged.). Aus dem Jahre 1799; ein Gegenstück zu dem Gedichte: „Das Geheimniß" (s. d.). Während in dem „Geheimniß" die Reflexion noch vorherrscht, so daß das Gedicht einen mehr ruhig betrachtenden Charakter hat, ohne jedoch gerade kalt zu sein, erscheint die „Erwartung" ganz voll lebendiger und warmer Empfindung, die den Leser unwillkürlich mit fortreißt. Dabei ist das Ganze von einem Wohlklange der Sprache, der in der That seines Gleichen sucht; eine Menge von anmuthigen Assonanzen und Alliterationen erinnern an die Naturlaute, die ein lauschendes Ohr in der Dämmerung so leicht täuschen können; und eine reiche Fülle von lieblichen Bildern und glücklichen Personificationen machen eine höchst malerische Wirkung. Das letztere gilt vor Allem auch von dem bedeutungsvollen

Strophenwechsel. Die innere Aufregung des harrenden Liebhabers, der in jedem Geräusch das Nahen der Erfüllung seines sehnlichsten Wunsches zu vernehmen glaubt, wird höchst glücklich durch den lebhaft hüpfenden Daktylus (–⏑⏑) dargestellt, dessen Bewegung dem unruhigen Pochen des Herzens so nahe verwandt ist; während die gleich darauf folgende Enttäuschung in den langsamer einherschreitenden Trochäen (–⏑) wie eine schwermuthsvolle Klage erklingt. Aus der hierauf folgenden momentanen Beruhigung quellen dann jedesmal in einer achtzeiligen Stanze (s. d.) die sehnsüchtigen Wünsche hervor, in denen die harmonische Uebereinstimmung der umgebenden Natur mit den Empfindungen eines liebenden Herzens sich ausspricht. So geht dieser Strophenwechsel in fortschreitender Steigerung des Gefühls wie der Phantasie durch das ganze Gedicht, indem mit richtiger Ueberlegung anfangs nur das Ohr, später, bei tieferer Dunkelheit, auch das Auge des Lauschenden getäuscht wird, bis am Schluß, der die Erfüllung bringt, die freudige Stimmung in vier daktylischen Versen mit jambischem Vorschlag sich Luft macht.

Erwartung und Erfüllung (Ged.), ein Epigramm aus dem Jahre 1796. Dem hoffnungsreichen Streben des Jünglings ist hier das vom Greise erreichte Ziel gegenüber gestellt, der nach vielen gescheiterten Hoffnungen zufrieden ist, wenn er in den Stürmen des Lebens nicht zu Grunde gegangen ist. Vergl. „Das Kind in der Wiege" und „Menschliches Wirken".

Erz, siebenfaches (J. v. O. IV, 2). Die Zahl Sieben wurde von jeher als eine heilige Zahl betrachtet. Die Woche hat sieben Tage; im Tempel zu Jerusalem stand ein siebenarmiger Leuchter; alle Fest- und Trauerzeiten in Israel währten sieben Tage. Desgleichen erinnern wir an die sieben Bitten des Vaterunsers, an die sieben Worte Christi am Kreuze, an das geheimnißvolle Buch mit sieben Siegeln. So wünscht die schuldbewußte Jungfrau sich siebenfaches Erz zum Schutz gegen alle

irdischen Empfindungen, die mit ihrem göttlichen Beruf in Widerspruch stehen.

Erzamt (Ged. Der Graf von Habsburg). Erzämter waren die höchsten Reichsämter, welche die Kurfürsten bei der Kaiserkrönung verwalteten. Sie sind eine Eigenthümlichkeit der germanischen Verfassung und bestanden in persönlichen Dienstleistungen, die der Heerführer als Auszeichnung den Angesehensten seiner Getreuen zu übertragen pflegte. Hieraus entstanden seit Otto I. die vier großen Hof- und Kronämter: das des inneren Hauswesens, der Küche, des Kellers und des Marstalls. Späterhin wurden diese Aemter erblich.

Eschenbach (W. T. V, 1). Walther von Eschenbach, Conrad von Tegerfeld, Rudolf von Wart und Rudolf von Balm (bei Sch. Palm) waren angesehene Adelige aus dem Aargau, die, der strengen Herrschaft Albrechts überdrüssig, die Regierung eines jungen Fürsten mit Ungeduld erwarteten. Mit ihnen verband sich der neunzehnjährige Johann, der Sohn von Albrecht's Bruder Rudolf, welcher 1289 gestorben war, um sich an dem Könige zu rächen.

Escuriál (D. C. I, 5) oder San Lorenzo, ein Gebäude, halb Schloß, halb Kloster, etwa 10 Stunden nordwestlich von Madrid gelegen, von düsterem Charakter, mit rauher, finsterer Umgebung. Es ist dem Märtyrer St. Lorenz geweiht, welcher der Sage nach auf einem Roste verbrannt wurde, weshalb auch der Grundriß des Ganzen die Gestalt eines Rostes hat. Der Haupteingang zur Kirche öffnet sich nur für die Könige von Spanien, und zwar für jeden nur zwei mal, zuerst wenn er zur Taufe getragen wird, und dann, wenn die Gruft seinen Leichnam aufnehmen soll.

Essenz (M. St. II, 1), von dem lat. essentia, das Wesen, eine Flüssigkeit, deren wesentlichster Bestandtheil der geistige Auszug von Kräutern oder Früchten ist, wie z. B. Rosenwasser oder Pomeranzenessenz.

Estrade (Dem. I), aus dem spätlat. estrāda, ein erhöheter Platz in einem Zimmer, der Auftritt vor einem Throne.

Estrich (Ged. Pompeji und Herculanum), ein mit Gyps, Kalk oder edlerer Masse überzogener Steinboden in einem Hause, wie man sie besonders in südlichen Gegenden hat; daher sagt auch (D. C. III, 6) der im Audienzsaal befindliche Medina Sidonia:

> „Im Feuer
> Des englischen Geschützes war mir's leichter,
> Als hier auf diesem Pflaster."

Eteokles (Phön.), Sohn des Oedipus und der Jokaste.

Etikette, frzs. Hofsitte, höfischer Zwang; daher sagt Carlos (D. C. I, 2) von der Königin Elisabeth von Valois:

> „Von Etikette ringsum eingeschlossen,
> Wie konnt' ich ohne Zeugen mich ihr nahn?"

und von dem Prinzen (Gstf. 10, 200) heißt es: „Etikette, die er seinem Range schuldig war."

etrurisch (Ged. Pompeji und Herculanum). In der Stadt Aretium, die in Etrurien, einer Landschaft Mittelitaliens, auf der Westseite der Apenninen lag, wurden im Alterthum irdene Gefäße gefertigt, die in Antikensammlungen noch gegenwärtig unter dem Namen etrurische (auch „arretinische") Vasen bekannt sind.

Etsch (Picc. I, 2), Fluß im nördlichen Italien, der auf den Rhätischen Alpen entspringt und in der Nähe des Po-Delta's in's Adriatische Meer geht.

Euböa, jetzt Negroponte, die größte Insel in dem nördlichen Theile des ägäischen Meeres; sie zieht sich 20 Meilen lang und 3 bis 4 Meilen breit, längs der böotischen und attischen Küste hin, von jener durch den Opuntischen Meerbusen, von dieser durch die schmale Meerenge Euripus (Iph. I, 1) getrennt. An dem letzteren, aber auf dem Festlande, lag der Hafenort Aulis (s. d.), „Euböas Busen" (Iph. I, 1).

Eumeniden, s. Erinnyen.

Euripides aus Salamis, geb. 480, gest. 405 v. Chr., war ein Zuhörer der Philosophen Pródikus und Anaxágoras, vor allem aber durch vertraute Freundschaft mit Sokrates verbunden, der seine Dichtungen sehr schätzte. Später lebte er an dem Hofe des macedonischen Königs Archelaus. Wenngleich er als Tragiker keineswegs so hoch zu schätzen ist, wie Aeschylus und Sophokles, so hat doch gerade seine Behandlung der Tragödie einen eigenthümlichen Reiz, der auch Sch. jedenfalls besonders zusagte. (Vergl. den Aufsatz über naive und sentimentalische Dichtung; Bd. 12, S. 182.) Euripides wich zunächst insofern von seinen Vorgängern ab, als er den Chor als Nebensache behandelte, ihn wenigstens nicht eng mit der dramatischen Handlung verband. Sein höchster Zweck war, zu gefallen, besonders Mitleid zu erregen und zu rühren, weshalb er denn häufig die Einheit der Handlung opfert und dafür einen Prolog einführt, um die Zuhörer mit dem, was bei dem Gegenstande seiner Darstellung vorausgesetzt werden muß, bekannt zu machen. Die Sprache in seinen Tragödien ist oft philosophisch und verräth eine tiefe Kenntniß des menschlichen, besonders des weiblichen Herzens. Er war der Erste, welcher seinen Zuhörern die Welt des Gemüthes erschloß und durch das Spiel der Leidenschaften zu fesseln verstand, so daß man ihn als den tragischsten unter den Tragikern zu bezeichnen pflegt. Seine Sprache ist reich an rhetorischen Schönheiten und moralischen Sentenzen, woraus der Einfluß seiner früheren Studien unverkennbar hervorleuchtet. Hierin, wie auch in seinen lang ausgesponnenen Erzählungen ist eine innere Verwandtschaft mit dem Schiller'schen Dichtergenius nicht zu verkennen. Seine Trauerspiele wurden mit denen des Sophokles zu gleicher Zeit aufgeführt und hatten sich eines ungemeinen Beifalls zu erfreuen. Man schreibt ihm etwa 75 Tragödien zu, von welchen sich jedoch nur 18 erhalten haben, unter denen übrigens einige zweifelhaft sind. Sch. hat von ihm Iphigenie in Aulis und Scenen aus den Phönicierinnen übersetzt.

Euripylus, s. Eurypylus.

Euripus, s. Euböa.

Eurótas (Iph. I, Zw.-H.), einer der bedeutendsten Flüsse des Peloponnes; er entspringt auf der Taygéteskette und fließt nach Süden in den Lakonischen Meerbusen.

Eurýpylus (Ged. 2. B. d. Aen. 19), ein thessalischer Anführer vor Troja.

Eúrytus (Iph. I, Zw.-H.), ein Neffe des Augias, Königs der Epéer, dessen Ställe Herkules reinigen sollte. Homer erwähnt nicht ihn, sondern seinen Sohn unter denen, die nach Troja zögen (s. Il. 2, 620).

Evöë (Ged. D. Götter Griechenlands), der Jubelruf der Bacchantinnen.

Excellenz (K. u. L. I, 1 — Par. II, 3) od. Excellenza (Gstſ. 10, 244), ital. (eig. Eccellenza), von dem lat. excellĕre, übertreffen, ein bekannter Ehrentitel für Minister und andere ihnen im Range gleichstehende Personen; desgl. Excellenzen (Tur. II, 1).

exequiren, eig. ausführen, vollziehen (K. u. L. II, 1), hintreiben, mit Gewalt zwingen.

Exercitium, von dem lat. exercēre, üben, einüben; gew. Uebungsarbeit, wie in scherzhafter Weise (F. I, 9): „sein Exercitium aus dem Stegreif machen"; pl. Exercitien (Par. III, 2), ironisch für schriftliche Arbeiten.

exponiren (K. d. H.), auseinanderlegen, sich entwickeln; auch (R. I, 2) übersetzen, erläutern; Exposition (Wrb. III), Auseinandersetzung, Entwickelung.

Extrem, lat. extrēmum, das äußerste Ende; Extreme (K. d. H.), einander entgegengesetzte Dinge; als Eigenschaftswort: außerordentlich, wie (Wst. T. II, 1) „extreme Schritte"; Extremität (Gstſ. 10, 221), das Aeußerste, äußerste Verlegenheit, Noth, Zuflucht; im pl. (R. I, 2), außergewöhnliche Naturen.

F.

fachen (R. II, 3), s. v. w. abtheilen, klassificiren.

Fackel, s. Hymen.

Faden des Lebens (Ged. Die Macht des Gesanges), s. Parzen.

Fähnlein (J. v. O. I, 9), eine unter einer Fahne stehende Heeresabtheilung.

Fáma (Myth.), eig. das Gerücht, ist eine allegorische Gottheit; daher (Ged. 4. B. d. Aen. 33):

„Alsbald macht das Gerücht sich auf,
Die große Post durch Libyen zu tragen."

und (4. B. d. Aen. 121):

„— — — — sogleich macht des Gerüchtes Mund
Die grauenvolle That mit tausendstimm'gem Heulen
Dem aufgedonnerten Karthago kund."

Die Stelle (Ged. 4. Bd. d. Aen. 34):

„Die jüngste Schwester der Gigantenbrut."

ist ein Zusatz Schiller's. Virgil's Schilderung zufolge ist sie geflügelt, ihr ganzer Leib mit Zungen bedeckt und unter jeder derselben ein Auge; daher (Ged. Semele 1):

„Ha! ist es wahr, was tausendzüngiges Gerücht
Vom Ida bis zum Hämus hat geplaudert?"

In der Hand führt sie eine Posaune. Sie spricht Wahrheit und Lüge durcheinander, verläumdet gern, und ist stets bemüht, Neues zu verbreiten; daher (Ged. Semele 1):

„Und auf Fama's tausendfach rauschenden Flügeln
Wird's von Meeren schallen und brausen von Hügeln."

und bildl. (D. C. II, 2), wo Carlos sagt:

„Mich ruft die Weltgeschichte, Ahnenruhm
Und des Gerüchtes donnernde Posaune."

desgl. (Mcb. I, 14):

„Daß wider diese schauderhafte That
Sich seine Tugenden wie Cherubim
Erheben werden mit Posaunenzungen."

und ebendas. II, 9:

„Was giebt's, daß solche gräßliche Trompete
Die Schläfer dieses Hauses weckt!"

Famagústa (Gstſ. 10, 163) oder Fama Augusta, ein ehemals berühmter Hafenort an der Südostküste der Insel Cypern. Jetzt ist derselbe in Verfall und besteht nur noch aus ärmlichen Hütten mitten unter Ruinen von Kirchen und Palästen.

Fámulus, lat. ein Diener, Aufwärter; besonders der Gehülfe eines Universitätsprofessors; od. (Wst. L. 7) der eines Studenten.

Färbers Gaul (Wst. L. 7). Die Färber lassen das Farbematerial auf einer Art Roßmühle zerreiben, wobei das Pferd, welches an einem Schwengel oder Hebel zieht, in einem Kreise herumgehen muß.

Farce (Wrb. I — Sp. u. d. L. 10, 60 — Gstſ. 10, 249), frzſ. ein Possenspiel, lächerlicher Streich.

Farnese, Alexander (D. C. III, 6), Sohn der Statthalterin Margarethe von Parma und Cardinal von Castilien, führte dem Herzog von Alba ein Hülfscorps nach den Niederlanden zu, und wurde hier später dessen Nachfolger. Er war ein eben so gewandter Diplomat als ausgezeichneter Feldherr und brachte die südlichen Provinzen der Niederlande unter die spanische Herrschaft zurück; † 1592.

Farren (Ged. Der Flüchtling), veralteter, nur noch in der höheren Schreibart gebräuchlicher Ausdruck für Zuchtochsen oder Stiere.

Fasching, ſ. Fastnacht.

Fastnacht, in manchen Ausgaben Fasnacht od. Faßnacht, der Tag vor dem Beginn der Fastenzeit, an welchem

man sich gewöhnlich noch einmal gütlich that. Aus dieser Gewohnheit bildete sich der Carneval (Ged. An einen Moralisten — Gstf. 10, 127) oder Fasching (wie er im südlichen Deutschland genannt wird), bei dem es an manchen Orten, besonders in den südlichen Ländern oft ausgelassen lustig hergeht. In unsern nördlichen Gegenden beschränkt sich die Sitte meist auf Maskeraden oder Redouten, die bisweilen mit possenhaften Aufzügen verbunden sind. Wer eine Charaktermaske trägt, übernimmt damit die Verpflichtung, seine Rolle durchzuführen; daher (D. C. I, 9): „So lange der Fasching währt, verehren wir die Lüge." — Bildlich braucht Sch. Fastnacht auch für Schmaus, wie (Wst. T. IV, 7), wo Terzky sagt: „Wir wollen eine lust'ge Fastnacht halten." Wallenstein wurde nämlich am Sonnabend den 25. Februar 1634, also wohl um die Fastnachtszeit, jedoch nicht am Fastnachtsabend ermordet. Desgleichen nennt Sch. einen komischen Aufzug einen Fastnachtsaufzug, wie (W. T. I, 3), wo der Meister Steinmetz sagt: „Was für ein Fastnachtsaufzug, und was soll der Hut?"

Fatalität, s. Fatum.

Fátum, lat. das Schicksal, Verhängniß, die Bestimmung; daher (R. I, 2): „Fürchtet euch nicht vor Tod und Gefahr, denn über uns waltet ein unbeugsames Fatum!" — Eben so heißt Fatalität so viel wie Verhängniß oder unvermeidliches Schicksal, aber auch Widerwärtigkeit und Unglück; daher sagt der Jäger (Wst. L. 6) von Tilly:

„Aber das Glück blieb ihm nicht stät —
Seit der Leipziger Fatalität
Wollt' es eben nirgends mehr flecken."

Gustav Adolph, von dem Kurfürsten Johann Georg von Sachsen zu Hülfe gerufen, hatte Tilly am 7. September 1634 bei Leipzig und Breitenfeld geschlagen, worauf er Franken und Baiern eroberte.

Faun (Myth.). Die Faunen sind Feld- oder Waldgötter mit Hörnern, Bocksfüßen und Schwanz. Sie erscheinen besonders

bei den Bacchusfesten; daher heißt es (Ged. Die Götter Griechenlands) vom Bacchus:

„Faun und Satyr taumeln ihm voran!“

Es sind lüsterne Wesen, deren niedere Sinnlichkeit bei diesen Festen besonders hervortrat; daher heißt es (Ged. Pompeji und Herculanum) mit Beziehung auf die schlummernd ruhende Bacchantin:

„Und der lauschende Faun hat sich nicht satt noch gesehn.“

Wo die edlere Gesittung unserer gegenwärtigen Cultur Platz gegriffen, da haben solche Gestalten natürlich keine Berechtigung mehr; darum sagt der Dichter (Ged. Der Spaziergang) mit Beziehung auf das städtische Leben:

„In die Wildniß hinaus sind des Waldes Faunen verstoßen.“

Favénz (W. T. II, 1), Faventia od. Faenza, eine Stadt am Lemone, der sich südlich vom Po in das adriatische Meer ergießt. Im Jahre 1240 wurde die Stadt von Kaiser Friedrich II. belagert, wobei ihn die Waldstädte unterstützten.

Favorit, von dem ital. favorito, ein Günstling, der von einer Person oder (Ged. Das Glück und die Weisheit) von dem als Person gedachten Glück Begünstigte; Favoritin (K. u. L. II, 1), die Geliebte; Favoritschaft (Sp. d. Sch. 10, 117), s. v. w. liebevolle Zuneigung.

Feder (Ged. Die Weltweisen). Heinr. Feder, geb. 1740, † 1821, ist durch seine Schriften über praktische Philosophie bekannt geworden. — (W. T. IV, 2.) Um zu wissen, ob Jemand wirklich todt ist, pflegt man ihm wohl eine Feder auf die Lippen zu legen, aus deren Bewegung sichtlich ist, daß er noch athmet.

Federsee (Wst. L. 11), ein kleiner See in dem Donaukreise des jetzigen Königreichs Würtemberg, das zur Zeit des dreißigjährigen Krieges eine Grafschaft des ehemaligen Herzogthums Schwaben war.

Federtrieb (Ged. Phantasie an Laura), die **treibende**, der Wirkung einer Springfeder ähnliche Kraft.

Fedor, s. Feodor.

Feen (aus dem Lateinischen stammend), eine Art Schicksalsgöttinnen, die theils als schöngebildete, theils als mißgestaltete und böse weibliche Geister (vergl. Mcb. IV, 4) erscheinen, sich besonders bei der Wiege des Menschen, so wie in entscheidenden Momenten seines Lebens einfinden und sein Schicksal theils bestimmen, theils wenden. Besonders stehen Liebende unter ihrem Einfluß; daher (Picc. III, 4):

„Die Fabel ist der Liebe Heimatwelt,
Gern wohnt sie unter Feen, Talismanen,
Glaubt gern an Götter, weil sie göttlich ist."

Da die Spur der schönen Welt aber, welche die Götter einst regierten, jetzt verschwunden ist, so klagt der Dichter (Ged. Die Götter Griechenlands, Str. 12):

„Ach nur in dem Feenland der Lieder
Lebt noch deine fabelhafte Spur."

Fehde, s. v. w. Streit, Kampf; daher sagt Elisabeth (M. St. III, 4) zur Maria:

„Nichts Feindliches war zwischen uns geschehn,
Da kündigte mir euer Ohm ... die Fehde an."

und von dem Streite Don Manuels und Don Cesars heißt es (Br. v. M. 5, 387):

„Messina theilte sich, die Bruderfehde
Löst alle heil'gen Bande der Natur."

Feldbinde (Wst. T. V, 4), s. v. w. Schärpe, Ehren- od. Dienstgürtel.

Felonie, frzs. félonie, ein Lehnsfrevel, die Verletzung der Lehnspflicht eines Vasallen gegen seinen Lehnsherrn; dann überhaupt (Wst. T. I, 5) Treubruch gegen den Oberherrn.

Feodor (Dem.). Es sind zwei Feodor zu unterscheiden: 1) der Sohn Iwans des Schrecklichen (S. 241), s. Demetrius; und 2) der Sohn des Boris Godunow (S. 292).

Feria, Graf von (D. C. III, 6), eins der hervorragendsten Mitglieder in dem Staatsrathe König Philipp's II., gehörte zur Friedenspartei, genoß auch bei den Niederländern Vertrauen und wäre geeignet gewesen, die Ordnung wieder herzustellen. Der Fürst von Eboli (s. Ruy Gomez) hatte den König für diese Idee zu gewinnen gesucht, aber vergeblich. Im Jahre 1567 wurde Feria zum Herzog erhoben, er war Befehlshaber der königlichen Garden, nahm auf Befehl des Königs den Prinzen gefangen und wurde mit der Bewachung desselben betraut.

fest (Wst. L. 6), durch Zaubermittel unverwundbar gemacht.

Fest des Herrn (W. T. II, 2), das Weihnachtsfest; vergl. W. T. IV, 2: „Es wird gehandelt werden, eh' noch das Jahr den neuen Kreis beginnt" und IV, 2: „das Christfest abzuwarten schwuren wir". Nach Tschudi's Chronik, Joh. v. Müller u. Anderen war das Neujahrsfest bestimmt worden.

Feste, s. Veste.

Feston (J. v. O. IV), ein als Festschmuck dienendes Laub- oder Blumengehänge, in welches sich bisweilen auch Früchte eingemischt finden; daher (Ged. Pompeji und Herculanum):

„Schwellender Früchte voll und lieblich geordneter Blumen
Fasset der muntre Feston reizende Bildungen ein."

Feueresse des Pluto, s. Tartarus.

Feuerkrone (Ged. Die Künstler), s. Musen (Urania).

Feuersignale, Feuer, die man ehemals auf hohen Punkten anzuzünden pflegte, um die wehrhaften Männer zum Kampfe zusammen zu berufen; daher (W. T. II, 2):

„So geben wir von einem Berg zum andern
Das Zeichen mit dem Rauch!"

ferner (W. T. IV, 2):

„Indeß bewaffnet und zum Werk bereit,
Erwartet ihr der Berge Feuerzeichen."

Eben so benutzte man sie, um sich Siegesnachrichttn mitzutheilen, wie (W. T. V, 1):

„Ist's nicht genug an diesen flammenden Boten,
Die rings auf allen Bergen leuchten?"

Fiesco, die Verschwörung des, zu Genua. Die Entstehung dieses Dramas fällt in die bewegteste Zeit des Lebens unseres Dichters, in diejenige Zeit, in welcher die gewaltige Katastrophe sich vorbereitete, die den Schwingen seines Genius neue Flugkraft verleihen sollte. Von Manheim zurückgekehrt, wo er der Aufführung seiner Räuber beigewohnt, schreibt er (17. Jan. 1782) an Dalberg: „Beobachtet habe ich sehr vieles, sehr vieles gelernt, und ich glaube, wenn Deutschland einst einen dramatischen Dichter in mir findet, muß ich die Epoche von der vorigen Woche an zählen." Mit diesem stolzen Selbstgefühl zog er in Stuttgart ein, wo ein zürnender Fürst seiner wartete, der in dem Günstling der Musen nichts Anderes als den widerspenstigen Regimentsmedicus sah. Ein vierzehntägiger Arrest sollte den Vermessenen zur Besinnung bringen und ihn eindringlich an die Pflichten seiner Stellung mahnen, wurde aber zu nichts Anderem als zum eifrigen Arbeiten an seinem Fiesco benutzt. Auf den Stoff zu diesem Drama war er bereits in der Karlsschule durch die dort unerlaubte Lecture Rousseau's hingewiesen worden, der den Charakter des Fiesco als einen der merkwürdigsten in der Geschichte bezeichnet. Nichts konnte besser zu Sch.'s augenblicklicher Gemüthsstimmung passen. Hatte er nicht wie sein Held gegen erdrückende Verhältnisse zu kämpfen? Hatte ihm nicht sein Fürst jede Veröffentlichung von Dichtungen bei Festungsstrafe untersagt? Mußte er nicht auch zur List seine Zuflucht nehmen und die Gluth seines feurigen Strebens unter der Maske einer straffen Uniform verbergen? Nachdem das Drama im Gefängniß bereits tüchtig vorgerückt war, verschaffte er sich aus der

Stuttgarter Bibliothek die zur Fortsetzung seiner Arbeit nöthigen Bücher, belehrte sich besonders über Italien im Allgemeinen und nahm sich den in Shakespeare's Julius Cäsar befolgten Plan zum Muster. Er durfte hoffen, zu Ende des Jahres 1782 fertig zu werden. Aber dem Lazarethdienst obliegen und gleichzeitig den Forderungen der Musen gehorchen, das wollte sich nicht mit einander vertragen; er floh deshalb aus Stuttgart, um dem Lieblingskinde seines schöpferischen Genius die unentbehrliche Freiheit zu gewähren, um seinen Fiesco in Manheim zu vollenden und ihm vor Allem den nothwendigen tragischen Schluß zu geben.

Zunächst handelte es sich in Manheim darum, über den bereits vollendeten Theil von bewährten Kennern ein Urtheil zu vernehmen. Er las daher bei dem Theaterregisseur Meier in Gegenwart der bedeutendsten Schauspieler der Manheimer Bühne die beiden ersten Acte vor, mußte aber zu seinem Schmerze sehen, daß der erwartete Effect ausblieb. Auch das günstigere Urtheil, das ihm am folgenden Tage von seinem Freunde Streicher mitgetheilt wurde, vermochte die Arbeit nicht sogleich zu fördern, denn die Möglichkeit, daß der Herzog seine Auslieferung verlangen könne, nöthigte den Dichter zu einer weiteren Flucht, er ging über Darmstadt nach Frankfurt. Hier beendete er sein Stück und schickte es an Dalberg, erhielt jedoch die trostlose Antwort, daß es auch in der vorliegenden Form nicht brauchbar, sondern eine vollständige Umarbeitung nöthig sei, und daß der gewünschte Vorschuß nicht geleistet werden könne. Zu der drückenden äußeren Noth kam auch die Noth mit dem Stücke selbst, zu welchem Sch. lange keinen passenden Schluß finden konnte. Seinen Helden wie den geschichtlichen Fiesco durch einen Zufall um's Leben kommen lassen wäre undramatisch, ihn aber am Leben erhalten wäre unhistorisch gewesen. Fiesco mußte durchaus untergehen, zu dem Ende aber auch als schuldig erfunden werden. Ohne eine vollständige Umarbeitung des ganzen Stücks war dies schlechterdings unmöglich. Sch. ging deshalb, zunächst

freilich um billiger leben zu können, über Mainz und Worms nach Oggersheim, von dem festen Vorsatz erfüllt, sein Stück entweder auf das Theater zu bringen, oder an einen Buchhändler zu verkaufen. Endlich fand sich auch ein Schluß, der dem geschichtlichen Ende seines Helden möglichst nahe kam. Im November 1782 war die Arbeit fertig und wurde alsbald an Dalberg geschickt, der jedoch auch diese neue Bearbeitung nicht brauchbar fand. Nunmehr bot Sch. sein Stück dem Buchhändler Schwan in Manheim an, wo es mit einer Dedication an seinen theuren Lehrer Abel im Jahre 1783 erschien. Die elf Louisd'or, welche er dafür erhielt, reichten eben hin, um seine Wirthshausschulden in Oggersheim zu tilgen und die bereits projectirte Reise zu Frau von Wolzogen zu machen, die ihren Wohnsitz in Bauerbach, einem thüringischen Dörfchen, hatte. Hier erfreute er sich einer wohlthuenden Ruhe und eines sorgenfreien Lebens und konnte nun auch an eine Theaterbearbeitung für die Manheimer Bühne denken. Während die bei Schwan erschienene Ausgabe in die gesammelten Werke des Dichters übergegangen ist und das Stück in dieser Gestalt auch jetzt bei uns aufgeführt wird, ist jene bühnengemäße Umgestaltung ein fast ganz neues Werk und erst in neuerer Zeit nach einer Handschrift der Manheimer Theaterbibliothek von Hoffmeister und Boas veröffentlicht worden. In dieser Bearbeitung, deren Disposition Eckardt *) (S. 166 bis 172) mittheilt, trägt Fiesco's republicanische Tugend über seinen herrschsüchtigen Ehrgeiz den Sieg davon. Der Held schließt mit den Worten: „Steht auf Genueser! Den Monarchen hab' ich euch geschenkt, umarmt euren glücklichsten Bürger!" Die erste Aufführung dieser Theaterbearbeitung fand zu Manheim am 17. Januar 1784 statt, sprach aber nicht so an wie die Räuber, da es dem Stoffe jetzt an der erwarteten tragischen Gewalt fehlte; dagegen hatte Plümicke in Berlin eine Bearbeitung übernommen, welche den tragischen Schluß mit etwas veränderter

*) Sch.'s Fiesco, erläutert von Dr. Eckardt. Jena, Hochhausen, 1857.

Gestalt bestehen ließ und deren Aufführung sich außerordentlichen Beifall errang.

Unter den Werken, welche Sch. in der Vorrede zu seinem Fiesco als Quellen für seine Arbeit nennt, ist die Conjuration du Comte Jean Louis de Fiesque, écrite par Jean François Paul de Gondy, Cardinal de Retz vom größten Einfluß gewesen. Der nachfolgende, im Auszuge nach Eckardt's Darstellung gegebene Ueberblick dürfte für das Verständniß der Dichtung von Bedeutung sein.

Genua, welches gegen Ende des elften Jahrhunderts das Joch der Markgrafen abgeworfen hatte, die es im Namen der römischen Kaiser beherrschten, begann alsbald eine Seemacht zu begründen, durch die es nicht nur seine Nebenbuhler Pisa und Venedig überflügelte, sondern auch die Handelswelt Europa's fast ganz von sich abhängig machte. Aber in seinem Innern lebte ein Feind, indem nicht nur das Volk voll Neid auf die Vornehmen blickte, sondern auch verschiedene Adelsgeschlechter, vor Allem die der Doria und der Fieschi einander bekämpften. Da auf diese Weise die besten Kräfte des Staates in Hausfehden vergeudet wurden, so erhob sich 1339 das Volk, verbannte die vornehmen Störer der öffentlichen Ruhe und ernannte einen Mann aus dem Volke zum Dogen. Bald indessen kehrten die Vertriebenen wieder, um entweder die Dogenwürde an sich zu reißen, oder doch wenigstens Einfluß auf die Wahl zu gewinnen. So kam es zu neuen Fehden, welche die Macht des aufblühenden Staates schwächten, der sich theils unter das Joch von Mailand, theils unter das von Frankreich (vergl. II, 4) beugen mußte. Endlich stand zu Anfang des zwölften Jahrhunderts ein Mann aus dem Geschlechte der Doria auf, welcher Genuas Unabhängigkeit fest begründete und ihm eine Verfassung gab, die sich einer längeren Dauer zu erfreuen hatte.

Im sechzehnten Jahrhundert spielte Andreas Doria als Seeheld eine hervorragende Rolle; er verjagte die Franzosen aus Genua und besiegte sie (II, 13) zur See, so daß ihre

Uebermacht auf die Dauer gebrochen wurde; leider aber veranlaßten ihn Wühlereien der Fieschi, die Schutzherrschaft Frankreichs anzurufen und den Titel eines königlichen Statthalters anzunehmen, was wiederum bald zur Folge hatte, daß König Franz I. die Rechte des Freistaats verletzte. Nunmehr trat Andreas mit Kaiser Carl V. in Unterhandlung, unterstützte ihn mit zwölf Galeeren und erhielt dafür die Zusicherung seines Schutzes; die ihm angetragene Herzogswürde aber lehnte er ab, wofür ihn das Volk mit dem Titel „Vater des Vaterlandes und Wiederhersteller der Freiheit" beehrte. Jetzt erhob sich Genua zu neuer Blüthe; Doria's Flotte, die nicht Staats-, sondern sein Privateigenthum war, zeigte sich vor Allem wirksam gegen die Türken und Corsaren und war bald die erste in Europa. Da Doria kinderlos war und bereits in hohem Alter stand, so hatte er sich in seinem Neffen Gianettino, dem Sohne eines armen Verwandten, einen Stellvertreter für das Flottencommando herangebildet. Die Bildung Gianettino's war zwar gering *), aber er war ein tapferer Krieger und als solcher wenigstens geeignet, das Ansehen der Republik nach außen aufrecht zu erhalten. So war er zum Erben und Nachfolger Dorias nur nach einer Richtung hin geeignet, denn da es ihm an Besonnenheit und Selbstbeherrschung fehlte, so verletzte er die verfassungsmäßigen Rechte des Senates in so auffallender Weise, daß sich der Geist des Unmuths bei dem Volke und der des Aufruhrs auch bald bei dem Adel regte. Unter den Mitgliedern des letzteren war es vor allen Johann Ludwig Fiesco, Graf von Lavagna, ein dreiundzwanzigjähriger Mann, der sich durch seine echt adelige Gesinnung, wie durch sein jugendliches Feuer und durch seine aller Herzen gewinnende Beredsamkeit der Elemente des Umsturzes zu bemeistern wußte. Um aber sicher zum Ziele zu gelangen, verfuhr er mit List und Schlauheit. Dem Hause Doria näherte

*) Sch. nennt sie in dem Personenverzeichniß „zerrissen", d. h. ein seltsames Gemisch von angeborener Rohheit und vornehmen Manieren.

er sich, indem er Gianettino's Schwester mit dem Bruder seiner Gemahlin verlobte; dem Andreas bewies er ergebensvolle Aufmerksamkeit, während er Gianettino durch einen anscheinend lockeren Lebenswandel in Sicherheit wiegte; die Vornehmen suchte er durch glanzvolle Feste, das Volk durch reiche Geldspenden zu gewinnen. So kam es, daß man bald allgemein auf ihn als den künftigen Retter des Vaterlandes hoffte; auch war sein von der Stadt entfernt gelegener Palast zu vorbereitenden Versammlungen für eine Verschwörung ganz besonders geeignet. Daß ein Umsturz nothwendig sei, darüber waren Alle einig, in Betreff der Neugestaltung aber gingen die Meinungen sehr auseinander. Fiesco sah sich daher im Geheimen nach fremder Hülfe um und wandte sich an König Franz, der ihm Unterstützung versprach und ihn, wenn das Unternehmen gelänge, als Herzog anerkennen wollte. In Genua selbst entdeckte er sich nur einigen wenigen Vertrauten, wie Sacco, Calcagno, Scipio Burgognino, Assereto, besonders aber Verrina, einem Todfeinde des hohen Adels.

Dem ursprünglichen Plane zufolge wollte man am Andreastage, wo die Familie Doria und der gesammte Adel in der Kathedrale zu erscheinen pflegten, die Opfer der Verschwörung überfallen, aber Fiesco schauderte vor einer Entweihung des Heiligthums, und so gab man auf seinen Rath dem offenen Aufruhr den Vorzug. Bald wäre derselbe vereitelt worden, denn der Statthalter von Mailand, durch geheime Gerüchte aufmerksam gemacht, ließ den Andreas warnen; indessen benahm sich Fiesco, der gerade bei ihm eintrat, mit so liebenswürdiger Unbefangenheit, daß jeder Argwohn vollständig beseitigt wurde. Jetzt handelte es sich um schnelle Ausführung des gefaßten Planes. Am 2. Januar 1547 ließ Fiesco seine zuverlässigsten Anhänger zu sich berufen, versah sie mit Waffen und forderte sie zum Sturze Gianettino's auf. Ob dieser dem Fiesco nach dem Leben getrachtet, ist geschichtlich nicht festgestellt, den Verschworenen gegenüber aber wurde es behauptet. Noch wurde der Graf durch seine Gemahlin Eleonore, oder, wie Andere

behaupten, durch deren Lehrer Paolo Pansa gewarnt, der unbeständigen Menge zu trauen, die nur zu geneigt ist, demselben Führer, dem sie heute zugejauchzt, schon morgen zu widerstreben; wenigstens möge er des alten Andreas schonen, aber es war zu spät. Verrina's Kanone donnerte vom Hafen her; das Zeichen zum Aufruhr war gegeben. Es war eine schöne, mondhelle Nacht, als drei bewaffnete Schaaren Fiesco's Palast verließen und sich mit überraschender Schnelligkeit des Thomasthores, der Burg und des Hafens bemächtigten. Gianettino, welcher einen Aufstand der Galeerensträflinge vermuthete, eilte, von einem einzigen Pagen begleitet, dem Thore zu, wo er unter den Streichen der Verschworenen zusammenstürzte. Der neunundsiebzigjährige Andreas lag krank auf seinem Zimmer und wollte dort das Eisen des Mörders erwarten, ließ sich indessen doch bereden, die Flucht zu ergreifen, die ihm auch glücklich gelang. Inzwischen war es den Galeerensträflingen gelungen, sich ihrer Fesseln zu entledigen; es galt, den Aufruhr schnell zu beschwichtigen. Fiesco eilt nach dem Hafen, betritt ein unsicheres Brett, das zu einer der Galeeren führt, stürzt in's Meer und findet während der Dunkelheit in dem tiefen Schlamm seinen Untergang. Erst nach vier Tagen gelang es, seinen Leichnam hervorzuziehen. Mit ihm sank auch den Verschworenen der Muth; der Bewegung fehlte jetzt der Führer. Der errungene Sieg wurde nicht benutzt, Andreas kehrte unter den Freudenbezeigungen der Einwohner zurück, und das ganze Unternehmen war gescheitert.

Wenden wir uns nun zu dem Drama selbst, so haben wir zunächst darauf hinzuweisen, daß Sch. mit seinem Fiesco dem deutschen Trauerspiel eine neue Bahn eröffnete, indem er demselben eine historische Grundlage gab. Daß er diesen Schritt nicht ohne einige Befangenheit that, geht aus der Vorrede hervor, in welcher er sich für verpflichtet hält, seine Arbeit gegen zwei leicht zu erhebende Bedenken zu vertheidigen. Zunächst entschuldigt er sich wegen der Freiheiten, die er sich mit den

Begebenheiten herausgenommen; und mit welcher Kühnheit sein dichterischer Genius auch in dieser Beziehung beengende Fesseln zu durchbrechen wagte, ersehen wir aus einem Briefe, in dem er sagt: „Mit der Historie getraue ich mir bald fertig zu werden, denn ich bin Fiesco's Geschichtschreiber, und eine einzige große Aufwallung, die ich durch die gewagte Erdichtung in der Brust meiner Zuschauer bewirke, wiegt bei mir die strengste historische Genauigkeit auf — der Genueser Fiesco sollte zu meinem Fiesco nichts als den Namen und die Maske hergeben — das Uebrige mochte er behalten. Mein Fiesco ist allerdings nur untergeschoben, doch was kümmert mich das, wenn er nur größer ist als der wahre?" So fühlte Sch. sich also berechtigt, die Facta zu ändern, wenn seine Umgestaltungen nur vor dem Forum der Poesie sich vertheidigen ließen und ihrem ästhetischen Werthe nach den historischen Thatsachen die Wage zu halten vermochten *). Er war also wie Göthe der Ansicht, daß die Kunst ihre Gesetze in sich selbst trage, und daß der Dichter nur den Anforderungen der Schönheit zu genügen habe. Die Hauptsache war ihm seine sittliche Welt; die historischen Personen benutzte er nur als Träger für seine Ideen. Uebrigens ist die Verschwörung des Fiesco an und für sich kein Stoff von weltgeschichtlicher Bedeutung, dagegen gewährt die Person desselben ein psychologisches Interesse, denn er ist ein vornehmer Verbrecher, der in einer spannenden Handlung einem zweifelhaften Ziele entgegeneilt, somit also ein dramatischer Held, wie er unserm Dichter willkommen sein mußte.

Was die zweite Besorgniß betrifft, „das unglückliche Project des Fiesco könne, so merkwürdig es sich auch in der Geschichte gemacht, doch auf dem Schauplatz diese Wirkung verfehlen", so macht Palleske (I, S. 304) mit richtigem Scharfblick darauf aufmerksam, daß der Stoff wohl geeignet war „zu einem Spiegelbilde der deutschen Zustände, klar genug, um Sympathien zu

---

*) Vergl. Don Carlos, S. 208.

erwecken.“ Er betrachtet deshalb mit Recht die Gestalt des Andreas Doria als Repräsentanten solcher Männer wie Friedrich II. und Joseph II., welche für die Unveräußerlichkeit der Volksrechte in die Schranken traten, während ihm Gianettino Doria ein getreues Abbild vieler kleinen deutschen Fürsten ist, in deren Willkürherrschaft die Keime zu einer nahe bevorstehenden Revolution bereits gegeben waren. Auch waren die Zustände, wie sie Lessing bereits zehn Jahre zuvor in seiner Emilia Galotti an dem Hofe eines italienischen Fürsten zu warnender Anschauung gebracht, und wie sie Sch. bald darauf mit größerer Kühnheit in Kabale und Liebe an einem heimischen Fürstenhofe sich grauenerregend wiederholen ließ, Beweis genug, daß es in Deutschland nicht an gährenden Elementen fehlte, die nur eines energischen Anstoßes von außen bedurften, um zu einem entschiedenen Ausbruch zu gelangen. So gewährte der jugendliche Dichter, zum Theil noch sich selber unbewußt, seinem Volke ein Charaktergemälde, an dem es seine eigenen Zustände sich deutlich vergegenwärtigen und sich zu entschlossenem Handeln innerlich begeistern konnte. Verfehlte er auch in Manheim zunächst seinen Zweck, so wurde er dafür in Berlin, wie wir oben gesehen haben, desto besser verstanden.

Indem wir nun dazu schreiten, die handelnden Personen des Dramas an unsern Blicken vorübergehen zu lassen, muß es uns zunächst auffallen, daß Sch. es für nöthig hielt, die Charaktere derselben in dem Personenverzeichniß zu skizziren. Jedenfalls fühlte er, daß sie in dem Drama selbst nicht ausreichend durchgeführt seien und zu ihrem vollen Verständniß noch seiner besonderen Vermittelung bedurften. Wir sehen darin nichts Anderes als das vorsichtige Auftreten aller angehenden Schriftsteller, die, um den Beifall des Publicums besorgt, bereits in ihren Vorreden dasselbe für sich zu gewinnen suchen. Und allerdings hatte Sch. damals alle Ursache, nach dem Beifall der Menge zu ringen, wollte er doch seine ganze künftige Existenz auf denselben gründen.

An der Spitze des Freistaates erblicken wir Andreas Doria, dem Sch. im Widerspruch mit der Geschichte das Dogenamt verleiht, um seinen bedeutenden Einfluß zur Anschauung zu bringen. Obwohl von würdiger Denkweise, denn er ehrt die Gesetze, ist er doch schwach genug, seinen unwürdigen Neffen zu schonen. Denn wenn er ihm auch (II, 13) wegen seines brutalen Benehmens die bittersten Vorwürfe macht, so bleibt doch der Wunsch in ihm rege, die Dogenwürde einst auf ihn übergehen zu sehen. Somit verletzt er die freie Verfassung und zeigt ein monarchisches Streben. Neben ihm steht Gianettino, welchen der Dichter absichtlich schwärzer gezeichnet als sein geschichtliches Urbild. Durch die Güte seines Oheims aus der Dunkelheit einer niederen Sphäre hervorgezogen, blickt die frühere Rohheit unter der Hülle des Edelmannes in widriger Weise hervor. Stolz darauf, daß sein Wohlthäter ihn zum Herzog erzogen habe, zeigt er (II, 12) einen an Tollheit grenzenden Trotz, so daß Leonore mit Recht von seinem „frechen, hochmüthigen Herzen" spricht und seine eigene Schwester ihn einen „tolldreisten Affen" nennt. Obwohl er es für nöthig hält, seine schändlichen Pläne, wie den Anschlag auf Fiesco's Leben, unter der Maske erheuchelter Frömmigkeit zu verbergen, ist er doch keck genug, Staatsstellen an elende Wichte wie einen Lomellino zu vergeben und bei der Procuratorwahl in der übermüthigsten Weise öffentlich aufzutreten; ja selbst in das Heiligthum des Hauses dringt er in blinder Leidenschaft ein und wagt es, der Tochter eines der angesehensten Männer ihre weibliche Ehre zu rauben.

Ist somit der Unwille gegen den zeitigen, wie der Zorn gegen den künftigen Machthaber gerechtfertigt, so handelt es sich nun darum, dem mächtigen Drange nach Befreiung eine wirksame Waffe zu schmieden. Aber um ein Staatsgebäude zu stürzen, bedarf es eines einheitlichen Planes, der nur in dem Kopfe eines Helden entspringen kann, und dieser Held ist Fiesco. Von der Natur mit körperlichen wie mit geistigen Vorzügen verschwenderisch ausgestattet, auf der Grenze zwischen dem Jünglings- und

dem Mannesalter stehend, mit stolzen Entwürfen der Zukunft zugewendet, schwebt ihm das Ideal eines mit Weltklugheit ausgerüsteten Freiheitshelden vor. Den will er spielen, um den Sieg über die bestehenden Verhältnisse zu erringen, und so wird er ein feiner, schlau berechnender Intrigant. List ist der erste Zug in seinem Charakter. Darum heuchelt er der Familie Doria freundschaftliche Ergebenheit, einer Julia schwärmerische Liebe und weiß selbst vor dem scharfblickenden Verrina seine wahren Absichten zu verbergen; nur dem ihm ebenbürtigen Bourgognino, dem er als Edelmann eine Erklärung nicht abschlagen darf, eröffnet er sich in so weit, als er sein Benehmen als „das Gewebe eines Meisters“ bezeichnet; sonst aber macht es ihm Vergnügen, seiner ganzen Umgebung ein Räthsel zu sein, um schließlich Alle hinter das Licht zu führen. Diesem Vergnügen giebt er sich mit jugendlichem Leichtsinn hin, daher sein frivoles Benehmen an Julias Putztisch, daher auch die wunderliche Laune, den Mohren unmittelbar nach dem verfehlten Mordversuch in seine Dienste zu nehmen. Aber Fiesco hat ein bestimmtes Ziel im Auge, das sich nur auf praktischem Wege erreichen läßt. Er sucht daher die Seidenhändler, die bei dem Pöbel von Genua den Ausschlag geben, für sich zu gewinnen, und als seine Operationen zu wirken beginnen, erzählt er, ein zweiter Menenius Agrippa, den aufgeregten Handwerkern eine Fabel, um sie auf die Nothwendigkeit eines Monarchen hinzuweisen. Daß er zu einem solchen alle Anlage hat, beweist sein stolzes Benehmen dem Maler Romano, ja selbst den Verschworenen gegenüber, so daß der edle Bourgognino (II, 18) unwillig ausruft: „Bin ich denn gar nichts mehr?“ Fiesco betrachtet sich nun einmal als den größten Mann in Genua, und da er nach Art aller jugendlichen Brauseköpfe sein Ziel möglichst schnell erreichen will, so bebt seine unmäßige Herrschbegierde auch vor unsittlichen Mitteln nicht zurück; erklärt er doch dem Mohren, „dem hartgesottenen Sünder“ (II, 15) geradezu: „Nichts kann zu ehrwürdig sein, das du nicht in diesen Morast untertauchen sollst, bis du den festen Boden fühlst“.

Aber Fiesco will nicht bloß schließlich bewundert werden, er möchte sich auch fortwährend bewundert sehen; er will nicht bloß eine Rolle auf der Lebensbühne spielen, er will auch Acteur auf der Schaubühne sein. Darum das Gaukelspiel mit dem Mohren, der ihm den Arm aufritzen muß, darum die schauspielerische Demüthigung der Julia, darum der Theatercoup, zu dem er selbst den Verschworenen gegenüber die Nachricht Calcagno's benutzt, daß der Mohr Audienz bei dem Herzog gehabt habe. Ja, wenn wir die beiden Monologe II, 19 und III, 2 mit einander vergleichen, die nur durch eine Spanne Zeit von einander getrennt sind, müssen wir nicht gestehen, daß er mit sich selbst Komödie spielt, und ist nicht die Art, wie er dem Andreas seinen Untergang ankündigt und selbst sein Benehmen an der Leiche seiner Gemahlin mit einem gewissen Raffinement auf die Bewunderung seiner Zuschauer berechnet? Wer so mit den heiligsten Empfindungen ein Possenspiel treiben kann, der ist zu einem siegreichen Helden nicht geeignet. Nicht nur die Untreue gegen sein ursprüngliches Ideal, sondern auch die unsittlichen Mittel, mit denen er sein Ziel verfolgt, machen das Wesen seiner Schuld aus und bereiten ihm schließlich den Untergang.

Neben Fiesco, oder vielleicht mehr noch ihm gegenüber steht Verrina, der Graukopf mit stürmenden Jugendideen, eine echt markige Gestalt aus den letzten Zeiten der römischen Republik, wie sie dem Dichter aus seinem Plutarch vorschweben mochte. Freilich nimmt sich diese antike Figur in dem Genua des sechzehnten Jahrhunderts wie ein seltsamer Anachronismus aus, aber was verschlägt das dem jugendlichen Dichter, hatte doch bereits ein Lessing in seiner Emilia Galotti mit dem alten Odoardo die Gestalt des Virginius heraufbeschworen und konnte er doch durch Verrina seiner Tragödie einen idealen Gehalt geben. Verrina ist ein starrköpfiger Republikaner. Als der letzte seines Geschlechts frei von jeder Veranlassung zu eigennützigen Bestrebungen, hat er nichts als das Wohl seines Vaterlandes im Auge. Die Befreiung desselben ist sein Ziel, das er, wie Fiesco, in seiner Brust

verschließt, aber nicht durch List, sondern durch einen entscheidenden Schlag zu erreichen wünscht. Sein Knie mag er vor Niemand beugen, aber den offenen Aufruhr, der die beiden Doria stürzen soll, hält er für eine ehrenwerthe That. Stimmt er als republicanischer Theoretiker auch nicht mit dem mehr praktischen Fiesco überein, so hat er doch wie dieser eine den Italienern eigenthümliche Vorliebe für theatralische Effecte. Darum trägt er seinen Schmerz über die in den letzten Zügen liegende Republik in einem Trauerflor zur Schau; darum der Fluch über seine Bertha, der die Verschworenen zu muthigem Handeln antreiben soll; darum das Gemälde mit der That des Appius Claudius, durch dessen Anblick er den Fiesco für seinen Plan begeistern will; darum die Wahl des schauerlichen Orts, wo er dem Bourgognino eröffnet, daß Fiesco durch seine Hand sterben müsse. Auch Verrina hält sich (III, 1) für den „einzigen großen Mann“ in Genua, denn er bleibt seiner Freiheitsidee treu, und darum glaubt er sich berechtigt, dem Fiesco untreu zu werden und mit dessen Sturz das Vaterland zu retten.

Den beiden Haupthelden der Verschwörung zur Seite steht zunächst Scipio Bourgognino, ein Jüngling von zwanzig Jahren, der für die Ehre der einst von ihm geliebten Leonore entschlossen in die Schranken tritt, und dessen gegenwärtige Liebe zu Verrina's Tochter mit seinem Freiheitsideal innig verwandt ist. Die Ehre seiner entweihten Bertha zu rächen ist das Verlangen, welches ihn in die Reihe der Verschworenen treibt, unter denen sich freilich auch solche Gestalten zeigen, deren unlautere Beweggründe der guten Sache eher schaden als nützen können. Denn Sacco, der Verschwender, ist ein niedriger Charakter, der die weibliche Tugend einen „abgeschmackten Text“ nennen kann und der sich kein Gewissen daraus macht, Gastfreundschaft durch Gift und Dolch zu entweihen. Und Calcagno ist das treue Bild eines welschen Roué's, ein passendes Seitenstück zur Julia Imperiali, dessen Benehmen gegen Eleonore beweist, daß für ihn Nichts Heiliges mehr existirt, und dessen Vorschlag, die

Doria in der Kirche zu tödten, selbst bei dem Leichtfertigsten den Rest von sittlichem Gefühl empören muß.

Der eigentliche Intrigant des Stückes ist Muley Hassan, der „confiscirte Mohrenkopf", ursprünglich ein Werkzeug Gianettino's, der ihm zu seinem eigenen Verderben vertraut. Ein reines Weltkind, dem das Gold sein Gott und der frische Genuß des Augenblicks das erste und letzte Lebensziel ist, tritt er ohne alles Bedenken in Fiesco's Dienst, für dessen listiges Gewebe seine Verschlagenheit wie geschaffen ist. Iffland bezeichnet die Gestalt des Mohren als einen Meisterwurf der Charakteristik. Und in der That ist er in seiner munteren Laune, mit seiner barocken Ausdrucksweise und seinem drastischen Witz eine so originell komische Gestalt, daß er nicht nur seinem geistigen Urheber alle Ehre macht, sondern auch von jeher eine Lieblingsrolle für Künstler ersten Ranges gewesen ist. Vollkommen geeignet, alles das auszuführen, was einem Edelmann zwar willkommen sein, ihn selber aber entehren würde, leistet er seinem Herren durch seine Schurkereien die wichtigsten Dienste, und er thut es mit Lust; denn wie sollte es ihn, der schon durch seine Farbe aus der Gesellschaft der ehrlichen Leute ausgestoßen ist, nicht kitzeln, plötzlich eine Rolle in derselben zu spielen. Daher ist er auch prahlerisch nach Art aller unedlen Naturen, und so wie er sich unentbehrlich glaubt, wird er übermüthig und nimmt sich seinem Gebieter gegenüber die ärgsten Freiheiten heraus. Um so mehr muß es seinen Stolz verletzen, als dieser ihn nicht länger in Genua aufhalten will. Schon die Worte*): „Der Mohr hat seine Arbeit gethan, der Mohr kann gehen" lassen eine bedenkliche Katastrophe ahnen, und noch bedenklicher klingt es, wie er (III, 7) mit sich selbst zu Rathe geht. Darf es uns wundern, daß er bei seinem bequemen Heidenthum in's feindliche Lager übergeht und sich eine Audienz bei dem Herzog erwirkt,

*) Sie sind zu einem geflügelten Worte geworden, das gewöhnlich so citirt wird: D. M. h. s. Schuldigkeit g., d. M. k. g.

noch ehe die Verschwörung zum Ausbruch kommt? Zu seinem Aerger wird ihm gerade da, wo er ehrlich ist, kein Glauben geschenkt, auch nicht einmal die verdiente Strafe erhält er für seinen Verrath; wie sollte die Großmuth ihn jetzt noch bessern können? Treu seinem bösen Princip, zu dessen Personification er sich einmal berufen wähnt, wird er jetzt Mordbrenner und kennt schließlich keinen höheren Genuß, als wenigstens mit drastischem Witze seine originelle Laufbahn zu schließen.

Indem wir uns jetzt den drei weiblichen Charakteren zuwenden, müssen wir zunächst daran erinnern, daß der Bildungsgang, welchen der jugendliche Dichter durchgemacht, ihn mit der Natur des weiblichen Herzens in völliger Unbekanntschaft gelassen hatte; am wenigsten konnte er eine Ahnung davon haben, wie die den höheren Lebenskreisen angehörenden Frauen zu reden und zu handeln pflegen. Es ist daher erklärlich, daß nicht nur die Julia, sondern auch Leonore und Bertha manches Unnatürliche und viel Theatralisches haben.

Leonore, welche die Geschichte als ein echt weibliches Wesen von fein gebildetem Geiste schildert, der im Dienste der Poesie manche schätzbaren Blüthen getrieben, ist bei Sch. eine vorwiegend sentimentale Gestalt, ergeben genug, ihren eigenen Stolz anzuklagen, der sie ihre Blicke zu dem genialen Fiesco erheben ließ. Zum Dulden und Gehorchen ausersehen, fühlt sie, daß sie ein Opfer der Politik ihres Gatten ist, für dessen Verstellungskünste sie aber kein Verständniß hat. Denn sie selbst ist ja wahrheitsliebend, so daß sie lieber von der Tafel aufbricht, als ihren Unwillen über Fiesco's Galanterien gegen Julia zu verbergen sucht. Und doch besitzt sie Seelengröße genug, der letzteren gegenüber ihren wohlberechtigten Zorn zurückzuhalten; ja sie läßt es sogar an Ausdrücken des Mitleidens nicht fehlen, als dieselbe in ihrer Gegenwart schwer gedemüthigt wird. Ein liebendes Herz, das ist der Grundzug ihres Wesens, darum ist es ihr auch unmöglich, zwei so gewaltige Mächte wie Liebe und Herrschsucht in ihrer Brust zu bergen. Mit dem Diadem, das

Fiesco ihr verspricht, fürchtet sie seine Liebe zu verlieren, ja sie ahnt, daß es um ihn selbst geschehen sei. Und als sie keine Rettung mehr sieht, verwandelt sich die zarte Genueserin plötzlich in eine heldenmüthige Römerin und stürzt sich in das Kampfgewühl, wo sie einem unglückseligen Verhängniß zum Opfer fällt.

Julia ist die Vertreterin der geschichtlichen Perreta, der Schwester Gianettino's, welche Fiesco mit dem Bruder seiner Gemahlin verlobt. Sch., dem ein solches Verwandtschaftsverhältniß für die Entwickelung seines Dramas störend gewesen wäre, führt sie uns als Wittwe vor, die für den Verlust, der sie betroffen, einen mehr genußreichen als edlen Ersatz sucht. Leonore bezeichnet sie daher als eine „stadtkundige Kokette“ und ihr eigener Bruder nennt sie „ein Stück Weiberfleisch in einen großen Adelsbrief gewickelt“, denn sie ist eine Meisterin in der Kunst, die vornehmsten Männer in ihr Netz zu locken; nur bei Fiesco ahnt sie nicht, daß seine List die ihrige noch übertrifft. Daß ihre Charakterzeichnung an Uebertreibung leidet, daß sie gewissermaßen eine barocke Vorstudie zur Prinzessin Eboli im Don Carlos ist, das läßt sich nicht leugnen. Ist sie doch (II, 2) im Gespräch mit der Gräfin, die [illegible] in der empörendsten Weise beleidigt, die personificirte Frechheit, und kämpft sie doch (IV, 12) in der Unterhaltung mit Fiesco unverhohlen zwischen Lüsternheit und Besorgniß, bis sie endlich, alle weibliche Scham bei Seite setzend, ihm ihre Leidenschaft gesteht, um — schmachvoll verhöhnt zu werden. Mit andern Männern hat sie gespielt, das ist ihre Schuld; jetzt spielt Fiesco mit ihr, und das ist ihre Strafe.

Das jungfräuliche Element, gewissermaßen das Symbol des noch ungeschädigten Freistaates, ist Bertha; aber wie dieser schon einen gefährlichen Stoß erlitten, so hat auch sie bereits bei ihrem ersten Auftreten ein unglückliches Verhängniß hart betroffen. Ihr Schicksal soll uns an die Virginia des Alterthums und an Lessing's Emilia Galotti erinnern; aber beide

fallen, um einer unvertilgbaren Schmach entzogen zu werden, während sie, eine zweite Lucretia, uns als ein beklagenswerthes Opfer zügelloser Leidenschaft vorgeführt wird. So ist ihre Situation gleich peinlich für die Darstellerin, wie für die Zuschauer, und daß „Genua durch sie erlöst werden soll“, kann uns eben so wenig als vollgültiger Ersatz für die Verletzung der weiblichen Ehre erscheinen, wie ihr Ruf dadurch, daß sie mit Bourgognino das Vaterland verläßt, im Sinne der strengsten Moral wieder hergestellt wird.

Somit ist der Eindruck, welchen die weiblichen Charaktere machen, weder sittlich befriedigend, noch ästhetisch wohlthuend, eine Ansicht, zu welcher sich Sch. in einem Briefe an Dalberg (29. Sept. 1783) selbst mit folgenden Worten bekennt: „Die Anmerkungen über meinen Fiesco finde ich im Ganzen sehr wahr, vorzüglich stimme ich dem Tadel meiner Frauencharaktere bei. Ich muß bekennen, daß ich an den zwei ersten Scenen des zweiten Actes (d. h. Sc. 2 u. 3) mit einer Art von Widerwillen gearbeitet habe, der nun dem feineren Leser nur zu sichtbar geworden ist.“ Aber noch etwas Anderes wird dem aufmerksamen Leser sichtbar, die zum Theil unnatürlich verzerrte Diction in dem Drama. Der zweiundzwanzigjährige Dichter war wie alle jugendlichen Anfänger zu Uebertreibungen geneigt. Wie er beim mündlichen Vortrage Alles pathetisch zu sprechen pflegte und besonders hierdurch in jener Vorlesung seines Fiesco bei dem Theaterregisseur Meier den gehofften Eindruck verfehlte, so ist auch seine ganze Ausdrucksweise pathetisch, auf Effect hinarbeitend. Zum Theil erklärt sich dies durch die Noth um die Existenz des Flüchtlings; das Stück sollte durchaus Eindruck machen wie die Räuber, daher so manches absichtlich Forcirte, daher diese auf's Höchste gespannte Kraft seines schöpferischen Genius. Aber gerade die ungezähmte Kraft, dies gewaltige Ringen mit Gedanken, Empfindungen und Bildern, die wie Wesen einer anderen Welt auf ihn einstürmen, sie erregt unsere Bewunderung, und so bleibt das Stück trotz aller wohlberechtigten

Ausstellungen doch immer ein Denkmal eines gewissen Stadiums in der Entwickelung des jugendlichen Dichters.

Und warum hätte er sich auf seinen Fiesco nicht etwas zu Gute thun, von einer Aufführung desselben sich nicht eine bedeutende Wirkung versprechen sollen? Mußte ihm, der mit seinen Räubern so eben die böhmischen Wälder verlassen, nicht schon in dem neuen Schauplatz allein eine vollständig neue Welt erstehen? Das stolze Genua mit seinen Marmorpalästen, die Darsena mit ihren prächtigen Schiffen, das bunte Gewühl eines handeltreibenden Volkes, auf welches damals die Augen von ganz Europa gerichtet waren, dahinter das blaue Meer mit der südlichen Gluth eines ewig klaren Himmels, dazu die prächtigen Maskenfeste mit ihrer bacchantischen Lust, und endlich die durch Conspirationen angestachelte Leidenschaft eines an sich schon leicht erregbaren Volkes — wenn auf einem solchen Hintergrunde die Gestalten des bereits mit Beifall gekrönten Dichters vorübergeführt wurden, eine meisterhaft angelegte Intrigue in einer spannenden Handlung vor den Augen des Publicums sich entwickelte, konnte dies ohne Wirkung bleiben?

Sehen wir uns, ehe wir von der letzteren reden, den Gang der Handlung an:

I. Auf einem Maskenballe führt uns der Dichter in ein Seitengemach, wo eine Reihe von neun verschiedenartigen Scenen sich abspinnt, die uns mit den Hauptpersonen wie mit den vorliegenden Verhältnissen bekannt macht. Leonore kündigt uns Fiesco als den Helden an, auf welchen Genua seine Hoffnung setzt, während sie ihn für sich selbst als verloren betrachtet. Wir thun einen Blick in die bedenklichen politischen Zustände, indem wir Gianettino's Anschlag auf Fiesco's Leben entstehen und bald darauf scheitern sehen. Die Hauptzüge in dem Charakter des Helden lernen wir in seinem Zusammentreffen mit dem Mohren, mit Julia und mit dem Prinzen kennen. In Calcagno's und Sacco's Unterhaltung werden wir die ersten Keime des Aufstandes

gewahr, der uns in der der Bertha Verrina angethanen Schmach als ein unausbleiblicher erscheint.

II. Die angeknüpften Fäden fangen jetzt an sich zu verwickeln. Durch Julia's und Leonoren's Zusammentreffen wird uns freilich nur die Verschiedenheit der Charaktere Beider zur Anschauung gebracht, und auch die Art, wie Calcagno abgefertigt wird, zeigt uns nur, daß wir um das Verhältniß zwischen Fiesco und seiner Gemahlin unbesorgt sein können. Dagegen machen uns die Mittheilungen des Mohren an den Grafen mit der in Genua herrschenden Stimmung, die der mißvergnügten Edelleute mit Gianettino's deutlicher hervortretenden Planen bekannt. Hierdurch, wie durch das Auftreten der Handwerker wird die Handlung gefördert, und wir ahnen, was wir von Fiesco zu erwarten haben. Jetzt läßt sich dieser von dem Mohren den Arm ritzen, das Manöver schlägt ein, und aus den Unterredungen zwischen Andreas, seinem Neffen und Lomellino ersehen wir, welche Gefahren dem Hause Doria drohen. Noch deutlicher geht dies aus den Mittheilungen des Mohren hervor, der uns mit Fiesco's geheimen Vorbereitungen bekannt macht, welcher sich schließlich mit Verrina vereinigt. Gleichzeitig aber thun wir auch einen Blick in die Seele dieses starren Republicaners, so daß wir vor dem in Aussicht stehenden Siege zittern müssen, während wir Fiesco in dem Schlußmonologe noch mit sich selbst kämpfen sehen.

III. Die Schürzung des Knotens beginnt damit, daß Verrina dem Bourgognino eröffnet, Fiesco müsse sterben, damit dem Freistaate nicht ein zweiter Tyrann erstehe. Wie nothwendig Verrina's Entschluß ist, zeigt uns Fiesco's Monolog, um so mehr als auch Leonore sich vergeblich bemüht, ihren Gemahl in seinem gefährlichen Streben wankend zu machen. Dies ist auch nicht mehr möglich, da die Bewegung durch des Mohren Thätigkeit mächtig gefördert worden ist. Nunmehr treten die Verschworenen zusammen, um über die Art der

Ausführung ihres Planes zu berathen, wobei Fiesco sich offen als Souverain der Verschwörung bezeichnet. Inzwischen ist ihm seine Creatur, der Mohr, nachgerade lästig geworden, und da er seiner Sache jetzt gewiß zu sein glaubt, so entledigt er sich des unbequemen Gesellen. Dieser, über die Undankbarkeit erbittert, geht jetzt mit sich selbst zu Rathe, und freut sich, daß es in seiner Macht steht, den Aufruhr entstehen zu lassen oder ihn zu verhindern. Fiesco muß eine böse Ahnung haben, denn er begiebt sich in Gianettino's Haus, wo er seiner Verstellungskunst die Krone aufsetzt, und der Zuschauer gewahr wird, wie Jeder von beiden der Meinung ist, den Andern überlistet zu haben. Noch also wanket des Geschickes Wage.

IV. In fünf kurzen, äußerst wirkungsvollen Scenen, die eines Shakespeare würdig sind, erscheinen Fiesco's Gäste. Zu einer Komödie sind sie eingeladen, während das Stück selbst seine volle tragische Gewalt zu entwickeln beginnt. Fiesco erscheint unter seinen bestürzten Gästen, hält ihnen eine begeisterte Anrede und fordert sie auf, die Waffen zu ergreifen Der Aufstand ist im Begriff loszubrechen, als plötzlich Calcagno auftritt und den Verrath des Mohren meldet. Das ganze Unternehmen ist in Gefahr zu scheitern, denn Andreas, der dem Fiesco nichts Unedles zutrauen kann, schickt ihm den Mohren gebunden zurück. Fiesco, von des Dogen Großmuth ergriffen, will jetzt zurücktreten; aber Verrina, der nur die Sache des Vaterlandes im Auge hat, rettet die Ausführung des Unternehmens. Jetzt muß Fiesco, obwohl ihm die Erreichung seines eigenen Zieles zweifelhaft erscheint, bleiben; aber durch Großmuth beschämt, spielt er rasch selber eine Großmuthsscene und läßt den Mohren entwischen, weil er „das Verdienst hat, eine große That zu veranlassen." Die Vorbereitungen zum Aufstand sind jetzt getroffen; aber noch bleibt dem Grafen übrig, eine Angelegenheit seines Hauses zu ordnen. Auch Julia ist zur Komödie geladen; und sie, welche seine Gattin in diesem Hause einst so bitter gekränkt, wird an derselben Stelle schwer gedemüthigt.

Leonore hat jetzt ihren Gatten wieder gewonnen, doch fürchtet sie, ihn in dem Herzog auf's neue zu verlieren, deshalb sucht sie seine Herrschsucht durch ihre Liebe zu bekämpfen. Aber es ist zu spät; die Verschworenen rufen ihn zum Handeln ab.

V. Es empfängt uns unheimliche mitternächtliche Stille die bald dem Getöse des Kampfes Platz machen soll. Immer noch mit dem Gefühl der Großmuth im Herzen erscheint Fiesco, um Andreas zu warnen; aber vergeblich. Nunmehr geht das Verderben seinen Gang. Gianettino, der schuldige Urheber des Aufruhrs, fällt zuerst von Bourgognino's Hand, dessen Bertha somit gerächt ist. Jetzt begreift Andreas, daß er verrathen ist; er erscheint, um zu fliehen und knickt an der Leiche seines Neffen zusammen. Nachdem man ihn halb bewußlos fortgeführt, tritt die völlig umgewandelte Leonore in Männertracht auf, um an der Seite Fiesco's am Kampfe theilzunehmen; im Gegensatz zu ihr erscheint auch Bertha in männlicher Kleidung, aber unbewaffnet, eine Scene, die Sch. für das Leipziger Stadttheater später durch eine passendere ersetzt hat. Inzwischen hat der Mohr auf seine eigene Hand an dem Tumulte als Feind der Menschheit Theil genommen und findet sein burleskes Ende. Jetzt bricht die fürchterlichste Katastrophe herein. Leonore, die wir in ihrem theatralischen Pathos der vorigen Scene kaum wieder erkannt haben, tritt auf und fällt durch Fiesco's Hand. Derselbe Herzogsmantel, vor dem ihr so lange gegraut, sie hat ihn selber umgehängt, um sich unbewußt in's Verderben zu stürzen. Fiesco glaubt seinen Todfeind getroffen zu haben und kann jetzt triumphiren, denn auch die übrigen Verschworenen haben den Sieg errungen, und Calcagno ruft ihn zum Herzog aus. Da macht er die fürchterliche Entdeckung, daß er selbst sein Weib ermordet, er erfährt „das große gigantische Schicksal, welches den Menschen zermalmt“, aber mit dem festen Entschluß, sich zu einem Ideal von Fürstengröße zu erheben *). Allein es

*) Vergl. das Gedicht: Shakespeare's Schatten.

ist zu spät, der Würfel ist bereits gefallen. Andreas Doria ist wieder zu sich gekommen, und halb Genua erinnert sich seines Wohlthäters; wie sollte Verrina jetzt vergessen, daß das Vaterland seines Armes bedarf. Noch gilt es einen letzten Versuch, ob er Genua retten und sich zugleich den Freund erhalten kann; Fiesco weist seine Bitte zurück, und mit dem Herzogsmantel versinkt auch der Held des Stückes in die Fluthen.

Fragen wir nun am Schluß: Was beabsichtigte Sch. mit seinem Fiesco? — so dürfen wir nicht vergessen, daß ihm die Schaubühne weniger Vergnügungsinstitut, als vielmehr eine moralische Bildungsanstalt war. Der Augenblick, wo Hunderte seinen Worten lauschten, war ihm nach seinen eigenen Worten „heilig und feierlich“ und er betrachtete es als einen „Hochverrath an der Menschheit, diesen glücklichen Augenblick zu versäumen“. Wie die Geschichte ihm selbst eine Lehrmeisterin war, vor deren Größe er sich in tiefer Verehrung beugte, so wollte er sie auch im Interesse der Menschheit verwerthen, es sollte die Gegenwart sich an den Tugenden der Vorwelt begeistern. Wie im römischen Alterthum der republicanische Geist des Einzelnen als die erste und heiligste aller Pflichten angesehen wurde, so wollte er in seinem Fiesco die Liebe zum Vaterlande und die uneigennützige Hingebung an dasselbe verherrlichen. Wandte er sich doch selbst mit den bedeutungsvollen Worten an seine Zuschauer: „Wenn Jeder von uns zum Besten des Vaterlandes diejenige Krone hinwerfen lernt, die er zu erringen fähig ist, so ist die Moral des Fiesco die größte des Lebens.“ Um so mehr mußte es ihn schmerzen, daß sein Stück in Manheim nicht so aufgenommen wurde, wie er es erwartet; er schreibt hierüber (5. Mai 1784) an Reinwald: „Den Fiesco verstand das Publicum nicht. Republicanische Freiheit ist hier zu Land ein Schall ohne Bedeutung, ein leerer Name. In den Adern der Pfälzer fließt kein römisches Blut.“ Dagegen gefiel er in Frankfurt desto besser, und in Berlin wurde er in drei Wochen vierzehn mal gefordert und gespielt. Der Grund dieser Erscheinung war

wohl in der höheren wissenschaftlichen und ästhetischen Bildung des Publicums zu suchen, das sich mit seiner Phantasie leichter auf jenen südlichen Schauplatz, mit seiner Reflexion leichter in den Geist jener Zeit zu versetzen befähigt war. Denn die Gewalt, mit welcher der Dichter eine spannende Handlung beherrscht, mit klarem Bewußtsein verfolgen; den tiefen Blicken, welche er uns in das menschliche Herz thun läßt, ein höheres psychologisches Interesse abgewinnen; in dem Ausgange der politischen Bewegung, wie der uns vorgeführten Seelenkämpfe die Gesetze einer höheren Weltordnung erblicken und dabei alle die Einzelheiten vergessen, an denen eine kleinliche Kritik so gern mäkelt — das ist eine Forderung, die nur da sich erfüllt, wo der Dichter ein Publicum findet, dessen Herzen ihm lebhaft und feurig entgegen schlagen und das selbst genug Adel der Gesinnung besitzt, um seinen erhabenen Intentionen zu folgen.

Fife [spr. feif] (Mcb. I, 3), eine der 19 Grafschaften Südschottlands, und zwar die Halbinsel zwischen der Forth-Bai und der nördlich davon gelegenen Tay-Bucht.

Figur (N. a. O. I, 1), von dem lat. figūra, die Gestalt; im Original steht als scherzhafter Ausdruck: individu, d. h. eig. Einzelwesen; ferner (Br. v. M. Einl. 5, 379) eine Bühnengestalt; Figurant (Wst. T. I, 7), eine stumme Person.

Firmament (R. II, 3), von dem lat. firmus, fest; die Feste des Himmels, das scheinbare Himmelsgewölbe; so (Ged. Die Weltweisen):

„Die Sonne scheint am Firmament."

und (Ged. 2. B. d. Aen. 55, Anm.):

„Vom flammenrothen Widerscheine brennt
Des Meeres Spiegel und das Firmament."

ferner der gesammte Weltraum, wie (Ged. Die Größe der Welt):

„Sterne sah' ich bereits jugendlich auferstehn,
Tausendjährigen Ganges durch's Firmament zu gehn."

desgl. (Ged. An die Freude):

„Blumen lockt sie aus den Keimen,
Sonnen aus dem Firmament."

und (J. v. O. III, 4):

„Frei, wie das Firmament die Welt umspannt,
So muß die Gnade Freund und Feind umschließen."

Firn (W. T. I, 1) oder Ferner nennt man in den Alpen das vorige oder frühere Eis, überhaupt das alte Eis, welches die Gletscher (s. d.) bildet.

Firnewein, von firn oder fernd (vergl. Firn), heißt in Süddeutschland und der Schweiz so viel als vorjähriger Wein, in weiterer Bedeutung aber alter Wein, im Gegensatz zu dem neuen oder diesjährigen. Da der Wein bekanntlich durch Alter gewinnt, so heißt es (Ged. Die Theilung der Erde):

„Der Abt wählt sich den edlen Firnewein."

fixiren (K. u. L. III, 2), befestigen, od. (Wst. T. IV, 3 — Gstf. 10, 191) mit Bestimmtheit auf etwas hinrichten.

Flamänder (D. C. III, 10), gew. Fläminger, ein Bewohner von Flandern.

Flandern (D. C. II, 2), eine Grafschaft des ehemaligen burgundischen Kreises, die jetzt theils zu Frankreich, theils zu Belgien, theils zu dem Königreich der Niederlande gehört. Es zerfällt in Ost- und Westflandern; daher (D. C. I, 2) im weiteren Sinne für „die Niederlande": „Es sind die flandrischen Provinzen, die an ihrem Halse weinen." Die „flandrische Grenze" (Gstf. 10, 144) ist die gegen Frankreich.

Flanke, von dem franz. le flanc (Wst. T. IV, 10), die Seite; (W. T. I, 3) mächtige Wände.

flennen (R. I, 2), weinen, klagen.

fleuves (Les) indiscrets, s. die Flüsse.

Flor, von dem lat. flos, die Blume. 1) Die Blüthezeit, wie (R. II, 1) „Flor des Lebens", (F. IV, 14) „Flor des

Vaterlands"; 2) Der Wohlstand, wie (Picc. IV, 5) „Jetzt wird der Flor erst angehen"; 3) leichtes Gewebe od. (F. I, 12) Schleier, wie (M. St. II, 5) „Flor der Nacht".

Flora (Myth.), die Göttin der Blumen, von dem lat. flos, die Blume, eigentlich nichts Anderes als eine poetische Personification, war nach Ovid mit Zephyrus, einem Sohne Aurora's, vermählt, der ihr das Reich der Blumen zum Brautgeschenk brachte. Sie liebt und pflegt dieselben; daher (Ged. Die Blumen):

„Schön das Kleid mit Licht gesticket,
Schön hat Flora euch geschmücket."

Von einem Sohne Flora's (Ged. Eine Leichenphantasie) berichtet die Mythologie nichts.

Florentiner (Gstf. 10, 232), ein Bewohner von Florenz; florentinisch, aus Florenz.

Flotte, Die unüberwindliche (Ged.). Als die Königin Maria Stuart hingerichtet worden war, hatte Elisabeth ihren Blick über die Grenzen Englands hinaus erweitert. Besonders unterstützte sie die Niederländer gegen den König von Spanien, Philipp II., und englische Seefahrer versuchten ihr Glück auf dem Weltmeere, um den Spaniern in ihren Colonieen Abbruch zu thun. Jetzt beschloß Philipp, an England Rache zu nehmen und rüstete seine unüberwindliche Flotte, die berühmte Armada (D. C. III, 7) aus, welche unter dem Befehl des Herzogs von Medina-Sidonia (s. d.) stand. Ein Hundert und funfzig Schiffe mit 50,000 Mann Landungstruppen sollten England mit einem Schlage vernichten; aber die Gewalt der Stürme und die größere Gewandtheit, welche die Engländer und Niederländer zur See besaßen, vereitelten das Unternehmen. — Str. 2, V. 11: „Das große Blatt ꝛc." ist die berühmte Magna charta libertatum, der große Freiheitsbrief, welchen Johann ohne Land im Jahre 1215 unterzeichnen mußte, und durch welchen die von Heinrich I. gewährten, den Unterthanen aber später wieder vorenthaltenen

Rechte denselben auf's neue eingeräumt und fester bestimmt wurden. Ein Hauptpunkt in diesem Gesetze war, daß keine Steuern ohne Zustimmung der Stände auferlegt werden durften.

Flüchtling, Der (Ged.). Das Gedicht ist schon vor Sch.'s Flucht aus Stuttgart entstanden, so daß die Annahme, in dem Flüchtling sei der Dichter selber gemeint, nur insofern berechtigt erscheint, als derselbe in dem Gedanken an die Möglichkeit einer solchen Flucht seinen Empfindungen einen Ausdruck gegeben. — Str. 4, V. 2 ist strampfen (nicht wie in der Octavausgabe stampfen) zu lesen. So auch in „der Schlacht": „Horch! was strampft im Galopp vorbei?" Vergl. auch Hiob 39, 21, wo strampfen so viel bedeutet als scharren.

Flüe (W. T. II, 2), eig. Fluh (W. T. IV, 1), welches s. v. w. Felswand bedeutet und auch in dem mineralogischen Ausdruck: Nagelflue, einem aus Geschieben von Kalkstein, Sandstein, Granit und Porphyr bestehenden Gesteinsgemisch sich wiederfindet.

Fluelen od. **Flüelen** (W. T. I, 4 u. IV, 1), ein reizend gelegenes Städtchen am Vierwaldstätter See, beim Eingange in das Reußthal; es ist der Hafen von Altorf.

Flügelbote, s. Hermes.

Flügelroß, s. Pegasus.

Fluh, s. Flüe.

Flurgott, s. Pan.

Flurschütz (W. T. Pers.-Verz.), s. v. w. Feldhüter.

Flüsse, Die (Ged.), eine Reihe von Xenien aus dem Jahre 1796, die (nach Viehoff) später unter diesem Titel vereinigt wurden. Rhein. Die Schweizer, die häufig als Leibwachen an fremden Höfen, besonders an dem französischen, dienten, waren wegen ihrer Treue berühmt. Rhein und Mosel. Die Rheingegenden bis zur Moselmündung haben manchen Dichter erzeugt; unterhalb derselben ist kein Gebiet für die Poesie

unfruchtbar geblieben. Donau in ** (Baiern und Oesterreich). Die Bewohner beider Länder werden mit den aus Homer's Odyssee (Ges. 6, 7) bekannten Phaeaken verglichen, die sich unter ihrem Könige Alkinoos einem üppigen und behaglichen Leben überließen. Main; auf die Patricierfamilien in Frankfurt zu beziehen, denen auch Goethe verwandt war. Saale; eine Huldigung, die den thüringischen Herzögen dargebracht wird. Ilm, ein Nebenfluß der Saale, in welchem Weimar liegt, wo damals Deutschlands größte Dichter vereinigt waren. Pleiße, ein Nebenflüßchen der zur Saale gehenden Weißen Elster, an dem bekanntlich Leipzig liegt, dessen Poeten und Prosaiker vor Sch. wenig Gnade fanden. Elbe; ein Hieb auf Adelung, der nur den Meißner Dialect als den einzig echt deutschen gelten lassen wollte. Spree, erinnert an Ramler in Berlin, der in seinen Oden auf Friedrich den Großen ein deutscher Horaz zu sein strebte, ohne jedoch sein Muster zu erreichen. Gesundbrunnen zu ** Carlsbad in Böhmen, wohin Sch. einer Cur wegen gereist war. Pegnitz, ein Quellfluß der in den Main fließenden Regnitz. Sie fließt bei Nürnberg vorbei, das seit Hans Sachs (1494—1576) keinen Dichter wieder hervorgebracht. Die ** (geistli)chen Flüsse, d. h. in geistlicher Herren Ländern, wo ihnen (einem Bibelspruche gemäß) keine großen Lasten aufgebürdet werden, indem die fetten Pfründen die Gebieter doch ernähren. Salzach, ein Nebenfluß des Inn, der bei Salzburg, der damaligen Hauptstadt des gleichnamigen Erzbisthums vorüberfließt, das bei den Alten Juvavia hieß. Das Salz, an dem es Baiern gebricht, ist das attische Salz, d. h. der Witz. Der anonyme Fluß ist die Fulda, der Hauptfluß des ehemaligen Bisthums Fulda. Les fleuves indiscrets, d. h. die zudringlichen Flüsse, eine Anspielung auf einen unsauberen Roman Diderot's: „Les bijoux indiscrets.“ S. über denselben das Buch des Königsberger Philosophen K. Rosenkranz über Diderot.

Fohi (Tur. I, 5), der sagenhafte Gründer des chinesischen Reichs, welcher etwa 3000 Jahr v. Chr. lebte. Er war der

erste Gesetzgeber seines Volkes und wurde als **hoher Beschützer** der Sternkunde verehrt.

Föhn (W. T. I, 1 u. 3), von dem lat. favonius, West- od. Regenwind, der über die Alpen kommende Scirocco, der im Frühjahr den Schnee schmilzt und besonders der Schifffahrt auf den Seen gefährlich ist; personificirt gedacht, nennt Sch. ihn (W. T. I, 1) den „grauen Thalvogt“, wegen der grauen Nebel und Wolken, die er das Thal heraufjagt.

Folie (Gstſ. 10, 189), ein glänzendes Metallblatt, wie die Unterlage unter gefaßten Edelsteinen; bildlich (K. u. L. IV, 7 — Gstſ. 10, 189) Grundlage, Hintergrund.

Folio-Stammbuch eines Kunstfreundes, In das (Ged.). Das kleine Gedicht (vermuthlich aus dem Jahre 1804) enthält eine Satyre auf die in Almanachen behandelten wissenschaftlichen Gegenstände, die dort allerdings bisweilen als eine außerordentlich leichte Waare erscheinen.

Forscher, Die (Ged.), ein Epigramm aus dem Jahre 1796. Es ist gegen die beschränkten Köpfe gerichtet, die, jeder ursprünglichen Geistesfrische entbehrend, dennoch viel Aufhebens von ihren mit vielem gelehrten Apparat ausgestatteten Untersuchungen machen, wobei ihnen aber die Wahrheit oft unter den Händen entschlüpft.

Fortúna (Myth.), bei den Griechen Tyche, d. h. Glück, also die Göttin des Zufalls und als solche auch die Schwester der Parzen. Im Gegensatz zu dem Schicksale, welches die Dinge nach einer festen Bestimmung beherrscht, erscheint Fortuna als ein launenhaftes Wesen, das giebt oder nimmt, Schmerz oder Freude bereitet, wie es ihr gerade in den Sinn kommt; daher nennt sich Kalaf (Tur. IV, 10): einen „Ball der Schicksalsmächte“ und (Br. v. M. 5, 411) heißt es:

„Geflügelt ist das Glück und schwer zu binden.“

Uebrigens war sie eigentlich nur eine personificirte Vorstellung oder eine allegorische Gottheit, an die sich deshalb auch keine

weitere Mythe knüpft. Auf ihre Unbeständigkeit beziehen sich die Stellen (Ged. Elegie a. d. Tod eines Jünglings):

„Ueber dir mag auch Fortuna gaukeln."

und (Ged. Das Glück und die Weisheit):

„Entzweit mit einem Favoriten,
Flog einst Fortun' der Weisheit zu."

In letzterer Stelle steht in einigen Ausgaben für Fortun' „das Glück", jedenfalls aus Rücksichten des Wohlklanges. Wie die Dichter das Glück personificiren, so hat auch die bildende Kunst die Fortuna häufig dargestellt, und zwar als eine jugendliche weibliche Gestalt mit Attributen, welche sich theils auf ihre Flüchtigkeit, theils auf die Fülle ihrer Gaben, theils auf ihre lenkende Gewalt beziehen. Häufig erscheint sie mit dem Füllhorn der Amalthea (vergl. d.) oder auch mit dem Glücksrade; daher (Ged. Das Siegesfest):

„Weil das Glück aus seiner Tonnen
Die Geschicke blind verstreut."

und bildl. (Wst. T. IV, 7):

„Bedenkt, wie schnell des Glückes Rad sich dreht."

Oft auch findet man sie mit einer Erdkugel dargestellt, auf welche sie ein Ruder stützt; daher (Wst. L. 7):

„Auf der Fortuna ihrem Schiff
Ist er zu segeln im Begriff."

und (Wst. T. II, 3), wo es von den Heerschaaren heißt: Sie sind

„In deines Glückes Schiff mit dir gestiegen."

Häufig (F. I, 12 — Wst. L. 11 — Wst. T. V, 2) steht Fortuna für Glück.

Forum, lat. jeder offene Platz, dann auch der Markt- und Versammlungsplatz. In Rom war das Forum magnum ein großer prächtiger Platz, der zum Spaziergange diente. Auf solchen Plätzen wurden die Triumphzüge abgehalten; daher (Ged. Pompeji und Herculanum):

„Wohin führt der Bogen des Siegs? Erkennt ihr das Forum?"

Auch pflegten sich hier die Richter zu versammeln, um die streitigen Sachen zu entscheiden und Recht zu sprechen, woher forum in der Gerichtssprache so viel bedeutet als Gerichtshof oder richterliche Behörde; daher:

Forum des Weibes (Ged.), ein Epigramm aus dem Jahre 1796. Bei der Beurtheilung einzelner Thaten sind vor Allem die Beweggründe in's Auge zu fassen, wenn das Urtheil ein gerechtes werden soll. Ein solches Urtheilen ist natürlich eine Thätigkeit des streng abwägenden Verstandes; Frauen dagegen lassen sich bei ihrem Urtheil wesentlich von ihrem richtigen Gefühle leiten und dürfen daher mit Recht die harmonische Stimmung, welche sie sich treu bewahrt haben, zum Maßstabe der Beurtheilung des Mannes überhaupt machen. Vergl. „Weibliches Urtheil."

Fótheringhay (M. St. I, 1), Dorf in der Nähe von Peterborough in der englischen Grafschaft Northampton des alten Königreichs Mercia. Von dem Schlosse bei Fótheringhay, welches Maria Stuart's Sohn, Jakob I., zerstörte, sind noch Ruinen vorhanden; Maria's Leichnam ist in der Kirche zu Peterborough beigesetzt.

Franciscaner (Gstſ. 10, 178) oder Minoriten (daher Gstſ. 155, Minoritenkloster) sind die Glieder eines im 13ten Jahrhundert von dem heil. Franz von Assisi zu Neapel gestifteten Ordens. Ihre Ordensregel ist: Aeußerste Armuth, Entbehrung aller Sinnengenüsse und Fleiß in der Seelsorge unter Vermeidung der Gelehrsamkeit und prunkenden Geistesbildung.

Franke (J. v. O. II, 1), urspr. der Name einer deutschen, zwischen dem Niederrhein und der Weser wohnenden Völkerschaft, deren zuerst 238 n. Chr. erwähnt wird. Seit dem vierten Jahrhundert drangen sie in Gallien ein und gründeten hier das fränkische Reich; demnächst ist Franke einer der zahlreichen Namen, die man in Deutschland den überrheinischen Nachbarn mehr oder weniger mit einem feindseligen oder spöttischen Beigeschmacke

giebt: „Franzose, Franzos', Franzmann (M. St. I, 1), Franze, Franke (Ged. Die Antiken zu Paris), Gallier". Klopstock sang einmal, als die Revolution ausbrach, „Name der Brüder ist der edle Name". In dem Gedichte „An Goethe" verwendet es Sch. zweimal, desgl. (J. v. O. IV, 1) im edlen Sinne.

Franken (R. I, 1) oder fränkischer Kreis, einer der zehn Kreise des ehemaligen deutschen Reichs, welcher das nördliche Baiern, einige Theile von Würtemberg, Baden, beide Hessen und die sächsischen Herzogthümer umfaßte.

Frankreich (F. I, 8). Während der Kriege zwischen Franz I. von Frankreich und Kaiser Carl V. unterlag die Republik Genua bald dem Einen, bald dem Andern; besonders hatte sie unter der Herrschaft der Franzosen viel zu leiden. Hierauf beziehen sich Fiesco's Worte: „gegen die ganze Macht Frankreichs" bin ich bereit mich zu schlagen.

Franz v. Lauenburg (Wst. T. III, 4). Herzog Franz Albert von Lauenburg, der Begleiter des Schwedenkönigs Gustav Adolph nnd Zeuge seines Todes in der Schlacht bei Lützen, ging unmittelbar nach der Schlacht zu den Sachsen über.

Franzmann (M. St. I, 1), s. Franke.

Französisches:

à merveille (F. I, 5), zum Verwundern.

à propos! eig. zur gelegenen Zeit; gew. (F. II, 15) für: ehe ich's vergesse.

Causes célèbres (K. d. H.), berühmte Rechtsfälle.

c'est l'amour qui a fait ça! (R. I, 1) das hat die Liebe gethan!

ciel! (K. u. L. IV, 9) Himmel!

Conjuration du Comte Jean Louis de Fiesque (F. Vorr.), Verschwörung des Grafen Johann Ludwig von Fiesco;

ebendas. Histoire des Conjurations, Geschichte der Verschwörungen; Histoire de Gênes, Geschichte von Genua.

Cour d'amour (J. v. O.), Liebeshof.

eau de mille fleurs, eig. Wasser von tausend Blumen (K. u. L. III, 1), eine Art wohlriechendes Wasser.

en passant (K. u. L. III, 2), im Vorbeigehen.

la bourse ou la vie! (R. I, 2) die Börse oder das Leben!

mon Dieu (K. u. L. III, 2), mein Gott.

Mort de ma vie! wörtl. Tod meines Lebens! als Schwur gebraucht: Ich will des Todes sein! oder (R. I, 2 — K. u. L. III, 2): Hol' mich der Henker!

par terre, zu ebener Erde, (K. u. L. I, 1) unten.

Prince d'amour (J. v. O. I, 2), Liebesfürst.

Prince philosophe (Gstſ. 10, 209), der philosophische Fürst.

Rendez-vous, wörtl. begebet euch hin, (K. u. L. III, 2) ein Stelldichein.

Fratze, 1) (F. I, 4) Zerrgesicht; 2) (Picc. IV, 7) Narrenspossen.

Frau, Die berühmte (Ged.). Dies Gedicht stammt aus dem Jahre 1788, einer Zeit, wo Sch. mit Heirathsgedanken umging, und wo ihm nach Viehoff's Untersuchungen durch seine Freunde einzelne Partien angeboten wurden, von denen er aber nichts wissen wollte. Von einer „Mamsell S." aus Weimar sagte er, ihre Gefühle ständen unter dem eisernen Scepter der Vernunft. Er selbst verkehrte damals viel in dem Hause der Familie v. Lengefeld zu Rudolstadt, wo er seine nachmalige Gattin Charlotte und deren Schwester Caroline kennen lernte. Vermuthlich ist dies Gedicht entstanden, indem er die Erwählte seines Herzens mit einer von den Vorgeschlagenen, einer Dichterin, verglich. In launiger Weise kleidet der Dichter seine Ideen in die Form einer Klage eines Ehemannes, der das Unglück hat,

eine berühmte Frau zu besitzen. — Str. 2: „wird sie in allen Buden feil geboten", d. h. in ihren schriftstellerischen Arbeiten. — Schmutz'ger Aristarch (s. d.), ein gemeiner Recensent. — Str. 3: Ninon als Bezeichnung für eine berühmte Frau, als deren Repräsentantin dem Dichter Ninon de Lenclos, eine durch Galanterie und Witz berühmte, vornehme Courtisane zur Zeit Ludwig's XIII. von Frankreich, gilt. — Abschn. 4: „blau und gelbe Röcke", Postboten, Briefträger". — Abschn. 6: „der Z** Wundermann" ist wahrscheinlich der Züricher Wundermann, nämlich Lavater, dem Goethe und Schiller manchen Hieb versetzt haben. — Abschn. 10: „Ein starker Geist", bei den Franzosen „un esprit fort", bezeichnet oft den Charakter emancipirter Frauenzimmer. — „Cytherea's goldenes Buch." Vergl. die Anm. Der Dichter scheint anzunehmen, daß Cytherea ein Verzeichniß edler weiblicher Charaktere besitze, gleich dem goldenen Buche (F. II, 5) der italienischen Republiken.

Frau, Die große (W. T. II, 2), s. Zürich.

Frauenberg (Picc. V, 2 — Wst. T. II, 3) oder Marienberg, eine am linken Ufer des Mains gelegene Festung, nahe bei Würzburg in Baiern.

Freibrief, ein Bevorrechtigungsschreiben (Patent), in welchem Jemandem gewisse Vortheile, Vorzüge oder Vorrechte zugesichert werden; daher (M. St. I, 7) bildlich:

„Und denkt ihr, daß der königliche Name
Zum Freibrief dienen könne, blut'ge Zwietracht
In fremdem Lande straflos auszusäen?"

Freiburg (W. T. IV, 2), die Hauptstadt in dem schweizerischen Canton gl. N. Sie liegt hoch auf steil abgeschnittenen kahlen Sandsteinfelsen und ist von Thürmen und Ringmauern umgeben, so daß sie einer Festung gleicht.

Freigeist nennt man denjenigen, der die Lehren der geoffenbarten Religion verwirft und bloß die der natürlichen anerkennt. So heißt es (Gstf. 10, 202) von dem Prinzen: „Er hatte sich in dieses Labyrinth begeben als ein glaubensreicher

Schwärmer, und er verließ es als Zweifler, und zuletzt als ein ausgemachter **Freigeist**." Ein solcher betrachtet den Glauben der Völker als Aberglauben und erkennt nur seine Vernunft als obersten Richter über seine Glaubensansichten an; daher sagt Marquis Posa (D. C. III, 10) von Gott:

„Bescheiden
Verhüllt er sich in ewige Gesetze!
Die sieht der **Freigeist**, doch nicht ihn. Wozu
Ein Gott? sagt er: Die Welt ist sich genug!
Und keines Christen Andacht hat ihn mehr
Als dieses **Freigeist's** Lästerung gepriesen."

Freiheit, Die idealische (Ged.; nur in der Octavausgabe unter den Votivtafeln), ein Epigramm aus dem Jahre 1795. Es weist uns darauf hin, daß die Erhebung zum Idealen uns in ein Reich der Freiheit versetzt, das jenseit der irdischen Schranken zu suchen ist. Wer in diesem Reiche der Freiheit lebt, den kann der Tod nicht schrecken.

Freiheitsbriefe (W. T. III, 3). Ihnen zufolge durfte kein Gefangener außer Landes geführt werden.

Freimäurer (Gstf. 10, 129), gew. Freimaurer (in der Octav-Ausgabe Maçon), eine Gesellschaft von Männern, welche den verschiedensten Ständen und Religionen angehören und in abgesonderten Versammlungen, **Logen** (Gstf. 10, 171) genannt, eine geheime Kunst üben, die sie bildlich Freimaurerei nennen. Ihr Ursprung, den Manche aus dem grauen Alterthum glaubten herleiten zu müssen, ist in Baucorporationen des Mittelalters zu suchen, die unter Meistern von hervorragender Bildung standen und, durch Freiheitsbriefe der weltlichen wie der geistlichen Macht geschützt, sich für jeden großen Bau eine besondere Verfassung gaben. Ihnen verdanken wir die Entstehung der herrlichen gothischen Bauwerke, die sich vorherrschend in Deutschland und den anstoßenden Ländern finden. Gegenwärtig hat sich der Freimaurerorden über die ganze Erde ausgebreitet, so weit europäische Bildung reicht. Neben geheim gehaltenen Erken-

nungszeichen und Gebräuchen ist die höhere geistige und sittliche Ausbildung der Menschheit der eigentliche Zweck dieser Gesellschaft, den sie durch sittlichen Wandel, religiöse Duldung und Uebung von Wohlthaten zu verwirklichen strebt.

Fremdlinge (W. T. II, 1), die fremden Ritter, die sich an den Höfen der Landvögte aufhielten.

Fremdwörter. Es giebt, wie keinen Menschen und kein Volk, so auch keine Sprache, die sich selbst genügte, und so behalten denn die meisten Sprachen für Begriffe, die ihnen aus der Fremde zugekommen sind, größtentheils auch die fremde Bezeichnung bei. Der Einführung solcher Gäste sind aber auch andere weniger natürliche Umstände günstig, so z. B. das Streben der höheren Stände, durch derartige Beimischung ihrer Ausdrucksweise ein vornehmeres Aussehen zu geben (s. Französisch und in Kabale und Liebe den Präsidenten und den Herrn von Kalb). Auch kann es geschehen, daß ein Volk von wenig vorgeschrittener geistiger oder auch nur gesellschaftlicher Bildung zahlreiche fremde Bezeichnungen von einem begünstigteren Nachbarvolke annimmt. Endlich kann auch einer Nation der eigenthümliche Trieb einwohnen, selbst zum Schaden des eigenen Gutes, dem fremden unter sich eine Stätte zu bereiten. Alle diese Gründe haben darauf gewirkt, die deutsche Sprache — abgesehen von der wissenschaftlichen Terminologie, die allen gebildeteren Völkern Europa's gemeinsam ist — mit zahllosen Fremdwörtern in der That zu verunstalten. Unser Feind ist besonders das Französische gewesen, welches schon im 17ten Jahrhundert anfing, in Deutschland sehr in Aufnahme zu kommen, im 18ten aber die Sprache der Diplomatie, der Höfe, des Adels und selbst vielfacher Schriftstellerei wurde, so daß es neben der französischen Literatur in Frankreich beinahe eine solche in unserem Vaterlande gab. Leibnitz, Friedrich der Große und Alexander von Humboldt könnten auch unter den französischen Klassikern aufgezählt werden. Den König spricht dabei das überwältigende Beispiel

der ganzen gebildeten Welt von jedem Vorwurfe frei. Wir wissen, wie Lessing alle solche Tendenzen bekämpft hat, aber gerade ein Blick in seine Werke zeigt, wie tief die fr. Lit. in Blut und Leben des deutschen Volkes eingedrungen war. Erst klassische Schriftsteller in der eigenen Sprache konnten uns der Befreiung entgegenführen. Es sei erwähnt, daß die „gute alte Zeit" des Mittelalters in dieser Beziehung durchaus keinen Vorzug hatte. Theilweise hat J. Grimm den Gegenstand in seiner Schrift „Ueber das Pedantische in der deutschen Sprache" (Kleine Schriften I, p. 327) behandelt. Weiteres siehe in den anziehenden Programmen: „Zusammenstellung der Fremdwörter des Alt- und Mittelhochdeutschen von W. Wendler, Zwickau 1865." „Die französischen Fremdwörter in unserm heutigen Verkehr von Lambert, Danzig 1866." „Ueber den Kampf der deutschen Sprache gegen fremde Elemente von L. Schacht, Elberfeld 1866."

Sch. hat, wie das nachstehende Verzeichniß zeigt, nicht nur eine bedeutende Anzahl fremder Wörter, sondern es finden sich bei ihm auch (s. Sprache) eine nicht unbedeutende Anzahl französischer syntaktischer Wendungen. Seine Prosa ist die klare, durchsichtige des ganzen 18ten Jahrhunderts, von der man wohl sagen kann, daß sie sich nach der französischen gebildet hat. Man beobachte in dieser Beziehung besonders den „Geisterseher". Auch Sch. hatte anfangs das auch in unserer Zeit so stark, selbst barock, dann aber mit vernünftiger Mäßigung aufgetretene, sehr empfehlenswerthe Streben, die Sprache wieder zu reinigen. So sagt er (Sp. d. Sch.): „Aufkömmling" für parvenu, ebendaselbst „Ring des Vergnügens" für gesellige Zirkel, (V. a. v. E.) „Leichenеröffnung des Lasters" für Section, im Geisterseher „Gemüthslage" für Disposition (s. d.), „fachen" (R. II, 3) für classificiren. Später jedoch hat er sich allein von dem guten Geschmack leiten lassen und in dieser Beziehung Goethe's Ansicht gehuldigt, welcher gelegentlich sagt: „Ich habe im Leben und Umgang mehr als einmal die Erfahrung gemacht, daß es eigentlich geistlose Menschen sind, welche auf die Sprachreinigung

mit zu großem Eifer bringen." — Wir lassen nachstehend die bei Sch. vorkommenden Fremdwörter in alphabetischer Reihe*) folgen:

abonniren (vorausbezahlen), abortiren (zur Unzeit gebären), absolut (unbedingt), absolviren (freisprechen), Accise (Steueramt), accompagniren (begleiten), Act (That, Aufzug in einem Schauspiel), Acten (Schriftstücke der Behörden), Acteur (Schauspieler), Action (Gefecht, Treffen), Adagio (ein gefühlvolles, sanft zu spielendes Tonstück), Adjutant (Hülfsofficier), Admiral (Befehlshaber zur See), Advocat (Sachwalter), Aeonen (unermeßliche Zeiträume, Ewigkeiten), Aequivalent (vollgültiger Ersatz), Aera (Zeitrechnung von einem Punkte an), Affaire (Gefecht, Schlacht), Agent (Geschäftsbesorger), Akademie (Hochschule), Alarm (Unruhe, Bestürzung), Allianz (Bündniß), Altan (Ausbau, Söller), Ambassadeur (Gesandte), Ambition (Ehrbegierde), Amouren (Liebeshändel), analogisch (nach der Aehnlichkeit), Anathem (Bannfluch), Anatomie (Zergliederungshaus), Anekdote (neue od. kurze Geschichte), anonym (namenlos, unbenannt), Antecessor (Vorgänger), Apologie (Vertheidigung, Schutzschrift), apoplektisch (schlagartig), Apoplexie (Schlagfluß), Apostasie (Glaubensabfall), appelliren (sich auf etwas berufen), apportiren (bringen, holen), Arie (Lied), Arrangement (Anordnung), Arsenal (Waffenhalle), Artikel (Glied, Theil, Abschnitt), Assemblee (vornehme Gesellschaft), Asyl (Freistatt, Zufluchtsort), Atheist (Gottesleugner), Atmosphäre (Dunstkreis), Attachement (Zuneigung), Attake (Angriff), Audienz (Gehörgebung), Avantgarde (Vortrab, Vorhut), Aventurier (Abenteurer, Glücksritter).

Bagage (Feldgepäck), balsamisch (wohlriechend, wohlthuend), Bankett (Gastmahl, Schmaus), Barake (elendes

---

*) Fremdwörter, welche man in dieser Reihe vermißt, sind in der allgemeinen alphabetischen Reihenfolge aufzusuchen, da sie neben der Verdeutschung noch anderweitiger Erläuterung bedürfen.

Haus), Bassin (ein künstlich angelegtes Wasserbecken), Bastei (Bollwerk einer Festung), Bataille (Schlacht), Batterie (Geschützstand), becomplimentiren (begrüßen), Belletrist (Schönschriftsteller), bestialisch (roh, viehisch), Bestie (wildes Thier, gemeiner, nichtswürdiger Mensch), bigott (frömmelnd, seine Andacht zur Schau tragend), Billet doux (Liebesbriefchen), Biscuit (süßer Zwieback), bizarr (seltsam, sonderbar), Bizarrerie (Sonderbarkeit, Wunderlichkeit), blamiren (beschimpfen, verunehren), Blasphemie (Gotteslästerung, Lästerrede), blasphemiren (Gotteslästerungen ausstoßen), bravo (vortrefflich), Bravour (Tapferkeit, Muth, Unerschrockenheit), bravissimo (sehr gut), brutal (ungeschliffen, grob), burlesk (scherzhaft, lächerlich).

Cabale (geheimes Einverständniß, geheime Verbindung), Calcul (Berechnung), calculiren (berechnen), campiren (zu Felde liegen), Canaille (niedriger Pöbel, Lumpenhund), Candidat (Amtsbewerber), cantonniren (in den Städten und Dörfern einer Gegend beisammen stehen), Caper (Raubschiffer, Seeräuber), Capitain (Hauptmann, Rittmeister), Capitel (Abschnitt, besonderer Theil), frzs. Chapitre (R. I, 2, der rechte Punkt), Carcer (Universitätsgefängniß), Caresse (Liebkosung), caressiren (liebkosen), Carmen, pl. Carmina (Gelegenheitsgedicht, Leichengedicht), Carnation (Fleischmalerei), Carriere (der volle Lauf, das Jagen), Carriole (leichtes, zweirädriges Fuhrwerk), Carrosse (prächtige Kutsche, Staatswagen), Casus (Fall), Caution (Bürgschaft, Sicherheit), Celebritäten (berühmte Männer), Chapeau-bas (Armhut), Charade (Silbenräthsel), Chef (Oberhaupt, Vorgesetzter), chemisch (stofflich), Chicane (verfängliche Spitzfindigkeit und Rechtsverdrehung), Clavier (Saiteninstrument mit Tasten), Clientin (Schutzbefohlene), Cloak (Düngergrube), Collecte (Geldsammlung), collectiv (zusammenfassend, gemeinschaftlich), Colonie (Pflanzstaat), Colorit (Färbung), Combination (Verknüpfung, Vereinigung), Comitat (Begleitung, Gefolge), Commandant

(Oberbefehlshaber), Commandeur (Anführer einer Truppenabtheilung), Commentation (Erklärung, Erläuterung), Commerz (Handel, Verkehr), Commissar (Geschäftsbetrauter, Bevollmächtigter), Commission (Auftrag, Vollmacht), Communication (Verbindung), Compagnie (Gesellschaft), Complot (geheime Verbindung, Verschwörung), Composition (Zusammenstellung), Concilium (berathende Versammlung), Concordia (Eintracht, Einigkeit), Concubine (Kebsweib), Connaissance (Bekanntschaft), consecriren (weihen, einsegnen), Consens (Einwilligung), contentiren (zufriedenstellen), Conto (Rechnung), Contract (Vertrag), Contrebaß (große Baßgeige), Contrast (Gegensatz, Widerstreit), contrastiren (einen Gegensatz bilden, gegen einander abstechen), Convention (Uebereinkommen), conventionell (herkömmlich), Convulsion (Zuckung), Copie (Abschrift, Nachahmung), copiren (abschreiben), cordial (herzlich, vertraut), Corps od. Corpus (Heerhaufen), Correspondent (Briefwechsler, Geschäftsfreund), Correspondenz (Briefwechsel), corrigiren (verbessern, berichtigen), Couplet (Strophe, Vers), Courage (Muth), Courir (reitender Bote), Crucifix (die Darstellung Christi am Kreuze), curios (sonderbar, seltsam).

Declariren (erklären, kund thun), Decoct (abgekochter Trank, Kräutertrank), decoriren (verzieren, schmücken), demokratisch (volksherrschaftlich), demonstriren (beweisen), Denunciation (Angabe eines Verbrechens bei der Obrigkeit), Depesche (Eilbotschaft), deponiren (niederlegen, in Verwahrung geben), deputiren (Abgeordnete senden), desperat (verzweifelt, hoffnungslos), Desperation (Verzweiflung), Dessert (Nachtisch), Dessin (Zeichnung, Muster), devot (ergeben), Devotion (Ehrfurcht), diabolisch (teuflisch), Diction (die Sprache od. Schreibart eines Schriftstellers), Discant (Oberstimme), Disciplin (Mannszucht), discret (verschwiegen, zurückhaltend), Discretion (kluge Zurückhaltung, Verschwiegenheit), Disgrace (Ungnade), disponiren (verfügen), disputiren

(streiten, streitig machen), Distinction (Auszeichnung), Distraction (Zerstreuung), distrait (zerstreut), District (Bezirk, Gebiet), dociren (lehren), Doctor (Lehrer, Arzt), Domino (Maskenanzug), Dosis (Gabe, Maß).

Echauffiren (erhitzen, aufbringen), Edict (landesherrlicher Befehl), Eleganz (Zierlichkeit, Anmuth), empirisch (erfahrungsmäßig), enthusiastisch (begeistert, schwärmerisch), Entree (Eintritt), Enveloppe (Frauenmantel), Escorte (Bedeckung, Begleitung), escortiren (unter sicherer Bedeckung geleiten), Etablissement (Stellung, Versorgung), Etat (Verzeichniß, Anschlag), Etui (Futteral), Exaltation (Begeisterung, Ueberspannung, Verzücktheit), examiniren (ausfragen, verhören), Exceß (Ausschweifung, Gewaltthätigkeit), excusiren (entschuldigen), Execution (Hinrichtung), Exempel (Beispiel, Muster, Aufgabe), exemplarisch (musterhaft, beispielgebend, abschreckend), exerciren (üben), Exil (Verbannung, Verweisung), Existenz (Dasein, Leben, Lebensweise, Wesenheit), expediren (absenden, befördern), Experiment (Versuch), Explosion (Ausbruch, Hervorbrechen), Expresser (besonderer Bote), extemporiren (etwas aus dem Stegreif verrichten), Extrafall (außerordentlicher Fall), Extrapost (außerordentliche Sendung).

Fabel (erdichtete Erzählung), Façon (Art, Gestalt, Form), Faction (Partei, politische Meinungs-Genossenschaft), Factum, pl. Facta (Thatsache, Handlung, Begebenheit), familiarisiren (sich bekannt od. vertraut machen), Fanatismus (Glaubensschwärmerei), fanatisch (schwärmerisch), Farce Possenspiel, lächerlicher Streich), Fat (Geck, läppischer Mensch), Felouque (kleines Ruderschiff), Filet (netzförmige Arbeit), Finanzrath (Schatzrath), fingiren (vorgeben, thun als ob ...), Finte (Verstellung, List, Schlauheit), Flambeau (Fackel), Flatterie (Schmeichelei, Liebkosung), floriren (blühen, gedeihen), Fond (Hintergrund der Bühne), Fontaine (Quelle, Springbrunnen), forciren (zwingen, nöthigen), formiren (bilden,

zusammenbringen), Fortune (Glück), frugal (einfach, mäßig, spärlich), Fundament (Grund, Grundlage).

Gage (Löhnung, Sold), Gala (Hoffestlichkeit), Galan (Liebhaber), Galeere (Ruderschiff), Galerie (bedeckter Gang), Garnison (Besatzungsmannschaft), Gaudium (Vergnügen, Ergötzung), Generalissimus (oberster Feldherr), geometrisch (räumlich), gesticuliren (Handbewegungen oder Geberden machen), Gestus (Bewegung, Geberde), Gondolier (Gondelfahrer, Gondelschiffer), Gouverneur (der Vorgesetzte einer Festung od. Befehlshaber einer Provinz), Gouvernement (Regierung), gratis (unentgeltlich, umsonst).

Hemisphäre (Halbkugel, Hälfte der Erdkugel), heroisch (heldenmäßig, heldenmüthig), Heroismus (Heldenmuth, Hochherzigkeit), hofiren (den Hof machen, schmeicheln), Hotel (vornehmes Gasthaus).

Idee (Anschauung, Vorstellung, Entwurf), identificiren (zu ebendemselben od. gleich machen), Idol (Trugbild), Illusion (Täuschung, falsche Einbildung), Imagination (Einbildungskraft), impertinent (unverschämt, frech), Impertinenz (Ungebührlichkeit, Ungezogenheit), imponiren (Eindruck machen), Importance (Wichtigkeit), Impromptu (sinnreicher Einfall), imputabel (zurechnungsfähig), incommodiren (belästigen), Independenz (Unabhängigkeit, Selbständigkeit), Indifferenzpunkt (Scheidepunkt), indiscret (zudringlich, unbescheiden), Individuum (Einzelwesen), Individualität (Besonderheit, Eigenthümlichkeit), infam (ehrlos, geschändet), infernalisch (höllisch), inquiriren (peinlich verhören), Institut (Anstalt, bes. in Beziehung auf ihre Einrichtung), Instruction (Verhaltungsbefehl, schriftliche Dienstanweisung), Interesse (Antheilnehmung, Betheiligung, Verlangen).

Jabot (Hemdkrause), jovialisch (fröhlich, heiter), Jovialität (Lustigkeit, Frohsinn), jubiliren (jubeln, frohlocken), Jurament (Eid, Eidschwur), Justiz (richtende Obrigkeit, Rechtshandhabung).

Katheder (Lehr- od. Rednerstuhl), komisch (spaßhaft, belustigend), Krise od. Krisis (entscheidende Wendung einer Sache).

Laie (Nichtgeistlicher, Weltlicher), Lamento (Wehklage, Klagegeschrei), Lection (Lehre, Belehrung, Unterricht, Verweis), Lecture (das Lesen, Belehrung aus Büchern), Legitimation (Beglaubigung), liberal (freisinnig, vorurtheilsfrei), Logis (Wohnung), Lotterie (Glücksspiel), Louisd'or od. Louis (ein Goldstück im Werthe von etwas über 5 Thaler), lugubre (traurig, düster).

Makrone (Zuckergebäck von Mandelteig), Malice (Bosheit, Heimtücke), Mamsell, verd. für Mademoiselle (Fräulein, Jungfer), Manifest (öffentliche Machterklärung, landesherrliche Bekanntmachung), Manschette (Handkrause, Handärmel), Manuscript (Handschrift), Mariage (Heirath), massiv (fest, gediegen), Maxime (Grundsatz, Verhaltungsmaßregel), Medicin (Arzeneiwissenschaft, Heilkunde), Medium (das Vermittelnde, Hülfsmittel), Melancholie (Schwermuth, Trübsinn), Memoire (Denkschrift), Meuble (Hausgeräth), Mime (Schauspieler), Monarch (Alleinherrscher, Fürst), montiren (ausstatten, mit Dienstkleidung versehen), moquant (spöttisch, höhnisch), Muskete (Soldatenflinte).

Naiv (natürlich, unbefangen), Naivetät (natürliche Offenheit, liebenswürdige Einfalt), Nation (Volk, Völkerschaft), Naturell (natürliche Gemüthsbeschaffenheit), Négligé (Hausgewand, Morgenanzug), Notiz (Bemerkung, Mittheilung).

Objectiv (gegenständlich), obligiren (verbinden, verpflichten), Obligation (Verpflichtung), Observanz (herkömmlicher Gebrauch), observiren (beobachten), Octav (Achtelform eines Bogens), Officier (Befehlshaber), Omen (Vorbedeutung, Vorzeichen), Oper od. Opera (Singschauspiel, musikalisches Drama), Opernarie (Gesangstück einer Oper), opernhaft (singspielartig), Ordre (Befehl).

Packet (Bündel), Packetboot (Postschiff), Page (dienstthuender Edelknabe), parat (bereit), parfümiren (wohlriechend

machen), Parterre (der untere Raum), Particulier (Privatmann), Passagier (Reisender, Fahrgast), Passion (Leidenschaft), passiren (vorbeigehen, begegnen, hingehen, gelten, gehalten werden), Pastor (Seelenhirt, Pfarrer), Patient (Leidender, Kranker), Pause (Ruhepunkt, Stillstand, Schweigen), Pension (Gnadengehalt, Dienstbelohnung), Periode (Zeitraum), Phänomen (Erscheinung), Phlegma (Gleichgültigkeit, Trägheit), physisch (natürlich, körperlich), Pike (Lanze, Spieß), Pilot (Steuermann, Lootse), Pique (Groll, Haß), Plantage (Anpflanzung), Pöbel (das niedere Volk, der gemeine Haufe), Pocal (Becher, Kelch, Humpen), populär (gemeinverständlich, leichtfaßlich), Porte-Epée (Degenquaste), Portefeuille (Brieftasche, Notizbüchelchen), Portion (Antheil), Positives (Bestimmtes, Zuverlässiges), Possession (Besitz, Besitzstand), poussiren (emporbringen, befördern), Prämie (Preis, Belohnung), präpariren (vorbereiten), Präsent (Geschenk), Premierminister (oberster Staatsdiener), privilegiren (ein Vorrecht ertheilen), Product (Erzeugniß), prognosticiren (vorhersagen, vorandeuten), Promenade (Spaziergang), promeniren (spazieren gehen), Protest (Widerspruch, Zurückweisung), Proviant (Mundvorrath, Lebensmittel), pur (rein, unvermischt), Purganz (Abführungsmittel).

Rapport (Bericht), rar (selten, kostbar), Recept (Arzeneiverschreibung), recommandiren (empfehlen), Recompens (Belohnung), Recrut (neugeworbener Soldat), Redoute (Maskenball), reformiren (umgestalten, verbessern), Region (Bezirk, Gebiet), rejiciren (verwerfen, verstoßen), Rendezvous (Zusammenkunft, Stelldichein), Renommée (der Ruf), Repräsentant (Stellvertreter), repräsentiren (vergegenwärtigen, darstellen), Reputation (guter Ruf), Residenz (Wohnsitz eines Fürsten), residiren (wohnen, Hof halten), Ressort (die Feder), Ressource (Hülfsquelle), Resultat (Ergebniß, Folge), retiriren (zurückziehen), retour (zurück), Revanche (Genugthuung, Vergeltung, Rache), Revier (Bezirk, Umkreis), Revue

(Heerschau, Musterung), Rivalität (Wettstreit, Wetteifer), robust (stark, kräftig).

Salutiren (militärisch begrüßen), salviren (sich sicher stellen), Scholaren (Schüler), Secretair (Geheimschreiber), Sergeant (Polizeidiener), serviren (auftragen), Sottise (Grobheit, Beleidigung), Souper (Abendessen), Spion (Späher, Kundschafter), Spital (Krankenhaus), Statue (Bildsäule), Statur (Leibesgestalt, Wuchs), Suada (Beredsamkeit, Redefluß), Subaltern (Unterbeamter, Unterbefehlshaber), Succeß (Erfolg, Glück), Succurs (Hülfs- od. Verstärkungsmannschaften), superb (prächtig), Supplicant (Bittsteller), Supplicantin (die Bittende).

Tabatiere (Schnupftabaksdose), Tableau (Gemälde, Bild), Tabouret (Sessel ohne Lehne), Taxe (festgesetzter Preis), Termin (bestimmter Zeitpunkt), Terzerol (Taschenpistole), Testimonium (Zeugniß), Transport (Sendung), Tressen (geflochtene Borten), Trupp (der Haufe, die Schaar), Tubus (Fernrohr).

Uhlan (Lanzenreiter), unfrankirt (nicht frei gemacht), Uniform (Dienstkleidung der Soldaten).

Vacant (erledigt, unbesetzt), Visite (Besuch), visitiren (untersuchen, besichtigen), Vivat (es lebe, das Lebehoch).

Freude, An die (Ged.). Nachdem Sch. ein Jahr lang von lyrischen Schöpfungen geruht, trat er im Jahre 1785 mit diesem begeisterten Hymnus hervor. Der Anlaß dazu mag in dem anregenden und belebenden Umgange zu suchen sein, den er in Leipzig mit Körner (dem Vater des bekannten Dichters) und andern befreundeten Personen fand. Mit diesem weltbekannten Gedichte beginnt Sch.'s zweite Periode; und wenn es auch hier noch oft genug jugendlich übersprudelt, so ist doch eine größere Besonnenheit und maßvollere Haltung nicht zu verkennen. Durch die äußere Einrichtung, zufolge welcher nach jeder achtzeiligen Strophe der Chor mit einer vierzeiligen

einfällt, hat es den Charakter eines Gesellschaftsliedes erhalten und ist als solches in fröhlich-ernsten Kreisen oft gesungen worden. Der Chor selbst übt eine ähnliche Wirkung aus wie der in der antiken Tragödie, indem er die Empfindungen der vorangegangenen Strophe in gesteigertem Maße wiederholt und die Gesellschaft auf den Fittigen des Gesanges zu dem höchsten Wesen emporträgt. Die bekanntesten Compositionen dieses Liedes sind die von Zelter und Zumsteeg.

Freude, Gott der (Picc. III, 9). Vielleicht dachte Sch. an die berühmte Scene, in der Alexander der Große und seine Freunde nach einem wilden Trinkgelage Persepolis in Brand gesteckt haben sollen.

Freudebringer, s. Bacchus.

Freund und Feind (Ged.), ein Epigramm aus dem Jahre 1796. Der Freund macht uns auf das aufmerksam, was wir leisten, und kann uns durch ein anerkennendes Wort zum Weiterstreben ermuthigen; der Feind dagegen, besonders der als Recensent auftretende, zeigt uns das Ideal, nach dem wir hätten streben sollen.

Freunde, Einem jungen, als er sich der Weltweisheit widmete. (Ged.) Ein Gelegenheitsgedicht aus dem Jahre 1795. Wie bei den Eleusinischen Mysterien (vergl. Eleusis) den Einzuweihenden furchtbare Schreckbilder des Tartarus vorgeführt wurden, ehe sie die entzückenden Bilder zu schauen bekamen, deren Inhalt sie nie enthüllen durften: eben so bezeichnet der Dichter den Weg durch die philosophischen Studien als eine dornenvolle Bahn, während „der Führer im eigenen Busen" uns leichter und sicherer zu leiten im Stande sei.

Freunde, Einem, in's Stammbuch (Ged.), ein Epigramm aus dem Jahre 1805; es soll das letzte kleinere Gedicht sein, welches Sch. geschrieben. Verwandte Gedanken finden sich in dem Gedichte: „Die Künstler" und am Schluß des „Spazierganges".

Freunde, An die (Ged.). Ein Gedicht aus dem Anfange des Jahres 1802,. welches zugleich mit den „vier Weltaltern" an Körner gesandt wurde, um von demselben componirt zu werden. Es stellt das Leben zu Weimar mit den großen Weltverhältnissen, mit andern Zeiten, andern Gegenden zusammen, legt aber zugleich den Maßstab des Idealen an dasselbe, der auf das hindeutet, was einen bleibenden Werth hat. In den sechs ersten Versen jeder Strophe tritt die Anerkennung und Bewunderung des Fremden und Fernliegenden in den Vordergrund, während in den vier eingerückten Schlußversen sich die behagliche Zufriedenheit mit dem beschiedenen Loose ausspricht.

Freundin, Einer jungen, in's Stammbuch (Ged.). Nach Hoffmeister's Ansicht sollen diese Strophen an Sch.'s nachmalige Gattin, Charlotte von Lengefeld, gerichtet worden sein, als sie nach einem Aufenthalte an dem Hofe zu Weimar nach Rudolstadt zurückkehrte. Hieraus erklärt sich Manches, was man unter anderen Verhältnissen einem jungen Mädchen wohl nicht leicht in's Stammbuch schreiben würde. In einem Billet von Sch., das ohne Zweifel an Ch. v. L. gerichtet war, spricht er ganz verwandte Ansichten aus. Vergl. Viehoff, Sch.'s Gedichte I, S. 368. — G. Schwab (Sch.'s Leben, S. 295) kann sich der zweiten Strophe wegen, die auf die sanfte Charlotte keineswegs paßt, der Ansicht Hoffmeister's nicht anschließen.

Freundschaft, Die (Ged.). Der Zusatz, welcher der Ueberschrift beigefügt ist, macht den Leser damit bekannt, daß Sch. die Absicht hatte, einen Roman zu schreiben. Derselbe sollte „auf gewisse Perioden der erwachenden und fortschreitenden Vernunft aufmerksam machen, gewisse Wahrheiten und Irrthümer berichtigen, welche sich an die Moralität anschließen und eine Quelle von Glückseligkeit und Elend sein können." Von den Briefen, welche den Roman bilden sollten, ist nur der Anfang bekannt geworden. In einem Abschnitt, *Liebe* betitelt, finden sich Strophe 3—7, in dem andern, *Gott* überschrieben, die

folgenden Strophen des vorliegenden Gedichtes. — Str. 1: Die kleinmeisterischen Denker mögen sich schämen, daß sie für jede Erscheinung nach einem Gesetze suchen, während doch ein einheitliches Gesetz das ganze Weltall regiert. — Str. 1, V. 6 bezieht sich auf Körperweltgewühle, da Newton (s. d.) ein allgemeines Gesetz über die Bewegung der Himmelskörper aufstellte, nämlich das Gravitationsgesetz. — Str. 2: Das Herz des großen Weltenraumes ist die von Sch. geahnte, von den Astronomen der Gegenwart in der Alcyone der Plejaden vermuthete Centralsonne. — Str. 9, V. 2: Mongolen heißt so viel als Barbaren, wie auch in den Briefen selbst steht.

Friaul. Die ehemalige Mark Friaul im nordöstlichen Italien gehört jetzt theils dem Gubernium Triest, theils seit 1866 dem Königreiche Italien an. „Der Krieg von Friaul" (Wst. T. V, 4) fand unter der Regierung des Kaisers Matthias (1612—1619) im Jahre 1617 statt. Es war ein Streit zwischen dem Erzherzoge Ferdinand (nachmals Kaiser Ferdinand II, 1619 bis 1637) von Steiermark und der Republik Venedig ausgebrochen, der zu ernsten Kämpfen führte, wobei Wallenstein dem Herzoge 200 Reiter zuführte, die er sechs Monate lang auf eigene Kosten unterhielt. Nach Wien zurückgekehrt, erhob ihn Matthias in den Grafenstand, machte ihn zum Reiterobersten und zum Kämmerer und legte so den Grund zu seiner späteren Laufbahn.

Friede (Wst. L. Prolog). Der westphälische Friede, welcher im Jahre 1648 die Verhältnisse Europa's nach dreißig schweren Kriegsjahren ordnete, hatte im Großen und Ganzen bis zur französischen Revolution Bestand, in deren Gefolge die alten Formen zusammenstürzten. „Wallenstein's Lager" und „die Piccolomini" erschienen gerade 150 Jahr nach diesem Frieden (1798).

Friedland (Picc. III, 4), böhmische Stadt unweit der sächsischen und schlesischen Grenze; Wallenstein führte davon den Herzogstitel.

Friedrich, Kaiser (W. T. II, 2). Das Helvetische Land, welches 1097 von Kaiser Heinrich IV. dem Herzoge Berthold von Zähringen verliehen worden war, kam beim Erlöschen dieses Hauses (1218) unmittelbar unter das Reich; es war zur Zeit Kaiser Friedrich's II. (1215—1250), des geistvollsten und hochherzigsten unter den Hohenstaufen. In dem von ihm 1240 vor Faenza (s. Favenz) ausgestellten Brief heißt es: „Freiwillig habt ihr Unsere und des Reiches Oberherrschaft erwählt."

Friedrich V., Kurfürst von der Pfalz und König von Böhmen (Wst. Bd. 4). Als der kinderlose Kaiser Matthias 1619 gestorben war, handelte es sich für seinen bereits bestimmten Nachfolger Ferdinand II. um die Kaiserwahl. Er reiste deshalb nach Frankfurt, wohin er die Kurfürsten beschieden hatte. Mehrere der protestantischen Fürsten, welche der Union angehörten, suchten die Wahl unter der Hand zu hintertreiben; da aber Niemand es wagte, Oestreich offen entgegen zu treten, so schmiegte sich zuletzt Alles nach Ferdinand's Willen. Nur die böhmischen Gesandten hatten erklärt, daß sie geradezu protestiren wollten; sie wurden deshalb gar nicht vorgelassen und kehrten schnell zurück, noch ehe die Wahl vollzogen wurde. Die Böhmen erklärten nun Ferdinand, als einen Erbfeind der Gewissensfreiheit, der Krone ihres Landes für verlustig und wählten den Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz, den Schwiegersohn Jakob's I. von England. Daß bei der durch Stimmenmehrheit erfolgten Wahl angesehene Familien einen mächtigen Einfluß geübt haben mußten, liegt nahe; mit Beziehung hierauf sagt daher die Gräfin Terzky (Wst. T. I, 7):

„Ich gab den Böhmen einen König schon."

worauf ihr Wallenstein erwiedert:

„Er war darnach."

Und allerdings fehlte es Friedrich V. bei seiner Sorglosigkeit und seinem Hange zum Wohlleben zunächst an der nöthigen Klugheit, um die verschiedenen Häupter der Böhmen um sich zu

vereinigen und sie für sich zu gewinnen, andererseits aber auch an Feldherrengaben und an aller Kenntniß seines Gegners. Er wurde zwar mit aller Pracht am 25. October 1619 zu Prag gekrönt; daher die Worte des Kellermeisters (Picc. IV, 5), der von dem großen Kelche sagt:

„Der auf des Friedrich's seine Königskrönung
Vom Meister Wilhelm ist verfertigt worden,
Das schöne Prachtstück aus der Prager Beute."

indessen schrieb ihm Ferdinand sogleich, er solle der böhmischen Krone entsagen. Hierzu war er natürlich nicht geneigt, sondern suchte sich in seiner Stellung zu behaupten; indessen waren die Gemüther der Böhmen ihm abwendig geworden, und da es seinen Truppen, die keinen Sold bekamen, an aller Mannszucht fehlte, so hatten seine Gegner leichtes Spiel. Kurfürst Maximilian von Baiern, das Haupt der Ligue, griff ihn mit Entschlossenheit an und schlug ihn am 8. November 1620 in der berühmten Schlacht am weißen Berge bei Prag, die in einer Stunde gewonnen ward. Nun war es natürlich mit den Rechten und Freiheiten der Protestanten in Böhmen vorbei, denn Ferdinand's Ketzerhaß kannte keine Schonung, daher (Picc. IV, 5):

„Doch seit der Grätzer (s. d.) über uns regiert,
Hat das ein End', und nach der Prager Schlacht,
Wo Pfalzgraf Friedrich Kron' und Reich verloren,
Ist unser Glaub' um Kanzel und Altar."

Friedrich floh zunächst nach Breslau und ging dann über Berlin nach Holland, wo er auf Kosten seines Schwiegervaters lebte. Ungeachtet der Kaiser ihn in die Acht erklärt hatte, kam er 1631 als ein Bittender zu Gustav Adolph nach Frankfurt; doch konnte ihm dieser keine Hoffnung auf Wiedereinsetzung in seine Staaten machen. Auf dieses traurige Loos beziehen sich die Worte der Gräfin Terzky (Wst. T. III, 11).

„Wenn wir
Von Land zu Lande wie der Pfalzgraf müßten wandern,
Ein schmählich Denkmal der gefall'nen Größe —."

Friedrich V. starb 1632 zu Mainz, elf Tage nach des großen Schwedenkönigs Tode.

Fries (Mcb. I, 12), von dem frz. friser, kräuseln; ein Theil des Hauptgesimses, so benannt nach seiner krausen Verzierung.

Frießhardt u. Leuthold (W. T. Pers.-Verz.), zwei Namen, die der Dichter wohl absichtlich gewählt hat, da der erste von dem althd. freisa, Schrecken, herkommt, wozu die Bedeutung des zweiten einen Gegensatz bildet.

Frivolität (Metrische Uebersetzungen, Vorerinnerung), neulat. Leichtsinn, Flatterhaftigkeit, Sinn für nichtige, geringfügige Dinge.

Frohn, Die (Wst. L. 6), von dem veralteten „frohn" (s. v. w. herrschaftlich), ein Dienst, welcher der Gutsherrschaft pflichtmäßig geleistet werden muß; davon: frohnen (Sp. u. d. L.); der Fröhner (Wst. L. 11), s. v. w. Frohnarbeiter; Frohndienst (W. T. I, 3); Frohnvogt (W. T. I, 3), Aufseher über die Frohnarbeiter.

Front (Ged. Die Schlacht), von dem lat. frons, die Stirn, in der militairischen Sprache: die Vorderseite, Brustlinie.

Füchse, Goldene (Wst. L. 5), scherzhaft s. v. w. Goldstücke.

Führer des Lebens, Die (Ged.), ein Epigramm aus dem Jahre 1795, das früher die Ueberschrift „Schön und Erhaben" führte. Mit der jetzigen Ueberschrift hat es, wie Viehoff bemerkt, den Charakter eines Räthsels, das indeß durch jene erste sogleich gelöst wird. Einen interessanten Vergleich gewährt eine Stelle aus Sch.'s Abhandlung „Ueber das Erhabene", im zwölften Bande der sämmtlichen Werke. Sie steht nicht weit vom Anfange (S. 285) und beginnt mit den Worten: „Zwei Genien sind es rc." Dieser Stelle zufolge ist der Sinn folgender: Der Genius des Schönen, dessen Gebiet die Sinnenwelt ist, macht uns das Leben angenehm und führt uns bis zur

Erkenntniß der Wahrheit und der Ausübung unserer Pflicht. Hier stehen wir an einer „Kluft“ (V. 5), mit der nicht etwa, wie man leicht vermuthen könnte, das Grab gemeint ist, sondern der Moment, wo uns statt der einzelnen Erscheinungen, die uns erfreuten, plötzlich die gesammte Größe unserer Bestimmung gegenüber tritt, die unsere ernste Geistesthätigkeit herausfordert. Das ist der Augenblick, in welchem uns der Genius des Erhabenen empfängt. Beide aber sollen unsere Führer durch das ganze Leben sein, denn ohne den Genuß des Schönen würden wir in beständigem Streit zwischen den Forderungen unserer sinnlichen Natur und denen der Vernunft leben. Wollten wir den letzteren allein genügen, so würden wir darüber unser irdisches Glück versäumen; wollten wir dagegen uns bloß dem Genusse des Schönen hingeben und das Erhabene bei Seite lassen, so würde unsere Würde verloren gehen und eine kräftige Charakterentwickelung unmöglich sein.

Füllhorn (D. C. III, 10), bildlich anspielend auf das Horn der Fortuna (s. d.; vergl. auch Amalthea).

Funfzig Schwestern (Iph. IV, Zw.=H.), s. Nereiden u. Thetis.

fürbaß (J. v. O. Prolog 2), veraltet für: besser fort, weiter, vorüber.

Furien, s. Erinnyen.

Fürst, Der schwarze, der Schatten (Ged. Das Lied von der Glocke), s. Aides.

Fürst, Walther (W. T. Pers.=Verz.), ein reicher Landmann, der aber nicht, wie bei Sch. in Altorf, sondern in Attinghausen seinen Wohnsitz hatte; er war Tell's Schwiegervater.

G.

G. G. (Ged.), ein Xenion, welches „gelehrte Gesellschaften“ charakterisirt, in denen jeder Einzelne ein ganz schätzenswerthes Wissen besitzen kann, während die Verhandlungen und Beschlüsse solcher Gesellschaften der Intelligenz ihrer Mitglieder oft nur wenig entsprechen. Das Epigramm erinnert an eine Stelle im Demetrius (I):

„Was ist die Mehrheit? Mehrheit ist der Unsinn;
Verstand ist stets bei Wen'gen nur gewesen.“

Gabalis, Graf von (Gstſ. 10, 172), der Held einer Schrift des Abbé de Montfaucon de Villars (geb. 1635, ermordet 1673). Dieselbe erschien 1670 unter dem Titel: „Entretiens du Comte de Gabalis“, hatte die damals vielbesprochenen geheimen Wissenschaften, wie Magie, Rosenkreuzerei ꝛc. zum Gegenstande und wollte eigentlich nur die Einfältigen und Leichtgläubigen zum Besten haben, während sie von Vielen ernsthaft aufgenommen wurde.

gähstotzig (W. T. IV, 1), richtiger jähstotzig, von dem ſd. Stotz, Absatz, jäher Hügel; steil, abschüssig.

galant (Par. I, 3), frzſ., eigentl. wacker, ritterlich; 1) geschmackvoll gekleidet, wie (Wſt. L. 6): „Man sollt's euch nicht ansehen, ihr seid galant“. 2) artig, gefällig und von feinem Benehmen, besonders gegen das weibliche Geschlecht, wie (N. a. O. I, 4) „ein galanter Mann“; (J. v. O. I, 1) „der Sorel galante Feste gebend“; (M. St. II, 2) „galanter Eifer“. 3) verliebt, wie (N. a. O. I, 2) „galantes Abenteuer“. — Galanterie: 1) Putz- od. Schmucksache, wie (F. III, 3): „einige Galanterien auf ein Tischchen legen“; 2) Artigkeit, Höflichkeit, wie (F. I, 1 — K. u. L. V, 7 — J. v. O. I, 2); 3) verliebtes Wesen (D. C. II, 8).

Galiote (ital. galeotta), ein einmastiges Fahrzeug, das theils durch Segel, theils durch Ruder bewegt wird; die letztere Art

der Bedienung wurde in früheren Zeiten durch Sträflinge, sogenannte Galeerensklaven (Wst. L. 6 — Gstf. 10, 150), besorgt; daher (V. a. v. E.) „dreijähriger Galiotendienst“ und (R. I, 2) „Galiotenparadies“, s. v. w. Freuden eines Galeerensklaven.

Gallier (Ged. Die Flüsse), Bewohner von Gallien, wie Frankreich in früheren Zeiten hieß; daher: gallisch (Ged. Deutscher Genius) s. v. w. französisch; und Gallomanie (Ged. Griechheit) s. v. w. Franzosensucht, d. h. übertriebene Liebe für alles Französische.

Gallione (Ged. D. unüberwindliche Flotte — D. C. III, 6) od. Galione (span. galeon), zunächst ein Silberschiff, d. h. ein Schiff, welches bestimmt war, Silber aus Amerika zu holen; dann aber auch ein großes Kauffahrtei- und Kriegsschiff.

gallisch } s. Gallier.
Gallomanie }

Gang, Der, nach dem Eisenhammer, (Ged.). Dieser Ballade, welche im September 1797 gedichtet wurde, liegt (nach Viehoff's Untersuchungen) eine wandernde Sage zu Grunde, die sich an mehreren Orten in verschiedenen Gestaltungen wieder findet. In Frankreich war sie schon früh in Versen bearbeitet vorhanden, und zufolge einer vermuthlich hiernach verfaßten prosaischen Erzählung von le Grand spielt die Geschichte in Aegypten an dem Hofe des Königs zwischen einem Mundschenken, dem Sohne des Königs und dem Hofmeister der beiden letzteren. In ähnlicher Form tritt die Sage in einer italienischen Novelle auf, nur spielt sie dort an dem Hofe eines türkischen Sultans. Die meiste Aehnlichkeit mit Sch.'s Darstellung hat eine neugriechische Legende; indessen ist es mehr als wahrscheinlich, daß er den Stoff aus einer französischen Quelle geschöpft hat, besonders da er den Schauplatz der Begebenheit nach dem Elsaß verlegt, wo sich ein Ort Namens Savern (Zabern), nordwestlich von Straßburg, befindet. — Abweichend von den meisten übrigen Balladen versetzt

uns der Dichter hier nicht gleich in den Mittelpunkt der Begebenheit hinein; auch ist die Darstellung hier weniger gedrängt, sondern bewegt sich mehr in der behaglichen Breite prosaischer Erzählungen. Der Grund dafür ist wohl darin zu suchen, daß der Held hier nicht ein kämpfender, sondern ein leidender ist, für den ein kräftig concentrirtes Bild sich weniger geeignet haben würde. Der Grundgedanke, das Walten der göttlichen Vorsehung über die in Gefahr schwebende Unschuld; wie auch die Frömmigkeit und Pflichttreue Fridolin's, zwei dem deutschen Volkssinne innig verwandte Vorstellungen, haben dieser Ballade einen weiten Kreis von Freunden erworben, sie zu einer echt volksthümlichen Dichtung gemacht. — Str. 1: Fridolin ist eine schweizerische Dimunitivform für Fried oder Gottfried. — Str. 4, V. 5: „rasch zur That" ist als abgekürzter Nebensatz zu „Grafen" zu betrachten. — Str. 9, V. 8 richtiger: „an ihren Stuhl gefesselt", wie auch in älteren Ausgaben steht. — Str. 11 u. 12 ist auf die höchst malerische Wirkung der Alliteration und Assonanz zu achten. — Str. 22: Mit dem „Gott, den gegenwärtigen" ist die Monstranz mit der Hostie (s. d.) gemeint.

Ganganelli (Gstſ. 10, 143). Giovanni Vincenzo Antonio Ganganelli, geb. 1705, hatte Philosophie und Theologie studirt und wurde von dem Papst Clemens XIII., der ihn seiner Freisinnigkeit wegen schätzte, mit dem Cardinalshute beehrt. Da er sich aber fortgesetzt dahin erklärte, daß der römische Hof, wenn er nicht einst von seiner Höhe herabstürzen wolle, mit den Fürsten sich aussöhnen und ihnen ihr Recht widerfahren lassen müsse, so fand er nach dem Tode des Papstes in dem Conclave viele Gegner; dennoch gelang es der Beredsamkeit eines seiner Verehrer, seine Wahl zum Papste durchzusetzen, und so bestieg er 1769 als Clemens XIV. unter den schwierigsten äußeren Verhältnissen den päpstlichen Stuhl. Im Jahre 1773 erließ er eine Bulle, durch welche er den Jesuitenorden aufhob; von da an aber führte er ein sorgenvolles, geängstigtes Leben und starb

1774, seiner eigenen Vermuthung nach an Gift, was seine Aerzte indeß zu widerlegen suchten.

Ganges (R. III, 2), einer der mächtigsten Ströme Asiens, der auf dem Himalaya entspringt und sich in den Meerbusen von Bengalen ergießt.

Ganymedes (Myth.), der Sohn des Königs Tros von Troja wurde seiner Schönheit wegen unter die Götter versetzt und dem Zeus als Mundschenk beigegeben; daher (Iph. IV, Zw.=H.):

„Unter den Freuden des festlichen Mahls
Schöpfte des Nektars himmlische Gabe
Jovis Liebling, der phrygische Knabe."

Garamantis (Ged. 4. B. d. Aen. 37), ein von Virgil nach dem afrikanischen Volke der Garamanten erfundener Name einer Nymphe.

Garderobe. 1) Anzug, wie (K. u. L. III, 1) „eine blendende Garderobe"; 2) sämmtliche Kleider, wie (K. u. L. IV, 7) „meine Garderobe", od. (R. II, 3) „die Garderobe des Moloch; 3) an Höfen das Bedientenzimmer, wie (K. u. L. V, 6) „in der Garderobe"; 4) die Dienerschaft, wie (K. u. L. IV, 9) „meine ganze Garderobe zusammen rufen".

Garrick (Gstf. 10, 192), geb. 1716 in England, war wohl der größte Schauspieler, der je gelebt hat. Er machte sich besonders um eine würdige Darstellung der Shakespeareschen Stücke verdient, so daß die englische Bühne zu seiner Zeit ihre glänzendste Epoche feierte. Er starb 1779.

Gasse, Die hohle, s. Küßnacht.

Gast, Steinerne (Picc. IV, 6), eine Anspielung auf die bekannte, aus Spanien stammende, Sage von Don Juan, die schon lange vor Mozart's Composition bekannt war (s. Molière's Stück „le Festin de Pierre").

Gaul (Wst. L. 7), s. Färber.

Gebresten (W. T. I, 2), von dem veralteten bresten (d. i. bersten), etwas Geborstenes, Gebrochenes; daher:

„Auf deinem Herzen drückt ein still Gebresten."

d. h. dir ist das Herz innerlich gebrochen; in Tschudi's Chronik: „Nun hat Si gern gewußt, was Im doch gebrest."

Gedichte. Sch.'s Gedichte sind in der zuerst von Körner besorgten Ausgabe seiner sämmtlichen Werke und später in allen nachfolgenden in drei Abtheilungen getheilt. Die der ersten oder der Sturm- und Drangperiode gehören der Zeit von 1775—85 an, wo sich neben dem Vorherrschen der Anschauungen des positiven Christenthums besonders der Einfluß Klopstock's und Bürger's bemerklich macht. Das Erzwungene in Gedanken und Bildern, die schwärmerische Weise, in welcher die Empfindung des Dichters zum Ausdruck gelangt, das gewaltige Ringen mit den Formen der Sprache, die sich dem Streben seines schöpferischen Genius noch nicht beugen will, beweisen, daß er der Gebrechen seiner Zeit noch nicht Herr geworden war. Doch findet sich daneben auch Manches von sinniger Einfachheit, wie die Gedichte „Die Blumen", „An den Frühling" und „An Minna", die einen durchaus wohlthuenden Eindruck machen. — Die Gedichte der zweiten Periode stammen aus der Zeit von 1785—95, wo die allgemeine Ausbreitung der philosophischen Studien der Beschäftigung mit der Poesie so manches Talent entzog. Auch Sch. beschäftigte sich, besonders durch Kant angezogen, in diesen zehn Jahren vorzugsweise mit philosophischen und historischen Arbeiten, denen wir die fünf letzten Bände seiner Werke verdanken. Indessen besitzen wir als Frucht seines gleichzeitigen Studiums des klassischen Alterthums Gedichte, wie „Die Götter Griechenlands", „Die Künstler", und die metrischen Uebersetzungen aus Virgil's Aeneide, welche beweisen, daß sein Dichtergenius in dieser Zeit nicht vollständig schlummerte. — Die Gedichte der dritten Periode sind die Frucht seines letzten Decenniums, der Zeit von 1795—1805, wo er vereint mit

Goethe bestrebt war, unser deutsches Geistes- und Gemüthsleben in den Formen klassischer Schönheit zum Ausdruck zu bringen; sie sind es, welche in dem Herzen unseres Volkes Wurzel geschlagen und ihm neben seiner unsterblichen Größe als Dramatiker auch den Ruhm eines lyrischen Dichters begründet haben.

Gefährliche Nachfolge (Ged.), eine allgemein bekannte Erfahrung, die alle großen Männer gemacht, wie z. B. Luther, dessen Freund Karlstadt zur Förderung des Reformationswerkes selbst tumultuarische Ausbrüche, wie Zerstörung der Heiligenbilder und Altäre nicht scheute, und eben so Lessing, dessen in seinem Nathan dargelegte Tendenz vielfach zu feindlichem Auftreten gegen das positive Christenthum Veranlassung gegeben.

Geflügelte Göttin, vergl. Victoria und Zeus.

geheim (W. T. I, 2), eig. zur Heimath gehörig und daher innig vertraut; in Tschudi's Chronik: „ich kenn allda fürnemme Herren-Lüt, die mir insunders geheim, denen ich wol vertruwen darff.“

Geheimniß, Das (Ged.). Ein Gedicht aus dem Jahre 1798, das erst später mit dem gleich darauf folgenden: „Die Erwartung“ (s. d.) zusammengestellt worden ist. Beide sind allerdings als Gegenstücke zu betrachten, da sie ähnliche Situationen behandeln, und laden deshalb zur Vergleichung ein.

geilen (F. I, 9), gierig streben.

Geisterseher *). Das 18te Jahrhundert, die Zeit der Aufklärung, der wir in unserer Vorstellung oft zugleich einen Zopf anhängen, war durch einen natürlichen Gegensatz zugleich das Zeitalter des ärgsten Aberglaubens, über den, wie die Periode des Tischrückens beweist, auch ein noch aufgeklärteres Jahrhundert nicht ganz hinweggekommen ist. Vielleicht liegt es daran,

*) Wir citiren nach der mit Anmerkungen u. Einleitung versehenen sogenannten Schulausgabe Cotta's.

daß der Mensch aus Denken und Empfindung gemischt ist, und daß die trübenden Mächte des persönlichen Gefühles oder gar der Leidenschaft die vollständige Klarheit des ersteren in der Masse der Menschheit nie vollständig werden durchbrechen lassen. Der Mensch ist ferner ein Einzelwesen und sich selbst ein Geheimniß; aber die Fesseln der Endlichkeit, welche auch der höchste Gedanke — zu dem so wenige berufen sind — nie ganz lösen wird, sind ihm vollkommen unerträglich und er sehnt sich, das Unendliche, dessen jenseitige Wirklichkeit er voraussetzt, von Angesicht zu Angesicht zu schauen. Auch wird den Fragen, die das Leben und den Tod überbrücken möchten, kaum irgend Jemand ganz ausweichen, am wenigsten vielleicht derjenige, der ihre Berechtigung am heftigsten verneint. Es gehört endlich zum Adel des menschlichen Gemüthes, daß es im Sinnlichen und im Unvollkommenen unbefriedigt bleibt. Je weniger nun Kraft des Charakters und stets geübte sittliche Herrschaft über die sinnlichen Triebe einem Menschen eigen ist, je mehr in Folge der Ziellosigkeit des geistigen Lebens und der Unreinheit, die in machtloser Reue erstickt, das Herz trübe und der Sinn umdunkelt wird („reine Herzen schauen Gott"), desto mehr wird eine von unserm Dichter so meisterhaft geschilderte Unruhe verzehrend in ihm auftreten. Der Wunsch, durch irgend ein materiell gewisses S c h a u e n ewiger Mächte zur vergebens erjagten inneren Befreiung zu kommen, dem inneren blutsaugenden Dämon zu entrinnen, wird zuletzt so mächtig werden, daß entweder, je nach der Erregbarkeit des Leidenden, Hallucinationen, für den Augenblick wohlthätig lösend, sich einstellen werden, oder der blinde Glaube dem Betrüger in die Arme fallen wird, der da versichert, den Schlüssel zur jenseitigen Welt der Geheimnisse zu besitzen.

Der oft dürren Nüchternheit des Jahrhunderts stellte sich, mit brennendem Durste, der Wunsch nach Ausfüllung des Gemüthes gegenüber und fand natürlich auch bald, was er suchte. Eine Reihe von Abenteurern trat auf, die sich für Geisterbanner und

Goldmacher ausgaben. Solche hat es seit den ältesten Zeiten gegeben; Sch. erwähnt die Geheimnisse der jüdischen Kabbala (p. 38), den Apollonius von Tyana (p. 37), den Gabalis (p. 43) (s. d.). Denn mit der Geisterwelt in Verbindung zu stehen, war „ehedem die Lieblingsschwärmerei“ auch des Helden unseres Romanes gewesen (p. 14), wenn ihm die Möglichkeit des Wunders bewiesen wird, „so will er alle seine fürstlichen Hoffnungen für eine Mönchskutte abtreten“ (p. 5). Der berühmteste jener Abenteurer des 18. Jahrhunderts ist der Sicilianer Joseph Balsamo, genannt Cagliostro, der in Paris eine Zeit lang eine bedeutende Rolle spielte (s. über ihn Goethe's Italienische Reise), ein Mensch, der aber jedenfalls mehr war als Sch.'s Sicilianer und dem eine höchst eigenthümliche, dämonisch wirkende Persönsönlichkeit zu Gebote gestanden haben muß *). Ein anderer war der sogenannte Graf von St.-Germain, dessen Leben E. M. Oettinger romanhaft und in toller Laune, doch mit genauer Kenntniß des Gegenstandes zusammengestellt hat. Ihm gehört besonders die freche Behauptung materieller Unsterblichkeit, ein Zug, den auch Sch. (p. 35) dem Armenier leiht und der vielleicht aus pythagoräischen Träumen des Alterthumes herüber gekommen ist. Mit mehr Tiefe traten ähnliche Tendenzen im Magnetismus und der Phrenologie auf, die, von Mesmer und Gall vertreten, ebenfalls in Paris ungeheure Aufnahme fanden und noch heute nicht verklungen sind. Auch Träume einer vollständigen religiös-politischen Umwälzung traten damit in Verbindung, wie sie sich an Weißhaupt und seinen Illuminatenorden

---

*) Die einfachste und darum wirksamste Bestätigung dafür wird der Leser in den außerordentlich anziehenden (französisch geschriebenen) Memoiren der elsässischen Protestantin Frau von Oberkirch finden, die vom tiefsten Abscheu gegen das unsittliche und gotteslästerliche Treiben der vornehmen Pariser Welt erfüllt, sich doch niemals dem Eindruck dieser Persönlichkeit entziehen konnte. Sehr interessante Mittheilungen bietet Freunden dieser dunkeln Seiten des Lebens der Aufsatz: „Un Prince Allemand du XVIII. siècle.“ Revue des deux Mondes 1866, 15 février, p. 891.

knüpfen. Es ist bekannt, daß solche geistersehenden Bestrebungen, als Grundlage für alle möglichen Intriguen, sich auch an große deutsche Höfe gefahrbringend gedrängt hatten. Palleske hat also Recht, wenn er II, 40 sagt: „Der Stoff lag in der Luft."

Der religiösen Nüchternheit trat dann eine doppelte praktische Tendenz gegenüber, erstens in dem von Varnhagen von Ense, in seinem Leben des Grafen Zinzendorf, so meisterhaft geschilderten protestantischen Pietismus und zweitens in dem Zurücksehnen nach der Einheit und Unwandelbarkeit der katholischen Kirche, der sich besonders die Fürsten und mit ihnen die höheren Stände zuwandten. Julian Schmidt hat, in seinem Werke über die geistige Entwicklungsgeschichte unseres Volkes von Leibnitz bis Lessing, diese Richtungen der Zeit zu einem höchst anziehenden Gemälde vereinigt. Dies Alles wollte auch Sch. in seinem Geisterseher darstellen, wenn er in demselben auch zuerst vielleicht nur darauf ausging, auf einem ihm ungewohnten Gebiete seine allseitige Meisterschaft zu zeigen, den Leser durch eine fein gesponnene Intrigue zu fesseln und dann zu zeigen, daß die geheimnißvollen Künste der Magier auf die rohesten und frechsten Gaukeleien hinausliefen. Er wollte „einen Beitrag zur Geschichte des Betruges und der Verirrungen des menschlichen Geistes liefern".

Zu Dresden 1786 begann Sch. den Geisterseher in der Thalia herauszugeben, fühlte jedoch bald Ermüdung — es fehlte ihm, meint Palleske, die Schreibseligkeit, die zum Abfassen eines Romanes unentbehrlich ist — und ließ die Fortsetzung sich lange hinziehen. Die erste Ausgabe des unvollendeten Werkes erschien 1789. Die Neugier nach einem Abschlusse befriedigte X. Y. Z., Leipzig 1796, d. h., nach Goedeke, der als Hofgerichtsrath zu Insterburg 1809 verstorbene Schriftsteller Follenius.

Ob Sch. bestimmte Persönlichkeiten vorgeschwebt haben, ist kaum der Mühe werth zu erörtern; Einige geben den würtembergischen Fürsten Karl Alexander (1733—37) an, Jul. Schmidt nennt einen hannöverschen Prinzen, worauf vielleicht der „Bremer"

hinweist, der (p. 27) als Jäger unseres Helden erwähnt wird. Auch wird (p. 40) von einem allgemein vorhandenen „ungünstigen Vorurtheil" gegen das Vaterland des Prinzen gesprochen, wobei man an andere deutsche Länder denken könnte. Zu bemerken ist noch, daß man sich denselben im siebenjährigen Kriege in der Schlacht bei Hastenbeck offenbar auf Seiten der Franzosen zu denken hat.

Ein jüngerer Prinz eines deutschen Fürstenhauses zieht, nachdem er Kriegsdienste gethan und sich vielfach in der Welt umgesehen hat (er sah Garrick in London), nach Venedig, wohin damals der vornehme und der niedrige Abschaum Europa's zusammenströmte, hält sich aber theils aus Charakter, theils aus äußeren Gründen ganz von der Welt zurückgezogen, bis plötzliche merkwürdige Erlebnisse, in denen die Person eines geheimnißvollen, dem Anscheine nach mit übernatürlichen Kräften ausstatteten Armeniers die Hauptrolle spielt, ihn in einen Kreis hineinziehen, den er nicht wieder verlassen soll. In wunderbarer Weise meldet man ihm, in dem Augenblick, wo er im fernen Deutschland erfolgt, in Venedig den Tod eines fürstlichen Verwandten, welcher ihm Aussicht auf den Thron eröffnet. Den mit allen sich widersprechenden Neigungen seines Jahrhunderts ausgerüsteten Geist des Prinzen ergreift eine Aufregung, welche aus allen den Schwächen, die dem Menschen und dem Fürsten anhaften können, Nahrung zieht und gerade durch die guten und edlen Eigenschaften eines schwärmerischen Gemüthes in verderblicher Weise erhöht wird, so daß er sich bald in ein Netz der wundersamsten Ereignisse verstrickt sieht, aus dem er keine Rettung mehr findet und finden will.

Der Leser beachte wohl, daß gleich im Anfange der Dichter selbst von der Schlinge spricht, die eine „unerhörte Teufelei" ihm legte, und daß derselbe später auf den „Betrüger" hinweist, der das ganze Gewebe anzettelte, als dessen Ziel die Bekehrung des Prinzen zum Katholicismus und die Ersteigung des Thrones, in dessen Besitze er natürlich nur ein Werkzeug

der Hierarchie werden soll, selbst durch ein Verbrechen, dargestellt wird. Mit diabolischer Geschicklichkeit und tiefer psychologischer Berechnung ist Alles angelegt und der Leser hat also von vorn herein die Fäden einer umfassenden Intrigue zu sammeln und zu verfolgen, in der Nichts dem Zufall überlassen und jede Wirkung, auch die scheinbar ganz entgegengesetzten, berechnet ist. Der Prinz wird von Stufe zu Stufe äußerer Isolirung und innerer Verzweiflung entgegengeführt, um endlich vollständig willenlos zu werden.

Die geheimnißvolle und eintreffende Prophezeiung (wir setzen eine erste Lectüre des Buches voraus), der heraufgerufene und erschienene Geist eines Freundes, der ihn auffordert, „an sich selbst zu denken und in Rom sich darüber Rath zu erholen“, — wo der Prinz die Absicht hätte merken und sich verstimmen lassen sollen, — der betrügerische und untergeordnete Sicilianer, welcher aber den Armenier in das wunderbarste Licht setzt, sind die ersten Stufen, auf denen der Prinz in die Geistersphäre hinaufzusteigen vermeint. Psychologisch sehr fein hat es der Dichter angelegt, daß gerade die Entlarvung des Sicilianers einerseits den Prinzen mit Selbstbewußtsein auf seinen unbetrüglichen Scharfsinn erfüllt, andererseits seinem Gemüthe aber doch ein Stachel bleibt, so daß er nun versucht, sich durch Nachdenken und eine Lectüre, bei deren Auswahl eine „schlimme Hand“ (p. 70) wieder mit im Spiele ist, über die brennenden Fragen des geistigen Lebens Aufklärung zu verschaffen. Dem herrschenden Geiste der Zeit gemäß wird er zum vollendeten Zweifler.

Mit dem Hinschwinden des schwärmerischen, die Einsamkeit und Reinheit des äußeren Lebens wahrenden Gemüthslebens wachen nun aber auch manche bis dahin zurückgetretene Seiten des Charakters auf. Der Prinz tritt dem wüsten Treiben der venezianischen Gesellschaft näher; er beginnt, innerlich leer, unbeschäftigt und deshalb begierig nach rastloser Zerstreuung, durch seinen Rang und durch Aufwand, auch durch Geist glänzen zu wollen und sieht sich so bald in eine geheime „Bucentauro“

(s. d.) genannte Gesellschaft hineingezogen, wie sie in Frankreich am Ende der Regierung des bigott und tugendhaft gewordenen Ludwigs XIV. entstanden, in denen Sittenlosigkeit, Unglaube und vornehme Verachtung alles Reinen sich in die Formen der äußersten Eleganz kleideten, um ihre Theilnehmer rettungslos dem absoluten Verderben entgegenzuführen. Wer nicht wissen sollte, daß Alles schon einmal dagewesen, lese bei Livius (Buch 39) die schaudervolle Schilderung der geheimen Bacchanalien nach, deren Entdeckung, noch in den besseren Zeiten der Republik, Rom mit Entsetzen erfüllte.

Das Leben des Prinzen wird nun „ein fortdauernder Zustand von Trunkenheit, von schwebendem Taumel ... Man hatte seine Blößen durchschaut und die Leidenschaft gut berechnet, die man in ihm entzündet hatte.“ Die Schmeichelei vergiftet sein Herz, die letzten selbstständigen Kräfte schwinden. Nachdem sein deutscher Diener, der sein ganzes Vertrauen hatte, plötzlich und wahrscheinlich auch durch Veranstaltung (p. 27) verschwunden ist, wird ein neuer Diener, ein gewandter italienischer Tausendkünstler, Biondello, in sein Haus eingeschmuggelt und dieser weiß sich, indem er nach und nach allerlei Talente hervortreten läßt, dem Prinzen anziehend, ja unentbehrlich zu machen, so daß auch er bald mehr Vertrauter als Diener ist. Endlich macht der Prinz auf romantische, wohl auch künstlich herbeigeführte Weise, die Bekanntschaft eines eben so hinreißend liebenswürdigen als unbändigen jungen Wüstlings, eines Marchese Civitella, dessen Onkel, scheinbar den würdigsten aller Kardinäle der Römischen Kirche, der Prinz schon aus dem Bucentauro kannte. Auf die feinste Weise, indem er sich ihm innig anschließt und in ihm einen Führer zur Besserung zu finden scheint, weiß der Marquis das Herz des Prinzen zu gewinnen. Onkel und Neffe sind die eigentlichen Leiter der ganzen Intrigue, welche nun eine etwas niedrigere Physionomie annimmt, dadurch aber nur um so wirksamer wird, indem der Prinz, der einen andern deutschen Fürsten, einen Rivalen an Rang und Geist, durch

glänzenden Aufwand ausstechen wollte, auf das Tiefste in die Schuld des dankbaren Marquis geräth und so auch die äußere Selbstständigkeit verliert. Einem seiner treuen deutschen Begleiter, mit denen er innerlich und äußerlich ebenfalls schon zerfallen ist, spricht er selbst (p. 93) den Zustand seines Herzens so aus: „Ich sehnte mich nach dem Leichtsinne, der das Dasein der meisten Menschen um mich her so erträglich macht. Alles, was mich mir selbst entführte, war mir willkommen. Soll ich es Ihnen gestehen? Ich wünschte zu sinken, um diese Quelle meines Leidens auch mit der Kraft dazu zu zerstören." Da begegnet er eines Tages in einer Kirche in der Giudecca, einer Kirche, auf die ihn Civitella aufmerksam gemacht hatte (p. 96), einer weiblichen Erscheinung von so wunderbarer Schönheit, daß er sich für immer gefesselt fühlt. Sie liegt betend vor einem Crucifixe. Nach dem, was er von ihr erfahren kann, ist es eine Griechin. Er will nun seinen Aufenthalt in Venedig verlängern, obwohl ihm von seinem Hofe, an dem die unsichtbaren Intriganten wohl auch gegen ihn wirken, ein bestimmter Termin der Rückkehr gesetzt ist und er fürchten muß, bei Ueberschreitung desselben in die ernsteste finanzielle Verlegenheit zu gerathen. Der Prinz findet nun keine Ruhe mehr. In dieser Bedrängniß verfiel Civitella auf das Spiel, und um die lästige Menge wenigstens aus dem gesellschaftlichen Kreise des Prinzen zu entfernen, soll hoch gespielt werden. Auch in diese Schlinge fällt der Prinz; er spielt bald mit Leidenschaft, seine Schulden wachsen, und endlich findet sich, daß Civitella auch die unermüdlich gesuchte Griechin schon gesehen hat und zwar in Begleitung eines Mannes, in dessen Schilderung der Held sogleich den Armenier erkennt. Zur rechten Zeit wird denn auch die Griechin wieder gefunden. Zugleich erfährt der Prinz, daß unbekannte Anzeiger ihn bei seinem Hofe angeschwärzt oder vielmehr sein ganzes Treiben dorthin berichtet haben. Einer herrisch befehlenden und drohenden Sprache setzt er einen ähnlichen Ton entgegen. Die Leidenschaften wachsen in der Seele des Armen, und in seinem

äußeren Leben „die — nun schon — erniedrigende Abhängigkeit vom Marquis.“ Die Erzählung bricht ab. Der Hof verstößt den Prinzen. Zwischen diesem und dem Marquis kommt es offenbar zu irgend einem Conflikte. Die Griechin stirbt. Es heißt zuletzt (p. 130): „Der Prinz bedarf Ihrer nicht mehr, auch nicht meiner. Seine Schulden sind bezahlt, der Cardinal versöhnt, der Marchese wieder hergestellt. Erinnern Sie sich des Armeniers, der uns voriges Jahr so zu verwirren wußte? In seinen Armen finden Sie den Prinzen, der seit fünf Tagen die erste Messe hörte.“

Das Ganze also wird von Sch. entwickelt als eine tief angelegte Intrigue, um den Prinzen in den Schooß der katholischen Kirche zurückzuziehen und, indem man ihm dann zur Thronbesteigung verhilft, derselben weitere Siege zu erfechten. Einen höheren künstlerischen Werth könnte man dem unvollendeten Werke kaum zuschreiben, doch darf man dasselbe auch nicht unterschätzen. Es bleibt immer ein anziehendes, psychologisch doch sehr fein gemaltes Culturbild und hätte wohl eine ernstere Arbeit und Fortsetzung verdient. Die Darstellung zieht durch den leichten, wenn auch mit Gallicismen ziemlich stark versetzten Styl an, der sich nicht selten zu hoher Schönheit erhebt, z. B. in der kurzen und doch unvergleichlichen Schilderung des Sonnenaufganges auf der Lagune (p. 111), des Gebetes der Griechin (p. 100), der Hochzeit des Lorenzo (p. 50). Meisterhaft ist die Charakteristik des Prinzen durchgeführt (p. 67—70), und besonders ergreifend in ihrer Wahrheit seine Selbstschilderung (p. 89—93). Wir sehen darin einen wichtigen Beitrag zur inneren Geschichte des fürstlichen Geisteslebens im 18ten Jahrhundert. Es sind mildere Farben als in Kabale und Liebe, aber doch Züge aus demselben Gemälde. Neben der scharfsinnigen Combination der überraschend sich verschlingenden und lösenden Thatsachen zeigt sich, wie so oft in Sch.'s dichterischen Arbeiten, eine eigenthümlich eindringende realistische Beobachtungsgabe, auf welche Kuno Fischer und Julian Schmidt in seinem Buche über Schiller mit

Recht besonders aufmerksam gemacht haben, so z. B. in der Zusammenstellung der Gesellschaft, welche der Beschwörungsscene beiwohnt — der kalt besonnene Engländer, der windige und prahlerische Abbé, der, wie uns dünkt, mit außerordentlicher Feinheit geschilderte Russe.

Da der Charakter des Prinzen den Mittelpunkt des Ganzen bildet, so könnte man fragen, wie alt derselbe gewesen sei, wenn man es bei dieser Arbeit mit solchen Dingen, die an und für sich jedoch durchaus keine Kleinigkeiten sind, genau nehmen darf. Da Papst Ganganelli als todt erwähnt wird, welcher 1774 den 22. September starb, der Prinz ferner seine Anwesenheit in der Schlacht bei Hastenbeck 1757 erwähnt und hierbei zugleich einen französischen Brigadier, einen älteren Mann, der in derselben fällt, seinen vertrautesten Freund nennt, so gelangt man, wenn man, was offenbar zu wenig ist, annimmt, daß er bei Hastenbeck 20 Jahre alt war, zu einem Alter von mindestens 38 Jahren, nach denen er in der Entwicklung des Ganzen allerdings nicht aussieht. Doch kann man darüber vielleicht wohl verschiedener Ansicht sein. Schließlich könnte man noch die anscheinend barocke Frage thun, wer denn eigentlich der Geisterseher ist? Eine englische Uebersetzung löst dieses Problem, indem sie sich betitelt: „Der Armenier oder der Geisterseher." —

Geldmäkler (N. a. O. I, 11), Geschäftsvermittler in Geldangelegenheiten.

Geleit, friedliches (W. T. II, 2), d. h. eine Begleitung von Bewaffneten, wie sie besonders zur Zeit der inneren Befehdungen in Deutschland gegen Entrichtung einer Abgabe an den betreffenden Kriegsherrn, Kaufleuten oder anderen Reisenden mitgegeben wurde, damit sie gegen die Anfälle der Raubritter oder anderer Verfolger geschützt wären.

Gemeinen, Haus der (M. St. I, 6), s. Parlament.

Gemsenhorn (W. T. II, 1). In der Schweiz findet man die Wanderstäbe häufig statt der Krücke mit einem Gemsenhorn versehen.

Gendarmen (J. v. O. V, 11), gens d'armes war in Frankreich die Benennung für die schwere, aus Edelleuten bestehende Reiterei, welche mit Helmen, Kürassen und Pistolen bewaffnet war und die Hauptstärke des Heeres ausmachte.

Generalfeldzeugmeister (Picc. IV, 6), Titel eines commandirenden Generals in dem östreichischen Heere.

Generation (Gstf. 10, 225), von dem lat. generāre, erzeugen; das Geschlecht, Menschengeschlecht, ein Menschenalter, nämlich durchschnittlich eine Zeit von 30 Jahren, nach welchen stets ein anderes Geschlecht die Hauptrolle zu spielen pflegt.

Generation, Jetzige (Ged.), ein Epigramm aus dem Jahre 1796. Es erinnert an eine Erscheinung, die in der fortschreitenden Cultur, besonders in der immer weiter in's Einzelne gehenden Ausbildung der Wissenschaften ihren Grund hat, wobei durch die Fülle des Stoffes die natürliche Frische des Geistes herabgedrückt wird und die Poesie des Lebens verloren geht. Natürlich muß auf diese Weise jede nachfolgende Generation immer mehr von dem jugendlichen Charakter verlieren, der sich bei dem ihr vorangehenden Geschlechte etwa noch findet.

genial (Ged. Die Sonntagskinder), von starkem Geiste, von schöpferischer Kraft; vergl. Genius.

Genialität (Ged.), ein Epigramm aus dem Jahre 1796. Der Genius offenbart sich durch ursprüngliche Kraft, die sich mit Freiheit bewegt, und die also dem innerhalb der herkömmlichen Schranken sich bewegenden Verstande ein ewiges Geheimniß bleiben muß. Vergl. Genius.

Genie (R. Vorr. — Gstf. 10, 233), frz. le génie, von dem lat. genius, der Geist (vergl. Genius), die natürliche Geistesfähigkeit eines Menschen, nach Goethe: „diejenige Kraft des Menschen, welche durch Handeln und Thun Gesetze und Regeln giebt"; also vor Allem eine hervorragende natürliche Begabung; daher (Par. I, 1) „Dein Vater ist das größte Genie"; desgl.

(Melancholie an Laura) „der lohe Aetherstrahl Genie"; ferner (Sp. d. Sch.) „die Keime seines glücklichen Genies"; und (Ged. Die Weltweisen) „doch hat Genie und Herz vollbracht". — Da das Genie der herkömmlichen Gesetze und Regeln nicht achtet, so kann es leicht die Gesetze des herrschenden Geschmacks verletzen; daher (Ged. Die schwere Verbindung): „Warum will sich Geschmack und Genie so selten vereinen?" „Geschmack" steht hier in dem Sinne des französischen goût, d. i. eine gewisse abgeglättete Feinheit des Ausdruckes und des Gefühles, wie man sie den französischen Dichtern des 18ten Jahrhunderts zuschrieb.

Genien, s. Genius.

Genius, lat. der Geist, die geistige Eigenthümlichkeit einer Sache (vergl. die Gedichte: „Deutscher Genius" und „Der griechische Genius"); davon: genial, Genialität (schöpferische Kraft, Geisteskraft im Erfinden) und Genie (vergl. diese). Ferner bedeutet Genius so viel wie Schutzgeist oder Schutzengel. Der Glaube an solche unsichtbaren Schutzgeister oder Genien, welche für Wohl und Weh der einzelnen Menschen sorgen, findet sich bei sehr vielen Völkern, war aber bei den Römern ein Gegenstand des besonderen Cultus. In diesem Sinne heißt es (Ged. Die Führer des Lebens):

„Zweierlei Genien sind's, die dich durch's Leben geleiten,
Wohl dir, wenn sie vereint helfend zur Seite dir stehn!"

ferner (Ged. Resignation):

„Mit gleicher Liebe lieb' ich meine Kinder!
Rief unsichtbar ein Genius."

eben so ist (Gstf. 10, 197) die Rede von einem „schwarzen Anschlag, vor dessen Annäherung ihn (den Prinzen) sein guter Genius warnte"; und (Br. v. M. 5, 471) sagt Isabella:

„Daß mir der böse Genius nicht schlummert,
Erinnert warnend mich der Tochter Flucht."

Vergl. auch das Gedicht „Der Genius". — Die schönen Künste fassen die Genien als geistige Wesen auf und stellen sie in der Gestalt geflügelter Kinder dar. Da der römische Cultus jeder bedeutenderen Thätigkeit, so wie jeder wichtigen Lebenserscheinung einen besonderen Genius widmete, so erscheinen diese Gestalten in der Darstellung in der entsprechenden Thätigkeit begriffen, wie (Ged. Pompeji und Herculanum):

„Emsige Genien dort keltern den purpurnen Wein."

oder mit ihren Attributen versehen, wie der Genius des Todes (vergl. Ged. Der Genius mit der umgekehrten Fackel), von dem es (Ged. Die Götter Griechenlands) heißt: „Seine Fackel senkt ein Genius". Bildl. nennt daher auch Louise (K. u. L. V, 1) den Tod „einen stillen, dienstbaren Genius", (Ged. Resignation) „der stille Gott" genannt. Eben so heißt es von der Todtenfeier (Br. v. M. 5, 442) des Vaters Don Cesar's:

„Mit schwarzem Flor behangen war das Schiff
Der Kirche, zwanzig Genien umstanden
Mit Fackeln in den Händen den Altar."

In bildlicher Bedeutung ist dem Dichter der Genius vor Allem die künstlerische schaffende Kraft, „der Schöpfergenius" (Wst. L. Prol.), der wie ein Schutzgeist über ihm waltet. In dieser Bedeutung führt er ihn in der Huldigung der Künste, wo er zugleich personificirt erscheint, mit den Worten ein:

„Ich bin der schaffende Genius des Schönen,
Und die mir folget, ist der Künste Schaar."

Eben so heißt es (Ged. Das Ideal und das Leben):

„Wenn das Todte bildend zu beseelen,
Mit dem Stoff sich zu vermählen,
Thatenvoll der Genius entbrennt,
Da, da spanne sich des Fleißes Nerve,
Und beharrlich ringend unterwerfe
Der Gedanke sich das Element."

ferner (Ged. Der Genius):

„Du nur, Genius, mehrst in der Natur die Natur."

und (Ged. Die Sänger der Vorwelt):

„Wie man die Götter empfängt, so begrüßte Jeder mit Andacht,
Was der Genius ihm, redend und bildend erschuf."

Endlich ist unserm Dichter der Genius auch des Menschen besseres Selbst, das in höherem, idealem Sinne als sein Schutzgeist angesehen werden kann. Daher heißt es (Gstf. 10, 165): „Der allgemeine Glaube ist, daß er in dieser geheimnißvollen Stunde Unterredungen mit seinem Genius halte", und (D. C. I, 9) sagt Don Carlos zu dem Marquis Posa:

— — — — — — — — — „willst du
Ein schreckenloser Hüter meiner Tugend,
Mich kräftig fassen, meinen Genius
Bei seinem großen Namen rufen?"

Im Gegensatz hierzu nennt Dorsigny (N. a. O. III, 8) den Valcour, der ihm Unheil bringt, „seinen bösen Genius".

Genius, Der (Ged.), ein philosophisches Gedicht aus dem Jahre 1795, das ursprünglich den Titel: „Natur und Schule" führte, auf welchem Gegensatz die Betrachtung allerdings ruht. Sch. war damals mit seinem Aufsatze „über naive und sentimentalische Dichtung" (Bd. 12) beschäftigt, wobei sich ihm der scharfe Gegensatz zwischen dem in natürlicher Einfalt lebenden und dem Cultur-Menschen nothwendig aufdrängen mußte. Dieser Gegensatz ist in dem Gedichte vom moralischen Standpunkte aus beleuchtet. Es beginnt (V. 1—14) mit einer Reihe von Fragen, wie sie sich jeder selbstdenkende Mensch bei seinem Ringen nach Wahrheit und innerem Seelenfrieden vorlegen kann, und wie der Dichter sie hier von einem Jünger der Weisheit an sich selbst richten läßt. Sch. hatte sich in jener Zeit so eben mit der Kantischen Philosophie gründlich beschäftigt, die, nach der damals herrschenden Meinung allein im Stande sein sollte, den Menschen zur Klarheit über sich selbst und somit zu innerem Frieden zu führen. „Aus dem modrigen Grab" einer schwer verständlichen Ausdrucksweise hatte Sch. sein in ursprünglicher Frische empfindendes Herz gerettet; die starren, aller Anschaulichkeit

entbehrenden Formen hatte er als leblose Mumien hinter sich gelassen. Er durfte sich also berechtigt glauben, eine Frage, wie die gestellte, zu beantworten. In seiner Antwort weist er zunächst (V. 15—28) auf die auch in Goethe's Tasso (Akt II, Sc. 1) so schön charakterisirte goldene Zeit hin, wo es noch keinen Conflict in der menschlichen Brust gab, wo jeder seinem reinen, heiligen Gefühl unbedingt vertrauen durfte. Aber das Sittengesetz, das einst in der eigenen Brust lebendig war, das wird nicht mehr empfunden (V. 29—36). Durch die Verirrung von dem Wege der Natur ist der innere Friede gestört, und nur in stilleren, geweiheten Stunden steigt die Stimme der Wahrheit wie eine Ahnung herauf. Wer den Genius (V. 37—54), „den schützenden Engel“ nie verloren, wer so glücklich ist, noch unbewußt den rechten Pfad zu wandeln, der lebt noch in der goldenen Zeit und sie in ihm. — Die Lösung der Frage also, ob der Mensch auf dem Wege der Wissenschaft zum Seelenfrieden geführt werden könne, ist dem Dichter zufolge nicht durch den Verstand, sondern nur durch das Herz zu geben, welches, sobald es ihm nicht gelingt, den ursprünglichen Frieden zu bewahren, nur durch das Stadium des Zwiespaltes einer sich allmälig entwickelnden Cultur zur Herrschaft über sich selbst gelangen kann.

Genius, Der (Ged.), ein Epigramm aus dem Jahre 1796. Durch seine Verstandesthätigkeit schafft der Mensch Gebilde, welche denen der Natur nachgeahmt, aber nicht als Kunstwerke, nicht als Schöpfungen des Genius zu betrachten sind. Die Vernunft geht nun allerdings über diese Sphäre hinaus, aber ihre Gebilde sind nichts Anderes als Combinationen geistiger Vorstellungen, denen noch die entsprechende Hülle fehlt. Diese zu schaffen ist die Aufgabe des Genius, der in seinen künstlerischen Productionen die Wahrheit der Natur zu neuer Erscheinung bringt.

Genius, Der, mit der umgekehrten Fackel (Ged.), ein Epigramm aus dem Jahre 1796. Es bezieht sich auf Lessing

und Herder, die beide eine Abhandlung geschrieben haben, welche den Titel führt: „Wie die Alten den Tod gebildet.“ Der Ansicht beider Dichter pflichtet Sch. in seinen Göttern Griechenlands (Str. 9) selbst bei; indessen ist es dort die elegische Stimmung, welche an der antiken Darstellung Geschmack findet, während hier die Wirklichkeit selbst in's Auge gefaßt wird.

Genius, Deutscher (Ged.), ein Epigramm aus dem Jahre 1796. Wenn die deutschen Dichter sich die Römer und Griechen zum Vorbilde genommen, so war das ein glücklicher Griff; zur Nachahmung der Franzosen aber fehlt dem Deutschen die Leichtigkeit und Gewandtheit. Vielleicht sind manche der dichterischen Versuche Wieland's gemeint.

Genius, Der griechische, an Meyer in Italien (Ged.), ein Epigramm aus dem Jahre 1796. Joh. Heinr. Meyer (nicht Mayer, wie in mehreren Ausgaben steht) war mit Goethe innig vertraut und als Alterthumsforscher und Kunstkenner von Bedeutung. Vergl. „Die Antike an den nordischen Wanderer“ und „Die Antiken zu Paris“.

Genoßsame (W. T. II, 2), s. v. w. Genossenschaft. Die Urcantone waren ehemals in Genossenschaften eingetheilt, wie Uri noch gegenwärtig.

Gent, zur Zeit des Mittelalters die Residenz der Herzöge von Burgund, war damals eine reiche und blühende Stadt; daher spricht Bertrand (J. v. O. I, 3), wo er die Kriegsvölker des mächtigen Herzogs von Burgund aufzählt, von den „üppigen Gentern, die in Sammt und Seide stolziren“. Nach Kaiser Carl's V. Tode kam Burgund durch dessen Verfügung 1556 an Spanien; daher die Worte seines Enkels (D. C. V, 11), die derselbe an seine Mutter richtet: „Aus Gent empfangen Sie den ersten Brief.“ Als in Folge des Aufstandes der Niederländer (1565) die nördlichen Provinzen sich losgerissen, sah sich Philipp III. von Spanien genöthigt, die Freiheit dieses Staates der vereinigten Niederlande durch einen auf 12 Jahre geschlossenen

Waffenstillstand anzuerkennen. Aber nach Ablauf desselben (1621) lag Spanien wieder mit den Niederländern im Kampfe; daher (Wst. L. 5) die Worte der Marketenderin:

„Und mit einem spanischen Regiment
Hab' ich einen Abstecher gemacht nach Gent."

Genua (F. Pers.-Verz.), ital. Stadt an dem nördlichsten Punkte des ligurischen Meeres, war von dem Verfall der karolingischen Herrschaft bis 1815 eine Republik (daher F. I, 1 „das durchlauchtige G.") und gehört jetzt zu dem Königreich Italien.

St. Georg, Insel, s. Giudecca.

Gerichtsstab (J. v. O. IV, 6), ein weißer Stab, der als Zeichen der peinlichen Gerichtsbarkeit diente.

St.-Germain (en Laye), eine kleine Stadt im Seine-Departement, einige Meilen von Paris, mit einem von Franz I. erbauten königlichen Schlosse; daher spricht die Königin Elisabeth (M. St. II, 2) von der „Herrlichkeit des Hofs von Saint-Germain" und Elisabeth von Valois (D. C. IV, 9) von den „Briefen, die Don Carlos ihr nach Saint-Germain geschrieben."

Germanien hieß bei den Römern das ganze nördlich der Donau gelegene, im Westen von dem Rhein, im Osten von der Weichsel begrenzte Land. Später ist es (wie Borussia für Preußen, Britannia für England) der feierliche Ehrenname für Deutschland geworden; wie (Ged. Deutsche Treue), wo Ludwig der Baier und Friedrich der Schöne von Oestreich „um den Scepter Germaniens" streiten, und (Ged. Die Flüsse), wo der Rhein „Germaniens Grenze bewacht".

Gersau (W. T. I, 2) im Canton Schwyz an der Nordseite des Vierwaldstätter Sees, am Fuße des Rigi.

Gertrud (W. T. Pers.-Verz.), s. Iberg.

Gerücht, s. Fama.

Geschenk, Das (Ged.), ein Epigramm aus dem Jahre 1796. Es enthält eine Erwiederung auf ein Geschenk des Freiherrn von Dalberg, dem Coadjutor des Kurfürsten von Mainz. Derselbe war ein großer Freund der Poesie, der mit Sch. in innigem Verhältnisse lebte.

Geschlechter, Die (Ged.). Ein köstliches dichterisches Erzeugniß des Jahres 1796. Der Inhalt des Gedichtes erinnert mehrfach an den ersten Hauptabschnitt, der in der Glocke auftretenden Betrachtungen. Eine Menge herrlicher, der Natur treu abgelauschter Züge erscheinen uns hier in einem edlen klassischen Gewande wie Gebilde einer fremden und doch immer wieder vor unsern Augen sich neu gestaltenden Welt. — Vers 11 „ihr Horn“ erinnert an die munteren Jagdgenossinnen, welche das Gefolge „der schnellen Artemis“ bilden. Vergl. „Das eleusische Fest“, Str. 19.

Geschwader, gew. eine Reiterschaar, (R. IV, 5) eine Abtheilung der Räuberbande.

Gesellschaft Jesu, s. Jesuiten.

Gesetzgeber, An die (Ged.), ein Epigramm aus dem Jahre 1796. Der menschlichen Natur wohnt zwar der Sinn für das Rechte inne, sobald es aber auf's Handeln ankommt, siegen die sinnlichen Triebe oft über die Stimme der Vernunft. Deshalb darf das Gesetz als solches auf den sittlichen Charakter der Unterthanen sich nicht verlassen.

Gespenst, racheforderndes, s. Manen.

Gestirn. Dem Glauben der Astrologen (s. d.) zufolge hatten die Gestirne Einfluß auf das Schicksal und selbst auf die Entschließungen der Menschen; daher sagt König Karl (J. v. O. III, 3) zu dem reuig zurückkehrenden Herzoge von Burgund:

„Vergeßt es! Alles ist verziehen. Alles
Tilgt dieser einz'ge Augenblick. Es war
Ein Schicksal, ein unglückliches Gestirn!“

Geßler, s. Wilhelm Tell.

Getuler (Ged. 4. B. d. Aen. 8), richtiger Gätuler, ein Volksstamm am Nordsaume der großen Wüste in Afrika; er erstreckte sich theilweise bis zur Küste zwischen den beiden Syrten.

Geviert, s. Astrolog.

gewähren (W. T. I, 4), s. v. w. Gewähr leisten, bürgen, einstehen.

Ghibellinen und Guelfen (D. C. I, 4), zwei Parteinamen für die Hohenstaufen und Welfen, welche im 12ten Jahrhundert in Deutschland fast fortdauernd in Streit mit einander lagen. Der Name Ghibellinen wird als eine italienische Verstümmelung von Waiblingen, dem Stammschlosse der Hohenstaufen in Schwaben, angesehen; der Name Welfen oder Guelfen ist der eines berühmten Fürstenhauses, das, ursprünglich echt deutsch, im 11. Jahrhundert wieder aus Italien nach Deutschland verpflanzt, eine Zeit lang über verschiedene deutsche Provinzen herrschte und in Braunschweig noch fortbesteht. Wir haben die italienischen Namen angenommen, weil in Italien diese Kämpfe so zu sagen ihren klassischen Ausdruck fanden, in den furchtbaren Zerwürfnissen, die alle Städte und Staaten des Landes innerlich spalteten. Die Ghibellinen sind hier die Partei der deutschen Kaiser, die Guelfen die der Päpste.

Gichter (F. I, 7), selten im pl., Gliederreißen, krampfhaftes Zucken; daher auch (F. I, 12) „gichterisches Wälzen“.

Giganten (Myth.) waren die riesenhaft gebildeten Kinder der Gäa, oder der Erde, welche durch das Blut des von Kronos verwundeten Uranus befruchtet war. Da Uranus, der älteste herrschende Gott die ihm zu mächtig werdenden Titanen (d. h. die Urkräfte der Natur) in den Tartarus eingeschlossen hatte, so reizte Gäa die Giganten zur Empörung. Sie stürzten aus der Erde hervor, schleuderten Felsen und zusammengebundene Baumstämme

gen Himmel und thürmten Berge auf einander, um den Olymp zu ersteigen. Einem Orakelspruche zufolge konnten die Götter diese Feinde nur mit Hülfe eines Sterblichen vernichten, weshalb Zeus durch Athene den Herkules dazu auffordern ließ, mit dessen Hülfe er auch den Sieg errang; daher sagt Juno (Ged. Semele 1) von Zeus: „Giganten mocht' er stehn." Nach der Besiegung der Giganten gebar Gäa die Fama (s. d.), um sich an den Göttern durch Verbreitung ihrer ärgerlichen Handlungen zu rächen; daher wird das Gerücht (Ged. 4. B. d. Aen. 34) „die jüngste Schwester der Gigantenbrut" genannt (s. jedoch Fama). Da man sich die Giganten als Riesen dachte, so werden mächtige Erscheinungen oft mit ihnen verglichen. So sagt Antigone (Phön.) von dem Fürsten Hippomedon:

„Wie trotzig und wie schreckhaft anzusehn!
Den erdgeborenen Giganten gleich,
Nicht wie ein Sterblicher tritt er einher."

Aus demselben Grunde wird auch das Riesenhafte gigantisch genannt. So heißt es (Ged. 2. B. d. Aen. 97) von dem Leichnam des Priamus:

„Jetzt ein gigant'scher Rumpf, am Meeresstrand entdeckt,
Es fehlt das Haupt und Niemand kann ihn nennen."

und (Ged. Die Bürgschaft) malt die Sonne:

— — — — — — — „auf den glänzenden Matten
Der Bäume gigantische Schatten."

Natürlich werden die Ausdrücke Gigant und gigantisch häufig auch bildlich gebraucht. So sagt Franz Moor (R. II, 1) vom Schreck: „Was kann Vernunft, Religion wider dieses Giganten eiskalte Umarmung?" Eben so Mortimer (M. St. I, 6) zu Maria:

„Aufstehen würde Englands ganze Jugend ꝛc.
Und die Empörung mit gigant'schem Haupt
Durch diese Insel schreiten."

Besonders erscheint dem Dichter das Schicksal als eine riesige Macht. So heißt es (Ged. Die Macht des Gesanges):

„Wie wenn auf einmal in die Kreise
Der Freude, mit Gigantenschritt,
Geheimnißvoll nach Geisterweise
Ein ungeheures Schicksal tritt ꝛc.

und (Ged. Shakespeare's Schatten) wird die Frage an die Dramaturgen gerichtet:

„Woher nehmt ihr denn das große gigantische Schicksal,
Welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt?"

Und eben deshalb heißt es auch (Ged. Die Führer des Lebens) von dem Genius des Erhabenen:

„Er trägt mit gigantischem Arm über die Tiefe dich hin."

Gitschin, der Hauptort des gleichnamigen Kreises im Königreich Böhmen, am Fuße des Riesengebirges. Es gehörte zu Wallenstein's Gütern und war sein Lieblings-Aufenthalt; daher heißt es (Picc. III, 4): „Er hat zu Gitschin einen schönen Sitz." Dort ruhte (Wst. T. V, 12) seine erste Gemahlin, und auch er wollte (Wst. T. V, 3) einst daselbst begraben sein.

Giudecca [spr. Dschudecca], eine der vielen kleinen Inseln, auf welchen Venedig in den Lagunen am Ausflusse der Brenta liegt. Der breiteste Canal, welcher sich zwischen denselben hindurchzieht ist der della Giudecca; östlich davon liegen die beiden Inseln S. Giorgio maggiore od. St. Georg (Gstſ. 10, 227 u. 255) und Giudecca (ebendaſ. S. 155 u. 227).

Glamis, ſ. Scone.

Glarner Land (W. T. IV, 3), der Canton Glarus, östlich vom Vierwaldstätter See, bestehend aus einem 8—9 Stunden langen, von der Linth bewässerten Alpenthale und mehreren kleinen Seitenthälern. Das Gebiet ist fast überall von furchtbar steil abfallenden Hochgebirgen eingefaßt, unter denen der 9000 Fuß hohe, fast nie vom Eise frei werdende Glärnisch zu den bedeutendsten gehört.

Glatz und Sagan (Picc. V, 1). Die Grafschaft Glatz und das Fürstenthum Sagan, erstere in Ober-, letzteres in

Niederschlesien, gehörten früher zur Krone Böhmen; Kaiser Ferdinand II. schenkte sie Wallenstein; 1742 wurden sie an Preußen abgetreten.

Glaube, Mein (Ged.), ein Epigramm aus dem Jahre 1796. Die verschiedenen Religionen sind dem Dichter alle nur mangelhafte Ausdrucksformen für die eine wahre Religion, welche jedem ernsten und aufrichtigen Menschen das Ziel seines Strebens sein soll.

Gletscher (vergl. Firn), von dem lat. glacies, d. i. Eis (frzs. glacier), eine der merkwürdigsten Erscheinungen in den Alpen. Solcher Gletscher oder Ferner, wie sie in Tirol genannt werden, zählt die Schweiz über 600. Sie sind aus ungeheuren, beständigen Eismassen gebildet, welche sich von der Region des ewigen Schnees in die Thäler herabziehen. Durch das stete Herabwehen des Schnees in die Gebirgseinsattelungen, durch den häufigen Wechsel von Aufthauen und Gefrieren, so wie durch eindringende Wasser bildet sich an den Gebirgsabhängen ein Ueberzug, der fester ist als der gewöhnliche Schnee und aus lauter kleinen zusammengefrorenen Schneekörnern besteht. Auf diese Weise bildet sich eine zusammenhangende Eismasse, deren Structur einen körnigen Bruch zeigt und welche durch die in den hohen Regionen nur schwach wirkenden Sonnenstrahlen nicht zum Schmelzen gelangt. In Folge eigenthümlicher Gesetze, welche die neuere Physik unter dem Namen der mechanischen Wärmetheorie zusammenfaßt, befindet sich das Gletschereis in einer beständigen, herabgleitenden Bewegung, ähnlich einem Strome von zähflüssiger Substanz. Da dieses Fortrücken, das jährlich im Durchschnitt 400 Fuß beträgt, in der Mitte schneller vor sich geht als am Rande, so muß natürlich ein Verschieben der Eistheilchen stattfinden, was sich nicht selten durch ein dumpfes Getöse kund giebt; daher (W. T. I, 1): „Dumpf brüllt der Firn.“ Da, wo die Bergabhänge weniger steil werden, erscheinen die Gletscher als große Eisfelder, die

sich oft in fast horizontaler Richtung weiter erstrecken, meist aber sich etwas neigen bis zu der Stelle, wo ihr unterer Rand abschmilzt und den Gebirgsbächen ihr Wasser liefert. Bis in diese Gegend pflegt der Mensch emporzudringen, um sich anzubauen; daher sagt Melchthal (W. T. II, 2):

„Bis an der Gletscher eisbedeckten Fuß
Erwartet ich und fand bewohnte Hütten."

Weiter hinab strömt das Gletscherwasser in den von den zusammenstoßenden Felswänden gebildeten Rinnen oder Runsen, oft von zerriebenen Quarztheilen milchweiß schäumend, der allmälig sich bildenden Thalsohle zu; daher sagt Melchthal (W. T. II, 2): „Ich gelangte zu der Alpentrift ꝛc."

„Den Durst mir stillend mit der Gletscher Milch,
Die in den Runsen schäumend niederquillt."

Da, wo die Eismassen der Gletscher in horizontaler Richtung sich ausbreiten, kann man sie mit kundigen Führern besteigen, doch sind solche Versuche bisweilen mit Lebensgefahr verbunden, da sich in den Eismassen oft Spalten und Löcher befinden, von deren Vorhandensein die brückenartig übergelagerte lockere Eisdecke nichts ahnen läßt; daher die Besorgniß der Hedwig (W. T. III, 1):

„Ich sehe dich im wilden Eisgebirg,
Wie unter dir der trügerische Firn
Einbricht, und du hinabsinkst, ein lebendig
Begrabener, in die schauerliche Gruft."

In den oberen Regionen erscheinen die Felsenspitzen fast beständig mit Schnee- und Eismassen überzogen und bilden so die stattlichen Eispyramiden, welche alle anderen Berggipfel überragen; daher fragt Tell (W. T. III, 3) seinen Sohn:

„Siehst du die Firnen dort, die weißen Hörner,
Die hoch bis in den Himmel sich verlieren?"

worauf dieser ihm antwortet:

„Das sind die Gletscher, die des Nachts so donnern
Und uns die Schlaglawinen niedersenden."

Diese Eispyramiden sind auch gemeint, wenn Tell (W. T. III, 3) sagt:

„Ja, wohl ist's besser, Kind, die Gletscherberge
Im Rücken haben, als die bösen Menschen."

Bei Sonnenaufgang, wenn noch tiefe Nacht die Thäler deckt, erscheinen die Eisgebirge häufig in glänzend rother Beleuchtung, eine Erscheinung, die unter dem Namen Alpglühen bekannt ist; daher (W. T. II, 2) Reding's Worte:

„Doch seht, indeß wir nächtlich hier noch tagen,
Stellt auf den höchsten Bergen schon der Morgen
Die glüh'nde Hochwacht aus."

Noch prächtiger aber erscheinen sie des Abends nach Sonnenuntergang; daher (W. T. I, 4):

„Die rothen Firnen kann er nicht mehr schauen."

Ausführliches über die Gletscher findet man in „Roßmäßler. Das Wasser. Leipzig bei Brandstetter 1860, S. 141—178" und in „Helmholtz, populäre wissenschaftliche Vorträge, 1. Heft. Braunschweig bei Vieweg u. Sohn, 1865, S. 95—134."

Glocke, Das Lied von der (Ged.). Dieses Lied der Lieder, dieses unübertroffene Meisterwerk der deutschen Lyrik, ist eine Production, wie sie kein anderes Volk aufzuweisen hat. Sch. hat sich beinahe zehn Jahre mit dem Gedanken getragen, die Glocke zu einem Gegenstande seiner Poesie zu machen. Schon im Jahre 1788, bei seinem ersten Aufenthalte in Rudolstadt, besuchte er häufig eine außerhalb der Stadt gelegene Glockengießerei, um sich eine Vorstellung von diesem Gewerbe zu verschaffen; aber andere wichtige Arbeiten zogen ihn wieder von seinem Vorhaben ab. Im Jahre 1797 erfaßte er den Gedanken auf's neue und suchte die bereits gewonnenen Anschauungen durch das Studium technischer Werke zu erweitern und zu berichtigen. Daß es ihm diesmal Ernst war, geht aus einem Briefe an Goethe hervor, in dem er sagt, daß ihm sein Glockengießerlied sehr am Herzen liege. Aber wiederum trat ihm ein Hinderniß in den Weg, indem er durch Krankheit gestört wurde.

Endlich gab ein neuer Aufenthalt in Rudolstadt im Jahre 1799 Veranlassung, die ersten Erinnerungen der dort gewonnenen Eindrücke wieder aufzufrischen, und so entstand dieses herrliche, echt volksthümliche Gedicht, welches mit dem Anfange des neuen Jahrhunderts der Oeffentlichkeit übergeben wurde.

Das Motto: Vivos voco. Mortuos plango. Fulgura frango — befindet sich als Umschrift auf der Glocke des Münsters zu Schaffhausen. Es bedeutet: „Ich rufe den Lebenden; ich beklage die Todten; ich breche die Blitze." Der letzte Theil bezieht sich auf eine früher weit verbreitete Meinung, daß das Läuten der Glocken vor dem Einschlagen des Blitzes bewahren solle.

Wie der Dichter sich vor der Anfertigung seiner Arbeit mit den technischen Verrichtungen des betreffenden Handwerks bekannt gemacht, so ist dies auch von Seiten seines Lesers nothwendig, wenn derselbe das Gedicht vollständig verstehen will. Zunächst wird eine Grube von entsprechender Tiefe gegraben, die sogenannte Dammgrube, welche bestimmt ist, die Glockenform aufzunehmen. Diese selbst besteht aus drei Theilen, dem Kern, der sogenannten Dicke und dem Mantel. 1) Der Kern wird aus Backsteinen gebaut und mit einer Lehmbekleidung überzogen, worauf man dem Ganzen vermittelst einer Schablone, d. h. eines an einer Seite halbglockenförmig zugeschnittenen Brettes, die Form giebt, welche dem inneren Glockenraume entspricht. An der oberen Seite des gemauerten Kernes befindet sich eine Oeffnung, die in eine Höhlung führt. Diese wird mit glühenden Kohlen ausgefüllt, um das Austrocknen des Innern zu befördern. Das Trocknen der äußeren Seite, die auf ihrer Oberfläche mit gesiebter Asche bestreut wird, besorgt die Luft. 2) Die Dicke ist eine zweite Lehmhülle. Sie stellt die Metallstärke dar, welche die Glockenwand haben soll, und bekommt ihre Gestalt durch eine zweite Schablone. Diese über den Kern geformte Lehmglocke wird an ihrer Außenseite mit geschmolzenem Talg überzogen und in ähnlicher Weise wie die erste getrocknet. 3) Der Mantel endlich ist eine dritte Lehmhülle, deren Masse durch

Eisenringe und Schienen fest zusammengehalten wird und sich von der darin eingeschlossenen Form abheben läßt. Ist dies letztere behutsam geschehen, was besonders durch das Talg erleichtert wird, dann wird die Dicke sorgfältig von dem Kern heruntergeschnitten. Hierauf läßt man den Mantel eben so nieder, wie man ihn vorher abgehoben hat, und erhält auf diese Weise zwischen dem Kern und dem Mantel einen hohlen Raum, der zur Aufnahme des flüssigen Metalls bestimmt ist.

Die so eben geschilderten Arbeiten setzt der Dichter als bereits vollendet voraus; die weiteren Thätigkeiten führt uns das Gedicht selbst vor, und zwar in den zehn Arbeitssprüchen des Meisters, die durch eingerückten Druck besonders hervorgehoben sind. Es sind achtzeilige Strophen in vierfüßigen Trochäen; die vier ersten Verse haben gekreuzte, die vier letzten parallele Reime. Der fünfte und sechste Vers, nur aus zwei und einem halben Trochäus bestehend, machen durch ihre größere Kürze, so wie durch den kräftig abschließenden männlichen Reim den beabsichtigten Eindruck scharf bestimmter Commandowörter, während die beiden Schlußverse mit ihren milderen weiblichen Reimen zu den Betrachtungen überleiten, die sich an jeden der Arbeitssprüche anschließen. Von diesen Sprüchen des Meisters beziehen sich die fünf ersten auf die Vorarbeiten bis zu dem Beginne des Gusses, die fünf letzten führen uns die Thätigkeit der Arbeitsleute nach erfolgtem Guß vor, bis schließlich die Glocke in ihrer Vollendung erscheint.

Verfolgen wir zunächst die zehn Arbeitssprüche für sich. Der erste (1) deutet auf die gemachten Vorarbeiten hin, denen jetzt der Hauptact folgen soll, bei welchem der Meister in echt deutschem Ernst und frommer Einfachheit theils die Arbeit leitet, theils durch seinen Zuspruch ermuntert und anregt. Dicht neben der Grube (2) haben wir uns den Gießofen zu denken, auf dessen Heerde das Metall, und zwar zunächst nur das Kupfer, aufgeschichtet liegt. Durch eine Oeffnung, den „Schwalch“ steht der Ofen mit dem Schornsteine in Verbindung, in welchem das

Feuer brennt, und zwar so, daß die Flamme nur durch den Schwalch in den Ofen gelangen und so das Metall zum Schmelzen bringen kann. Sobald das Kupfer flüssig geworden, wird das leichter schmelzbare Zinn hinzugesetzt. Das Mischungsverhältniß ist verschieden; gewöhnlich nimmt man auf drei Theile Kupfer einen Theil Zinn. Ist die Mischung (3), die sogenannte Glockenspeise, in Fluß, dann pflegt sich auf der Oberfläche ein weißlicher Schaum zu bilden, in welchem sich unreine Beimischungen absondern. Durch einen Zusatz von Pottasche („Aschensalz") wird diese Schaumbildung befördert und somit eine bessere Verbindung der Metalle erzielt. Mehrmaliges Abschäumen ist daher nothwendig, um das Metall möglichst rein zu erhalten. Nunmehr ist die Aufmerksamkeit auf den Ofen zu lenken (4), an welchem sich die sogenannten Windpfeifen („Pfeifen"), d. h. sechs Zuglöcher, befinden, die sich öffnen und verschließen lassen. Hat das Metall zwölf Stunden in dem Ofen gelegen, so werden die Pfeifen gelb, und es ist Zeit, zum Gusse zu schreiten. Zuvor aber wird ein Stäbchen in das flüssige Metall getaucht. Erscheint dasselbe wie mit Glasur überzogen, so ist dies ein Zeichen, daß das sprödere Kupfer sich mit dem weicheren Zinn gleichförmig vereinigt hat. Vor dem Beginn des Gusses pflegt man dann noch eine Probe zu machen. Es wird eine kleine Quantität Metall in die Höhlung eines warmen Steins gegossen und, nachdem es erkaltet ist, durchgebrochen. Von der Größe der Zacken, welche die Bruchfläche zeigt, hängt es ab, ob der Schmelzungsprozeß als beendigt angesehen werden kann. Sind die Zacken zu klein, so muß noch Kupfer, sind die Zacken zu groß, noch Zinn hinzugesetzt werden. Um das Metall in die Form zu lassen, wird nun der Zapfen ausgestoßen, der sich in dem Ofen dem Schornstein gegenüber befindet; oder streng genommen wird er eigentlich eingestoßen, denn er ist kegelförmig gestaltet und mit der breiten Seite nach innen gerichtet. Da er aus Stein besteht, also leichter als das Metall ist, so steigt er nach dem Einstoßen in der flüssigen Masse empor und schwimmt

auf der Oberfläche derselben. Aus dem Zapfenloch strömt das Metall zunächst in eine henkelförmig gebogene Rinne und von dieser in das in der Erde befindliche Gehäuse oder „Haus", wie der Dichter die Glockenform bezeichnet.

Mit diesem Hauptact der Arbeit tritt ein Wendepunkt ein. Die Form (6) ist gefüllt; jetzt gilt es, abzuwarten, ob die Arbeit gelungen sein wird. Die Ausdrücke der Besorgniß:

„Wenn der Guß mißlang?
Wenn die Form zersprang?"

dürften wohl passender mit einem Ausrufungszeichen versehen werden. Nach der schweren Arbeit tritt (7) natürlich die Ruhe ein, die die Arbeiter auch wirklich als solche genießen können, während der Meister auch diese Zeit mit vorbereitenden Arbeiten für die weiteren Verrichtungen ausfüllen muß. Nach erfolgter Abkühlung (8) beginnt die Ablösung des früher „Haus", jetzt „Gebäude" genannten Mantels, so daß die Glocke (9) nach und nach zum Vorschein kommt, vor den Augen der Zuschauer ersteht, welche nun die Zierrathen an ihrer Außenfläche bewundern können. So gleichsam aus der Gruft (10) emporgestiegen, wird sie nun in die Luft, „das Reich des Klanges", emporgezogen, um dem Zwecke ihrer eigentlichen Bestimmung zu dienen.

Die von dem Meister an die einzelnen technischen Verrichtungen angeknüpften Betrachtungen, „die guten Reden", welche die Arbeit begleiten, zerfallen in neun Hauptabschnitte, welche zwischen die zehn Arbeitssprüche eingefügt sind. Jede derselben schließt sich nicht nur an den vorangegangenen Spruch, sondern auch an die vorige Betrachtung an, so wie sie auch auf das später Folgende vorausdeutend hinweist.

Die erste Betrachtung ist als Einleitung anzusehen. Sie deutet den Plan des Gedichtes an, dessen Absicht es ist, den vorgeführten Arbeiten der menschlichen Hand durch die angeknüpften Betrachtungen eine höhere Weihe zu ertheilen. Die Diction hält sich, nach Viehoff's treffender Bemerkung, hier

absichtlich in fast mittelalterlicher Einfachheit, um erst später einen allmälig höheren Schwung anzunehmen. — Die zweite Betrachtung bildet den Uebergang, indem sie das Thema des Ganzen näher bezeichnet, auf die Bestimmung und Bedeutung der Glocke aufmerksam macht. Wir haben zu erwarten, daß die wichtigsten Erscheinungen des menschlichen Lebens an uns vorüberziehen werden; die Glocke soll uns verkünden, was dem Menschen auf Erden begegnet. — Der Dichter beginnt (3) mit der Schilderung der Kindheit, und zwar, da Alles an die Klänge der Glocke angeknüpft werden soll, mit dem Tauftage, worauf er, an dem Knaben- und Mädchenalter rasch vorübereilend, mit besonderer Wärme bei dem Aufkeimen der ersten Liebe, als der Grundlage des Familienlebens, verweilt, welchem die erste Hälfte des Gedichtes gewidmet ist. — Demnächst ladet die Glocke (4) zur Hochzeitfeier ein, mit welcher die poetische Stimmung des ersten Liebesglückes abschließt, um den concreteren Erscheinungen des Familienlebens Platz zu machen. Der Mann hat nun den Kampf mit den oft feindlichen Lebensverhältnissen aufzunehmen, während die Hausfrau in stets sich steigernder Geschäftigkeit das von dem Manne Erworbene zu erhalten bemüht ist. Aber das Glück ist unbeständig und wird uns da oft am leichtesten untreu, wo wir ihm am meisten vertrauen. — Ein unvorhergesehenes Schicksal, eine Feuersbrunst, (5) raubt dem auf seine Arbeit stolzen Manne die ganze Habe, und das Ueberzählen der Seinen läßt sogar noch Schlimmeres ahnen. Denn die Glocke hat auch eine feierlich ernste Bestimmung (6), sie giebt auch dem Abgeschiedenen das letzte Geleit. Mit dem Tode der Gattin sind die Bande des Familienlebens gelöst, und wie bei dem sechsten Arbeitsspruche ein Wendepunkt in den äußeren Verrichtungen eintrat, so wendet sich der Dichter jetzt (7) der geselligen Gemeinschaft zu, wie sie sich innerhalb des Staatsverbandes gestaltet. Gerade in der Ruhe des Feierabends stellen sich uns die Segnungen, die wir dem gesellschaftlichen Zustande zu verdanken haben, am schönsten dar. Durch eine „heilige Ordnung" sind Sprach- und

Stammgenossen auf's innigste an einander gebunden, und der lebendige Wechselverkehr zwischen den verschiedensten Kräften ist im Stande, die allgemeine Wohlfahrt mächtig zu fördern. — Aber auch dieses gesellige Glück (8) ruht nicht auf unerschütterlichen Stützen. Unzufriedenheit auf der einen und stolze Ueberhebung auf der andern Seite können auch diese Bande sprengen, der Aufruhr die Städte verwüsten, die Revolution einen Staat an den Rand des Abgrundes führen. Gottesfurcht allein ist im Stande, die Eintracht zu sichern. In dieser erhöhten Gemüthsstimmung wird die Schlußbetrachtung des Meisters (9) zur Anrede, welcher seine Umgebung jetzt, wie beim Eingange seiner Betrachtungen, an einer Taufhandlung Theil nehmen läßt. Mit dem Namen Concordia wird die regelmäßige und bleibende Bestimmung der Glocke bezeichnet. In der gemeinsamen Andacht erheben wir uns über die wandelbaren Verhältnisse alles Irdischen zu dem, was allein einen unvergänglichen Werth hat.

Eine vollständige Darlegung des ganzen Reichthums von Schönheiten, welchen dieses herrliche Gedicht darbietet, würde eine umfangreiche Arbeit geben. Wir erinnern nur an den wundervollen Wechsel von Ausdrücken, mit welchen der Dichter das verschiedenartige Ertönen der Glocke bezeichnet, an die objective Haltung in der Darstellung aller einzelnen Erscheinungen, an die Zusammenstellung überraschender Contraste, an den höchst wirkungsvollen Wechsel des Versmaßes und der einzelnen Verslängen, an die malerische Wirkung, welche er einerseits durch Alliteration und Assonanz, andererseits durch trefflich gewählte Kraftwörter, und an noch anderen Stellen durch die lebendig dahinströmende polysyndetische Satzverbindung zu erreichen versteht — und überlassen es dem Leser, alle diese Schönheiten zum Gegenstande seines Nachsinnens oder seines tieferen Studiums zu machen, das jedenfalls dazu dienen wird, das Ganze mit noch wohlthuenderer Gesammtempfindung zu umfassen. Die Sprache ist hier so zur Musik geworden, daß die verschiedenen Stimmungen,

in welche uns das Gedicht versetzt, unmittelbar in die sprachliche Hülle überfließen.

Endlich dürften noch einige Einzelheiten eine Erläuterung nöthig haben: 1) „Den es in Schlafes-Arm beginnt.“ Das Bindezeichen in mehreren Ausgaben hat hier eben so wenig Sinn, wie später in „nach der lieben Heimat-Hütte“. Der Dichter dürfte diese Zeichen schwerlich gesetzt haben. In Schlafes Arm heißt: still ruhend in dem unbeweglich schwebenden Arme; und das andere ist eine poetische Inversion mit Wegfall des Artikels für: nach (der) Hütte der lieben Heimat. — 2) „Mit dem Gürtel, mit dem Schleier“ erinnert zunächst an den Schleier, in welchen verhüllt die Braut im Alterthum dem Bräutigam zugeführt wurde; ferner an den Schleier, mit welchem die jungfräuliche Braut auch bei uns geschmückt zu werden pflegt. Endlich sind dem Dichter Gürtel (s. d.) und Schleier wohl nichts Anderes als symbolische Ausdrücke für eine Sitte, welcher zufolge in manchen Gegenden die verheiratheten Frauen durch gewisse Abzeichen in der Kleidung von den Jungfrauen sich unterscheiden. — 3) „Weh denen, die dem Ewigblinden des Lichtes Himmelsfackel leihn.“ Des Dichters Weheruf gilt denjenigen, die in Zeiten politischer Aufgeregtheit die Macht des Wortes mißbrauchen und dem gedankenlosen Pöbel ein Licht anzünden, für welches dessen blöde Augen nicht geschaffen sind. Wir erinnern dabei an die Figur des Vansen in Göthe's Egmont. — 4) „Und führen das bekränzte Jahr“ erinnert an eine antike Vorstellung, indem die Griechen den Horen (s. d.) Kränze von Palmblättern als Attribute gaben.

Schließlich erinnern wir daran, daß dieses echt volksthümlich gewordene Gedicht auch andere künstlerische Kräfte in Bewegung gesetzt hat. Die Umrisse zu Sch.'s Lied von der Glocke nebst Andeutungen von Moritz Retzsch (Stuttgart und Augsburg bei Cotta) führen dem Blick eine Reihe von 43 trefflichen Federzeichnungen vor, welche die geistigen Conceptionen des

Dichters in würdiger Weise versinnlichen. Auch die von Andreas Romberg gelieferte Composition für Gesang mit Orchesterbegleitung hat, wenngleich von den Musikern wenig geschätzt, doch nicht selten den Hörern einen erhebendenden Genuß bereitet.

Glogau (Wst. T. IV, 3), eine starke Festung an der Oder, im Regierungsbezirk Liegnitz, der wie ganz Schlesien seit dem 14. Jahrhundert unter dem Schutz der Könige von Böhmen stand.

Glorie, aus dem lat. gloria, der Ruhm, die Herrlichkeit; der Strahlenglanz um das Haupt eines Heiligen; daher heißt es vergleichungsweise (Gstſ. 10, 232) von dem Antlitz einer weiblichen Gestalt: „Die Abendsonne spielte darauf, und ihr luftiges Gold schien es mit einer künstlichen Glorie zu umgeben", die (S. 252) wieder „verschwindet". Meist braucht Sch. es bildlich, und zwar zunächst von Personen. So heißt es (Menschenf. 8) von der trefflich erzogenen Angelica, die sich dem näheren Umgange mit Menschen entziehen soll: „Jetzt fliehe in deine Glorie hinauf." — Ferner (D. C. II, 15) von der Tugend der Königin Elisabeth von Valois im Vergleich zur Prinzessin Eboli:

„In angebetet stiller Glorie
— — — — — — — — — — wandelt sie
Die schmale Mittelbahn des Schicklichen."

desgl. sagt (D. C. IV, 19) die Fürstin Eboli selbst:

„Ich bin nicht würdig, den entweihten Blick
Zu ihrer Glorie emporzurichten."

und eben so sagt Lord Leicester (M. St. II, 9) zur Königin Elisabeth von der Maria Stuart:

— — — — — — — „Wenn sie deine Schönheit
Erblickt, durch Ehrbarkeit bewacht, in Glorie
Gestellt durch einen unbefleckten Tugendruf ꝛc.
— — — — — — — — — — — — — — Dann hat
Die Stunde der Vernichtung ihr geschlagen."

Außerdem aber braucht er es auch von künstlerischen Schöpfungen und selbst von abstracten Vorstellungen. So heißt es (Ged. Die Künstler) von dem Ideal des menschlichen Wesens, das die Kunst sich geschaffen:

„Des Weisen Weisestes, der Milden Milde,
Der Starken Kraft, der Edlen Grazie
Vermähltet ihr in einem Bilde
Und stelltet es in eine Glorie."

ferner (Ged. Die Künstler) von der Wahrheit:

„Die eine Glorie von Orionen
Um's Angesicht, in hehrer Majestät,
Nur angeschaut von reineren Dämonen
Verzehrend über Sternen geht."

und endlich (Ged. Das Mädchen von Orleans) von der Dichtkunst in Beziehung auf die Jungfrau:

„Mit einer Glorie hat sie dich umgeben:
Dich schuf das Herz, du wirst unsterblich leben."

Spöttisch heißt es (R. II, 3) von dem Pseudo-Spiegelberg, daß „er in seiner Glorie paradire". Schließlich wird es auch rein seiner Wortbedeutung gemäß für Ruhm gebraucht; wie (Iph. V, 6), wo Iphigenie zu ihrer Mutter sagt:

„Du hast mich nicht verloren. — Deine Tochter
Wird leben und mit Glorie dich krönen."

oder auch für Glanz der Unschuld, wie (R. V, 2): „Die Engel des Himmels werden sich sonnen in deiner Glorie."

glosten (R. II, 1), gew. glosen, sd. s. v. w. glühen, funkeln.

Glück
Glückes Schiff } s. Fortuna.

Glück, Das (Ged.), eine Art Hymnus in dem Gewande einer Betrachtung, entstand im Jahre 1798. — Der Gedankengang ist folgender: Das Glück (V. 1—8) ist als ein freies Geschenk der Götter zu betrachten, das nicht dem Verdienste, sondern den Begünstigten zu Theil wird, denen ihr Dasein an

sich schon als Verdienst gerechnet wird. Durch sittliche Kraft (9—16) kann der Mann sich zwar Würde geben und in gewissem Sinne selbst sein Leben verlängern, aber das Glück, d. h. geistige Anlagen, Talent für Kunst und Wissenschaft, ist eine höhere Gabe, die sich dem Himmel nicht abzwingen läßt. Die Götter (17—20) lassen sich bei der Verleihung ihrer Gaben nicht durch das Gefühl der Gerechtigkeit leiten; sie handeln nach Neigung. Nicht „der Sehende", d. h. der nach klarer Einsicht Strebende, hat sich ihrer Gunst zu erfreuen, im Gegentheil „der Blinde", der weder forscht noch grübelt, sondern in kindlicher Einfalt dessen wartet, was ihm zu Theil werden wird. Denn das Genie (21—26) erscheint nicht selten gerade in niederen Ständen und wird aus dem Staube erhoben, wie ein Ganymed (s. d.) durch den Adler des Zeus zum Olymp emporgetragen ward, um den Göttern daselbst den Nektar zu reichen. Ebenso werden (27—30) Siegesruhm und Herrschergewalt oft ohne alles Verdienst verliehen. So begünstigte Phöbus (31) seine Lieblinge bei den pythischen Spielen; und Amor (32) erfreute sie mit dem Glück der Liebe. So vertraute Cäsar (33—34) dem Poseidon, als er einst bei stürmischem Wetter über die Straße von Otranto fuhr und dem muthlosen Schiffer zurief: „Zage nicht, du fährst den Cäsar und sein Glück." So bezwang Orpheus (35—36) die wilden Thiere durch die Macht seiner Töne, und dem Arion bot ein Delphin sich dar, um ihn wohlbehalten an das sichere Gestade zu tragen. So übt alles Edle und Schöne (37—38) eine Herrschaft aus, die als eine freie Gabe der Götter erscheint.

Aber nicht Neid und Unwillen (39) soll uns ergreifen, wenn wir sehen, wie die Götter ihre Lieblinge bevorzugen. Wenn einst Aphrodite (40—42) ihren Liebling, den Paris rettete, als er im Kampfe mit Menelaus dem sicheren Tode nahe war; wenn die Götter (43—48) dem Achilles hold waren und selbst „sein Zürnen", seinen Zwist mit Agamemnon, ehrten, der ihn lange vom Kampfe entfernt hielt, so daß eine Menge der edelsten Griechen

„Hellas' bestes Geschlecht" dem Feinde zum Opfer fiel: so soll uns diese Gunst nicht mit Unwillen erfüllen; sondern (49—56) glücklich sollen wir uns preisen, daß wir uns ihres herrlichen Looses erfreuen dürfen, daß wir das begeisterte Lied des Sängers vernehmen dürfen, der uns so Großes verkündet. In dem geschäftigen Leben (57—60) soll die Gerechtigkeit herrschen; in dem Glück aber mögen wir die göttliche Allmacht verehren. Alles, was menschlicher Kraft (61—68) sein Dasein verdankt, das muß sich allmälig entwickeln; das Schöne aber ist da, es besteht in ursprünglicher Kraft, wie einst Venus entstand, das Bild vollendeter Schönheit, wie einst Minerva erschien, die Weisheit aus Jupiters Haupt.

Glück, Das, und die Weisheit (Ged.). Str. 1, V. 2 lautete in der früheren Lesart: „Flog einst Fortun' der Weisheit zu", wo der Ausdruck „Schwestern" (Str. 3) für Fortuna und Sophia allerdings besser paßte. Das Ganze ist eine einfach-erzählende Allegorie, deren Grundgedanke lebhaft an „die Theilung der Erde" erinnert. Ein interessanter Parallelismus zeigt sich in den beiden Schlußversen von Str. 1 u. 4, die in ihrem gegenseitigen Verhältniß von Aufforderung und abweisender Antwort dem Gedichte eine angenehme Abrundung geben.

Glückspilz (Par. I, 1), ein Mensch, der durch Glück schnell emporkommt, gleich den schnell wachsenden Pilzen.

Glücksstern (Br. v. M. 5, 470), s. Astrolog.

Glückstadt (Wst. L. 5), ein Städtchen an der Elbe in der Landschaft Stormarn des Herzogthums Holstein.

Gnadenbild (Ged. Der Kampf mit dem Drachen) oder Gottesbild (M. St. I, 6), ein wunderthätiges Bild oder ein Wallfahrtsbild, d. h. ein Kreuz (J. v. O. Prol. 3) oder das Bild der Maria, oder eines Heiligen, wie man sie in katholischen Ländern oft an Wegen aufgestellt findet; daher (Br. v. M. 5, 498):

„Reich ist die Christenheit an Gnadenbildern,
Zu denen wallend ein gequältes Herz
Kann Ruhe finden."

Gnesen (Dem. I), im Regierungsbezirk Bromberg, die ehemalige Krönungsstadt der polnischen Könige.

Godunow (Dem. II), s. Demetrius.

Goethe, An, als er den Mahomet von Voltaire auf die Bühne brachte. (Ged.) Dieser in dem Versmaß der achtzeiligen Stanze gedichtete Prolog war von Sch. dazu bestimmt, im Jahre 1800 auf dem Weimar'schen Theater gesprochen zu werden, wo Goethe's Bearbeitung von Voltaire's Mahomet zum ersten Mal über die Bühne ging. Dieser Prolog sollte das Publicum, welches dem steifen Prunk der französischen Dramen damals bereits abhold war, mit dem Plane der beiden Dichter vertraut machen, welchem zufolge sie den Sinn für edlere Erzeugnisse der dramatischen Poesie wieder wecken wollten. (Vgl. Phädra u. Macbeth.) Str. 1. Mit dem falschen Regelzwange sind die von den Franzosen nach dem mißverstandenen Aristoteles (s. d.) aufgestellten und von Lessing in seiner Dramaturgie bekämpften Kunstgesetze gemeint. Die Vergleichung Goethe's mit dem jugendlichen Hercules (s. d.) erinnert an des Ersteren frühe dramatische Versuche, besonders an Götz von Berlichingen. — Str. 2, V. 8 vergl. „Griechheit". — Str. 3, V. 4. Ludwig XIV. (s. d.), unter dem die Kunst zwar blühte, jedoch durchweg das Gepräge des Absichtlichen, des Gemachten an sich trug. — Str. 5, V. 1. Die Fesseln des französischen Klassicismus sind gesprengt. — Str. 6, vergl. „Shakespeare's Schatten." — Str. 10. Die Aufführung des Mahomet sollte nach beider Dichter Ansicht den Sinn für Edles und Gediegenes wieder anregen, wozu das Stück allerdings für sie selbst, schwerlich aber für das Publicum geeignet war, weshalb sich denn auch gewichtige Stimmen gegen den gemachten Versuch erhoben.

Goldapfel des Zanks (F. I, 1), s. Eris.

Goldenes Alter. Die Idee eines goldenen Welt- oder Zeitalters, und die damit verbundene der Weltalter überhaupt war bei den Griechen schon frühzeitig ausgebildet, da es nahe lag, das Leben der Menschheit mit dem des Einzelnen zu vergleichen, wobei denn die der Kindheit entsprechende früheste Zeit des Menschengeschlechts natürlich als die schönste betrachtet wurde. Hesiod nimmt fünf solcher Weltalter an: 1) das goldene oder Saturnische unter der glücklichen Regierung des Kronos; 2) das silberne, von üppigem und gottlosem Charakter; 3) das eherne, in dem ein gewaltsamer und kriegerischer Geist herrschte; 4) das heroische, mit einem Aufschwunge zum Besseren; 5) das eiserne, in dem Gerechtigkeit und Treue der Erde entwichen waren. In diesem letzteren glaubte Hesiod zu leben. Von dem goldenen Zeitalter sagt er, daß keine Sorge die Menschen belastet, sondern daß ihr Leben gleich dem der Götter voll Heiterkeit und Genuß gewesen sei, indem die Erde, ohne bebaut zu werden, Alles im Ueberfluß gespendet habe. Die Last der Jahre hätten die Menschen nicht gefühlt, in blühender Gesundheit sei ihr Leben dahin gegangen, und gleich dem Schlafe habe ein süßer Tod sie überrascht. Auf solche glückliche Zeit anspielend sagt Don Carlos (D. C. I, 2) von sich selbst:

„Den du hier siehst, das ist der Carl nicht mehr,
Der sich vermaß in süßer Trunkenheit,
Der Schöpfer eines neuen goldnen Alters
In Spanien zu werden."

Als eine passende Antwort auf diesen Jugendtraum erscheinen die beherzigenswerthen Worte der Prinzessin in Goethe's Torquato Tasso (II, 1):

„Die goldne Zeit, womit der Dichter uns
Zu schmeicheln pflegt, die schöne Zeit, sie war,
So scheint es mir, so wenig als sie ist;
Und war sie je, so war sie nur gewiß
Wie sie uns immer wieder werden kann."

Goldenes Buch (F. II, 5) wird nach Sch.'s Anmerkung zu dem Gedichte „Die berühmte Frau" in einigen italienischen Republiken das Verzeichniß der adeligen Familien genannt.

Goldener Schlüssel, s. Kammerherr.

Goldener Zirkel (Picc. V, 1), die Krone von Böhmen, nach welcher Wallenstein strebte, was die Gräfin Terzky (Wst. T. V, 12) noch vor ihrem Ende deutlich ausspricht:

„Wir fühlten uns nicht zu gering, die Hand
Nach einer Königskrone zu erheben. —
Es sollte nicht sein." — Vergl. Reif.

Goliath, s. David.

Goller (W. T. III, 3), s. Koller.

Gomorrha, s. Loth.

Gordischer Knoten. Als Alexander der Große bei seinem Zuge durch Kleinasien nach Gordium kam, wurde ihm auf der Burg eines ehemaligen phrygischen Königs ein Wagen gezeigt, an dessen Deichsel sich ein höchst merkwürdiger Knoten befand. Von diesem Knoten ging die Sage, daß wer ihn auflöse, ganz Asien erobern würde. Alexander machte einen Versuch, da derselbe aber nicht gelang, so zerhieb er den Knoten mit dem Schwerte. Auf diese Begebenheit anspielend, sagt Wallenstein (Wst. T. III, 15) von den Kriegswirren seiner Zeit:

— — — — — — — — „Alles ist Partei und nirgends
Kein Richter! Sagt, wo soll das enden? Wer
Den Knäul entwirren, der sich endlos selbst
Vermehrend wächst. — Er muß zerhauen werden.
Ich fühl's, daß ich der Mann des Schicksals bin,
Und hoff's mit eurer Hülfe zu vollführen."

Desgl. (R. IV, 5): „Der verworrene Knäuel unseres Schicksals ist aufgelöst."

Gorgo, vergl. Aegis u. Medusa.

Gothen, einer der zur Zeit der Völkerwanderung in Deutschland eingedrungenen germanischen Stämme, welcher, in Ost- und

Westgothen getheilt, in Italien und Spanien große Reiche gründete. Der Name „Gothen" haftet noch an Provinzen und Städten Schwedens, obwohl damit nicht gesagt ist, daß diese Namen mit den alten deutschen Gothen zusammenhängen. Wallenstein bezeichnet damit die Schweden und stellt sie (Picc. II, 5) den früher in Deutschland allein lebenden Teutonen gegenüber.

gothisch (W. T. II, 1). „Ein gothischer Saal." Die Baukunst als Kunstthätigkeit war den Deutschen bis zu Karl dem Großen unbekannt geblieben. Der Baustil, welchen er aus Italien mit nach Deutschland brachte, war der, auf welchen später die arabische Kunst Einfluß gewann. Hieraus entwickelte sich, gestützt und getragen durch den romantischen Geist des Mittelalters, ein Baustil, den man eine Zeitlang schimpfweise den gothischen nannte, weil man der Ansicht war, nur rohe Barbaren wie die Gothen hätten solche Bauwerke hervorbringen können. Später aber ist dieser Name wieder zu Ehren gekommen, außer ihm bedient man sich auch der Benennungen „deutscher, germanischer oder Spitzbogenstil". Der wesentliche Charakter dieses Baustils, wie er sich besonders in den prächtigen Münstern verschiedener Städte Deutschlands und der Nachbarländer ausbildete, besteht in schlanken Säulenbüscheln, deren sich immer mehrere aneinander schmiegen, wie die Stämme eines Hains, in dessen Schatten die alten Teutonen ihre Altäre zu errichten pflegten. Auf diese Weise zeigt die gothische Baukunst weniger selbständige Schönheit als symbolische Beredsamkeit, so wie Erhabenheit und Würde. — Ausführliches über diesen Gegenstand findet sich in W. Lübke, Grundriß der Kunstgeschichte, Stuttgart, Ebner u. Seubert. 1864. S. 373—456.

Gothland (Wrb. I), eine schwedische Insel, ziemlich in der Mitte der eigentlichen Ostsee; sie bildet gegenwärtig eine besondere Provinz des Göthareichs oder des südlichen Schwedens.

Gott, Der bläuliche (Ged. Der Spaziergang), s. Nereus.

Gott der Esse (Ged. Das eleusische Fest), s. Hephästos.

Gott der Freude (Picc. III, 9), s. Bacchus.

Gott, Der gegenwärtige, s. Hostie u. Monstranz.

Gott, Pythischer (Ged. Kassandra), s. Apollon.

Gott, Der schilfbekränzte (Ged. Das eleusische Fest), s. Nereus.

Gott der Schlachten (Iph. III, Zw.-H.), s. Ares.

Gott, Der stille (Ged. Resignation), s. Genius (des Todes).

Gott, Strahlender (Ged. D. Abend), s. Apollon.

Götter. Die verschiedenen Zeiten des Alterthums brachten auch verschiedene Vorstellungen über die Entstehung der Welt und über das Wesen der Götter hervor. Auf diese Weise entstanden eine Menge von Schöpfungsgeschichten und Götterlehren, in denen sich eine Uebereinstimmung aber nicht entdecken läßt. Nach dem Zeugnisse Herodots empfing Griechenland seine Religionsgebräuche und die meisten seiner Tempelgötter aus Aegypten, theils wohl auch aus Libyen und Phönicien; was indessen in Aegypten nur Symbol war, gestaltete sich bei den Griechen zur Mythe und mußte sich der Gewalt des bildenden Geistes fügen, an dessen Entwickelung reich begabte Dichter unverkennbaren Antheil hatten. In der griechischen Mythologie ist besonders eine alte und eine neue Götterordnung zu unterscheiden. Hesiod, obwohl ein späterer Dichter, scheint mehr den alten Urmythen gefolgt zu sein, in denen Gaia, Urănos, Krónos, Rhea, Océanus, Hypérion, Hélios, Seléne und mehrere andere als Hauptgestalten erscheinen, von denen die gesperrt gedruckten bei Sch. vorkommen. Homer, der ältere Dichter, erscheint dagegen als Anhänger der neuen Götterordnung, in welcher die zwölf sogenannten großen Götter: 1) Zeus, 2) Poseidon, 3) Hére, 4) Deméter, 5) Hestia, 6) Apollon, 7) Hephästos, 8) Ares, 9) Hermes, 10) Artĕmis, 11) Pallas, 12) Aphrodite die Hauptrolle spielen.

Götter, Die, Griechenlands. Dies Gedicht stammt aus dem Frühjahr 1788. Sch. sagt darüber selbst in einem Briefe an Körner: „Ich habe die Entdeckung gemacht, daß, ungeachtet der bisherigen Vernachlässigung (er hatte sich nämlich mit historischen Arbeiten beschäftigt), meine Muse noch nicht mit mir schmollt“ — und weiter: „es ist ziemlich das beste Gedicht, das ich neuerdings hervorgebracht habe.“ Das Gedicht ist eine Elegie, in welcher die Götterwelt der Griechen als ein verloren gegangenes Ideal betrauert wird, eine Empfindung, die sich als der Ausfluß von Sch.'s damaliger Weltanschauung erklären, wenn auch nicht vertheidigen läßt. Uebrigens ist die Annahme, daß Sch. gegen die Verehrung eines Gottes habe zu Felde ziehen und die religiöse Anschauung der Hellenen im Ernst zurückrufen wollen, jedenfalls eine voreilige, wenn nicht gar eine böswillige. Sch. beklagt wohl nur die vorherrschende Verstandesrichtung auf dem Gebiete der Religion wie auf dem der Natur, und sehnt sich danach, dem realen Leben wiederum den Schmuck der Poesie zu verleihen. — Str. 2, V. 4: „was nie empfinden wird“, d. h. die unorganische, die leblose Schöpfung. — Str. 4: Der Lorbeer ist die verwandelte Daphne (s. d). V. 5: Der Bach, welcher Demeters Zähre empfing, ist die in eine Quelle verwandelte Cyane, die Freundin der Proserpina. Die beiden letzteren hatten einst Blumen gepflückt, wobei Proserpina von Pluto geraubt ward. V. 8: Cytherens schöner Freund ist Adonis (s. d.). — Str. 5, V. 4: Der Sohn der Leto ist Apoll, welcher die Heerden des Admet weidete. — — Anmerkung Str. 1: Die Priesterin war sich bewußt, gerade durch ihre jungfräuliche Schönheit selbst den Gott des Donners zu beherrschen, und dieses Bewußtsein hatte für sie einen solchen Reiz, daß sie Priesterin und Jungfrau blieb. — Str. 2, V. 4: Die besseren Wesen, die edleren Gestalten sind die aus religiöser Begeisterung hervorgegangenen Werke der Bildhauerkunst, in denen die Götter sich selbst wiederfanden. — Str. 3: Der Hirtengott ist Pan (s. d.). — — Str. 8, V. 2: Der Wagen des Dionysos oder Bacchus

wurde von Tigern, Leoparden oder Panthern gezogen. — Str. 9: Ein Skelet mit der Hippe und dem Stundenglas, das Bild des Todes, wie die dürre Kunst des Mittelalters es sich geschaffen, wäre dem ästhetischen Sinne des hellenischen Volkes zuwider gewesen. Die Griechen dachten sich den Tod als einen Genius (s. d.) mit einer umgekehrten, erlöschenden Fackel. Zugleich pflegte man ihm einen Schmetterling oder eine Psyche mit Schmetterlingsflügeln als Symbol der dem Körper entschwebenden Seele beizugeben. V. 7: Der Thraker od. Thracier ist Orpheus (s. d.). — Str. 11, V. 4: „Der Wiederforderer der Todten" ist Hercules; „der Götter stille Schaar" sind die Götter der Unterwelt, die sich ihm willfährig zeigen (vergl. Alceste). V. 8: „Das Zwillingspaar" sind Kastor und Pollux (s. Dioscuren). — Str. 13, V. 2: Des Nordens schauerliches (früher: winterliches) Wehen ist als die kalte Verstandesbetrachtung der germanischen Völker gegenüber der phantasiereichen Lebensanschauung der hellenischen zu betrachten. V. 8: „Die Wälder wiederhallen leer", d. h. statt der empfindsamen Echo, statt der Oreaden, Dryaden und Najaden haben wir höchstens eine einfache akustische Erscheinung. — Str. 14, V. 7: Die Gesetze der Schwere oder Gravitation, von denen die Bewegung der Weltkörper abhängig ist, wurden zuerst von J. Newton (s. d.) aufgestellt. — Str. 15, V. 3: Die Assonanz: Spindel winden ist eine malerische Darstellung der einförmigen Bewegung des Planetenlaufes. V. 4: Die Monde, s. v. w. Planeten od. Weltkörper überhaupt. — Sch.'s Götter Griechenlands, die noch jetzt vielen Christen anstößig erscheinen, erregten gleich bei ihrer ersten Veröffentlichung den Schrecken orthodoxer Eiferer; besonders trat Fr. L. Graf zu Stolberg als Stimmführer derselben in einem Journalartikel des deutschen Museums von 1788 gegen dies Gedicht in äußerst heftiger Weise auf. Sch., in dessen Natur es durchaus nicht lag, das, was Anderen heilig erscheint, auf hämische Weise anzugreifen, und der sich auch fünf Jahre später bei seinem Aufenthalte in Ludwigsburg veranlaßt sah, die schlimmsten Stellen

des Gedichtes auszumerzen und andere wesentlich umzugestalten *), äußert sich über seine Götter Griechenlands in einem Briefe an Körner folgendermaßen: „Der Künstler und vorzüglich der Dichter behandelt niemals das Wirkliche, sondern immer nur das Idealische, oder das aus einem wirklichen Gegenstande kunstmäßig Ausgewählte; z. B. behandelt er nie die Moral, die Religion, sondern nur diejenigen Eigenschaften von einer jeden, die er sich zusammen denken will — er vergeht sich also auch gegen keine von Beiden, er kann sich nur gegen die ästhetische Anordnung oder den Geschmack vergehen. Wenn ich aus den Gebrechen der Religion oder der Moral ein schönes übereinstimmendes Ganze zusammenstelle, so ist mein Kunstwerk gut; und es ist auch nicht unmoralisch oder gottlos, eben weil ich beide Gegenstände nicht nahm, wie sie sind, sondern erst, wie sie nach einer gewaltsamen Operation, d. h. nach Absonderung und neuer Zusammenfügung, wurden. Der Gott, den ich in den Göttern Griechenlands in den Schatten stelle, ist nicht der Gott der Philosophen oder auch nur das wohlthätige Traumbild des großen Haufens, sondern es ist eine aus vielen gebrechlichen, schiefen Vorstellungsarten zusammengeflossene Mißgeburt. Die Götter Griechenlands, die ich in's Licht stelle, sind nur die lieblichen Eigenschaften der griechischen Mythologie in eine Vorstellungsart zusammengefaßt. Kurz, ich bin überzeugt, daß jedes Kunstwerk nur sich selbst, d. h. seiner eigenen Schönheitsregel Rechenschaft geben darf, und keiner anderen Forderung unterworfen ist."

Götter meines Daches (M. St. I, 8), s. Penaten.

Götterbote, s. Hermes.

Götterkönigin, s. Here.

Gottesbild (M. St. I, 6), s. Gnadenbild.

---

*) In der Gesammtausgabe von 1860 ist das Gedicht zweimal, erst in seiner späteren und dann in seiner früheren Fassung abgedruckt.

Gottesfriede, in der kirchlichen Sprache des Mittelalters Treuga Dei (von dem deutschen Treue) nannte man eine von der Kirche angeordnete Beschränkung der Fehden, wodurch den leidenschaftlichen Ausbrüchen roher Gewalt ein Damm entgegengesetzt werden sollte. Dieser Anordnung begegnet man zuerst in Aquitanien, dem südwestlichen Frankreich, seit dem Jahre 1033, wo ein Bischof den Befehl dazu vom Himmel erhalten haben wollte; später wurde sie auch auf andere Länder ausgedehnt. Die Tage, an welchen die Waffen ruhen mußten, waren zunächst die heiligen Tage jeder Woche, vom Donnerstag Abend bis Sonntag Abend, ferner die Advents-, sowie die Fastenzeit, und endlich die volle Woche nach jedem der drei hohen Feste. In Beziehung auf diese Anordnung sagt (Br. v. M. 5, 391) der Chor:

„Aber mich schreckt die Eumenide,
Die Beschirmerin dieses Orts,
Und der waltende Gottesfriede."

Gottesurthel, s. Urthel.

Gotthardt (W. T.). Der St. Gotthard ist ein Gebirgsstock, welcher den Hauptkern der Schweizer Alpen bildet. Er besteht aus einer großartigen Gruppe von schneebedeckten Hörnern und Spitzen, welche nach Westen die Walliser- und Berner-Alpen, nach Osten die Lepontischen und die Glarner-Alpen aussendet und bildet zugleich das Quellgebiet für den Rhone (nach W.), den Tessin (nach S.), den Rhein (nach O.) und die Reuß (nach N.). Die letztere mündet in den Vierwaldtstätter See, auf welchem Tell dem Fahrzeug des Geßler entsprang; daher heißt es (W. T. IV, 1):

— — — — — — — „Da verhängt es Gott,
Daß solch ein grausam mördrisch Ungewitter
Jählings herfürbrach aus des Gotthardts Schlünden."

Das Thal der Reuß hinauf führt der Weg, welchen Tell dem Johannes Parricida beschreibt (vergl. die „Brücke, welche stäubet") und wo es (W. T. V, 2) heißt:

„So immer steigend kommt ihr auf die Höhen
Des Gotthardts, wo die ew'gen Seen sind."

Ueber die Mittelkette der Gruppe des St. Gotthardt führt der Paß 6650 Fuß über der Meeresfläche nach Italien; daher sagt Rudenz (W. T. II, 1) zu seinem Oheim in Bezug auf den Kaiser:

„Die Kaufmannsstraßen, und das Saumroß selbst,
Das auf den Gotthardt ziehet, muß ihm zollen."

denn Albrecht gab seinem Hause die Vogtei im Urserenthal mit einem Zoll, der etwa 900 Fl. eintrug.

Götzendienst, Der römische. Lord Burleigh, der Puritaner (s. d.), sagt (M. St. II, 3):

„Noch viele heimliche Verehrer zählt
Der röm'sche Götzendienst auf dieser Insel."

und bezeichnet damit den katholischen Gottesdienst, dessen Pracht Mortimer (M. St. I, 6) mit glühender Begeisterung schildert.

Gozzi (Tur.). Graf Carlo Gozzi, geb. 1718 zu Venedig, ein italienischer Lustspieldichter, begann seine literarische Laufbahn mit scherzhaften Gedichten und zog demnächst gegen den schlechten Geschmack, wie er sich in den dramatischen Arbeiten vieler seiner Zeitgenossen offenbarte, zu Felde. In Folge der dadurch hervorgerufenen Streitigkeiten begab er sich selbst auf das Gebiet des Drama's und schuf eine ganz neue Gattung von Lustspielen, in denen, weil sie ihm eben nur Spiel sein sollten, Scherz und Ernst willkürlich mit einander wechselten, um sich gegenseitig auszugleichen. Den Stoff zu diesen Arbeiten schöpfte er aus den Feenmährchen, die seiner doppelten Neigung zum Phantastischen und Satirischen ein willkommenes Feld boten. Seine Stücke sind keck in der Anlage, vor Allem auf den Effect berechnet und dem damals herrschenden Geschmack seiner Landsleute angepaßt. Da sie aber eben nur leicht hingeworfen waren, so ist ihr Eindruck auch ein schnell vorübergehender gewesen.

Grab, Das heilige. Als die Juden unter Josua das gelobte Land eroberten, war Jerusalem im Besitz der Jebusiter;

erst David vertrieb sie gänzlich aus der Stadt und legte seine Burg auf dem Berge Sion an. Seitdem blieb Jerusalem (d. h. Wohnung des Friedens) der Mittelpunkt des jüdischen Reiches. Nachdem es unter den Königen zu wiederholten Malen erobert, geplündert und wieder aufgebaut worden, ward es 40 Jahr nach Christi Tode von dem Kaiser Titus gänzlich zerstört und dem Erdboden gleich gemacht. Unter Hadrian wurde (118) an derselben Stelle eine neue Stadt Aelia Capitolina gegründet, in der aber keine Juden wohnen durften. Als indeß Constantin der Große (306—337) sich dem Christenthum geneigt zeigte, ließen er und seine Mutter Helena die heidnischen Tempel zerstören und mehrere, noch jetzt vorhandene christliche Kirchen, unter anderen auch die zum heiligen Grabe, bauen; zugleich erhielt die Stadt ihren früheren Namen wieder. Im siebenten Jahrhundert fiel Jerusalem in die Hände der Muhamedaner, gegen welche später die Kreuzzüge unternommen wurden; daher heißt es (Ged. Ritter Toggenburg) von den Mannen des Ritters:

„Nach dem heil'gen Grab sie wallen,
Auf der Brust das Kreuz."

Im Jahre 1099 eroberten die Kreuzfahrer Jerusalem und behielten es bis 1188, worauf es wieder in die Hände der Muhamedaner fiel, die es noch gegenwärtig besitzen. Das jetzige Jerusalem ist mit Thürmen und festen Mauern umgeben, die ein Werk des Sultans Soliman (1534) sind. Ziemlich in der Mitte der Stadt liegt die einst so berühmte Kirche zum heiligen Grabe mit einer kleinen Kapelle, in welcher ein Sarkophag aus Marmor die (allerdings sehr zweifelhafte) Stätte bezeichnet, wo der Leichnam Jesu gelegen haben soll. Der Eingang zu der Kapelle wird von Türken bewacht, die von den besuchenden Pilgern einen bedeutenden Zoll erheben. Seit der Zeit der Kreuzzüge hat die katholische Kirche denen, die das heilige Grab besuchen, stets volle Absolution zugesagt; daher (Br. v. M. 5, 498):

„Und segensvolle Himmelskraft umweht
Das heil'ge Grab, das alle Welt entsündigt."

Gräcomanie (Ged.), s. Griechheit.

Graf, Großer (W. T. II, 2), s. bannen.

Graf, Der, von Habsburg (Ged.). Diese letzte unter Sch.'s Balladen entstand im Jahre 1803, als er mit den Vorstudien zum Tell beschäftigt war. Als seine Quelle führt er selbst in einer Anmerkung Tschudi an, welcher die Begebenheit in seinem Chronicon helveticum unter dem Jahre 1266 mittheilt, wo Rudolf von Habsburg mit dem Abt Berchtold von St. Gallen um einiger Lehngüter willen in Streit lag. Als nämlich der Graf sich auf der Jagd befand, traf er einen Priester, der zu einem Kranken gehen wollte, um ihm das Sacrament zu reichen. Da der Bach aber angeschwollen und der Steg fortgerissen worden war, so überließ Rudolf ihm sein Pferd, welches der Priester am nächsten Morgen zurückbrachte, wo er es von dem Grafen zum Geschenk erhielt. Mit frommen Segenswünschen verließ ihn der Priester, die auch am nächsten Tage von einer Klosterfrau wiederholt wurden, welcher der Graf zufällig begegnete. Der Priester wurde später Kaplan bei dem Erzbischof von Mainz, dem er den Vorfall mittheilte. Eben so erfuhren ihn mehrere andere vornehme Herren, so daß die Sache bald allgemein bekannt wurde. Auch weiß man, daß der Erzbischof von Mainz bei der Kaiserwahl seinen ganzen Einfluß geltend machte, um die Aufmerksamkeit der Fürsten auf Rudolf von Habsburg zu lenken. — Dieser Quelle ist der Dichter im Ganzen treu geblieben; nur sind die Scenen bei dem Kaisermahl zu Aachen, so wie die Uebereinstimmung des daselbst auftretenden Sängers mit jenem Priester als seine Erfindung zu betrachten. Durch diese Einkleidung gelang es ihm, die ursprüngliche Prophezeihung und die nachmalige Erfüllung derselben in ein wohl abgerundetes Bild zusammenzudrängen. Die dem Gedichte zu Grunde liegende Idee ist die christliche Demuth, welche sich in der Ehrfurcht vor dem Heiligen offenbart und durch das Walten der göttlichen Vorsehung mit irdischem Glücke belohnt wird, eine

Vorstellung, welche der christlichen Denkweise des deutschen Volkes durchaus entspricht und unserer Ballade einen weiten Kreis von Verehrern erworben hat.

Str. 1. Das Krönungsmahl fand im Jahre 1273 am Allerheiligenabend zu Aachen statt, welches bis zu Maximilian II. (1564—76) Krönungsstadt blieb. Die sieben Kurfürsten, von denen Jeder ein Hofamt bei der Krönung bekleidete, waren: 1) der Erzbischof von Mainz als Erzkanzler; 2) der Erzbischof von Trier als Kanzler von Burgund; 3) der Erzbischof von Köln als Kanzler von Italien; 4) der Pfalzgraf am Rhein als Truchseß; 5) der Herzog von Sachsen-Wittenberg als Marschall; 6) der Markgraf von Brandenburg als Kämmerer; 7) der König von Böhmen als Mundschenk. — In Beziehung auf den letzteren weist Sch. in der dem Gedichte beigefügten Anmerkung darauf hin, daß derselbe bei der Krönung nicht zugegen war. Ottokar von Böhmen hatte die Wahl Rudolf's nicht gebilligt und blieb ihm auch ferner feindlich gesinnt, bis er 1278 in der Schlacht auf dem Marchfelde fiel. — Was die sieben Planeten betrifft, so kannte man zu Sch.'s Zeiten nur: Merkur, Venus, Erde, Mars, Jupiter, Saturn und Uranus. Die Asteroïden und Neptun sind erst im Laufe unseres Jahrhunderts entdeckt worden. — Str. 2. „Die kaiserlose, die schreckliche Zeit" ist das Interregnum, welches mit dem Tode Konrad's IV. 1254 begann. Die Ausländer: Wilhelm von Holland, Alphons von Castilien und Richard von England, welche während dieser Zeit auf den deutschen Kaiserthron berufen wurden, haben sich wenig oder gar nicht um Deutschland bekümmert. — Str. 11. Die sechs Töchter Rudolf's wurden nachmals alle an Fürsten vermählt: 1) Mechtild mit Ludwig, Pfalzgrafen des Rheins und Herzog von Baiern; 2) Agnes mit Albrecht, Herzog von Sachsen; 3) Hedwig mit Otto, Markgrafen von Brandenburg; 4) Katharina mit Otto, Herzog von Baiern, später König von Ungarn; 5) Gutta mit Wenzel, König von Böhmen, dem Sohne Ottokar's;

6) Clementia mit Karl Martell, Erbprinzen von Sicilien, später König von Ungarn.

Granáda, nicht Grenada, wie in allen Ausgaben steht, die schönste Provinz des südlichen Spaniens, in der man noch am deutlichsten die Spuren ehemaliger großer Betriebsamkeit bemerkt; daher (D. C. III, 10):

— — — — — „Verlassen von dem Fleiß
Der neuen Christen, liegt Granada öde."

Grande (D. C. I, 6), von dem lat. grandis, groß; die Hochadeligen in Spanien, „die Großen des Hofes" (S. 179). Sie führen den Titel Excellenz und dürfen bei gewissen feierlichen Gelegenheiten vor dem Könige mit bedecktem Haupte erscheinen.

Grandezza (Wrb. II), Hoheit, Würde, Stolz; auch (D. C. I, 6) die versammelten spanischen Granden.

Grandison (gr. H. a. d. n. Gesch. 10, 64), ein bekannter Roman: The history of Sir Charles Grandison. London 1753 (deutsch Leipzig 1780; 7 Theile) von Samuel Richardson, geb. in Derbyshire.

Grans od. Granse heißt im süddeutschen Dialect s. v. w. Krahn oder Spitze eines Schiffes; man unterscheidet Vordergrans und Hintergrans; daher (W. T. IV, 1):

„Ich drücke,
Mit allen Kräften angestemmt,
Den hintern Gransen an die Felswand hin."

graß (gr. H. a. d. n. Gesch. 10, 97), s. v. w. gräßlich, grauenerregend.

Grat, s. v. w. scharfe Kante, besonders ein scharfkantiger Felsrücken; daher (Ged. Der Alpenjäger):

„Jetzo auf den schroffen Zinken
Hängt sie, auf dem höchsten Grat."

nämlich die Gemse, „ein armselig Gratthier" (W. T. IV, 3), im Gegensatz zu den Waldthieren, welche die Thäler bewohnen.

Grätzer (Picc. IV, 5). Es ist Kaiser Ferdinand II. (1619 bis 1637) gemeint. Noch ehe der kinderlose Kaiser Matthias starb, hatten sich die sämmtlichen Prinzen des östreichischen Hauses vereinigt und den Erzherzog Ferdinand von der Steierschen Linie, „den Grätzer" (Gratz ist der Hauptort des Herzogthums Steiermark), zum Nachfolger bestimmt. Die älteren Brüder thaten zu seinen Gunsten Verzicht auf ihr wirkliches oder vermeintliches Vorrecht, und so ward Ferdinand noch bei Matthias' Lebzeiten als designirter König von Böhmen (1617) und Ungarn (1618) gekrönt. — Vergl. Friedrich V.

Gravität, von dem lat. gravĭtas, die Schwere. 1) (Ged. Metr. Uebers. Vorer. — Picc. II, 1) feierlicher Ernst; 2) (Wrb. II) angenommene Würde; gravitätisch (R. II, 3 — Wst. L. 7), gewichtig, sich ein Ansehen gebend.

Gray, Lady (M. St. I, 6). Johanna Gray, die Urenkelin König Heinrich's VII. und die älteste Tochter des Marquis von Dorset, wurde 1537 geboren und war 10 Jahr alt, als Heinrich VIII. starb. Da sein Sohn Eduard VI. noch minderjährig war, so wurde dessen Oheim Eduard Seymour, Herzog von Sommerset, zum Reichsverweser ernannt. Der Bruder des letzteren, Thomas von Sommerset, war hierüber unzufrieden, und so entstand ein Zwiespalt zwischen beiden Brüdern, den Joh. Dudley, Viscount von Lisle, zu nähren suchte, in der Hoffnung, beide Brüder zu stürzen und sich selbst den Weg zur Reichsverweserstelle zu bahnen. Nachdem er mit Hülfe des nur allzu feigen Parlaments erst den einen und dann auch den anderen Bruder auf das Schaffot gebracht, ließ er sich selbst zum Herzog von Northumberland ernennen. Jetzt stand ihm nur noch die Kränklichkeit des jungen Königs im Wege, nach dessen Absterben, einem Testamente Heinrich's VIII. zufolge, dessen Töchter Maria und Elisabeth auf den Thron gelangen sollten, unter deren Regierung er seinen Einfluß zu verlieren fürchtete. Er suchte daher Eduard VI. zu bewegen, seine Schwestern von der Erbfolge

auszuschließen und die schöne und liebenswürdige Johanna Gray, die bereits mit einem jüngeren Sohne Northumberland's, dem Lord Guilford, vermählt war, zu seiner Nachfolgerin zu bestimmen. Das Parlament mußte dem ehrgeizigen Machthaber wiederum gehorchen, und als Eduard VI. (1553) starb, wurde Johanna, ein sanftes nachgiebiges Wesen, die übrigens keineswegs nach der Krone strebte, fast mit Gewalt aus ihrer Zurückgezogenheit hervorgeholt und auf den Thron erhoben. Nun aber ermannten sich Volk und Adel, die den ehrgeizigen Plänen Northumberland's längst abgeneigt waren; sie wirkten auf das Parlament ein, und so ward Heinrich's VIII. älteste Tochter Maria, nachdem sich auch die Hauptstadt für sie erklärt, als Königin ausgerufen. Northumberland suchte sich zwar durch schnelle Unterwerfung zu retten, aber jetzt war es zu spät. Er wurde in den Tower gesetzt und hingerichtet, Johanna Gray mit ihrem Gemahl dagegen, obwohl durch das Parlament zum Tode verurtheilt, zunächst nur in strenger Haft gehalten. Als aber bald nach Maria's Thronbesteigung das im Volke herrschende Mißvergnügen sich in offene Empörung gegen sie verwandelte, wurde sie von Haß und als bigotte Katholikin zugleich von religiösem Fanatismus ergriffen und befahl, das noch in Kraft bestehende Todesurtheil zu vollstrecken. In Folge dessen mußte Johanna Gray, nachdem sie ihren Gemahl hatte zum Tode führen sehen, am 12. Februar 1554 das Schaffot besteigen.

Grazie, pl. **Grazien**, s. Charis.

Greif, ein fabelhaftes Thier des Orients, welches der Sage nach Körper, Füße und Krallen eines Löwen, Kopf und Flügel eines Adlers, Ohren eines Pferdes und statt der Mähne einen Kamm von Fischflossen hatte. Man dachte es sich als den Wächter des in der Erde befindlichen Goldes. Die bildende Kunst der Alten, wie die der Gegenwart hat den Greif oft zum Gegenstande ihrer Darstellung gemacht. In diesem Sinne heißt es (Picc. III, 4) von dem astrologischen Thurm:

„Von Geistern wird der Weg dazu beschützt,
Zwei Greife halten Wache an der Pforte.“

In dem Gedichte „Pegasus im Joche“ steht Greif für Pegasus (s. d.).

Grenada, s. Granada.

Griechheit (Ged.), ein Epigramm, welches (nach Viehoff) aus drei früheren Xenien zusammengestellt wurde, deren Ueberschriften „Die zwei Fieber“, „Griechheit“ und „Warnung“ lauteten. Die Gallomanie, das heißt die Schwärmerei für französische Sitte, hatte auch in der Literatur vor Klopstock und Lessing geherrscht. Die poetischen Producte jener Zeit bewegten sich in den starren Formen des französischen Klassicismus, die der Dichter mit dem „kalten Fieber“ bezeichnet. Nach dem Vorgange Bodmer's, Breitinger's, Klopstock's und Lessing's brach nun die Gräcomanie, d. h. die Begeisterung für die griechische Poesie, aus, die der Dichter zwar nicht tadelt, aber mit Besonnenheit gehandhabt wissen will.

Griechische Kirche (Gstſ. 10, 241). Die im 3. und 4. Jahrhundert durch öftere allgemeine Kirchenversammlungen herbeigeführte Uebereinstimmung der verschiedenen christlichen Gemeinden konnte bei der weiteren Ausbreitung derselben von dem morgenländischen nach dem abendländischen Reiche um so weniger von Dauer sein, als die Anschauungs- und Denkweise der betreffenden Völker nothwendig sehr verschieden sein mußte. Als nun bei der im Jahre 395 erfolgten politischen Trennung des römischen Kaiserthums in das lateinische und griechische der Bischof von Constantinopel zum zweiten Patriarchen der Christenheit erhoben wurde, erwachte bei der anwachsenden Macht desselben die Eifersucht des römischen Oberhaupts der Kirche. Und als nun gar von Rom aus der Bannfluch erfolgte, so war zwischen den Glaubensgenossen beider Reiche bald alle Gemeinschaft aufgehoben. Verschiedene Versuche, dieselbe wiederherzustellen, hatten keinen dauernden Erfolg, und unter dem Papste Leo IX.

(1049—54) wurde die Trennung beider Kirchen vollständig ausgesprochen. Alle späteren Versuche zu einer Wiedervereinigung blieben fruchtlos; nur als nach der Eroberung Constantinopels durch die Türken (1453) viele Griechen nach Italien geflohen waren, gelang es dem Papste, einzelne Gemeinden derselben unter dem Namen unirte Griechen unter seine Hoheit zu bringen.

Grimasse, von dem frzſ. grimace, Runzel. 1) Gesichtsverzerrung (K. u. L. I, 7); 2) Verstellung (K. u. L. IV, 2).

Großcomthur (D. C. III, 7), auch Commenthur, im mittl. lat. commendārius, franz. commandeur, der Oberbefehlshaber einer Abtheilung eines unter einem Hochmeister stehenden Ritterordens.

Groß-Inquisitor (D. C. V, 6), s. Inquisitor.

Großkhan (Tur. I, 1), s. Khan.

Groß-Mogul, der Titel der mongolischen Beherrscher von Hindostan, deren Dynastie 1525 durch den Fürsten Babur (d. h. der Tiger), einen Abkömmling Timur's, gestiftet wurde. Viele dieser Moguls, die abwechselnd zu Delhi und Agra residirten, übten eine so grausame Herrschaft, daß im 18. Jahrhundert von zwölf Regenten nur drei eines natürlichen Todes starben. Im Jahre 1774 machten die Engländer ihrer Herrschaft ein Ende. Mit Beziehung auf ihre Grausamkeit und Tyrannei nennt der Pater (R. II, 3) Karl Moor den „Groß-Mogul („Großmogol") aller Schelme unter der Sonne."

Groß-Neugard (Dem. I) od. Weliki-Nówgorod am Ilmensee (südlich von Petersburg), die uralte Stadt, wo Rurik (862) seine Herrschaft gründete und mit derselben der Stifter des russischen Reiches wurde. Die Stadt war ehemals sehr reich, besonders durch ihre Verbindung mit der Hansa.

Größe, Die, der Welt (Ged.). Aus dem Jahre 1780. Der Dichter, in dem Streben begriffen, die Unendlichkeit des Weltraums zu erfassen, hat in Uebereinstimmung mit seinem

erhabenen Gegenstande ein antikes Versmaß mit dem modernen Elemente des Reims verknüpft. — Str. 1, V. 1. Eine kühne Inversion; der Adjectivsatz: „die der schwebende Geist ꝛc.“ hängt von dem nachfolgenden „Welt“ ab. — Str. 2, V. 4. Die „lockenden Ziele“ sind die Centralpunkte, um welche die Sterne kreisen. — Str. 4, V. 1. Der „Pilger“ ist ein Geistesverwandter des Dichters, der von einem andern Ausgangspunkte dasselbe Ziel verfolgt. — Str. 5, V. 4. „Adlergedank'“ ist das oben bezeichnete Streben.

Großing u. Compagnie (Ged. Die berühmte Frau, Str. 6), wohl nichts anderes als eine willkürlich gewählte Firma.

Großmüthige Handlung, Eine, aus der neuesten Geschichte. (Bd. 10.) Im Jahre 1782 hatte sich Sch. mit seinem Lehrer Prof. Abel und seinem Freunde Petersen zur Herausgabe einer Vierteljahrsschrift vereinigt, welche den Titel „Würtembergisches Repertorium der Literatur“ führte, von der indessen nur drei Stücke erschienen. Eins derselben enthält die oben genannte Novelle, deren Helden die Brüder der Frau von Lengefeld sind, welche nachmals Sch.'s Schwiegermutter wurde. Vermuthlich war ihm die Begebenheit von seinem Freunde Wilh. v. Wolzogen mitgetheilt worden.

Gruppe aus dem Tartarus (Ged.). Der Dichter denkt sich in den Tartarus (s. d.) versetzt, wo er eine Gruppe von Schatten (s. d.) beobachtet. — Str. 1, V. 2: „weint“ bezieht sich auf den Kocytus (s. d.). — Str. 2, V. 2: „Ihr“ ist dem Sinne nach auf die Schatten zu beziehen. — Str. 2, V. 3: „fluchend“ ist adjectivisch zu nehmen: fluchende Rachen. — Str. 3, V. 3 u. 4. Sobald Saturns (s. d.) Sense entzwei bricht, hört die Zeit auf, um durch die Ewigkeit ersetzt zu werden.

Gruß des Engels (M. St. I, 6), eine bildliche Darstellung der Erzählung (Luc. 1, 26—38), in welcher der Engel Gabriel zu Nazareth der Jungfrau Maria die Geburt des Herrn verkündet.

Guinee (Gstſ. 10, 142), eine engliſche Goldmünze im Werthe von 6¼ Thlrn. Der Name ſtammt von Guinea, einem goldreichen Lande im weſtlichen Afrika; aus dem von dort nach England gelieferten Golde wurden unter der Regierung Karl's II. (1649 bis 1685) die erſten Guineen geprägt.

Guiſen (M. St. II, 3), der Name einer berühmten herzoglichen Familie in Frankreich, eines Nebenzweiges des lothringiſchen Hauſes. Claude von Guiſe, der Sohn des Herzogs Renatus von Lothringen hatte ſich zu Anfang des 16. Jahrhunderts in Frankreich niedergelaſſen. Da er ſich durch Tapferkeit ausgezeichnet, ſo wurde er der Gründer eines der erſten Häuſer in Frankreich und die Grafſchaft Guiſe ihm zu Ehren zum Herzogthum erhoben. Unter ſeinen Söhnen waren beſonders Franz v. Guiſe und Karl v. Guiſe (vergl. lothringiſche Brüder) ausgezeichnet. Die Ehrſucht und die Macht dieſer beiden Männer, die als eifrige Katholiken und als Oheime der Maria Stuart nicht geneigt waren, die proteſtantiſche Eliſabeth als Königin anzuerkennen, mußte die letztere natürlich mit Beſorgniß erfüllen.

Guneus (Iph. I, Zw.-H.), ein vom Dichter verwendeter, ſagenhafter Name, König der Aenianen, die um Dodona in Epirus wohnten.

Gunſt, Die, des Augenblicks (Ged.), ein Geſellſchaftslied aus dem Jahre 1802. Es war dazu beſtimmt, bei einem Abſchiedsmahle vorgetragen zu werden, welches zu Ehren des Erbprinzen von Weimar ſtattfand, ehe derſelbe ſeine Reiſe nach Paris antrat. — Str. 3. Der mit Speiſen beſetzte Tiſch wird dem Dichter zu einem von Ceres Hand geſchmückten Altar. — Str. 4, Vers 2 muß nach „ſetzt“ ein Kolon (ſtatt des Komma in mehreren Ausgaben) ſtehen, damit der Nachſatz deutlich als ſolcher hervortritt.

Gunſt, Die, der Muſen (Ged.), ein Epigramm aus dem Jahre 1796. Mnemoſyne, d. h. die Erinnerung oder das

Gedächtniß, ist in der Mythologie die Göttin des Gedächtnisses, die Mutter der neun Musen (s. d.). — **Philister** (s. d.) nennt der Dichter den, welcher für künstlerische Schöpfungen weder Sinn noch Geschick hat. — Nur wem die Musen hold sind, der kann auf Nachruhm rechnen.

Gürtel, Der (Ged.), ein Epigramm aus dem Jahre 1800, in welchem der Dichter das Wesen eines seiner Lieblingsbilder charakterisirt. Der Gürtel, das Hauptattribut der Aphrodite (s. d.), in welchem sie so viele Reize vereint, und der nichts Anderes bedeutet als die holde Scham, ist das, wodurch sie die Herzen der Götter und Menschen „bindet" oder fesselt. Darum muß Juno, als sie Zeus einschläfern will, sich von ihr den Gürtel erbitten, wie (Ged. Triumph der Liebe):

„Und von ihren stolzen Höhen
Muß die Götterkönigin
Um des Reizes **Gürtel** flehen
Bei der Herzensfeßlerin."

In demselben Sinne heißt es auch (Ged. Die Götter Griechenlands) von der jungfräulichen Priesterin, die selbst den Göttern Ehrfurcht einflößt:

„Hoher Stolz, auch droben zu gebieten,
Lehrte sie den göttergleichen Rang
Und des Reizes heil'gen **Gürtel** hüten,
Der den Donn'rer selbst bezwang."

Aus diesem Grunde ist Sch. der Gürtel auch ein bedeutungsvoller Theil der weiblichen, besonders der jungfräulichen Kleidung. So heißt es (Ged. Die Geschlechter):

„Reizende Fülle schwellt der Jungfrau blühende Glieder,
Aber der Stolz bewacht streng, wie der **Gürtel**, den Reiz."

Mit dem Augenblick, wo das Weib dem jungfräulichen Stande Lebewohl sagt, läßt er sie Gürtel und Schleier ablegen, wie (Ged. Die Glocke):

„Ach des Lebens schönste Feier
Endigt auch den Lebensmai,
Mit dem Gürtel, mit dem Schleier
Reißt der schöne Wahn entzwei."

Und wo sich dem Liebenden die Aussicht auf eine nahe Schäferstunde eröffnet, da heißt es (Ged. Die Erwartung):

„Der Gürtel ist von jedem Reiz gelöst,
Und alles Schöne zeigt sich mir entblößt."

Aber mit dem Aufgeben des jungfräulichen Standes sollen Anmuth und holde Scham das Weib nicht verlassen; daher sagt Robert (Ged. Der Gang nach dem Eisenhammer) zu dem Grafen:

„Denn ihr besitzt ein edles Weib,
Es gürtet Scham den keuschen Leib.
Die fromme Treue zu berücken
Wird nimmer dem Versucher glücken."

und in demselben Sinne spricht (Br. v. M. 5, 431) der Chor:

„Nimmer entweicht
Die Krone der Schönheit
Aus diesem Geschlechte;
Scheidend reicht
Eine Fürstin der andern
Den Gürtel der Anmuth
Und den Schleier der züchtigen Scham."

Endlich braucht Sch. ihn vollständig bildlich. So heißt es (Ged. Die Künstler, Str. 5) von der Wahrheit, die in dem Gewande der Poesie erscheint:

„Die furchtbar herrliche Urania —
Mit abgelegter Feuerkrone
Steht sie — als Schönheit vor uns da.
Der Anmuth Gürtel umgewunden,
Wird sie zum Kind, daß Kinder sie verstehn."

und (ebendas. Str. 21) von dem Menschen, dessen Lebensanschauung durch die Kunst verklärt wird:

„In Allem, was ihn jetzt umlebet
Spricht ihn das holde Gleichmaß an.
Der Schönheit goldner Gürtel webet
Sich mild in seine Lebensbahn.“

Schließlich wird dem Dichter der Gürtel zum Symbol der Liebe, wie (Ged. Die vier Weltalter), wo es heißt:

„Drum soll auch ein ewiges, zartes Band
Die Frauen, die Sänger umflechten,
Sie wirken und weben Hand in Hand,
Den Gürtel des Schönen und Rechten.
Gesang und Liebe im schönen Verein
Sie erhalten dem Leben den Jugendschein.“

Gustav, der Schwede (Wst. L. 6), König Gustav Adolph.

Güte und Größe (Ged.), ein Epigramm aus dem Jahre 1796. Die Güte offenbart sich in der wohlwollenden Gesinnung gegen den Nächsten, die Größe in der Bethätigung hervorragender Geisteskräfte. Jene ohne diese hat nur einen untergeordneten Werth und kann auch schwachen Charakteren eigen sein; die letztere ohne die erstere wird sich zwar in energischen Thaten äußern, aber auch leicht die Rechte Anderer kränken. Die Vereinigung beider gehört zu den Seltenheiten und bleibt, wie hier, meist ein frommer Wunsch.

H.

Haberrohr [Haber in einigen Mundarten für Hafer] oder Haferrohr, d. i. die Hirtenflöte. Die Hirten pflegten sich aus dem Rohr des Hafers (vergl. Pan), der sich in südlichen Gegenden viel kräftiger als bei uns entwickelt, eine Flöte zu schneiden; daher (Ged. Die Künstler):

„Des Waldes Melodie floß aus dem Haberrohr.“

Eben so heißt es von Paris (Iph. II, Zw.-H.):

„Und buhltest auf dem phryg'schen Kiele
Mit dem Olymp im Flötenspiele.“

und (Iph. IV, Zw.-H.) singt der Chor:

„Wie lieblich erklang
Der Hochzeitgesang,
Den zu der Cyther tanzlustigen Tönen,
Zu der Schalmei und dem libyschen Rohr
Sang der Kamenen
Versammelter Chor."

Habsburg, das alte Stammschloß des östreichischen Hauses auf dem 1820 Fuß hohen Willibaldsberge, nicht weit von Brugg im Canton Aargau. Das Schloß, von welchem außer den Mauern eines 70 Fuß hohen Thurmes nur noch wenige Ueberreste vorhanden sind, wurde im Jahre 1020 von dem Grafen Radbod von Altenburg erbaut, dessen Nachfolger das Besitzthum theils durch Heirathen, theils durch kaiserliche Schenkungen bedeutend erweiterten, so daß sie als Beschützer der benachbarten Cantone bald einen mächtigen Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten gewannen. Als nach dem Interregnum Rudolf v. Habsburg (vergl. Der Graf von H.) zum deutschen Kaiser erwählt wurde, ward er zugleich der Stifter des noch jetzt regierenden östreichischen Hauses; daher heißt es (W. T. V, 1) von dem Kaiser Albrecht:

„Der König ritt herab vom Stein zu Baden ꝛc.,
Die alte Veste Habsburg im Gesicht,
Wo seines Stammes Hoheit ausgegangen."

Dieses Ursprunges wegen wird das östreichische Kaiserhaus auch das Haus Habsburg genannt; daher sagt Rudenz (W. T. II, 1) zu seinem Oheim:

— — — — — — — „Nicht ertrag ich's,
Indeß die edle Jugend rings umher
Sich Ehre sammelt unter Habsburgs Fahnen,
Auf meinem Erb' hier müßig still zu liegen."

Hackmesser (W. T. IV, 1), s. Buggisgrat.

Hades (Iph. II, 4), s. Aides.

Haken (W. T. I, 1), einer der westlichen Ausläufer der Glarner Alpen zwischen Einsiedeln und Schwytz, nördlich vom Lowerzer See.

Halberstadt, eine der bedeutendsten Städte im Regierungsbezirk Magdeburg der preußischen Provinz Sachsen, war zur Zeit des dreißigjährigen Krieges der Hauptort des Fürstenthums Halberstadt. — Convent zu Halberstadt (Picc. II, 5), s. Oxenstierna. — Der Halberstädter (Picc. IV, 4) ist Herzog Christian von Braunschweig, s. unter Mansfeld.

Halbgott, s. Heros.

Halsproceß (K. u. L. III, 1), Verdeutschung für Criminalproceß, peinliche Rechtssache.

Hamburgische, Der, Dramaturgist ist Lessing, welcher 1767 von Berlin aus dem Rufe der Direction der Hamburger Nationalbühne gefolgt war, um die Leistungen derselben mit seiner Kritik zu überwachen. Seine in den Jahren 1767 und 1768 in einer Theaterzeitung erschienenen geistvollen Beurtheilungen sind unter dem Titel „Dramaturgie" zu einem klassischen Werke geworden, welches die Grundgesetze der dramatischen Dichtkunst besonders nach der Poetik des Aristoteles und nach dem Muster Shakespeare's erläutert, vor Allem aber Nachahmung der Natur verlangt. Im Hinblick auf Lessing's scharfe Feder sagt Sch. (F. Vorr.): „Freiheiten, welche ich mir mit den Begebenheiten herausnahm, wird der Hamburgische Dramaturgist entschuldigen."

Hamen (R. II, 3), ein beutelförmiges Netz.

Hamlet (Gstſ. 10, 132), ein bekanntes Trauerspiel Shakespeare's. Die citirten Worte, welche Hamlet (Akt 1, Sc. 5) seinem Freunde Horatio sagt, lauten in der Uebersetzung von Schlegel und Tieck:

„Es giebt mehr Ding' im Himmel und auf Erden
Als eure Schulweisheit sich träumt."

Hammer (Ged. Der Taucher) oder Hammerfisch, ein zur Familie der Haifische gehöriger 10—12 Fuß langer Fisch, dessen Kopf sich in zwei unförmliche Aeste verlängert, wodurch das Thier ein hammerartiges Ansehen erhält.

Hämus (Ged. Semele 1), der alte Name des Balkangebirges in der Türkei.

Handbube, s. Senne.

Handelsbilance (Par. II, 1), in der Kaufmannssprache, die Vergleichung der Einnahme und Ausgabe, der Rechnungsabschluß.

handlich, leicht zu handhaben, zu regieren; bei Sch. s. v. w. rührig Hülfe leistend; daher (W. T. IV, 1):

„Und, wie ich eines Felsenriffs gewahre,
Das abgeplattet vorsprang in den See —
Schrie ich den Knechten, handlich zuzugehn,
Bis daß wir vor die Felsenplatte kämen.“

in Tschudi's Chronik: „Er schry den Knechten zu, daß sie hantlich zugind.“

handlos, ein von Sch. gebildetes Wort, der Gegensatz von handlich (s. d.); also: nicht zu handhaben, nicht anzufassen, bei Sch. s. v. w. keine Hülfe gewährend; daher (W. T. IV, 1):

„Handlos und schroff ansteigend starren ihm
Die Felsen, die unwirthlichen, entgegen.“

Handschuh (W. T. III, 3), s. Ritter.

Handschuh, Der (Ged.), eine poetische Erzählung aus dem Jahre 1797. Die Quelle für dieselbe ist nach Viehoff's Angabe eine Anekdote, welche S. Foix in seinem „Essay sur Paris“ aus der Zeit Königs Franz I. mittheilt, der ein großer Liebhaber von Thierkämpfen war. Der Inhalt der Anekdote ist mit dem Verlauf der Handlung, wie das Gedicht ihn darbietet, vollständig übereinstimmend. Uebrigens ist das Factum selbst wohl weniger als ein historisches, sondern eher als eine wandernde Sage zu betrachten, da man auch bei mehreren spanischen Schriftstellern

Anspielungen auf einen gewissen Don Manuel Ponce de Leon antrifft, dem etwas Aehnliches begegnet sein soll. Sch. selbst nennt das Gedicht „ein Nachstück zum Taucher", während Goethe es als ein „Gegenstück" bezeichnet, und in der That ist ein aufmerksamer Vergleich der beiden Fürsten, so wie beider Helden und beider Geliebten von besonderem Interesse. Da dem Gedichte eine regelmäßige Strophenabtheilung fehlt, und mehr noch, da es sich hier nicht um die Veranschaulichung einer Idee handelt, so hat Sch. es nicht als Ballade, sondern einfach als Erzählung bezeichnet, der aber gerade durch diese größere Freiheit, die sich besonders auch auf das Versmaß erstreckt, eine außerordentlich effectvolle Darstellung zu Theil geworden ist. — Die in der Anmerkung beigefügte Lesart des Musenalmanachs, eine Aenderung des Schlusses, wie ihn die Anekdote giebt, „le jette au nez de la Dame" hatte der Dichter aus Höflichkeitsrücksichten gewählt; später jedoch veranlaßte ihn seine richtige psychologische Reflexion, durch die jetzige Lesart die Uebereinstimmung mit dem Original wieder herzustellen.

Hannibal (R. I, 2), der Sohn Hamilcar's und Feldherr der Karthager, der unversöhnlichste Feind der Römer, wurde den letzteren besonders im zweiten punischen Kriege gefährlich. Er starb 183 v. Chr.

Hans, Herzog (W. T. V, 1), im Acc. Hansen (W. T. II, 2), s. Johann von Schwaben.

Hans auf der Mauer (W. T. Perf.-Verz.), ein Name, der, wie die drei folgenden (Jörg im Hofe, Ulrich der Schmid, Jost von Weiler) alten Urkunden entlehnt ist.

Harem (Tur. III, 7), arab.; zunächst etwas Verbotenes, Heiliges; ferner besonders die Frauenwohnung der Muhamedaner. Vergl. Serail.

Härenes Gewand (Ged. Ritter Toggenburg), eine aus grobem Haartuch bestehende Kutte, wie sie die Kapuziner und andere Mönche zu tragen pflegen.

Harlekin (F. I, 7), ital. arlecchino, fr. arlequin, von schwer zu bestimmendem Ursprunge. Jetzt heißt Harlekin s. v. w. Possenreißer, Hanswurst, eine bekannte Persönlichkeit, die ehemals in Lustspielen nicht fehlen durfte und die schon durch ihren aus bunten Flicken zusammengenähten Anzug, „Harlekinsmaske" (bildl. Sp. u. d. L.), noch mehr aber durch ihre albernen Sprünge (daher R. II, 3 „Harlekinssprung") Lachen erregte. Solcher Lächerlichkeit halber nennt auch Fiesco seinen Roman mit Julia (F. IV, 13) eine Harlekinsleidenschaft.

Harmónia (Myth.), eine Tochter des Mars und der Venus, war mit dem Könige Kadmus vermählt und wurde bei ihrer Hochzeit ihrer ungemeinen Schönheit und Lieblichkeit wegen von allen Göttern besucht und beschenkt. Von ihren Kindern nennt Sch. den Polydor und die Semele. Von Kadmus heißt es (Phön.):

„Dem Könige gebar der Venus Tochter
Harmonia den Polydor."

In (Ged. Semele 1), wo Sch. die Harmonia irrthümlich Hermione (vergl. d.) nennt, sagt Juno:

„Wehe, deinen Stolz zu beugen,
Mußte Venus aus dem Schaume steigen!
Götter bethörte,
Menschen und Götter ihr zaubrischer Blick!
Wehe, deinen Gram zu mehren
Mußt' Hermione (richtig: Harmonia) gebären,
Und vernichtet ist dein Glück!"

Harmonie, aus dem gr., so viel wie Uebereinstimmung, Zusammenklang, wie (Ged. D. Triumph d. Liebe) „Saitenharmonie", bedeutet in der Musik die angenehme Wirkung, welche durch zueinander passende Klänge von verschiedener Tonhöhe bei ihrer Vereinigung zu einem Ganzen hervorgebracht wird; daher sagt die personificirte Musik (H. d. K):

„Ein holder Zauber spielt um deine Sinnen,
Ergieß' ich meinen Strom von Harmonien."

Zunächst braucht Sch. es vergleichend. So erscheinen der Amalia (Ged. Amalia) die Küsse ihres Jünglings, als ob

„Harfentöne in einander spielen
Zu der himmelvollen Harmonie."

Desgleichen heißt es (Ged. Die Erwartung) von angenehm klingenden Naturlauten:

„Mein Ohr umtönt ein Harmonienfluß,
Der Springquell fällt mit angenehmem Rauschen."

Meist aber braucht er es in bildlichem Sinne, wie (Ged. Die Künstler), wo es von dem veredelnden Einfluß heißt, den die Kunst selbst unter betrübenden Verhältnissen ausübt:

„Wo tausend Schrecken auf ihn zielen,
Folgt ihm ein Harmonienbach."

Desgleichen sagt er (ebendas.) von den Menschen, welche die Erscheinungen der Natur zu künstlerischen Gebilden vereinigen:

„Ihr lerntet in harmon'schem Band
Gesellig sie zusammengatten."

Eben so ist (Sp. d. Sch.) von einer Harmonie der „Neigungen und Charaktere", (D. C. II, 8) von dem „entzückenden Zusammenklang der Seelen", (R. I, 1) von der „Harmonie der Geister", (R. IV, 5) von der göttlichen Harmonie in der seelenlosen Natur die Rede; und (D. C. III, 3) sagt Herzog Alba von der Königin und dem Prinzen, sie seien

— — — — — — „Verschwistert
Durch Harmonie der Meinung und der Jahre."

Endlich heißt es (Menschenf. 7) als Anforderung an den Menschen, den Frieden in seinem Herzen herzustellen: „Sei vollkommen! Zahllose Harmonien schlummern in dir, auf dein Geheiß zu erwachen."

Hartschier, gew. Hatschier (verderbt aus dem franz. archer, vom lat. arcus, der Bogen), ein Bogenschütze; gegenwärtig noch der Name für des östreichischen Kaisers (Wst. T. V, 2) Leibgarde zu Fuß.

hasseliren (R. II, 3), richtiger haseliren, d. i. Possen treiben, toben.

Hastinbeck, richtiger Hastenbeck, ein Dorf unweit Hameln in Hannover. Die „Bataille bei Hastinbeck" (Gstf. 10, 143) fand am 26. Juli 1757 statt, wo der Herzog von Cumberland, Sohn des Königs Georg II. von England, von den Franzosen unter General Chevert gedrängt, das Schlachtfeld übereilt verließ und dadurch den Vortheil, der sich schon auf seine Seite neigte, verloren gab. Vergl. Archenholz, Gesch. d. siebenj. Krieges, S. 80.

Haus, Das enge (R. V, 2), mildernder (euphemistischer) Ausdruck für Sarg.

Hausgott (Br. v. M. 5, 402), s. Penaten.

Haushofmeister (Menschenf. 5), ein Wirthschaftsverwalter; (Mcb. I, 13), s. v. w. Diener. Schlegel u. Tieck übersetzen hier: „Wir meinten ihn anzumelden."

Hausrecht (W. T. I, 1), ein Recht, welches dem beleidigten Ehemanne nach römischen und deutschen Gesetzen zustand.

Hay oder Haifisch, ein in allen Meeren vorkommender 20—30 Fuß langer Fisch, mit ungeheurem Rachen und 6 Reihen dreieckiger Zähne. Er wird auch Menschenfresser genannt; daher bezeichnet ihn Sch. (Ged. Der Taucher) als „des Meeres Hyäne".

Haymarket (Ged. Pegasus im Joche), ein Marktflecken in England. Einem uralten Rechte zufolge dürfen Ehefrauen, die sich der Untreue gegen ihren Gatten schuldig gemacht, daselbst, an einem Strick geführt, zu Markte gebracht und öffentlich feil geboten werden.

Hebe (Myth.), eine Tochter des Zeus und der Here, die Göttin der Anmuth und jugendlichen Schönheit, wird von Sch. als Sinnbild dieser Eigenschaften gebraucht; daher (Ged. Hero und Leander):

„Hero, schön wie Hebe blühend."

und (Br. v. M. 5, 431) begrüßt der Chor die jugendliche Beatrice mit den Worten:

„An der Schwelle empfangen
Wird dich die immer blühende Hebe.“

d. h. eine Schaar junger Mädchen. — Die bildende Kunst stellt die Hebe gewöhnlich mit einem rosengeschmückten Kleide und mit einer Schale dar, da sie im Olymp das Amt hatte, den Göttern den Nektar zu reichen; deshalb heißt es auch von dem den Göttern sich verwandt fühlenden Dichter (Ged. Dithyrambe):

„Reich ihm die Schale! schenke dem Dichter
Hebe nur ein!“

Hedwig, Tell's Gattin (W. T. Pers.-Verz.), eine geschichtliche Persönlichkeit.

Heerd, zunächst die Feuerstelle, dann auch in höherer Bedeutung der Altar, wie (Ged. Hektor's Abschied):

„Kämpfend für den heil'gen Heerd der Götter.“

Heidelberg (Picc. IV, 1), Stadt im Unterrheinkreise des Großherzogthums Baden, zur Zeit des dreißigjährigen Krieges Hauptstadt der Rheinpfalz, ist bekannt durch seine reizende Umgebung, sowie durch eine großartige Schloßruine, in deren Keller ein mächtiges, 250 Fuder haltendes Faß gezeigt wird.

Heiden (J. v. O. Prol. 3), s. Jerusalem.

Heiduck (K. u. L. IV, 6 — Gstf. 10, 210) oder richtiger Haiduck, von dem ungar. haidu, d. i. ein leichtbewaffneter Fußsoldat; gew. ein großer, kräftiger Diener in ungarischer Tracht, besonders zum Tragen der Sänften.

Heinrich IV. (Wst. T. V, 3), König von Frankreich und Navarra (1589—1610), mit welchem das Haus Bourbon auf den Thron kam, bekannte sich von seiner Jugend her zum Protestantismus, hatte sechs Jahre mit der Ligue zu kämpfen, siegte zwar (1590) bei Jvry, wurde aber erst, nachdem er zum Katholicismus übergetreten, allgemein anerkannt. Durch das Edict von Nantes (1598), welches den Protestanten freie Religionsübung

und Zutritt zu den Staatsämtern verhieß, zog er sich das Mißtrauen der Katholiken, besonders aber den Haß der Jesuiten zu. Als er Frankreich innerlich beruhigt und Handel und Gewerbe wieder aufblühen sah, ging er mit dem Plane um, das Habsburgische Regentenhaus zu schwächen, ganz Europa in eine bestimmte Anzahl gleich mächtiger Staaten zu theilen und so der Welt die Aussicht auf einen dauernden Frieden zu gewähren. Der beste Anlaß zu diesem Plan schien ihm der Jülich-Clevische Erbfolgestreit, in den er sich zu mischen beabsichtigte. Vorläufig schickte er den deutschen protestantischen Fürsten Hülfsgelder und beschäftigte sich mit den Zurüstungen zu einem Heereszuge nach Deutschland. Indessen verlangte seine Gemahlin, daß er sie für den Fall seines etwaigen Ablebens vorher krönen lassen solle. Nach wiederholtem Ablehnen dieser Forderung willigte er endlich ein, sagte aber zu seinem treuen Minister Sully: „Ach, mein Freund, wie sehr mißfällt mir diese Krönung! Ich weiß nicht, was es ist, aber mein Herz prophezeiht mir Unglück. Bei Gott! ich werde in dieser Stadt sterben, ich werde nie hinauskommen! Sie werden mich umbringen, denn ich sehe wohl, daß sie kein anderes Mittel haben als meinen Tod.“ Die Krönung der Königin ward am 13. Mai 1610 vollzogen. Als Heinrich am folgenden Tage durch die Straßen von Paris fuhr, um sich die festlichen Zurüstungen anzusehen, mit denen die Bürger für den feierlichen Einzug der Neugekrönten beschäftigt waren, wurde er in einer engen Gasse, durch welche sein Wagen des Gedränges wegen nicht hindurch konnte, von Franz Ravaillac, vermuthlich einem Werkzeuge der Jesuiten, ermordet.

Heinrich (J. v. O. II, 1). Es ist Heinrich V. von England (1413—1422) gemeint, welcher durch den Vertrag von Troyes auch König von Frankreich wurde.

Heinrich VII. (Wrb. I), Sohn der Margarethe von Lancaster, mit dem das Haus Tudor auf den englischen Thron kam, regierte von 1485—1509; s. Warbeck.

Heinrich VIII. (M. St. I, 7), der Sohn Heinrich's VII. aus dem Hause Tudor, regierte von 1509—1547. Seine Schwester Margarethe war an König Jakob IV. von Schottland vermählt, dessen Sohn, Jakob V., Maria Stuart's Vater war. Daher nennt diese Heinrich VIII. ihren „Großohm". Heinrich VIII. war eine leidenschaftliche, despotische Natur, gegen deren eisernen Willen das Parlament sich völlig unselbständig und machtlos verhielt; daher sagt M. St. zu Lord Burleigh:

„Ich sehe diesen hohen Adel Englands,
Des Reiches majestätischen Senat,
Gleich Sclaven des Serails den Sultanslaunen
Heinrich's des Achten, meines Großohms, schmeicheln."

Als eifriger Katholik schrieb Heinrich gegen Luther eine lateinische Streitschrift zur Vertheidigung des Ablasses und der sieben Sacramente; da der Papst ihn aber von seiner Gemahlin Katharina, der Tochter des Königs Ferdinand von Aragonien, nicht scheiden wollte, so sagte er sich von ihm los und ließ mit Zustimmung des Parlaments seine Ehe durch den Erzbischof Cranmer trennen, worauf er sich mit Anna von Boleyn (M. St. III, 4 A. v. Boulen) vermählte. In Beziehung auf die kirchlichen Angelegenheiten verfuhr er durchaus selbständig; er ließ sich von allen Geistlichen den von ihm eingeführten Suprematseid leisten, wodurch er sich für das Oberhaupt der englischen Kirche erklärte; die Klöster wurden eingezogen und Katholiken wie Protestanten hingerichtet, wenn sie die von dem Bischof Gardiner mit Zustimmung des Parlaments aufgestellten sechs Glaubensartikel nicht beschwören wollten. Gleich gewaltsam und willkürlich verfuhr er in Beziehung auf seine eigenen Familienangelegenheiten. Von seinen sechs Gemahlinnen ließ er zwei, Anna Boleyn und Katharina Howard enthaupten, von den drei übrigen sich scheiden; eben so erklärte er seine Töchter Maria aus der ersten und Elisabeth aus der zweiten Ehe für unfähig zu regieren; und zu dem Allen hatte das Parlament seine Zustimmung zu geben, daher sagt Maria Stuart (ebendas.):

„Ich sehe dieses edle Oberhaus,
Gleich feil mit den erkäuflichen Gemeinen,
Gesetze prägen und verrufen, Ehen
Auflösen, binden, wie der Mächtige
Gebietet, Englands Fürstentöchter heute
Enterben, mit dem Bastardnamen schänden
Und morgen sie zu Königinnen krönen."

Auf Heinrich VIII. folgte sein Sohn Eduard VI. (1547—1553) aus seiner dritten Ehe mit Johanna Seymour, obwohl Heinrich den Beschluß der Regierungsunfähigkeit seiner beiden Töchter zurückgenommen hatte. Nachdem unter Eduard VI. der Erzbischof Cranmer die Reformation geleitet, bestieg Heinrich's VIII. älteste Tochter Maria (1553—1558) den Thron, welche die katholische Kirche wieder herstellte und Cranmer und viele andere Protestanten verbrennen ließ. Ihr folgte Heinrich's zweite Tochter Elisabeth (1558—1603), die sich gleich nach ihrer Thronbesteigung den Suprematseid leisten ließ und somit die Begründerin der bischöflichen oder Hochkirche in England wurde. Mit Beziehung auf diesen schnellen Wechsel der Regierungen sagt M. St. (ebendas.):

„Ich sehe diese würd'gen Peers mit schnell
Vertauschter Ueberzeugung unter vier
Regierungen den Glauben viermal ändern."

Heinriche, Große (Sp. u. d. L.); der Dichter denkt an die deutschen Kaiser, welche diesen Namen führten. Man zählt deren sieben, zwischen 918 und 1313.

Heinrich's Hof (D. C. I, 2). König Heinrich II. von Frankreich (1547—1559) hatte weder Geschick noch Lust zu regieren und war froh, daß seine Geliebte Diana v. Poitiers, die ihn vollständig beherrschte, die Lenkung der Staatsangelegenheiten in die Hand nahm. Seine Geschichte ist daher weniger eine Geschichte seiner Regierung als die der Hofparteien, daher sagt auch Marquis Posa von Heinrich's Tochter, Elisabeth v. Valois, der Gemahlin König Philipp's:

„Ist sie in Spanien dieselbe noch,
Die sie vordem an Heinrich's Hof gewesen,
So find' ich Offenherzigkeit."

Hekate (Myth.), eine der dunkeln, mystischen Gestalten der antiken Götterlehre (s. Götter). Homer nennt sie nicht. Sie war theils eine Göttin des Glückes und des Gedeihens, theils eine Mond- und Nachtgöttin. Bei Späteren ist sie eine unterirdische Göttin und eine unheimliche, dunkeln Mächten gebietende Zauberin. Sie wird daher auch bei Zaubereien und Beschwörungen angerufen. Weil sie eine Mondgöttin war, wird sie auch mit Artemis zusammengeworfen, die ihrerseits auch Hekate genannt wird, so erklärt sich, daß Sch. (Phön. im griech. Texte des Surip. v., 109) die Antigone ausrufen läßt: „Ha Tochter der Latona! Ehrwürdge Hekate!" — Hekate stand dem Zeus in dem Gigantenkriege bei, sie ward daher nicht, wie die anderen Titanen, in den Tartarus gestürzt, sondern als ein Liebling des Zeus mit großer Macht im Himmel, auf der Erde, über das Meer und selbst über die Unterwelt begabt. Vergl. Mcb. IV, 2; Bd. 6, 265. Da ihr Thun und Wirken nächtlich ist, so kann sie einfach als Göttin der Nacht bezeichnet werden und ist bei Sch. meist nichts Anderes als die Personification der Nacht. So sagt Juno (Ged. Semele 1) zu Semele:

„O Schande! Schande! die den keuschen Tag
Zurück in Hekate's Umarmung schleudert."

eben so heißt es (Ged. 4. B. d. Aen. 35):

„Winkt Hekate der lauten Welt zur Ruh."

ferner (Mcb. II, 3):

„Die Zauberei beginnt
Den furchtbarn Dienst der bleichen Hekate."

und (Mcb. III, 5):

— — — — — — „Eh' noch die Fledermaus
Den ungesell'gen Flug beginnt, eh' auf
Der bleichen Hekate der Käfer,
Im hohlen Baum erzeugt, die müde Nacht
Mit seinem schläfrigen Gesums einläutet,
Soll eine That von furchtbarer Natur
Vollzogen sein."

In Beziehung auf ihre Macht über das Meer heißt es (Ged. Hero und Leander) von den lustigen Delphinenschaaren:

„Sie, die Einzigen, bezeugten
Den verstohlnen Liebesbund;
Aber ihnen schloß auf ewig
Hekate den stummen Mund."

Mit Rücksicht auf ihre Macht über die Unterwelt heißt es (Ged. 4. B. d. Aen. 127) von dem Ende der Dido:

„Denn da kein Schicksal, kein Verbrechen,
Verzweiflung nur sie abrief vor der Zeit,
So hatte Hekate den unterird'schen Bächen
Das abgeschnittne Haar noch nicht geweiht."

Nach Virgil ist es Iris, welche das Haar abschneidet, zum Zeichen, daß die Sterbende der Unterwelt geweiht sei. Auch die hinterbliebenen Trauernden pflegten sich das Haar abzuschneiden; daher sagt Iphigenie zu ihrer Mutter (Iph. V, 6):

„Versprich mir,
Dein Haar nicht abzuschneiden, auch kein schwarzes
Gewand um dich zu schlagen."

Hekatómbe (Ph. I, 3), von dem gr. hekatón, hundert; ein Opfer (s. d.) von 100 (oder wenigstens vielen) Thieren, besonders Rindern, welches bei großen Feierlichkeiten den Göttern dargebracht wurde.

Hektor, der Sohn des Priamus und der Hekuba, der Führer der trojanischen Schaaren, war mit Andrómache (vergl. Ged. Hektor's Abschied), der Tochter des Königs Eëtion von Theben, vermählt. Als Achilles seinen Freund Patroklus im Kampfe verloren, beschloß er, an den Trojanern furchtbare Rache zu nehmen und mordete schonungslos, was ihm nur irgend begegnete; daher sagt Andromache (ebendas.) bei dem Abschiede von ihrem Gatten:

„Will sich Hektor ewig von mir wenden,
Wo Achill mit den unnahbarn Händen
Dem Patroklus schrecklich Opfer bringt?"

Nachdem Achilles die Trojaner, die unter Hektor's Anführung einen Ausfall gemacht, zurückgeschlagen und Alles bereits hinter den Mauern wieder Schutz gefunden, war Hektor noch allein zurückgeblieben, wo Achilles ihm begegnete. Es entspann sich ein Kampf, in welchem Hektor fiel, der der Schutz und Schirm von Troja gewesen war und an dessen Leben das Geschick der Stadt hing. Die Liebe zu seinem Vaterlande begleitete ihn selbst bis in den Tartarus; denn als der letzte Kampf begann, der Troja's Untergang herbeiführte, da erzählt Aeneas (Ged. 2. B. d. Aen. 46):

„Da sah ich Hektor's Schattenbild
Im Traumgesichte mir erscheinen,
In tiefe Trauer eingehüllt,
Ergossen in ein lautes Weinen."

Und als die rachedürstenden griechischen Schaaren endlich der Königsburg sich nahen, da ruft Hekuba (Ged. 2. B. d. Aen. 91) ihrem Gemahl zu:

„Und wäre selbst mein Hektor noch zugegen,
Jetzt helfen Schwert und Lanzen uns nicht mehr."

Hektor's Abschied (Ged.), ein Lied, welches zuerst in den Räubern (II, 2) erschien, wo es von Amalia gesungen wird. Erst später erhielt es die jetzige Gestalt, in der es eine ruhigere Haltung und eine größere Vollendung der Form zeigt. Sch.'s Vorbild ist hier Homer, welcher in der Iliade (VI, 395 ꝛc.) diese Abschiedsscene auf die rührendste Weise schildert. Indessen ist Sch.'s Hektor keinesweges der Homer's, bei dem die Abschiedsworte also lauten:

„Auf, zum Gemache hingehend, besorge du deine Geschäfte,
Spindel und Webestuhl, und gebeut den dienenden Weibern,
Fleißig am Werke zu sein. Der Krieg gebühret den Männern
Allen und mir am meisten, die Ilios Veste bewohnen."

Bei Sch.'s Hektor, der die Geliebte ermahnt, nicht zu trauern, muß also an das schwärmerische Paar, an Karl Moor und Amalia, gedacht werden.

Hékuba (griech. Hékabe), die Tochter des Königs Dymas, die zweite Gemahlin des Königs Priamus von Troja. Sie gebar dem Priamus 19 Söhne (Il. 24, 495), unter denen Hektor der älteste war. Außerdem hatte sie eine große Anzahl von Töchtern. Aeneas sagt (Ged. 2. B. d. Aen. 88):

„Ich sah auch Hekuba und ihre hundert Töchter."

wörtlich bei Virgil „centum nurus", d. h. mit dichterisch abgerundeter Zahl „zahlreichen Schwiegertöchter". Unter ihren Kindern kommen bei Sch. an verschiedenen Stellen vor: Deïphobus, Paris, Polydórus, Kassandra, Kreüsa und Polyxena. In dem Kampfe vor Troja hatte Hekuba das Unglück, ihre sämmtlichen Söhne, und bei dem Untergange der Stadt endlich auch ihren Gemahl fallen zu sehen. Als die Griechen sich hierauf in die Beute theilten, fiel sie dem Odysseus als Sclavin zu. Sch. zeigt sie von den Siegern ehrenvoll behandelt (Ged. Das Siegesfest):

„Nestor jetzt, der alte Zecher,
Der drei Menschenalter sah,
Reicht den laubumkränzten Becher
Der bethränten Hekuba."

Ihr Ende, wie überhaupt ihre Geschicke nach dem Falle Troja's werden verschieden erzählt. Von Euripides haben wir ein Stück, welches ihren Namen trägt.

Hélena, die Tochter der Leda (s. d.) und des Zeus, oder der Leda und ihres Gatten, des spartanischen Königs Tyndareus (Iph. I, 1), die Schwester der Phöbe und der Klytämnestra, zeichnete sich durch ihre außerordentliche Schönheit aus, weshalb sie schon als zehnjähriges Mädchen von Theseus (Ph. I, 1), dem Könige von Attika, geraubt ward, dem sie die Iphigenia gebar. Während Theseus sich in die Unterwelt begab, um die Proserpina aus derselben zu entführen, wurde Helena von ihren Brüdern (Iph. III, Zw.-H.) Kastor und Pollux (s. Dioscuren) zurückgeholt, worauf sie die Gattin des Menelaus wurde. Als sie diesem später durch Paris (s. d.), den Sohn des trojanischen

Königs Priamus (Iph. I, Zw.-H.), entführt wurde, entstand ihretwegen der trojanische Krieg. Bei dem Untergange Trojas wollte Aeneas (Ged. 2. B. d. Aen. 101), der sie als die allein Schuldige betrachtete, Rache an ihr nehmen, als Venus selbst (ebendas. 103) für sie eintrat und sie einem schmachvollen Tode entzog. Die Schönheit der Helena ist sprüchwörtlich geworden, besonders für solche Frauen, die durch ihre Schönheit Unheil anrichten; daher sagt Paulet (M. St. I, 1) von Maria Stuart:

„O, Fluch dem Tag, da dieses Landes Küste
Gastfreundlich diese Helena empfing!"

Hélikon (Ged. Semele 2), ein Berg in Böotien, der Sitz des Apollo und der Musen; daher sagt Juno (ebendas.) in symbolischer Ausdrucksweise zu Semele:

„Ha, meine Tochter! — die Begeisterung
Erhebt dein Herz zum helikon'schen Schwung."

Hélios (Myth.), der Sohn des Titanen Hyperion und der Thia (oder gr. Theia), wurde, obwohl er in Griechenland wie in Rom seine Tempel hatte, doch als eine fremde, asiatische Gottheit betrachtet, später aber häufig mit Apollo (s. d.), verwechselt. Selene (Luna) und Eos (Aurora) sind seine Schwestern. Des Morgens erschien zuerst Eos in der Ostgegend des Himmels; dann aber folgte Helios, der, wie Homer singt, den Unsterblichen, wie den Sterblichen leuchtet. Aus dem goldenen Helme schaut des Jünglings schönes Auge schreckend hervor, glühende Strahlen umblitzen ihn, und glänzende Locken umwallen sein leuchtendes Antlitz. Ein lichtes Gewand, gewebt von der Winde Odem, umschimmert ihn, und den Himmel hinab schnauben unter ihm die muthigen Rosse. Daher heißt es (Ged. Die Götter Griechenlands, Str. 3):

„Wo jetzt nur, wie unsre Weisen sagen,
Seelenlos ein Feuerball sich dreht,
Lenkte damals seinen goldnen Wagen
Helios in stiller Majestät."

Wenn er am Abend die Bahn des Himmels durchlaufen hatte, so senkte er sich im Westen in den Ocean, wandte sich dann in

einem geflügelten Schiffe nach Norden und kehrte am folgenden Tage nach Osten zurück. Wie er Alles bescheint, so zieht er auch Alles an's Licht; daher (Ged. Die Kraniche des Ibykus) die Antwort auf die Frage nach den Mördern:

„Nur Helios vermag's zu sagen,
Der alles Irdische bescheint."

Häufig (Ged. 2. B. d. Aen. 73 u. 133. — 4. B. d. Aen. 21) wird er auch Titan genannt, wie (Ged. Klage d. Ceres):

„Titan, deine Strahlen alle
Sandt' ich nach der Theuren Spur."

Hellas, der mittlere Theil Griechenlands, im Norden des korinthischen Meerbusens; es war der Name, den die Griechen (dieses ist die lateinische Bezeichnung des Volkes) ihrem Lande gaben, wie (Ged. Das Glück, V. 46), wo es aber nicht „Hella's bestes Geschlecht", sondern Hellas' b. Geschl. heißen müßte. Eben so nannten sich die Griechen selbst Hellenen, wie (Ged. Kassandra), wo es in Beziehung auf Achilles heißt:

„Denn den besten der Hellenen
Hofft sie bräutlich zu umfahn."

Helle, die Tochter des Athämas, Königs von Böotien, und Schwester des Phrixus. Athämas, welcher Ino (vergl. Leukothea), des Kadmus Tochter, liebte, hatte seine rechtmäßige Gemahlin Néphele verstoßen. Als Stiefmutter des Phrixus und der Helle sann Ino auf Ränke, um die beiden Kinder aus dem Wege zu räumen. Sie ließ nämlich Mißwachs entstehen und bestach das von Athämas befragte Orakel, welches die Kinder der Néphele als Götterverächter bezeichnete und verlangte, daß dieselben geopfert würden. Dieses Opfer sollte Athämas als Priester selber vollziehen; aber Néphele stieg vom Olymp herab und brachte den Kindern Rettung, indem sie ihnen einen Widder mit goldenem Felle zuführte, auf welchem die beiden unglücklichen Schlachtopfer flohen; daher (Ged. Hero und Leander): „Helle mit dem Bruder fliehend". Auf dieser Flucht hatte Helle das Unglück, in das Meer zu stürzen, welches nach ihr den Namen

Hellespontos (Ged. Das Siegesfest) od. Hellespont (Ged. Hero u. Leander), d. i. die Dardanellen, erhielt. Phrixus kam glücklich nach Kolchis, opferte den Widder und hing dessen Vließ (Fell) im Haine des Ares auf, wo es der durch seine Grausamkeit berüchtigte König Aëtes durch einen feuerschnaubenden Drachen bewachen ließ. Dieser Schatz wurde um 1250 v. Chr. von Jason, dem Anführer des berühmten Argonautenzuges, unter vielen Schwierigkeiten wieder zurückgeholt, eine Thatsache, auf welche König Sigismund (Dem. I) mit den Worten anspielt:

„Manches ist noch übrig,
Eh' ihr das goldne Widderfell erobert."

d. h. ehe ihr das ersehnte Ziel erreichet.

Hellebarde (F. V, 12), aus dem deutschen Helmbarte entstanden, von Helm (Stiel) und Barte (Beil), d. h. ein Spieß mit einer Barte oder Axt (W. T. I, 2), daher auch Streitaxt (W. T. I, 4), so daß mit demselben sowohl gehauen als gestochen werden kann; woher auch die bekannte Redensart: „das ist weder gehauen, noch gestochen". — Hellebardiere (Wst. T. V, 7 — J. v. O. IV, 6), Soldaten, welche eine Hellebarde tragen.

Hellenen (Ged. Kassandra), s. Hellas.

Hellespontos od. **Hellespont**, s. Helle u. Dardanellen.

Heloïse (Gstſ. 10, 233), die Nichte des Kanonikus Fulbert zu Paris, bekannt durch ihre Schönheit und ihre Liebe zu ihrem Lehrer Abälard. Gewaltsam von demselben getrennt, nahm sie den Schleier und erbat sich nach Abälard's Tode (1142) dessen Leichnam. Beide ruhen seit 1828 in einem eigens erbauten Grabmale auf dem Kirchhofe des Père Lachaise zu Paris.

Hémera (Myth.), gr. „Tag" und dann die Tochter des Erĕbus und der Nacht, und die Tagesgöttin. Sie wohnt in der Unterwelt, steigt aber jeden Morgen herauf, um der Oberwelt das Licht zu spenden. Sie wird oft mit Eos (s. d.) gleich-

bedeutend genommen, wie (Ged. Die Götter Griechenlands; Anm. Str. 3):

„Prangender erschien die Morgenröthe
In Hemerens rosigtem Gewand.“

In der Octavausgabe steht irrthümlich Hymere.

Hennegauer (J. v. O. Prol. 3), Bewohner des Hennegau (frzs. Hainaut), welcher ehemals zu dem Herzogthum Burgund gehörte, jetzt aber eine Provinz des Königreichs Belgien bildet.

Hephästos (Myth.), bei den Römern Vulcan, war der Sohn des Zeus und der Here, oder einer anderen Annahme zufolge der Here allein, die ihn unabhängig von Zeus erschaffen hatte, um sich für die Entstehung der Athene aus dem Haupte des letzteren Genugthuung zu verschaffen. Da das Kind häßlich und mißgestaltet war, so wurde es von seiner Mutter aus dem Olymp auf die Erde herabgeworfen und in Folge dessen hinkend (Il. 18, 394; 1, 590). Indessen wurde ihm ein Ersatz durch die ihm verliehene Geschicklichkeit. Er war nämlich der Gott des Feuers und der Metallarbeiter, weshalb er auch den lateinischen Beinamen Múlciber, d. h. der Erweicher, führt. Als solcher erscheint er (Ged. Das Eleusische Fest; Str. 16):

„Und es kommt der Gott der Esse,
Zeus erfindungsreicher Sohn,
Bildner künstlicher Gefäße,
Hochgelehrt in Erz und Thon.“

Besonders schmiedete er dem Achilles (Iph. IV, Zw.-H.) die goldene Rüstung und (Ged. Das Glück, V. 44) den herrlichen Schild, welchen Homer im 18ten Gesange der Ilias genau beschreibt, und von dem es (Ged. Die vier Weltalter, Str. 4) heißt, daß

— — — „der erfindende Sohn des Zeus
Auf des Schildes einfachem Runde
Die Erde, das Meer und den Sternenkreis
Gebildet mit göttlicher Kunde.“

Da Vulcan der Gott des Feuers ist, so braucht Sch. seinen Namen sogar für das letztere selbst, wie (Ged. 2. B. d. Aen. 55):

„Schon liegt, besiegt vom prasselnden Vulcan,
Deiphobus erhabne Burg im Staube."

Auch spielt er bei der Beobachtung der Schmiede (Ged. Der Spaziergang, Str. 107) auf ihn an:

„Mulcibers Amboß tönt von dem Tact geschwungener Hämmer,
Unter der nervigten Faust spritzen die Funken des Strahls."

und (R. I, 2) werden die Ketten der Galeerensclaven hyperbolisch als das „Eisenmagazin Vulcans" bezeichnet.

Hérakles (Myth.), bei den Römern Hércules, als Enkel des Alkäos auch Alkides, abgek. Alcid (Ged. Das Ideal und das Leben — Ph. II, 2), genannt, war der Sohn des Zeus und der Alkmene, der Gemahlin des Amphitryon, dessen Gestalt Zeus annahm, um das jugendliche Weib zu überlisten. Als die Zeit der Geburt kam, schwur Zeus den Göttern, daß der Knabe, der heut aus dem Geschlechte des Perseus (aus welchem Amphitryon stammte) werde geboren werden, dieses ganze Geschlecht beherrschen solle. Juno aber, des Zeus Gemahlin, suchte diesen zu überlisten, indem sie die Entbindung der Alkmene verzögerte (vergl. Here, Lucina). Zugleich eilte sie nach Argos, wo sie die Entbindung der Nikippe um zwei Monat verfrühte, so daß der schwächliche Eurystheus (gleichfalls aus dem Geschlechte des Perseus) nun früher als Hercules geboren wurde. — Indessen mußte der Schwur des Zeus doch erfüllt werden, und der starke Hercules wurde (Ged. Das Ideal und das Leben)

„Tief erniedrigt zu des Feigen Knechte",

d. h. wurde der Knecht des schwachen Eurystheus, der ihm unter andern Arbeiten auch die Tödtung des nemeischen Löwen und der lernäischen Hydra (s. d.) auftrug. Der Befreiung der Alceste, der Gemahlin Admets (s. d.), unterzog er sich freiwillig, indem er den Kahn des Charon bestieg und sie aus der Unterwelt

herauf holte; daher heißt es (Ged. Die Götter Griechenlands, Str. 11):

„Vor dem Wiederforderer der Todten
Neigte sich der Götter stille Schaar.“

Außerdem that Hercules noch viele andere gewaltige Thaten und dehnte, nach der Sage, seine Züge bis an das damalige Ende der Erde, die Meerenge von Gibraltar aus, wo er auf den Bergen Calpe und Abyla zwei Säulen als Grenzsteine seiner Wanderungen errichtet haben soll. Diese Meerenge wurde daher im Alterthum oft die Säulen des Hercules genannt, wie denn auch (Ph. IV, 2) Theseus zu Hippolyt sagt:

„Und gingst du weiter als bis Herculs Säulen.“

Hercules bewarb sich um die schöne Deïanira, die Tochter des Oeneus, die ihm auch zu Theil ward. Als er aber einst auf einem seiner Züge über den Fluß Evenus mußte, ließ er zunächst seine Gattin durch den Centauren Nessus übersetzen. Mitten auf dem Flusse wollte derselbe ihr schimpfliche Gewalt anthun. Da griff Hercules nach seinem Geschoß und tödtete das Ungeheuer mit einem vergifteten Pfeile. Der sterbende Centaur rieth der Deïanira, sie möge etwas von seinem Blute auffangen, das werde ein Mittel sein, ihr die Liebe ihres Gatten zu bewahren. Als nun Hercules bald darauf bei einem Siegeszuge ein Festkleid brauchte, sandte er zu seiner Gattin, die ihm ein Gewand schickte, welches sie mit dem Blute des Centauren bestrichen hatte. Kaum hatte Hercules es angelegt, so fing das Gift an zu wirken und verursachte ihm so heftige Schmerzen, daß er rasend wurde. Alle Mittel, sich von dem unheilvollen Gewande zu befreien, waren vergebens; er riß mit demselben sein eigenes Fleisch in Stücken herunter. Da ließ er sich auf dem Gipfel des Oeta einen Scheiterhaufen errichten, auf dem er sich selbst verbrannte. Von hier nahm ihn eine Wolke auf und führte ihn unter mächtigem Donner gen Himmel, wo die zürnende Here sich mit ihm versöhnte und zugleich seine Vermählung mit der jugendlichen Hebe vollzogen ward. Vergl. die

beiden letzten Strophen des Gedichtes: Das Ideal und das Leben. — Der Name Hercules umfaßte mehrere nicht bloß griechische, sondern auch phönicische Göttergestalten; mit den Phöniciern wanderte er überall hin, wo dieselben Colonien anlegten, und so wurde auch eine Stadt im südlichen Italien nach ihm benannt; daher (Ged. Pompeji und Herculanum): „Hercules Stadt". Daß ein solches Muster eines Helden schon im Alterthum zum Sprüchwort werden mußte, liegt nahe; daher heißt es denn auch (Ph. I, 1) in Beziehung auf Theseus:

„Wenn du den kühnen Helden mir beschriebst,
Wie er der Welt den Hercules ersetzte."

und (Ph. I, 1):

— — — — — — „Kann man
Sich auf der Bahn des Hercules verirren?"

Dasselbe gilt natürlich auch noch für die Gegenwart. So nennt Schweizer (R. III, 2) den jungen Kosinsky einen Hercules, und (Sp. d. Sch.) bezeichnet Sch. die Gestalt eines Fürsten als „das volle Bild blühender Gesundheit und herculischer Stärke". Bildlich wird endlich der englische Dramatiker Shakespeare (Ged. Shakespeare's Schatten) mit dem Namen des großen Helden bezeichnet:

„Endlich erblickt' ich auch die hohe Kraft des Herakles."

Daß die bildende Kunst Scenen aus dem Leben des Hercules häufig darstellt, ist bekannt. Daher sagt (F. II, 17) der Maler Romano: „Zu Florenz steht mein sterbender Hercules." Als Attribut pflegen die Künstler ihm die Keule beizugeben. Auch diese wird Sch. zum Symbol, indem er von schwachen Geistern, welche die Handlungen großer Helden bekritteln (R. I, 2), sagt: „Da krabbeln sie nun, wie die Ratten auf der Keule des Hercules."

Hercules
herculisch } s. Herakles.

Here (Myth.) od. Hera, war die Tochter des Kronos (Saturnus) und der Rhea. Nach ihrem Vater hieß sie auch Saturnia (Iph. V, 4), wie sie sich (Ged. Semele 1) selbst nennt; die Römer nannten sie Juno. Arkadien, Argos und Samos stritten sich um die Ehre, ihre Geburtsländer zu sein; nach Homer wurde sie von Okeanos und der Thetis auf der Insel Euböa erzogen, von welcher sie Zeus, ihr Bruder, der sie zur Gemahlin begehrte, nach dem Cithäron (s. d.) entführte, wo sich ihnen eine Höhle zum Brautlager darbot. Dieser Sage zufolge wurde der genannte Berg oft als Juno's Wohnsitz betrachtet, wie (Phön.), wo von „Juno's Au" die Rede ist, „die den Gipfel Cithärons schmückt". Nach einer anderen Sage feierte Zeus seine Vermählung mit Here auf der Insel Kreta. Alle Götter nahmen an dieser Festlichkeit Theil, bei welcher Gelegenheit Juno die Erde mit dem Baume beschenkte, welcher die von den Hesperiden (s. d.) bewachten goldenen Aepfel trug. Das eigenthümliche Wesen der Here ist die kalte Würde und Züchtigkeit einer Gemahlin und Matrone, das Bild einer griechischen Hausfrau, die sich die Untreue gegen ihren Gatten als Verbrechen anrechnen würde. Dagegen bricht ihr Zeus (vergl. Semele u. Latona) sehr oft die Treue, woher ihre Eifersucht und vielfacher ehelicher Zwist entspringt, der sich sogar bis zur Verfolgung der Söhne des Zeus (vergl. Bacchus u. Herakles) steigert. Here wurde durch ganz Griechenland als „der Götter hohe Mutter" (2. B. d. Aen. 132) verehrt; auch war sie der besondere Schutzgeist der Griechen vor Troja. Und obgleich Zeus sämmtlichen Göttern die Theilnahme am Kampfe untersagt hatte, so erschien sie doch bei dem Untergange Iliums als die erklärte Feindin der Trojaner; daher (Ged. 2. B. d. Aen. 105):

„Am Skäerthor siehst du Saturnia,
Die Unbarmherzige, in rauhem Eisen blinken."

Zu Athen verehrte man sie besonders als die Stifterin der Ehen; daher (Ged. D. Eleusische Fest, Str. 24):

„Und mit einem Kranz von Myrten
Naht die Götterkönigin,
Und sie führt den schönsten Hirten
Zu der schönsten Hirtin hin."

Eben so sagt Klytämnestra (Iph. III, 4), als sie der Vermählung ihrer Tochter Iphigenia beiwohnen will, zu ihrem Gemahl:

— — — — — — „Nein!
Bei Argos königlicher Göttin, nein!
Du hast dich weggemacht ins Ausland. Dort
Mach dir zu thun! Mich laß im Hause walten
Und meine Töchter, wie sich's ziemt, vermählen!"

Zugleich aber war sie auch (Ged. 4. B. d. Aen. 11) „der Ehen Schützerin", als welcher man ihr Gelübde zu thun pflegte, wie Hippolyt, welcher (Ph. V, 1) „die erhabne Juno" anruft, als er Aricia auffordert, mit ihm zu den Gräbern seiner Ahnen zu wandern:

„Dort laß uns hingehn und den heil'gen Bund
Der ew'gen Liebe feierlich geloben."

In Folge dieser Eigenschaft wurde sie auch unter dem Namen Lucina (4. B. d. Aen. 9) als Geburtsgöttin verehrt, durch deren Mithülfe das Kind das Licht der Welt erblickte. Daß Juno auf ihre Schönheit hohen Werth legte, beweist der Umstand, daß sie (Iph. I, Zw.-H.) mit Athene und Aphrodite um den Preis der Schönheit rang (vergl. Eris). Auch hat die bildende Kunst durch Polyklet ein Ideal der Juno-Regina geschaffen, ein Bildwerk, das sich vor Allem durch sein weit geöffnetes, aber erhabenes und bedeutungsvolles Auge auszeichnet. Homer nennt sie dieses Blickes wegen die Ochsenäugige, und auch Semele nennt Juno im Gespräch mit der vermeintlichen Beroë (Ged. Semele 1) „die Häßliche mit ihren Ochsenaugen". — Wie dem Zeus als Attribut der Adler beigegeben wurde, so war Here's Attribut der Pfau (vergl. Argus), der auf seinem Schweife einen ganzen Sternenhimmel trägt, und der zugleich, da er durch sein Geschrei die Veränderungen der Luft vorher verkündet, als weissagender Vogel betrachtet wurde. Sie fährt also

auch auf einem von Pfauen gezogenen Wagen, daher (Ged. Semele 1):

„Pfauen Juno's erwartet mein
Auf Cithärons wolkigtem Gipfel."

Heribann, s. bannen.

Herisson, frzs. der Igel; à la Hérisson frisirt (K. u. L. I, 6), d. h. mit emporgerichteten Haaren.

Hermann, lat. Arminius, der Cheruskerfürst, machte im Jahre 9 n. Chr. durch seinen Sieg über die Legionen des Varus der römischen Herrschaft in Deutschland ein Ende; daher (R. I, 2): „Ach! daß der Geist Hermanns noch in der Asche glimmte!"

Herme, s. Hermes.

Hermelin, ein kleines Raubthier mit kostbarem weißen Pelz, der in der Regel von Fürsten getragen wird; daher als Sinnbild der fürstlichen Gewalt (K. u. L. II, 3): „Er kann den Hermelin über seine Schande herwerfen!"

Hermes (Myth.), bei den Römern Mercúrius (od. abgek. Mercúr), war ein Sohn des Zeus und der Maja (Ged. Semele 2), der ältesten unter den sieben Töchtern des Atlas. Er wurde auf dem arkadischen Berge Cyllene, dem ältesten Sitze seiner Verehrung, geboren, woher er den Beinamen Cyllénius (Ged. 4. B. d. Aen. 42) erhielt. Schon in der vierten Stunde nach seiner Geburt sprang er der Mutter vom Schooße und verließ Wiege und Höhle. Zeus, entzückt von seiner Munterkeit, wie auch von seiner Schlauheit, erhob ihn zu seinem und der unterirdischen Götter Herolde. Homer schildert ihn als einen schönen, den männlichen Jahren sich nähernden Jüngling, voll Anmuth und Gewandtheit. Eine wichtige Rolle spielt er in der Aeneide, wo der Dichter ihn von dem Jupiter Ammon zu Aeneas senden läßt, indem es (Ged. 4. B. d. Aen. 42) heißt:

„Winkt dann vor seinen Thron Cyllenius und spricht:
Wohlan, mein Sohn! laß dich die Winde niederschwingen."

Sogleich ist er bereit zu gehorchen, denn (ebendas. Str. 45) schnell

— — — „knüpft er an den Fuß die goldnen Flügelsohlen,
Die reißend mit des Sturmes Wehn
Ihn hoch wegführen über Meer und Land."

Bald erblickt ihn auch Aeneas, welcher (ebendas. Str. 48) erzählt:

„So kam jetzt zwischen Meer und Land
Durch Libyens gethürmten Sand
Vom mütterlichen Ahn Mercurius geflogen,
Und brach mit schnellem Flug der Winde Widerstand."

Als Aeneas seinem Auftrage nicht sogleich Folge leistet, erscheint er zum zweiten Male; daher (ebendas. Str. 66):

„Und jetzt gebeut der Götterbote mir
Das Nämliche, vom Herrn des Himmels selbst gesendet."

Und als auch diese Aufforderung fruchtlos bleibt, da heißt es (ebendas. Str. 101):

— — — — — — — „Ihm zeigte sich in Träumen
Dasselbe Bild, das jüngst mit Schrecken ihn ergriff,
Und bringt denselben Auftrag wieder,
Dem Flügelboten gleich an Stimme, an Gestalt,
Dasselbe blonde Haar, das Majen's Sohn umwallt,
Derselbe schlanke Bau der jugendlichen Glieder."

Außer dieser Eigenschaft eines Götterboten hatte Hermes noch eine andere Bedeutung. Schon früh erblickte man in ihm den listigen, erfindungsreichen, beredten und Tauschhandel begünstigenden Gott. Zu den Attributen des Gottes als Herold der Olympier gehören die beflügelten Sandalen und ein goldener Stab. Diesem wurde ein Knoten mit zwiefacher Schleife hinzugefügt; später verwandelte die bildende Kunst jene Schleifen in ein paar sich umwickelnde Schlangen, während die Zweige des Stabes sich in Flügel verwandelten, und so entstand der Mercuriusstab oder Cadúceus; daher (Ged. Pompeji und Herculanum):

„Den Caduceus schwingt der zierlich geschenkelte Hermes."

Sein lateinischer Name Mercurius (mit „mercari, Handel treiben" verwandt) weist darauf hin, daß er bei den Römern zumeist als ein Gott des Handels und der Kaufleute angesehen wurde, die ihm zu Ehren jährlich am 15. Mai ein Fest feierten. Daher „bringt (Ged. D. Spaziergang, V. 82) Hermes den Anker herbei"; und (Ged. D. Kaufmann) heißt es: „Euch, ihr Götter, gehört der Kaufmann." — Indessen liegt dem Stabe des Hermes außer dieser praktisch-realistischen Bedeutung auch noch eine tiefere und mehr ideale Anschauung zum Grunde, die sich an eine interessante Mythe knüpft. Der übermüthige und listige Hermes hatte einst dem Apollo die heiligen Heerden weggetrieben, die derselbe für die Götter zu beaufsichtigen hatte; daher singen die Räuber (R. IV, 5):

„Mercurius ist unser Mann,
Der's Prakticiren trefflich kann."

Durch seine Sehergabe hatte Apoll den Räuber bald entdeckt und führte ihn vor Zeus. Indessen benahm derselbe sich hier so schlau und gewandt, daß selbst der Sonnengott schwur, ihm seine List nie zu vergelten. Beide versöhnten sich; Hermes schenkte ihm die von ihm erfundenen musikalischen Instrumente, die Leier und die Flöte, wogegen Apollo dem Hermes die mit dreierlei Laub umwundene Ruthe des Glücks und des Unglücks, sowie des Reichthums verlieh. Mit dieser dreizackigen Zauberruthe berührt nun Hermes die Wachenden, daß sie entschlafen, und die Lebenden, daß sie zum Tode erblassen. Er führt also die Seelen der Abgeschiedenen in die Unterwelt; aber er erweckt sie auch wieder zu neuem Leben. Daher heißt es von ihm (Ged. 4. B. d. Aen. 45):

„Faßt dann den Stab, der einwiegt und erwecket,
Der die Verstorbnen führt zu Lethe's stillem Strand,
Zurückbringt und das Aug' mit Todesnacht bedecket."

ebenso (Ged. D. Macht des Gesanges) gleichnißweise von dem Dichter:

„Wie mit dem Stab des Götterboten
Beherrscht er das bewegte Herz,
Er taucht es in das Reich der Todten,
Er hebt es staunend himmelwärts."

und für den Realisten (Ged. Poesie des Lebens), der „verwerfend blickt, auf Alles, was nur scheint", zerbricht nicht nur Apoll die goldne Leier, sondern auch „Hermes seinen Wunderstab". — Die bildende Kunst hatte dem Hermes zu Athen eine eigenthümliche Art von Denkmälern gesetzt. Es waren viereckig zugehauene, nach unten zu verjüngte Säulen, die oben in den Kopf des Mercur endeten, und die man Hermen (Ged. Die Künstler) nannte. Später wurden auch andere Köpfe gewählt, und die Bildwerke dann nach den betreffenden Gottheiten, etwa Hermáres, Hermapóllon 2c. genannt. In Rom pflegte man dergleichen Säulen vor den Thüren aufzustellen; und da Mercur daselbst die Aufsicht über die Thüren und die Straßen hatte, in Athen sogar eine ganze Straße nach solchen Säulen benannt war, so wurde Hermes auch wohl in eine gewisse Beziehung zur Baukunst gebracht, weshalb es (Ged. D. Eleusische Fest, Str. 21) von Poseidon heißt:

„Und mit Hermes, dem Behenden,
Thürmet er der Mauern Wall."

Hermione (Iph. V, 3), die Tochter des Menelaus und der Helena, blieb, nachdem Paris ihre Mutter entführt und deswegen der trojanische Krieg ausgebrochen war, bei ihrem Großvater Tyndareus, der sie dem Orestes vermählte. — Hermione (Ged. Semele 1) steht irrthümlich für Harmonia (s. d.).

Hermon, der 8000 Fuß hohe, mit ewigem Schnee bedeckte Gipfel des Antilibanon im N. von Palästina. Die (R. V, 2) angeführte Bibelstelle steht Ps. 133, V. 1 u. 3 und lautet daselbst: „Siehe, wie fein und lieblich ist's, daß Brüder einträchtig bei einander wohnen ...., wie der Thau, der vom Hermon herabfällt auf die Berge Zion."

Hero und Leander (Ged.). Den Stoff zu dieser Ballade, welche im Jahre 1801 gedichtet wurde, hat Sch. nach Viehoff's Angabe vermuthlich zunächst Ovid zu verdanken, welcher diesen Gegenstand in zwei sogenannten Heroiden (s. Epistel) behandelt, die die beiden Liebenden aneinander schreiben. Außerdem kann ihm auch ein Gedicht des griechischen Grammatikers Musäos bekannt gewesen sein, in welchem derselbe Gegenstand sehr ausführlich behandelt ist. Diesem Gedichte zufolge war Hero eine Priesterin der Aphrodite. Bei einem Feste, welches zu Ehren dieser Göttin gefeiert wurde, waren Jünglinge und Mädchen von nah und fern herbeigeströmt. Unter den ersteren befand sich auch ein Jüngling aus Abydos mit Namen Leander, dessen Blicke vor Allem durch die erhabene und anmuthige Gestalt der Priesterin gefesselt wurden. Lange kämpften Scheu und Liebe in seiner Brust, bis er endlich bemerkte, daß auch Hero, durch seine feurigen Blicke verwirrt, in einen heftigen Kampf gerieth und ihr Antlitz zu verbergen suchte. Schnell reifte des Jünglings Liebe zu kühnem Entschluß. Als Hesper mit seinem sanften Strahle das Dunkel des Abends durchleuchtete, schlich er zum Tempel und zog das nur schwach sich sträubende Mädchen in dessen dunklere Hallen. Hier gewann er ihr Herz, nannte ihr seinen Namen und versprach ihr, die Wogen des Hellesponts zu durchschwimmen, wenn sie ihn mit ihrer Liebe belohnen wolle. Sie gewährte ihm seine Bitte und versprach, auf dem Thurme des Schlosses von Sestos eine Fackel anzuzünden, die ihm als Leuchte dienen sollte. So schwamm er von Abydos oft zu seiner Geliebten hinüber, bis in einer Nacht die herbstlichen Stürme losbrachen, so daß Hero's Leuchte erlosch. Leander versank in die Fluthen, und als am nächsten Morgen sein zerschmetterter Leichnam an das Ufer gespült ward, da stürzte sich auch Hero zu ihm hinab, und der Tod vereinte die beiden Liebenden. — Von vorstehender Erzählung ist der Dichter insofern abgewichen, als er über Hero's Stand als Priesterin vollständig schweigt, weil er sonst den Tod der beiden Liebenden als eine von Aphrodite

verhängte Strafe für die begangene Untreue hätte darstellen müssen. In unserer Ballade ist die Grundidee in dem Gegensatze zwischen der Gewalt der Liebe und der schreckensvollen Macht des blinden Elementes zu suchen, zweien Erscheinungen, bei deren Schilderung der Dichter mit besonderer Liebe verweilt. — Str. 1. Die beiden alten Dardanellenschlösser liegen an dem schmalsten Theile der Meerenge, wo diese etwa 7 Stadien (2500 Fuß) breit ist. Sie wurden nach der Eroberung Constantinopels von Muhamed II. angelegt, um die Straße zu schützen. — Str. 4 erinnert an bekannte Züge von hülfreichem Entgegenkommen, wie sie sich in der Liebe Ariadne's zu Theseus, in der Zuneigung Medea's zu Jason offenbaren; desgleichen an Orpheus, welchen die Liebe selbst zum Orkus hinab trieb, um seine Gattin Euridice zurückzuholen. — Str. 9. Zur Zeit der Herbst-Tag- und Nachtgleiche tritt die Sonne in das Sternbild der Wage. V. 5. Die Alten glaubten, daß die Sonnenrosse gegen Abend, wo sie nach dem Ocean hin, und zwar am Himmelsgewölbe sich senkend, zur Ruhe gingen, gleich den irdischen Rossen mit größerer Eile davon jagten. — Str. 10 ist nicht an Thĕtis, die Flußnymphe, sondern an Tēthys (s. d.), die Meergöttin zu denken. Sie werden mitunter verwechselt. — Str. 11. Mit der Anrede: „Schöner Gott" ist Poseidon und zugleich das Meer selbst gemeint. — Str. 17. Die elliptischen Bedingungssätze: „Wenn die Götter ꝛc. fordern den Leser zur Hinzufügung einer Ergänzung auf, etwa: O, wie schrecklich für mich! Aehnliches in der Glocke: „Wenn der Guß mißlang ꝛc." — Str. 21. Venus, die Schaumgeborene, hatte auch eine gewisse Gewalt über das Meer; Seereisende pflegten sie daher in Zeiten der Noth um Rettung anzuflehen.

Herodes der Große (38 v. Chr. — 2 n. Chr.), ein Sohn des Edomiters Antipater, war, nachdem das syrische Reich seit 64 v. Chr. römische Provinz geworden, durch Betrug und Grausamkeit zur Regierung über Judäa gelangt und führte den Titel Tetrarch oder V i e r f ü r s t (R. I, 2), d. h. Beherrscher des vierten

Theils der asiatisch-römischen Provinz. Herodes wußte sich den Schein der Frömmigkeit zu geben, während er im Herzen mehr heidnisch, der jüdischen Priesterschaft wenigstens feindlich gesinnt war; er suchte sich dadurch auf dem Throne zu behaupten, daß er sich stets dem Willen der siegenden Partei rechtzeitig unterwarf; daher nennt der Kapuziner (Wst. L. 8) Wallenstein (nach Lucas 13, 32) einen „listigen Fuchs Herodes".

Heroen, s. Heros.

Herold (J. v. O. I, 10 u. IV, 6 — Ph. II, 6 — Mlth.), ein mit dem Charakter der Unverletzlichkeit bekleideter Bote, der in Kriegszeiten der feindlichen Partei Vorschläge zu Unterhandlungen überbringt oder (Mcb. I, 6) überhaupt Aufträge seines Gebieters auszurichten hat; daher auch bildl. (Mcb. V, 5):

„Dann wollt' ich deiner Thaten Herold sein."

Vergl. Wappen.

Heros, pl. Heroen, auch Halbgötter hießen die vergötterten Helden des Alterthums, wie Hercules, Theseus, Kastor und Pollux ꝛc. Dem Volksglauben nach waren sie aus der Vereinigung eines göttlichen mit einem menschlichen Wesen hervorgegangen; daher (Ged. D. Götter Griechenlands, Str. 5):

„Zwischen Menschen, Göttern und Heroen
Knüpfte Amor einen schönen Bund."

Sie zeichneten sich vor Allem durch Muth und Tapferkeit aus, deshalb kommt (Iph. I, Zw.-H.) der Chor, um

„Der Griechen herrliche Schaaren zu sehen,
Und die Schiffe am lebendigen Strand,
Die so rasch und gelehrig sich drehen
Unter dieser Halbgötter Hand."

Besonders aber werden auch solche Männer Heroen genannt, die durch hervorragende Fähigkeiten und überwiegende Geisteskraft sich auszeichneten; daher heißt es (Ged. Die Künstler) von dem Ideal, das sich der Mensch von seinem eigenen Wesen gebildet:

„Der Mensch erbebte vor dem Unbekannten,
Er liebte seinen Wiederschein;
Und herrliche Heroen brannten,
Dem großen Wesen gleich zu sein."

Ganz in demselben Sinne wird auch Shakespeare (Ged. Shakespeare's Schatten) ein Heros genannt.

Herrenbank (W. T. II, 1). In anderen Ländern hatten Ritter und Bauern bei Gerichtssitzungen und Berathungen von Landesangelegenheiten verschiedene Sitze, während sie in der Schweiz denselben Sitz und gleiche Stimme hatten.

Herrenburg (W. T. II, 1). Bei Tschudi heißt es: „Geßler satzt sich zu Uri in den Thurn zu Altdorff, so der Meiern von Altdorff gewesen."

Herrenleute (W. T. I, 2), in der früheren Volkssprache s. v. w. Grundbesitzer, die auch jetzt noch auf dem Lande häufig mit dem Ausdruck „die Herrschaft" bezeichnet werden.

Herrlichkeit (M. St. IV, 2), der Titel, mit welchem in England die Lords angeredet werden.

Herrschersiegel (Ged. Würde der Frauen), eine von Sch. gebildete Zusammensetzung, s. v. a. Gepräge.

Hesper, s. Hesperus.

Hesperiden (Ged. 4. B. d. Aen. 88), die Töchter des Atlas und der Hespĕris, oder die Töchter der Nacht. Bei der Vermählungsfeier des Zeus und der Here (vergl. d.) hatte die Erde aus ihrem Schooße einen Baum mit goldenen Aepfeln hervorsprießen lassen und denselben dem himmlischen Paare zum Geschenk gemacht. Here ließ diesen Baum von den Hesperiden bewachen, deren Gärten im Alterthum bald nach Libyen, bald nach dem westlichen Ocean, oder gar nach einer Insel in dem letzteren versetzt wurden. Als die Mädchen sich aber nicht als sorgfältige und treue Wächterinnen erwiesen, sandte die Göttin den nie schlafenden, hundertköpfigen Drachen Ladon zu dem Baume, um die Früchte zu schützen.

Hespérien (Ged. D. Künstler — 2. B. d. Aen. 131), das Abendland, bes. Italien.

Hésperus (Myth.), der Sohn des Asträus und der Eos (s. d.), der Bruder des Atlas und der Vater der Hespĕris, zugleich die Personification des Abendsternes (s. Hesperiden). Die alten Dichter singen von ihm, er gehe vom Oeta auf, und lassen seiner bei dem feierlichen Zurufe an Braut und Bräutigam gedenken; daher wird er als der verschwiegene Zeuge der Liebenden angesehen, wie (Ged. D. Erwartung):

„Der Liebe Wonne flieht des Lauschers Ohr,
Sie flieht des Strahles unbescheidnen Zeugen;
Nur Hesper, der Verschwiegene, allein
Darf, still hinblickend, ihr Vertrauter sein."

Nachdem Hesperus verschwunden, verehrte man ihn göttlich und benannte nach ihm den Planeten Venus, den Abendstern, der sich bekanntlich durch seinen schönen, milden Glanz auszeichnet. Dieser Glanz wird Sch. öfter zum Symbol, wie (Ged. Eine Leichenphantasie), wo es von dem abgeschiedenen Jünglinge heißt:

— — — — — — — — „das Leben
Floh ihm vorüber in Hesperus Glanz."

oder (Ged. Semele 1), wo Semele von Zeus sagt:

— — — — — — — „Er kam,
Ein schöner Jüngling, paradiesisch reiner
Als Hesperus, wenn er balsamisch haucht."

Da der Abendstern zugleich auch Morgenstern ist, je nachdem er am westlichen oder östlichen Himmel erscheint, so tritt er natürlich auch zu Eos, seiner Mutter, in nahe Beziehung, ein Verhältniß, das Sch. gleichfalls zum Symbol für unser Leben wird, von dem es (Sp. u. d. L.) heißt: „Der Abend ist dämmerig wie der Morgen, in der nämlichen Nacht umarmen sich Aurora und Hesperus."

Hetman (Dem. I) od. Ataman, der Oberst oder Anführer einer Kosakenhorde.

Hexámeter, Der deutsche (Metr. Uebers. Vorer. — Ged. D. Distichon) oder sechsfüßige Daktylus:

–́◡◡ | –́◡◡ | –́◡◡ | –́◡◡ | –́◡◡ | –́⏓

ein aus sechs Metern (Maßen) oder Füßen bestehender Vers. Er läßt in jedem der vier ersten Versfüße einen Spondeus (–́–) statt des Daktylus zu; bisweilen findet man auch wohl Trochäen (–́◡) dafür, die im Deutschen allerdings schwer zu vermeiden sind. Die Cäsur (Einschnitt) fällt meist in den dritten Fuß, und zwar entweder gleich nach der Hebung, wo man sie männliche, oder gleich nach der ersten Kürze, wo man sie weibliche Cäsur nennt. Der Hexameter heißt auch wohl der heroische Vers, weil man ihn von Alters her besonders für solche Gedichte wählte, in denen die Thaten von Helden erzählt wurden. Homer's und Virgil's epische Gedichte sind in Hexametern geschrieben und auch in dieser Beziehung den späteren Dichtern Vorbilder geworden. In Deutschland ist er durch Klopstock's Messias und durch die Vossische Homerübersetzung wieder in Aufnahme gekommen und als der Träger bedeutender dichterischer Leistungen anzusehen. „Hermann und Dorothea“ ist ohne ihn nicht denkbar. In Sch.'s Gedichten der ersten Periode findet er sich nicht, unter denen der zweiten zuerst in „Im Oktober 1788“ mit einem kürzeren Verse von ebenfalls daktylischem Rhythmus gemischt (–́⏓–́◡◡–́). Mit dem Pentameter (s. d.) gemischt, verwendet ihn Sch. in dem beschreibenden und reflectirenden „Spaziergange“, ferner in seinen zahlreichen Epigrammen und philosophischen Gedichten, wie „Das Glück“, „Der Genius“ u. a. m. Allein hat er ihn nicht gebraucht.

Hexámeter, Der epische (Ged.), ein Epigramm aus dem Jahre 1796. Es charakterisirt das heroische Versmaß der Alten, indem es die ruhig-großartige Bewegung desselben mit dem majestätischen Eindruck vergleicht, welchen das vom Himmel überwölbte Meer hervorbringt.

Hexenmumien, s. Mumie.

Hexerei (R. I, 1), s. v. w. Zauber in unedlem Sinne.

Heyne, Christian Gottlob (Ged. Die Homeriden), geb. 1729, ein gründlicher Kenner des klassischen Alterthums, der dasselbe mit poetischem Geiste erfaßte und den Kreisen der Gebildeten zugänglich zu machen verstand, † 1812.

Hibernien (Wst. L. 11), der poetisch feierliche Name (s. Germania) für die Insel Irland, welche schon den Phöniciern bekannt war und bei den Griechen Ierne, bei den Römern Hibernia hieß.

hiedannen (W. T. IV, 1), s. v. w. von dieser Stelle.

Hieronymiter (D. C. V, 9), Mönche, die sich nach dem heiligen Hieronymus nennen, der 331 in Dalmatien geboren, in Rom für das Christenthum gewonnen, vier Jahre in Syrien als Einsiedler lebte und später in Rom als begeisterter Lehrer des rechtgläubigen Systems der Kirche auftrat, † 420.

Hierophánt (Ged. D. verschleierte Bild zu Sais), ein Ausleger oder Lehrer gottesdienstlicher Gebräuche; bei den Griechen besonders der Oberpriester der Ceres und der Vorsteher der eleusinischen Mysterien.

Hifthorn (M. St. III, 1 — Br. v. M.), im gemeinen Leben für Hiefhorn, von einem alten Stamme Hief, eine Nachahmung des Tones, der bei einem Stoß in's Jagdhorn erschallt.

Himmel (D. C. I, 9), s. Phantasie.

Himmelskönigin, s. Maria, Jungfrau.

Himmelwagen, s. Wagen.

hinausvotiren, s. Votum.

Hiob, der Held eines der Lehrbücher des alten Testaments, der sich bekanntlich durch seine große Geduld im Ertragen von Leiden auszeichnete; daher (N. a. O. II, 8) die Anspielung: „geduldig wie Hiob“.

Hiob (Dem. II), bei Sch. als Erzbischof und bereitwilliger Diener des Boris Godunow auftretend, ist in der Geschichte (Heeren; vergl. Demetrius) ein Patriarch, der den Grischka Otrepiew zum Diakonen geweiht und als Schreiber gebraucht hatte. Da er ihn oft mit auf den Kreml nahm, wo ihm Gelegenheit ward, die Pracht des Czaarenhofes zu sehen und mancher geheimen Unterredung über das Schicksal des Dmitri beizuwohnen, so hatte er selbst die erste Veranlassung zu seinem nachmaligen Auftreten gegeben. Bei dem Tode des Boris suchte Hiob die Aufrührer zu beschwichtigen und für dessen Sohn Feodor zu gewinnen; ja, er hatte sogar seinen ehemaligen Schreiber in den Bann gethan. Als sich aber das Glück für Demetrius entschied, war er kleinmüthig geworden und hatte ihm gehuldigt. Nichtsdestoweniger ließ ihn der neue Herrscher in der Kathedrale zu Mariä Himmelfahrt öffentlich seines patriarchalischen Gewandes entkleiden und schmachvoll nach Staritza abführen.

Hippodrómos, das Pferderennen; auch abgek. Hippodróm (Ged. D. Ideal u. d. Leben), die Rennbahn, auf welcher die Wettrennen der Rosse und die Wettfahrten der Wagenlenker stattfanden.

Hippogrýph (Ged. Pegasus im Joche), der wörtlichen Bedeutung nach s. v. w. Roßgreif, ein fabelhaftes Thier, halb Pferd, halb Greif (s. d.), das mit gewaltiger Schnelle die Luft durchfliegt. Vermuthlich ist es eine Erfindung des italienischen Dichters Bojardo; die neueren Dichter (z. B. Wieland in seinem Oberon) gebrauchen den Namen oft für das griechische Musenroß (s. Pegasus).

Hippókrates, der berühmteste Arzt der Griechen († 370 v. Chr.), von dem noch mehrere Schriften vorhanden sind; bisw. (R. Vorr.) bildl. für Arzt überhaupt.

Hippolyt, s. Phädra.

Hippómedon (Phön.), einer der Fürsten, mit denen sich Adrastus, König von Argos, verband, um dem Polynices gegen

Eteokles Recht zu verschaffen; also einer der sieben berühmten Helden, die (1225 v. Chr.) gegen Theben zogen.

Hirtenbrief (Sp. d. Sch.), ein Ausschreiben des Papstes oder eines Bischofs an die ihm untergebenen Geistlichen, das sich auf kirchliche Gegenstände bezieht.

Hirtengott, s. Pan.

Hispanier (aus dem lat. Hispania, Spanien) oder Spanier; sie wurden ehemals, wie alle Nicht-Deutschen, Wälsche (s. d.) genannt; daher sagt der Kellermeister (Picc. IV, 5):

„'s ist nichts mit den Hispaniern, sag' ich euch:
Die Wälschen alle taugen nichts."

Spanien, welches sich unter Philipp IV. (1621—1665) an dem dreißigjährigen Kriege betheiligte, besaß seit 1503 auch das Königreich Neapel (ital. Napoli); wonach (Wst. L. 11) die Worte des Kürassiers zu verstehen sind:

„Hab' der hispanischen Monarchie
Gedient und der Republik Venedig (s. d.)
Und dem Königreich Napoli."

Der hispanische rothe Hut (ebendas.), s. Hut.

Historie, Geschichte, auch bisw. (K. u. L. I, 7) im verächtlichen Sinne.

Hoboe (F. V, 11 — J. v. O. IV, 1), von dem frz. hautbois, ein scharftönendes hölzernes Blaseinstrument; Hoboist, eig. ein Musiker, der ein solches Instrument bläst, im weiteren Sinne (J. v. O. IV, 6) ein Mitglied des Militairmusikcorps überhaupt.

Hochamt, s. Messe.

Hochflug und **Hochgewilde** (W. T. II, 1). In der Jägersprache unterscheidet man hohes und niederes Wild, und demgemäß hohe und niedere Jagd. Zum „Hochflug" rechnet man Adler, Auer- und Birkwildpret, Fasanen, Trappen, Reiher, Kraniche und wilde Schwäne; zum Hochwild od. bei Sch.

„Hochgewilde" Roth-, Damm-, Reh- und Schwarzwild, so wie Schweine, Bären, Wölfe und Luchse; alles Uebrige wird zur niederen Jagd gerechnet.

Hochgebenedeiete, s. Maria, Jungfrau.

Hochgericht (Sp. d. Sch.), ursprünglich das höhere Gericht, welches über die schweren Verbrechen zu entscheiden hatte; später der Ort, an welchem die Hinrichtungen vollzogen wurden, also der Galgen mit dem Rabenstein und den auf Pfähle gesteckten Rädern.

Hochland, das schottische; der nördliche, Highland genannte Theil Schottlands, zwischen dem an seiner Südgrenze liegenden Grampian- und dem im äußersten Norden zum Meere abfallenden Kaledonischen Gebirge. Es hat einen ganz nordischen Charakter und ist meist mit Kiefernwäldern und Heidekraut bedeckt, wozwischen Granit- und Porphyrklippen oft nackt zu Tage stehen; daher sagt Maria (M. St. III, 1) von der Stimme des Hifthorns:

„Oft vernahm sie mein Ohr mit Freuden
Auf des Hochlands bergigten Heiden,
Wenn die tobende Jagd erscholl."

Höchste, Das (Ged.), ein Epigramm aus dem Jahre 1795. Die Pflanze ist dem Dichter ein Sinnbild innerer Zufriedenheit, eines Wesens, das mit sich selbst im Einklange ist. Sie stellt uns somit dar, was wir in dem ersten Naturzustande waren und was wir durch die Vernunft wieder werden sollen. Vergl. Menschenf. 7.

Hochwacht, ein auf einer Höhe aufgestellter Wachtposten, der sein Augenmerk auf die umliegende Gegend zu richten, oder auch die Mannschaften derselben durch Signale zusammen zu rufen hat (W. T. IV, 2 u. V, 1); auch im bildlichen Sinne, wie (W. T. II, 2), wo Reding in Beziehung auf das Alpenglühen sagt:

„Doch seht, indeß wir nächtlich hier noch tagen,
Stellt auf den höchsten Bergen schon der Morgen
Die glühnde Hochwacht aus."

Hochwürdiges, s. Hostie u. Monstranz.

Hochzeiter (R. V, 1), s. v. w. Hochzeitbitter.

Hochzeitsfackel, s. Hymen.

Hofamt (D. C. I, 6). Hofämter sind theils die alten Erb- od. Erzämter (s. d.), theils die neueren, welche zum Theil auf jene früheren gegründet sind. Sie bestehen in persönlichen Dienstleistungen und Obliegenheiten, welche mit dem fürstlichen Hauswesen in Verbindung stehen.

Hoffnung (Ged.), das erste in der Reihe didaktischer Gedichte aus dem Jahre 1797, in welchen Sch. sich vorwiegend des daktylischen, bisweilen mit Trochäen gemischten Versmaßes bediente. Das Gedicht stellt uns die Hoffnung, unsere beständige Begleiterin durch das Leben, als eine durchaus natürliche und berechtigte Empfindung dar, die jedenfalls einen tieferen Grund hat, als die oft täuschenden Erfahrungen.

Hoflager (J. v. O. III, 1) od. Hofstatt (W. T. V, 1), die Residenz, der Ort, wo der Hof sich zur Zeit aufhält.

Hofschranzen, s. Schranzen.

Hofstaat, s. v. w. Hofhaltung, Pracht am Hofe; außerdem auch die Gesammtheit aller Hofleute; daher (J. v. O. I, 4) die Worte der Sorel:

„Verwandle deinen Hofstaat in Soldaten."

Hofstatt, s. Hoflager.

Holk, ein Heerführer Wallensteins, der in der Schlacht bei Lützen den Schweden durch Heranstürmen mit seinen Cürassieren den ersten gewonnenen Vortheil wieder entriß. Holkische Jäger (Wst. L. Pers.-Verz.).

Holofernes, abgek. Holofern (Wst. L. 8), der in dem apokryphischen Buche Judith genannte, übrigens erdichtete Name eines assyrischen Feldhauptmannes des Königs Nebukadnezar. Er soll in das jüdische Land gekommen sein und eine Stadt

Bethulia belagert haben, aber durch die List der Judith getödtet worden sein.

L'Hombre (K. u. L. II, 1 — N. a. D. I, 2), franz., eins der interessantesten Kartenspiele, bei dem die mit 8, 9 u. 10 bezeichneten Karten weggelassen werden; es wird gewöhnlich zwischen drei Personen gespielt.

Homér (Ged. D. Spaziergang, V. 200), Abk. von Homéros, lat. Homérus, der berühmteste und älteste griechische Dichter, war der Sage nach ein Sohn des Mäon und wurde daher auch der Mäonide genannt, wie (Ged. D. Künstler):

„Des Mäoniden Harfe stimmt voran."

Er soll um's Jahr 1000 v. Chr. in Kleinasien oder auf einer nahe gelegenen Insel gelebt haben. Nach Fr. A. Wolf's und Fr. Schlegel's Ansichten soll Homer bloß der gemeinsame Name für eine ionische Sängerschule (vergl. Die Homeriden) gewesen sein, eine Ansicht, die kritisch vielleicht richtig (vergl. Ilias) ist, für den Dichter aber wenig Wohlthuendes hat. Sch. nennt ihn deshalb doch (Ged. D. Homeruskopf ꝛc.) „Treuer alter Homer" und sagt (Ged. Die Weltweisen): „Homerus singt sein Hochgedicht." Die Ilias und die Odyssee, die beiden bedeutendsten Gedichte, die, als von ihm herrührend, sich erhalten haben, zeichnen sich durch Naturwahrheit und Lebendigkeit der Darstellung aus, so daß sie den Dichtern aller Zeiten eins der trefflichsten Vorbilder gewesen sind.

Wenn ein Dichter des alten Griechenlands sagen zu müssen glaubte, daß er und die Späteren überhaupt nur von den Brosamen lebten, die von dem reichbesetzten Tische Homer's fielen, so ist dieses Wort heut allerdings nicht mehr so wahr, wie vielleicht damals; dennoch aber ist der Einfluß des Sängers von Chios auf die Poesie gerade Deutschlands ein so bedeutender im Ganzen wie im Einzelnen, daß sich ein Buch darüber schreiben ließe, wie es, alle Beziehungen des Alterthumes zu unserer Dichtung erörternd, von dem trefflichen Königsberger Gelehrten

Cholevius „über die antiken Elemente in der Deutschen Literatur" geschehen ist. Der Gedanke, daß der Dramatiker Sch., abgesehen von dem allgemeinen Einflusse, den eine so einzige Verschmelzung von Wirklichkeit und Kunstideal auf ihn ausüben mußte, von Homer nicht viel herüber nehmen konnte, würde sich als irrthümlich erweisen. Zwar hat Sch. nicht, wie er so oft wollte, Zeit und Inspiration gefunden, in einer größeren epischen Schöpfung („Gustav Adolph", „Friedrich der Große") dem deutschen Heldengedichte einen höheren homerischen Aufschwung zu geben, oder es wenigstens zu versuchen; dennoch hatte das Studium Homer's in ihm so starke Eindrücke hinterlassen, daß sich die Spuren davon fast in allen seinen Gedichten und Dramen wiederfinden, zumal da sich in den großen historischen Dramen unseres Dichters ein oft bemerkter epischer Zug geltend macht, der ihn zum Homer zurückführen mußte. Wer könnte diese Elemente verkennen, die in Zeiten wie die des hundertjährigen Kampfes zwischen England und Frankreich im 14. und 15. Jahrhundert und im dreißigjährigen Kriege hervortreten und in den entsprechenden Dichtungen Sch.'s erscheinen? In anderen Werken war es ein ihrem Gegenstande zukommender Geist der Natürlichkeit und Einfachheit, welcher Sch. hier und da homerische Formen der Darstellung wählen ließ, wie im W. Tell. Weiterhin ist es endlich oft auch nur die Lebendigkeit und Fülle der Reminiscenz, welche den Dichter bewegt, Farben einzumischen, die Neuere vielleicht durch andere „lokalere" ersetzen würden, die aber der Geist der damaligen Zeit, der, von der Antike erweckt, mächtig zu ihr hinstrebte, vollkommen rechtfertigte, und die wir ihrer Schönheit wegen nicht als eine Disharmonie bemerken. Hier und da ist auch der Gegenstand selbst, als dem antiken Leben oder gar dem Homer unmittelbar entnommen, die Veranlassung geworden.

1788 schreibt Sch. (s. das zur Br. v. M. angeführte Werkchen v. Gerlinger p. 93 ff.): „In den nächsten 2 Jahren, hab' ich mir vorgenommen, lese ich keine modernen Schriftsteller

mehr" ..... „Ich lese jetzt fast nichts als den Homer. Ich habe mir Vossen's Uebersetzung der Odyssee (1781 erschienen) kommen lassen, die in der That ganz vortrefflich ist ..." 1798: „Ich lese in diesen Tagen den Homer mit einem ganz neuen Vergnügen, wozu die Winke, die Goethe mir gegeben, nicht wenig beitragen. Man schwimmt ordentlich in einem poetischen Meere; aus dieser Stimmung fällt man auch in keinem Punkte und alles ist ideal bei der sinnlichsten Wahrheit." 1799: „Ich habe in diesen Tagen den Homer vorgeholt und den Besuch der Thetis beim Vulkan mit unendlichem Vergnügen gelesen. In der anmuthigen Schilderung eines Hausbesuches, wie man ihn alle Tage erfahren kann, in der Beschreibung eines handwerksmäßigen Geschäftes, ist ein Unendliches in Stoff und Form enthalten." Mit Bezug auf die Scene zwischen Montgommery und Jeanne d'Arc, die nach Il. 21, 64—120, X, 378 ff. gedichtet ist, schreibt Sch. 1801: „Wer seinen Homer kennt, der weiß wohl, was mir dabei vorschwebt."

Also werden uns auch unsere Leser dankbar sein, wenn wir ihnen einige weitere Nachweise geben, die von ihnen selbst vielfach vermehrt und vervollständigt werden können.

Eine anziehende Vergleichung bietet Hektor's Abschied, wenn der Leser dieselbe Scene, eine der schönsten und künstlerisch vollendetsten der Ilias, bei Homer vergleichen will (s. Andromache, Hektor). Das darin sich findende Epitheton (d. h. dichterisch schmückende Beiwort) die „unnahbaren" Hände des Achill ist homerisch, s. Il. 7, 309. 8, 450. Od. 11, 502. Im „Triumph der Liebe" schmückt Juno ihr „ambrosisch Haar" Il. 1, 529, ein Beiwort (s. d.), welches Homer auch auf Kleider Il. 5, 338 oder Sandalen Od. 1, 97 der Götter, dann aber auch auf die Schönheit selbst Od. 18, 193 anwendet. Auch die „Nacht" nennt Sch. im „Spaziergange" nach Il. 2, 57 „ambrosisch". Auch der „thränenvolle" Streit in Kassandra (Str. 1) ist homerisch Il. 5, 737. 13, 765, bei Voß heißt es gewöhnlich „die thränenerregende Feldschlacht". Die „schweren, ehernen Hände" der

Natur, die Stelle in der Br. v. M. „und kein Gebet durchbohrt den ehernen Himmel“, „die eherne Umarmung des theban’schen Paares“, was Isabella vom „ehernen Harnisch der Brust“ ihrer Söhne sagt (auch „die felsigte Brust“ Od. 17, 463. Il. 16, 35), das „stählerne Herz“ der J. v. O. — Alles findet Vorbilder und Anklänge in Homer Il. 2, 490. 5, 737. 13, 765. 17, 425. Od. 15, 329. Ebenso die „löwenherzige Jungfrau“ Il. 5, 639. Od. 4, 724. Die „heerdenmelkenden Holländer“ ebendaselbst sind im homerischen Geiste benannt und selbst die „prächtig strömende Loire“ erinnert an klassische Flüsse und Quellen Od. 10, 107. Il. 2, 752. Talbot bekommt sein Beiwort „hunderthändig“ nach dem Riesen, welchen Thetis zur Rettung des Zeus in den Olymp hinaufruft Il. 1, 402. Der Rinder „breitgestirnte, glatte“ Schaaren in der „Glocke“ sind direkt aus dem Homer Il. 10, 292 u. öfter. Die „himmelumwandelnde“ Sonne in der Br. v. M. ist der homerische Helios Hyperion (s. auch Il. 8, 68). Auch die „unzerbrechliche“ Kraft daselbst ist, wenn auch nicht homerisch, doch wenigstens griechisch. „Des Todes bittere Pfeile“ in der „Kindesmörderin“ und der „bittere Pfeil des Wortes“ in der Br. v. M. ist in seiner eigentlichen Bedeutung sehr häufig bei Homer Il. 4, 118. 22, 206 u. ö. Im Geiste des alten Dichters heißt ebendaselbst die Stadt „die völkerwimmelnde“. Auch die „hochwohnenden“, „alles schauenden“ Götter erinnern an homerische Beiwörter Il. 5, 265.

Die Beiwörter Sch.’s verdienten wohl eine besondere Studie; das für unsere Zwecke Wichtigste werden wir unter „Sprache“ geben.

Auch andere Erinnerungen an homerische Vorstellungen oder Scenen finden sich. So erkennt man im „Triumph der Liebe“, Str. 13: „Thronend auf erhabnem Sitz — Schwingt Kronion seinen Blitz; — Der Olympus schwankt erschrocken — Wallen zürnend seine Locken“ — die berühmte Stelle Il. 1, 529 wieder, nach der Phidias den olympischen Zeus gebildet haben soll.

„Der sanfte Bogen der Nothwendigkeit" (dem Laien wohl kaum verständlich) in den „Künstlern" erinnert daran, daß Homer einen plötzlichen und dabei sanften Tod durch die „sanften Geschosse" des Apollon und der Artemis erfolgen läßt Il. 24, 759. Die Ausdrücke „König Rudolph's heilige Macht" und, in der Br. v. M. „gesandt hab' ich alsbald des raschen Boten jugendliche Kraft", deren ersterer besonders dem Nichtkenner des Griechischen sehr auffallen muß, sind auf jeder Seite im Homer zu finden. Sie umschreiben einfach den Begriff der Persönlichkeit, wie in der Odyssee „die heilige Kraft des Alkinoos". Selbst der allgemein verständliche Ausdruck in „Ideal und Leben", Str. 4: „Wenn im Leben noch des Kampfes Wage schwankt", mag an die Wage erinnern, auf der Zeus die Geschicke der Menschen, so z. B. das des mit Achill kämpfenden Hektor, abwägt. Il. 19, 223. 16, 658. 8, 69. Wir wollen entfernt nicht behaupten, daß die „schwarzen und die heitern Loose" der „Glocke" aus dem Homer stammen, aber es zieht manchen Leser vielleicht an, die wunderliche Geschichte von den beiden Schicksalsfässern Il. 24, 527 nachzulesen. Auch im Wst. Tod I, 4 heißt es: „Nicht ohne Schauder greift des Menschen Hand — In des Geschicks geheimnißvolle Urne". Das Opfer eines „Stieres mit goldenem Horne", der in „Hero und Leander" den Winden geweiht wird, bewege den Leser, sich die schöne Stelle Od. 3, 425 ff., wo Telemach bei Nestor weilt, in das Gedächtniß zurückzurufen. Die homerischen Helden, wenn sie von ihrer Herkunft sprechen, „rühmen sich" der Sohn von dem und dem zu sein, so sagt im W. T. I, 2 Gertrud, am Anfang einer Schilderung ihres Jugendlebens, die ganz homerischen Charakter trägt: „Des edlen Iberg's Tochter rühm' ich mich — Des viel erfahrenen Mannes". Weiterhin heißt sie: „Des weisen Iberg hoch verständige Tochter." Daß (Br. v. M.) die Erde fest ruht „auf den ewigen, alten Säulen" erinnert an die vom Atlas gehaltenen hohen Säulen Od. 1, 53, die Himmel und Erde auseinander halten und die ebendaselbst dann noch ausdrücklich erwähnt werden

(s. Atlas). Die Schilderung des englischen Heeres in der 3. Scene des Prologs zur J. v. O. ist ganz episch-homerisch und erinnert mit ihren Bildern von den Bienen und Heuschrecken lebhaft an Il. II, 460 ff.

Wir glauben im Vorstehenden dem Leser hinreichende Anregung zu weiterer Vergleichung gegeben zu haben.

Homeriden, Die (Ged.), drei Xenien, welche nach Viehoff früher die Ueberschriften: „Rhapsoden"; „Viele Stimmen"; „Rechnungsfehler" führten und später zu dem jetzigen Epigramm vereinigt wurden. Chr. Gottl. Heyne (s. d.), der sich mit einer großen, unvollendeten Ausgabe des Homer beschäftigte, war mit der Ansicht, daß die Ilias und die Odyssee von diesem allein herrührten, gegen eine Schrift des Philologen Fr. A. Wolf (s. Ilias) in die Schranken getreten.

Homéruskopf, Der, als Siegel (Ged.), ein Epigramm aus dem Jahre 1796. Da die Poesie der Liebe besonders hold ist (vergl. Ged. Das Mädchen aus der Fremde), so soll die Liebe wiederum auch ihr vor Allem vertrauen.

Honnet, frzs. honnête, d. h. ehrlich, rechtschaffen; ferner auch anständig, wie (V. a. v. E.) „honnet zu stehlen", d. h. nicht wie die gemeinen Spitzbuben, sondern auf eine feine Weise; desgl. (R. I, 2): „honnete Gewerbe".

Honni soit qui mal y pense! Die französisch gesprochenen Worte der Elisabeth (M. St. II, 2) sind die Aufschrift des von dem Könige Eduard III. in England 1350 gestifteten Ordens vom blauen Hosenbande. Sie bedeuten: „Hohn od. Trotz demjenigen, welcher Arges dabei denkt", dieselben Worte, die er einst sprach, als er einer schönen Tänzerin, der Gräfin Salisbury, das ihr entfallene Strumpfband aufgehoben hatte, und welche die Veranlassung zur Stiftung des Ordens wurden. Der Orden besteht aus einem Kniebande von dunkelblauem Sammet mit goldener Einfassung und den oben genannten Worten als Inschrift. Eben dieselbe befindet sich auch auf dem zu dem Orden

gehörenden breiten blauen Bande, welches um die Schulter getragen wird, und welches hier die Königin dem Grafen Leicester abnimmt, um es dem Grafen Bellievre umzuhängen.

Honoriren, eig. hochschätzen, in Ehren halten; in der kaufmännischen Sprache (Picc. IV, 6) s. v. w. annehmen und darauf zahlen.

Hora, lat. die Stunde; in Klöstern besonders die Stunden, die zum Gebete auffordern; daher (Br. v. M. 5, 413) „der Ruf zur Hora" und (D. C. II, 14) „Die Glocke zur Hora läutet. Ich muß beten gehen."

Horeb (J. v. O. Prol. 4), der 8000 Fuß hohe Gipfel des Plateaus der zwischen dem rothen Meere und dem Meerbusen von Akäba gelegenen peträischen Halbinsel, westlich vom Sinai. Ueber die Erscheinung des Herrn berichtet 2. Mose 3, 1—5.

Horen (Myth.), die Stunden- oder Zeitgöttinnen, waren Töchter des Zeus und der Themis. Bei Homer (Il. 5, 749; Od. 24, 344) erscheinen sie als Luftgöttinnen und Dienerinnen des Zeus, welche Wolken sammeln und zerstreuen; zugleich aber wurden sie als Göttinnen der Jahreszeiten betrachtet; Zahl und Namen werden verschieden angegeben. Die spätere Zeit vermehrte ihre Zahl, zunächst, um die vier Jahreszeiten, dann aber auch, um die verschiedenen Tagesstunden zu bezeichnen. Die bildende Kunst stellt die Horen als reizende Jungfrauen dar, welche die verschiedenen Erzeugnisse der Jahreszeiten als Attribute in den Händen tragen; oder auch, wie sie, leicht geschürzt und einander die Hände reichend, einen Cirkeltanz ausführen. Daher (Ged. Klage d. Ceres):

„Führt der gleiche Tanz der Horen
Freudig nun den Lenz zurück."

Die Griechen gaben ihnen Kronen von Palmblättern und Kränze; daher heißt es von der Stimme der Glocke (Ged. D. Glocke), daß sie die Stunden verkünden soll:

„Und führen das bekränzte Jahr."

Außer dem regelmäßigen Zeitenwechsel und den davon abhängenden irdischen Gaben der Natur gewähren die Horen zugleich Gesetzlichkeit und begründen durch Arbeit und Thätigkeit die Wohlfahrt der Menschen. Deshalb sind sie dem Dichter zunächst ein Vorbild desjenigen, der die Zeit zu nützen bemüht ist, wie (Ged. D. Eleusische Fest):

„Und die leichtgeschürzten Stunden
Fliegen an's Geschäft gewandt."

desgleichen ein Symbol desjenigen, unter dessen Händen sich ein Werk ruhig und allmälig vollendet, wie (Ged. D. Gunst des Augenblicks):

„Langsam in dem Lauf der Horen
Füget sich der Stein zum Stein."

Da sie dem Dichter liebe und treue Begleiterinnen sind, so beklagt er (Ged. Poesie des Lebens) natürlich den trockenen Realisten, denn diesem „ruhn der Horen Tänze"; während sie seiner eigenen Person nur das Bild der Flüchtigkeit der Zeit vorführen, weshalb er (Ged. Sängers Abschied) von seinen Liedern sagt:

„Des Augenblickes Lust hat sie geboren,
Sie fliehen fort im leichten Tanz der Horen."

Mit dem Namen Horen (Ged. D. Antike an den nordischen Wanderer. Anm.) bezeichnete Sch. auch eine Zeitschrift, die er seit dem Jahre 1794 herausgab, in Folge deren er in nähere Verbindung mit Goethe trat und zugleich eine neue Epoche seines Lebens und seiner Poesie vorbereitete.

Horizont (Ged. 4. B. d. Aen. 2), von dem gr. horizein, begrenzen; der Gesichtskreis, die Linie, in welcher das Himmelsgewölbe und die Erdoberfläche sich zu berühren scheinen; bisweilen auch, wie (Sp. u. d. L.) s. v. w. das Himmelsgewölbe selbst.

Hornberg, Stadt an der Gutach im badischen Oberrheinkreise; die Stelle (R. I, 2) bezeichnet Eckardt als Anspielung auf eine Lalenburger Geschichte.

Hörner (W. T. III, 3) nennt man die scharfkantigen, oft seltsam gestalteten Granitspitzen der Hochalpen; vergl. Gletscher.

Hornung (Gstf. 10, 136), der deutsche Name für den Monat Februar, welcher die Zeit der Hornung ist, wo die Hirsche ihre Hörner abwerfen.

Horoskop, s. Astrolog.

Hort (Ged. D. Graf v. Habsburg), s. v. w. Hurd od. Hürde; d. h. Schutz, Zuflucht.

Hostie, von dem lat. hostĭa, eig. Opferthier od. Schlachtopfer; das bei dem Abendmahl gebrauchte Brod, in der katholischen Kirche auch das Hochwürdige (M. St. I, 4) genannt. Da nach Annahme der römisch-katholischen Kirche das von dem Meßpriester dargebrachte Brot sich in den Leib Christi verwandelt, so wird dasselbe als ein unblutiges Opfer angesehen. In den älteren Zeiten nahm man gewöhnliches Brot, seit dem 12. Jahrhundert wurde es Sitte, sich kleiner runder, aus Weizenmehl gebackener Scheiben zu bedienen, die mit dem Bilde des gekreuzigten Heilandes versehen sind und Oblaten oder Hostien genannt werden. Da sie nach der katholischen Transsubstantiationslehre (vgl. M. St. V, 7) als ein heiliger Gegenstand betrachtet werden, so dienen sie zugleich als Unterpfand eidlicher Gelöbnisse; daher sagt Chatillon (J. v. O. III, 2) zu König Karl in Beziehung auf den Herzog von Burgund:

— — — — — — „Und der Erzbischof
Soll eine Hostie theilen zwischen dir und ihm
Zum Pfand und Siegel endlicher Versöhnung."

Eben so sagt Mortimer (M. St. III, 6) zu Maria:

„Und müßt' ich auch die Königin durchbohren,
Ich hab' es auf die Hostie geschworen."

desgl. Domingo (D. C. II, 10) zu Herzog Alba:

— — — — — — — „Ich wollte, was ich sage,
Auf eine Hostie beschwören."

und Marquis Posa (D. C. IV, 21) zur Königin:

— — — — — — — „Sagen Sie
Dem Prinzen, daß er denken soll des Eides,
Den wir in jenen schwärmerischen Tagen
Auf die getheilte Hostie geschworen."

Hottentotten (R. I, 1), ein südafrikanischer Volksstamm von höchst widrigen Gesichtszügen.

Houri [spr. hu-], arab. Benennung für die schönen Weiber oder ewig jungen Genossinnen der Seligen in Muhamed's Paradiese; daher (Gstſ. 10, 251): „ein Mädchen, reizend wie eine Houri."

Howard [spr. Hauärd]. Katharina Howard, die fünfte Gemahlin König Heinrich's VIII. (s. d.), war ohne Grund des Ehebruchs beschuldigt und 1542 hingerichtet worden. Einer ihrer Verwandten, Henry Howard (M. St. I, 7), Graf von Surrey, geb. 1516, an Heinrich's Hofe erzogen, war 1544 als Feldmarschall an der Spitze der englischen Armee nach Frankreich gegangen. Da der König ihm mißtraute, so fand sich bald ein Grund, ihn des Hochverraths zu beschuldigen, und so wurde auch er 1547 enthauptet. Daher sagt Mortimer (M. St. II, 8) zu Lord Leicester:

„Der Howard und der Percy edle Häuser,
Ob ihre Häupter gleich gestürzt, sind noch
An Helden reich."

was sich auf den Admiral Lord Charles Howard bezieht, der 1588 durch seinen kühnen Angriff auf die Armada unter den Schiffen derselben große Verwirrung anrichtete. — Der Howard, welcher R. I, 1 genannt wird, ist, wie aus der Zusammenstellung mit Cartouche zu ersehen, irgend ein uns unbekannter, damals berüchtigter englischer Räuber.

Huldgöttinnen, s. Charis.

Huldigung, das feierliche Gelöbniß, dem Oberhaupte des Landes treu und gehorsam zu sein; daher sagt Graf Bellievre

(M. St. II, 2) als er den Verlobungsring für seinen Fürsten empfängt, zur Königin Elisabeth:

„In seinem Namen, große Königin,
Empfang' ich knieend dies Geschenk, und drücke
Den Kuß der Huldigung auf meiner Fürstin Hand."

Huldigung, Die, der Künste (Bd. 6). Als Sch. im Frühjahr 1804 eine Reise nach Berlin gemacht, konnte er längere Zeit hindurch zu keiner ernsten Arbeit kommen. Dazu kam die nahe bevorstehende Entbindung seiner Gattin, welche sich Niemand als dem Arzt Starke in Jena anvertrauen mochte. Dies veranlaßte Sch., mit seiner Familie dorthin zu gehen. Leider aber zog er sich bei einer Spazierfahrt eine Erkältung zu, deren Folgen sich auch, nachdem er mit seiner von einem Töchterchen glücklich entbundenen Frau nach Weimar zurückgekehrt war, immer noch nicht recht beseitigen lassen wollten. Kaum ging es ihm etwas besser, es war etwa um die Mitte des October, so rückte auch die Zeit immer näher, in der man in Weimar die Ankunft der jungen Erbprinzessin Maria Paulowna, der Großfürstin von Rußland, erwartete. Die ganze Stadt war in freudiger Aufregung und bereitete sich zum festlichen Empfange der jugendlichen Fürstin vor. Nur von Seiten des Theaters war noch nichts geschehen; und Goethe, dessen nächste Pflicht es gewesen wäre, bei dieser Gelegenheit mit einer poetischen Production hervorzutreten, fühlte sich nicht geneigt dazu. Er ersuchte daher Sch., zum Empfange der Prinzessin im Theater ein Vorspiel zu dichten. Sch., obgleich auch kein Freund von Gelegenheitspoesieen, gab den dringenden Bitten seines Freundes nach, und so entstand in der kurzen Zeit vom 4. bis 8. November unseres Dichters letztes Originalwerk: „Die Huldigung der Künste", welches am 12. November als Vorspiel zum Mithridates aufgeführt wurde. Der allgemeine Beifall, welcher dem Dichter bei dieser Gelegenheit gezollt ward, war ein wahrhaft erhebender, indem bei den Worten des Genius:

„Schnell knüpfen sich der Liebe zarte Bande,
Wo du beglückt, bist du im Vaterlande."

sich die edelste Rührung aller Anwesenden und auch der jungen Fürstin bemächtigte.

Sch. der sich so oft, theils in Poesie, theils in Prosa über das eigentliche Wesen der Kunst ausgesprochen, hat dies in dem vorliegenden Werke in der edelsten und würdigsten Weise zum letzten Mal gethan und uns, um mit Hoffmeister's treffendem Ausdrucke zu reden, darin sein ästhetisches Testament hinterlassen. Der Hauptgedanke, welcher auch in seinen culturhistorischen Gedichten häufig wiederkehrt, daß der Mensch durch die Kunst von dem einfachen Naturzustande zu höherer Gesittung emporgeführt werde, ist hier in einem lyrisch-dramatischen Gemälde zu unmittelbarer Anschauung gebracht. Zugleich aber ist das Ganze in eine zarte und sinnige Beziehung zu der Fürstin gesetzt, welcher hier von Seiten der Kunst eine Huldigung darzubringen war.

Die Erbprinzessin Maria Paulowna war die Tochter des im Jahre 1801 ermordeten Kaisers von Rußland, Paul's I. und seiner zweiten Gemahlin Maria Feodorowna, der früheren Prinzessin Dorothea Augusta Sophia von Würtemberg. Sie vermählte sich mit dem Erbprinzen Karl Friedrich und war die Mutter der jetzigen Königin Augusta von Preußen. Ihre Brüder, auf welche das Gedicht hinweist, hießen Alexander, Constantin, Nikolaus und Michael; ihre Schwestern Alexandra, Helena, Katharina und Anna. — Der „große Ahnherr", auf den die Architektur hindeutet, ist Peter I. oder der Große (1682—1725), welcher, nachdem er auf einer Reise durch Deutschland, Holland und England europäische Bildung kennen gelernt, dieselbe mit entschiedener Consequenz in Rußland zu verbreiten suchte, im Jahre 1703 Petersburg gründete und Rußland eine Seemacht schuf. Seine Reiterstatue, von Falconet gegossen, wurde 1782 aufgestellt; sie steht unfern der Newa auf einem mit großer Mühe dorthin geschafften Granitfelsen (S. 182) und bildet einen

prächtigen Schmuck des Petersplatzes in dem sogenannten Admiralitätsquartier, dem Mittelpunkte der Stadt. — Der „hohe Bruder", dessen die Sculptur (S. 182) erwähnt, ist Alexander I., geb. 1777; er bestieg den Thron am 24. März 1801, und obwohl mit despotischer Gewalt ausgerüstet, bemühte er sich doch, Menschenfreundlichkeit zu üben und vor Allem die weitgreifenden Entwürfe Peter's des Großen zur Ausführung zu bringen.

Die der „Huldigung der Künste" zu Grunde liegende Idee hat zunächst einen symbolischen Charakter. Einfache Landleute pflanzen einen edlen Baum in ihren heimathlichen Boden und betrachten denselben als ein Sinnbild der edlen Fürstin, die, aus einem fernen Lande gekommen, in ihrer Mitte heimisch werden soll. Da sie aber allein nicht im Stande sind, die hohe Gebieterin an sich zu fesseln, so kommt ihnen der der Fürstin bereits wohlbekannte Chor der Künste zu Hülfe, um das Band der aufgegebenen Heimath mit dem der neuerwählten in sinniger Weise zu verknüpfen. Der Genius des Schönen führt der Gefeierten die einzelnen Künste entgegen, worauf jede derselben mit zarter Beziehung auf die Fürstin sich selbst charakterisirt, alle aber sich bereit erklären, ihr zu dienen und zur Verschönerung des neubetretenen Lebenspfades beizutragen. Daß unter allen die Poesie sich am schwungvollsten ausspricht, erscheint wohl natürlich; ihre Worte sind gewissermaßen der Schwanengesang des von dem irdischen Leibe sich losringenden Dichters, dem es von da ab nur noch wenige Monden vergönnt war, auf Erden zu wallen.

Humōr, von dem lat. hūmor, eig. die Feuchtigkeit. Da die Aerzte der alten Zeit aus der Mischung des feuchten und trockenen Elements im Körper die Beschaffenheit seines Wohlseins ableiteten, so erhielt das Wort humor die Bedeutung von Stimmung, d. h. guter oder übler Laune; daher (Geb. Shakespeare's Schatten — F. I, 5) „der heitere Humor" und (N. a. D. II, 8) „der spaßhafte Humor".

Hunn, Konrad (W. T. Pers.-Verz.), ein Landmann, der sich um Schwyz verdient gemacht und dafür 1282 vom Lande eine Anerkennung erhielt.

Husar (Sp. d. Sch.), von dem ungar. husz, zwanzig, weil unter König Matthias I., welchem Kaiser Rudolf II. das Königreich Ungarn 1608 abgetreten hatte, von zwanzig Häusern ein Mann als Reiter gestellt werden mußte. Husaren sind also eigentlich ungarische Reiter, daher auch ihre der ungarischen Tracht ähnliche Uniform.

Hussitenkrieg (Picc. IV, 5). Als der Böhme Johann Huß, der gegen die Mißbräuche in der Hierarchie und dem Mönchswesen öffentlich aufgetreten war, auf dem Concilium zu Costnitz nicht widerrufen wollte, wurde er 1415 als Ketzer öffentlich verbrannt. In Folge dieser Gewaltthat erregten seine auf's höchste erbitterten Anhänger bei dem Tode Kaiser Wenzel's die Hussitenkriege (1419—1434), in denen sie unter Ziska und den beiden Procopen gegen die kaiserlichen Heere so siegreich fochten, daß die Baseler Kirchenversammlung sich genöthigt sah, Unterhandlungen mit ihnen anzuknüpfen und ihnen den Gebrauch des Kelchs beim Abendmahle zu gestatten. Weitere Erfolge gingen ihnen nur dadurch verloren, daß sie sich selbst unter einander entzweiten.

Hut. Der Hut wird in der Heraldik oder Wappenkunde bisweilen statt der Krone und des Helms, nicht selten auch mit denselben gebraucht. Man unterscheidet geistliche und weltliche Wappenhüte. Unter den letzteren sind die Fürsten- und Kurhüte zunächst nichts Anderes als rothe Mützen mit breiter Hermelineinfassung und einem Hermelinschwänzchen auf der Mitte des Deckels. Statt des letzteren findet man sie aber häufig auch mit dem Reichsapfel und dem Kreuze geschmückt und nach Art der Kronen mit Reifen und Bogen versehen. Der „Hut von Oestreich" (W. T. I, 3) trug zwölf goldene Perlen auf den Reifen und oben die Weltkugel; er hing „über dem Thron"

auf dem Stein zu Baden, wo Kaiser Albrecht wohnte, wenn er die Schweiz besuchte. Die Worte des Trompeters (Wst. L. 11):

„Dem Kaiser verkauften wir unser Blut
Und nicht dem hispanischen rothen Hut."

bedeuten s. v. a. der spanischen Krone, wohl mit Erinnerung daran, daß die spanische Nationalfarbe (Cocarde) roth ist. Vergl. a. Picc. IV, 5.

Hüter, Der wilde, s. Cerberus.

Hyäne, ein bekanntes Raubthier, dessen Erscheinung einen unheimlichen und widerwärtigen Eindruck macht; daher (Ged. D. Taucher):

„Der entsetzliche Hay, des Meeres Hyäne."

Eben so widerlich und Grauen erweckend ist sein Gelüsten nach menschlichen Leichnamen; daher (Ged. Die Glocke):

„Da werden Weiber zu Hyänen
Und treiben mit Entsetzen Scherz."

Eben so nennt Moor (R. I, 2) die boshaften Menschen „Hyänengezücht".

Hydra (Myth.) od. Hyder, ein fabelhaftes Ungeheuer, welches sich in dem Sumpfe Lerna aufhielt und daher auch die lernäische Hydra genannt wurde. Es hatte einen Schlangenleib und war mit neun oder gar mit hundert Köpfen versehen. Unter den schwierigen Arbeiten, welche Eurystheus dem Hercules (s. Herakles) auftrug, war die Bekämpfung dieses Ungeheuers eine der schwierigsten. Da statt eines abgeschlagenen Kopfes immer zwei neue hervorwuchsen, so brannte Hercules jedesmal die Stelle aus, wo ein Kopf heruntergeschlagen war. Außer der Stelle (Ged. D. Ideal u. d. Leben):

„Rang mit Hydern und umarmt den Leuen."

braucht Sch. den Ausdruck zunächst nach biblischer Anschauungsweise (wie häufig in seinen Jugendarbeiten) im Vergleich mit der Schlange des Paradieses (Ged. Die Kindesmörderin):

— — — — — — „hier umstrickte mich die Hyder
Und vollendet war der Mord."

ferner in mythologischer Bedeutung vergleichend (Ged. Würde d. Frauen) von dem feindlichen Streben des Mannes:

„Was er schuf, zerstört er wieder,
Nimmer ruht der Wünsche Streit,
Nimmer, wie das Haupt der Hyder
Ewig fällt und sich erneut."

endlich aber bildlich, um einen Feind zu bezeichnen, der immer mächtiger wird, je mehr man ihn zu bekämpfen sucht, wie (Ged. Einem jungen Freunde):

„Fühlst du dir Stärke genug, der Kämpfe schwersten zu kämpfen,
Wenn sich Verstand und Herz, Sinn und Gedanken entzwein?
Muth genug, mit des Zweifels unsterblicher Hydra zu ringen
Und dem Feind in dir selbst männlich entgegen zu gehn?"

und (F. I, 13): „Tyrannei, die mächtige Hyder".

Hymen od. Hymenäos (Myth.) wird von Einigen als der Sohn des Apollo und der Muse Kalliope, von Andern als der des Bacchus und der Venus genannt. Der berühmtesten Sage zufolge, welche über ihn berichtet, war er ein armer, aber schöner Jüngling zu Athen und zugleich ein lieblicher, kunstgeübter Sänger. Da er die Tochter eines reichen und vornehmen Mannes liebte, indessen keine Hoffnung hatte, sie zur Ehe zu bekommen, so hüllte er sich in Mädchenkleider, um sich seiner Geliebten ungestört nahen zu können. Als nun diese mit ihren Gespielinnen am Meeresufer das Fest der Eleusinischen Mysterien beging, wurden plötzlich die sämmtlichen jungen Mädchen von Seeräubern überfallen und nach einer Insel des Archipelagus entführt. Voll Freude über die gemachte Beute überließen sich die Barbaren dem Trunke und wurden bald so berauscht, daß sie in tiefen Schlaf sanken. Jetzt beredete Hymen seine Gefährtinnen, den Räubern die Waffen wegzunehmen und auf ein gegebenes Zeichen sie alle zu erschlagen. Dies geschah, und nun eilte der Jüngling zurück nach Athen und versprach den dort

trauernden Eltern, ihnen ihre Töchter wieder zu bringen, wenn man ihm diejenige zur Gattin gäbe, welche er liebe. Seine Bitte ward ihm gewährt, die Jungfrauen kehrten zurück, und die Vermählung ward unter allgemeiner freudiger Theilnahme vollzogen. Hymen's Ehe war so glücklich, daß man bei allen Hochzeitsfesten seiner gedachte und ihn bald allgemein als Gott der Ehe bezeichnete. In diesem Sinne sagt z. B. Dido (Ged. 4. B. d. Aen. 3):

„Und wäre mein Entschluß, mein Abscheu zu besiegen
An Hymens Banden" — — — — — — — —

desgleichen der Chor (Iph. II, Zw.-H.):

„Selig, selig sei mir gepriesen,
Dem an Hymens schamhafter Brust
In gemäßigter Lust
Sanft die Tage verfließen."

Denselben Ausdruck braucht Sch. von einer Ehe der Gegenwart in der Epistel (Ged. D. berühmte Frau) eines Ehemanns an einen andern:

„Beklagen soll ich dich? Mit Thränen bittrer Reue
Wird Hymens Band von dir verflucht?"

Bisweilen steht Hymen auch statt des Ausdruckes Hochzeitsfest, wie (Iph. II, 3):

„Was für ein Hymen, fragt man dort und hier,
Was für ein andres Fest wird hier bereitet?"

oder statt des Ausdruckes Ehe selbst, wie (Iph. I, Zw.-H.), wo es von Agamemnon heißt, der seinem Bruder Menelaus die von Paris geraubte Helena wieder erringen helfen will:

„Treu und dienstlich seines Freundes Harme
Folgt auch er der Griechen Heldenzug
Heimzuholen, die in Räubers Arme
Des geflohnen Hymens Freuden trug."

eben so wiederum in einer modernen Darstellung (Ged. An Demoiselle Slevoigt):

„Zieh holde Braut, mit unserm Segen,
Zieh hin auf Hymens Blumenwegen."

Die Dichter dachten ihn sich als einen schönen, mit Majoran bekränzten Jüngling, der in der einen Hand einen Schleier und in der andern eine Fackel trug. Diese letztere erscheint daher besonders als sein Attribut. Bei den Vermählungsfeiern der Alten war es nämlich Sitte, daß die Mutter des Bräutigams demselben eine Fackel anzündete; daher sagt Jokasta (Phön.) zu ihrem Sohne Polynices:

„Ich hatte dir die Hochzeitfackel ja
Nicht angezündet, wie es sittlich ist
Und recht, und wie's beglückten Müttern ziemt."

und Klytämnestra fragt (Iph. III, 4) ihren Gemahl, der sie vor der Hochzeit Iphigenien's nach Argos zurücksenden will:

„Und wer wird dann die Hochzeitfackel tragen?"

So sagt auch Hippolyt (Ph. I, 1) in Beziehung auf Aricia:

„Und nie soll ihr die Fackel Hymens lodern."

und später (Ph. V, 2) zu derselben:

„Die Fackeln sind's nicht, die den Hymen weihen."

Desgleichen ruft Kassandra's Prophetenstimme (Ged. Kassandra) im doppelten Hinblick auf die bevorstehende Vermählungsfeier ihrer Schwester Polyxena und den Untergang Troja's:

„Eine Fackel seh ich glühen,
Aber nicht in Hymens Hand."

und selbst in einer modernen Darstellung läßt Sch. die Königin Elisabeth, indem sie den ihr gemachten Heirathsantrag ablehnt, (M. St. II, 2) zu dem Grafen Bellievre sagen:

„Nicht Zeit ist's jetzt, ich wiederhol' es euch,
Die freud'ge Hochzeitsfackel anzuzünden."

Hymére, in der Octavausgabe irrthümlich für Hemere (s. d.).

Hymne od. Hymnus ist ein Hochgesang oder Festlied, wie es besonders zu Ehren der Götter und Heroen bei Opfern und andern feierlichen Gelegenheiten mit Musikbegleitung gesungen wurde; ferner jedes Loblied, in dem ein erhabener

Gegenstand (wie Ged. Triumph der Liebe) in begeisterter Weise besungen wird. So sind auch viele Psalmen der Hebräer als Hymnen zu bezeichnen; daher (Ged. An die Freude), wo es von Gott heißt:

„Den der Sterne Wirbel loben,
Den des Seraphs Hymne preist."

Die griechischen Hymnen waren anfangs ganz episch, wie die des Homer, welche die Mythen der Götter erzählten; die späteren, besonders die des Dichters Pindar, nahmen einen mehr lyrischen Charakter an, daher (Ged. D. Götter Griechenlands):

„Himmlisch und unsterblich war das Feuer,
Das in Pindars stolzen Hymnen floß."

In weiterer Bedeutung nennt Sch. selbst den Gesang des Chors der Erinnyen einen Hymnus, wie (Ged. Die Kraniche des Ibykus):

„Und schauerlich gedreht im Kreise
Beginnen sie des Hymnus Weise."

Endlich heißt es bildlich (Sp. u. d. L.) selbst von den Klängen der Natur: „Mag jeder Laut der Sterbegesang einer Seligkeit sein — er ist auch die Hymne der allgegenwärtigen Liebe."

Hypanis (Ged. 2. B. d. Aen. 61), ein Trojaner; vergl. Dymas.

Hyperion (Myth.), einer der Titanen, ein Sohn des Uranus und der Gäa (d. i. des Himmels und der Erde), ist nach Hesiod Vater des Helios (Sonne), der Selene (Mond) und der Eos (Morgenröthe), daher spricht Semele (Ged. Sem. 1) von „seinem Lichtgewande". Nach einer Ueberlieferung war er mit seiner Schwester Tethys (Ged. Semele 1) vermählt. Bei Homer ist „Hyperion" ein Beiname des Helios oder bezeichnet Helios ohne Weiteres selbst.

hypochondrisch (Ged. D. Flüsse: Pegnitz), von dem gr. hypochondria, pl. der Unterleib; eig. unterleibskrank, auch milzsüchtig, schwermüthig.

J.

Iberg (W. T. I, 2), ein im oberen Sihlthale des Cantons Schwyz gelegenes Dorf, wo ein gewisser Konrad ab Iberg 1312 Landmann war. Derselbe war übrigens nicht Stauffacher's Schwiegervater, so wie dessen Gattin auch nicht Gertrud, sondern Margaretha Herlobig hieß, ein Name, den Sch. hier also umgeändert hat.

Ibykus (Ged. D. Kraniche d. J.), ein griechischer Dichter aus Rhegium in Unteritalien. Er war ein Zeitgenosse des Anakreon und ging um die Mitte des 6. Jahrh. v. Chr. nach Samos, wo damals Polykrates herrschte. Man nennt ihn als den Erfinder eines musikalischen Instruments, der sogen. Sambuca. Von seinen vielen lyrischen Gedichten sind nur wenige Fragmente auf die Nachwelt gekommen.

Ida ist zunächst der Name eines heiligen Berges auf der Insel Kreta. Seine beiden Felsgipfel sind stets mit Eis und Schnee bedeckt, und reiche Quellen befruchten die umliegenden Hügel. Er wurde als Jupiter's Geburtsort angesehen, während derselbe später auf dem Olymp seinen Sitz hatte; daher (Ged. Semele 1) „vom Ida bis zum Hämus", s. v. w. durch ganz Griechenland. — Ein anderer Berg dieses Namens liegt in der Landschaft Troas in Kleinasien. Er ist der Schauplatz vieler griechischer Mythen; daher (Ged. Die Homeriden) „ich sang, was auf dem Ida geschah". Hier ward Paris (Iph. V, 4) als Hirt erzogen; hier entschied er (ebendas.) den Streit der drei Göttinnen (s. Eris); und eben hierher flüchtete er auch (Iph. I, 1) mit der geraubten Helena. An dem Fuße des Ida lag Troja, und von seinem Abhange bis zum Meere breitete sich die Ebene aus, auf welcher die Belagerung vorging, an der sich alle

Götter betheiligten. Daher sagt Venus (Ged. 2. B. d. Aen. 105) zu ihrem Sohne Aeneas:

„Du siehst — o fliehe, fliehe, theurer Sohn! —
Des Himmels König selbst auf Ida's düstrem Thron
Den Feinden Kräfte leihn, die Himmlischen erhitzen."

Idália, s. Aphrodite.

Ideal (Menschenf. 8 — K. d. H.), neulat. ein Gedankenwesen, Gedankenbild; bes. ein Gegenstand, den wir uns in seiner Vollkommenheit vorstellen, und zwar in Ideen denken und durch die Einbildungskraft veranschaulichen, also ein Ur- oder Musterbild. Da Sch. besonders dem Idealen zugewendet war, so weiset er auch oft darauf, als auf etwas Erstrebenswerthes hin. So heißt es (Ged. Ausgang aus dem Leben):

„Aus dem Leben heraus sind der Wege zwei dir geöffnet,
Zum Ideale führt einer, der andre zum Tod."

Das Ideal, das dem Manne vor Augen stehen soll, ist ihm eine Frucht inneren Kämpfens und Ringens, wie (Ged. Würde der Frauen):

„Aus der Unschuld Schooß gerissen,
Klimmt zum Ideal der Mann
Durch ein ewig streitend Wissen,
Wo sein Herz nicht ruhen kann."

Das Ideal des Weibes dagegen ist ihm ein unmittelbar Gegebenes; deshalb sagt Marquis Posa (D. C. II, 15) von der Tugend der Prinzessin Eboli:

„Diese Tugend,
Ich fürchte sehr, ich kenne sie — wie wenig
Reicht sie empor zu jenem Ideale,
Das aus der Seele mütterlichem Boden,
In stolzer, schöner Grazie empfangen,
Freiwillig sproßt."

Wie Sch.'s ganze Lebensrichtung eine ideale war, so huldigte er ihr auch besonders als dramatischer Dichter; daher heißt es (Ged. An Goethe):

„Denn auf dem bretternen Gerüst der Scene
Wird eine Idealwelt aufgethan."

Demnach ist idealisch (R. Vorr.) od. ideal (Br. v. M. Einl. 5, 377), auch ideell (ebendas.) im Gegensatze zu reell Alles, was sich über die gemeine Wirklichkeit erhebt; auf ästhetischem Gebiete aber das, was einer Idee gemäß gebildet ist, wie (D. C. II, 7): „Die Prinzessin in einem idealischen Geschmack, schön, aber einfach gekleidet.“ Vergl. auch die vier folgenden Artikel.

Ideal, Das eigene (Ged.), ein Epigramm aus dem Jahre 1796. Unsere Gedanken können wir Anderen mittheilen und sie so zu deren Eigenthum machen; die Vorstellung von dem höchsten Wesen dagegen ist kein Verstandesproduct, sie gehört dem Herzen an. Wer da glaubt, Gott begreifen und ihn Anderen auf seine Weise begreiflich machen zu können, dem fehlt es eben an der Religion des Herzens.

Ideal, Das weibliche (Ged.), ein Epigramm aus dem Jahre 1796. Der Zusatz „An Amanda“ deutet auf Wieland's Oberon, wo die Geliebte (Amanda) bereit ist, eher den Feuertod zu erleiden, als sich durch Untreue gegen Hyon einen Thron zu erwerben. Das Höchste in dem Weibe ist hier, wie in mehreren verwandten Epigrammen (vergl. die vier vorhergehenden) die innere harmonische Stimmung, die, insofern sie ganz in Liebe aufgeht, auch zu jedem Opfer für diese Liebe bereit ist.

Ideale, Die (Ged.), ein Gedicht aus dem Jahre 1795. Es ist nach Sch.'s eigenem Ausdruck als die Befriedigung eines inneren Bedürfnisses anzusehen, als die Erleichterung von einer Last, die ihn drückte. Der feurige Drang seines ersten dichterischen Aufschwunges, das warme Gefühl, die lebhafte Phantasie, mit welcher er die Erscheinungen der Natur und des Lebens aufgefaßt, waren ihm entschwunden; die rauhe Wirklichkeit hatte Vieles anders gestaltet, als er es sich geträumt. So blieben ihm nur noch die Hoffnung, die Freundschaft und die Beschäftigung, mit denen das Gedicht allerdings etwas matt schließt, aber gerade dadurch, nach Sch.'s eigener Kritik, ein treues Bild des menschlichen Lebens darbietet. — Str. 5 erinnert an des

Dichters Sturm- und Drangperiode, in welcher seine poetischen Schöpfungen sich noch in ungeregelten Bahnen bewegten. Die in der Anmerkung aufgeführte, an sich sehr schöne Strophe: „Wie aus des Berges stillen Quellen ꝛc.“ ist später mit Recht gestrichen worden, da der lebendige Aufschwung, in welchem sie sich bewegt, zu der wehmüthigen Stimmung, die das Ganze durchweht, nicht wohl passen will. — Der Schlußgedanke ist der: Die Zeit schenkt uns Minuten, Tage, Jahre; wir stehen also in ihrer Schuld, die wir nur durch Arbeit und Thätigkeit abtragen können. Was wir der Vergangenheit verdanken, das haben wir an die Nachwelt zu entrichten.

Ideal, Das, und das Leben (Ged.). Dies didaktisch-lyrische Gedicht erschien im Jahre 1795, nachdem Sch. sich beinahe sechs Jahre lang von der Poesie zurückgezogen, zuerst unter dem Titel: „Das Reich der Formen“; später unter dem: „Das Reich der Schatten“. Da dieser letztere Titel aber leicht falsch gedeutet werden konnte, so verwandelte er ihn schließlich in den gegenwärtigen. Sch. hatte damals so eben seine Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen (Bd. 12, S. 1) beendigt, und im Rückblick auf diese Vorstudien legte er dem vorliegenden Gedichte einen ganz besonderen Werth bei, da er die Bestimmtheit der Begriffe als unendlich vortheilhaft für das Geschäft der Einbildungskraft ansah. Bezeichnend bleibt es ferner, daß er aus seinem „kritischen Kleeblatte“, nämlich Goethe, W. v. Humboldt und Körner, zunächst Humboldt, den Philosophen, auswählte, um von diesem ein Urtheil zu hören. Humboldt sprach sich außerordentlich günstig darüber aus und lobte besonders die Tiefe der Ideen, die zugleich im Stande seien, neue Ideen anzuregen. Und allerdings ist das Gedicht nur für solche Leser berechnet, welche eine ernste Anstrengung beim Denken nicht scheuen, wenngleich der an sich abstracte Gegenstand mit vieler Lebendigkeit und großer Anschaulichkeit behandelt erscheint. Das Gedicht ist hervorgegangen aus dem Bestreben, eins der großen Räthsel des Lebens zu lösen, nämlich den Weg zu zeigen, auf

welchem der strebsame, in ernstem Ringen begriffene Mensch zu einem gewissen Grade von innerem Frieden gelangen kann. Zu diesem Zweck ist das Gebiet des Idealen dem wirklichen Leben gegenübergestellt, und der Gegensatz zwischen beiden an einer Reihe von Erscheinungsformen durchgeführt. Der Gedankengang ist folgender: Das Leben der Götter (Str. 1) erscheint als ein leichtes und freies, da sie keinen Conflict zwischen der sinnlichen Neigung und den strengen Pflichten eines Sittengesetzes kennen. „Frei im Aether herrscht der Gott" (vergl. Das eleusische Fest, Str. 26); die Götter sind also die Ideale, die der Mensch als Vorbild seines Strebens zu betrachten hat, um den durch die Doppelnatur seines Wesens bedingten Streit in eine harmonische Stimmung umzugestalten. Das Verlangen nach diesem inneren Frieden (1. Anm. Eine später gestrichene Strophe) liegt in jeder Menschenbrust; aber nur wer seine sinnlichen Neigungen zu bekämpfen versteht, vermag sich von den Fesseln zu befreien, denen jedes zeitliche Dasein unterworfen ist. Der Mensch soll sich also (Str. 2) von den Banden der Natur unabhängig machen, indem er seine doch allmälig stumpf werdende sinnliche Natur unterdrückt und sich mit dem ästhetischen, dafür aber bleibenden Genusse begnügt. Denn selbst der Orcus würde der Persephone (s. d.) gestattet haben, zum Olymp zurückzukehren, hätte sie ihre Hand nicht nach einer Frucht desselben ausgestreckt. Nur unser Körper (Str. 3) ist der Gewalt der Parzen (s. d.) unterworfen; „die Gestalt" dagegen, d. h. die durch die Phantasie gebildeten idealen Formen, tragen uns mit leichtem Flügelschlag zu höheren Regionen empor. Wir brauchen keinesweges zu fürchten (2. Anm. Str. 1), daß, wenn wir dem Umgange mit „den fürchterlichen Schaaren", d. h. den lockenden Erscheinungen der Sinnenwelt entsagen, uns dadurch die Heimath, d. h. der eigentliche Kern unseres menschlichen Wesens, verloren gehen werde. Der Sinnengenuß, den das Leben darbietet, führt eben nur zum Grabe, während die denkende Betrachtung, welcher die Begierde zum Opfer gebracht wird, uns in eine „Freistatt"

(2. Anm. Str. 2), zu einem Frieden führt, wo selbst die Erinnerung ihr Schmerzliches verliert. Die Höhe der Betrachtung ist ein Gebiet, in welches die Leidenschaft nicht hinübergreift, denn selbst die eigene Schuld wird hier zu einem Gegenstande ruhiger Reflexion. Ist auf diese Weise (Str. 4) das Göttliche in dem Menschen herausgebildet, dann ist zugleich eine über allen Kampf erhabene Ruhe eingetreten, wie sie nur auf dem Gebiete des Idealen erscheinen kann. Diese Ruhe, „die Unsterbliche", stammt aus himmlischen Gefilden, wo sie vor ihrem Herniedersteigen zu dem irdischen Leibe, „dem traur'gen Sarkophage", in reinstem Glanz erschien, während in dem wirklichen Leben ein stetes Schwanken zwischen der Vernunft und der sinnlichen Neigung stattfindet. Der Sieg indessen (Str. 5), dessen Kranz uns in dem Reich der Ideale winkt, soll uns keineswegs von dem irdischen Kampfe entbinden; nur ermuthigen soll er uns, wenn wir in dem nun einmal unvermeidlichen Kampfe etwa erlahmen möchten. Die zum Idealen, „zu der Schönheit Hügel" sich emporschwingende Seele soll sich stärken an einem Bilde der Phantasie, das an keinen Stoff gebunden ist.

Nach diesem Eingange folgen acht antithetische Strophen, die abwechselnd mit „wenn" und „aber" beginnen, und von denen die erste von je zweien uns auf eine bestimmte Erscheinung des wirklichen Lebens hinweist, während die zweite uns in das entsprechende Gebiet des Idealen versetzt.

In dem Leben (Str. 6), wir mögen nach Herrschaft oder nach Sicherung des Errungenen streben, herrscht ein steter Kampf, in dem Kraft gegen Kraft in die Schranken tritt, wie auf der „bestäubten" Rennbahn im Alterthum; in dem Reiche des Ideales dagegen (Str. 7) herrscht Ruhe und Friede; hier rinnt der vormals von Klippen eingeschlossene, wild dahin brausende Strom des Lebens sanft und eben zwischen den Schatten oder den reinen Formen (vergl. Str. 13) dahin, welche von Aurora und Hesperus bestrahlt erscheinen, den Symbolen muthiger

Jugendkraft und besonnener Manneskarheit. — In ähnlicher Weise (Str. 8) geht es dem Künstler wie dem Forscher; jener kämpft mit dem irdischen Stoffe, dieser mit den Formen der Natur, welche als Trägerinnen der Ideen erscheinen. Jener sucht dem, was als Ideal in seinem Innern lebt, Gestalt zu geben; dieser das, was er als ideale Ausbeute gewonnen hat, in Worte zu kleiden. Beiden ist es um nichts Anderes als um die Wahrheit zu thun, die aber nur (Str. 9) in dem Reiche des Idealen ohne den belastenden Stoff, d. h. in voller Reinheit erscheint. Und sollte auch bisweilen ein Zweifel sich erheben, das Ideal in der Seele des Künstlers oder Forschers sich verdunkeln, und Mangel an Vertrauen zu ihren Leistungen auf Augenblicke sie niederdrücken: der Blick in jene höheren Sphären wird sie wieder begeistern und ihre Seele mit Siegesgewißheit erfüllen. — Eben so bietet das Leben (Str. 10) auf dem sittlichen Gebiete überall den scharfen Gegensatz zwischen der Erhabenheit des Gesetzes und der Beschränktheit der menschlichen Kraft dar. Der Vergleich unserer Leistungen mit der Würde und Heiligkeit unserer Verpflichtungen ruft stets ein drückendes Gefühl hervor; im Reiche des Ideales dagegen (Str. 11) ist jener Gegensatz erloschen. Die ästhetische Ausbildung, zumal wenn sie unsern Willen mit erfaßt, muß uns in eine harmonische Stimmung versetzen, in welcher alles Göttliche uns näher tritt und sein Unerreichbares verliert. — Auch auf dem Gebiete des Leidens (Str. 12), wie es uns in seiner fürchterlichsten Größe an dem Beispiel des Laokoon (vergl. 2. B. d. Aen. 36—38) erscheint, fühlen wir unsere ganze Ohnmacht, die sich höchstens zum Mitgefühl erheben kann, unserm Geiste aber, dem „Unsterblichen in uns“ keine ruhige Reflexion gestattet. Diese erscheint nur möglich (Str. 13) bei der Betrachtung des Kunstwerkes, der bekannten Gruppe des Laokoon. Hier schweigt das beklemmende Gefühl des Mitleidens, und die Reflexion verweilt allein bei „der tapferen Gegenwehr“, dem idealen Inhalte des Kunstwerkes. Wie der Frieden verkündende Regenbogen auf

dem dunklen Hintergrunde einer davonziehenden Wetterwolke, so weilt die ästhetisch-ruhige Betrachtung auf den Bildern des Schreckens. —

In den beiden Schlußstrophen wiederholt sich der durch die früheren Bilder gewonnene Eindruck in mächtiger Steigerung, indem der Kampf des Menschen (Str. 14) mit den Arbeiten des Alcid, des Herakles (s. d.) verglichen wird, der, als „Knecht des Feigen“, des Eurystheus, seine schweren Arbeiten verrichten mußte, bis er endlich (Str. 15), um den Qualen zu entgehen, welche ihm das von seiner Gattin Dejanira gesendete Gewand bereitete, sich selbst auf einem Scheiterhaufen verbrannte. Wie einst Herkules nach überstandenen schweren Kämpfen zum Olymp emporstieg, wo er mit Hebe, der Göttin der Jugend, vermählt ward, so erlöst den Menschen die Erhebung zu dem Idealen von den irdischen Fesseln, bis er schließlich selbst in das Reich des Ideals versetzt wird, das ja vor Allem ein Reich der Jugend ist.

Daß dieses philosophische Gedicht, gleich „dem Kampf, der Resignation und den Göttern Griechenlands“ (vergl. d.) vor dem Forum der christlichen Anschauungsweise nicht bestehen kann, ist leicht begreiflich; auch dürfte schwerlich Jemand behaupten, daß das oben angedeutete große Räthsel hier gelöst sei. Wer aber von dem lyrischen Dichter nicht den erhebenden Zuspruch eines geistlichen Seelsorgers, sondern nur ein ehrliches Bekenntniß seines Innern nach Maßgabe seines errungenen Standpunktes erwartet, der wird dem hier Dargebotenen seine Anerkennung nicht versagen können. Der Dichter ist hier eben noch in der Entwickelung begriffen, und nur „dem Fertigen ist nichts recht zu machen; ein Werdender wird immer dankbar sein“. Uebrigens hat die Poesie nur die Aufgabe, uns die Erscheinungen des Lebens in verklärter Gestalt entgegenzubringen. Die Anforderungen, welche wir an die Kanzel stellen, hat sie nicht zu erfüllen.

Idol, gr. so viel wie Bild (Ged. An Goethe), ein Trugbild, Götzenbild.

Idris (Metr. Uebers. Vorer.), ein romantisches Epos in dem Versmaß der achtzeiligen Stanze von Wieland, worin derselbe seine Ansichten von der Liebe niedergelegt hat.

idyllisch bezeichnet einen Zustand oder ein Leben, wie es in einer Idylle geschildert wird; (Idylle ist im Gr. eigentlich ein Bildchen, dann ein kleines, zierliches Gedicht, meist das einfache Hirtenleben behandelnd), daher dann auch (K. d. H.) einfach, unschuldig.

Ikărus (Myth.), der Sohn des Dädalus, wurde mit seinem Vater von Minos (s. d.) gefangen gesetzt, als derselbe erfuhr, Dädalus habe der Ariadne den Rath gegeben, den Theseus mit dem bekannten Fadenknäuel (s. Labyrinth) zu versehen. Dädalus, der älteste Meister in der Bildhauerkunst, verfertigte nun für sich und seinen Sohn Flügel aus Federn, die er mit Wachs in hölzerne Gerippe einsetzte. Vermittelst dieser Flügel entwichen beide durch die Luft, um sich so jeder Verfolgung zu entziehen. Ikarus indessen flog in jugendlichem Uebermuthe zu hoch, wobei er der Sonne zu nahe kam. Diese schmolz das Wachs, und er stürzte in's Meer, welches nach ihm (Ph. I, 1) das ikarische Meer genannt wurde. Dasselbe liegt nordöstlich von Kreta zwischen den Sporaden und der Küste von Kleinasien.

Ilias od. Iliáde, Homer's Heldengedicht von dem trojanischen Kriege. — Das „Ilias" betitelte Epigramm (Ged.) aus dem Jahre 1795 unterscheidet sich von den übrigen Gedichten dieser Gattung zunächst durch seine metrische Form, indem hier statt des Distichons (s. d.) der Hexameter (s. d.) in Verbindung mit einem abgekürzten vierfüßigen Daktylus gewählt ist. Was den Inhalt betrifft, so bezieht sich derselbe nach Viehoff auf eine Schrift des Philosophen Fr. A. Wolf, in welcher derselbe die schon im Alterthum aufgestellte Behauptung

wissenschaftlich zu begründen suchte, daß Homer nicht als der alleinige Verfasser der beiden Heldengedichte (der Ilias und der Odyssee) anzusehen sei, sondern daß diese Gedichte aus der Vereinigung mehrerer Gesänge entstanden seien, wie sie von umherwandernden griechischen Volkssängern (Rhapsoden) vorgetragen wurden. Wie also mehrere Städte: Smyrna, Rhodos, Kólophon, Sálamis, Chios, Argos und Athen sich darum stritten, den Homer geboren zu haben, so sollten auch mehrere Verfasser an den beiden genannten Werken Theil haben. Wenngleich Sch. der scharfsinnigen Auseinandersetzung Wolf's seine Anerkennung nicht versagen konnte, so that es ihm doch innerlich weh, „den Kranz des Homer“ auf diese Weise zerrissen zu sehen. Vergl. Ged. D. Homeriden. — Als Repräsentantin der Dichtkunst überhaupt erscheint die Ilias (Ged. D. Künstler) in den Worten:

„Lang', eh' die Weisen ihren Ausspruch wagen,
Löst eine Ilias des Schicksals Räthselfragen
Der jugendlichen Vorwelt auf.“

Ilion od. Ilium, s. Troja.

Imisee (W. T. IV, 3), schweizerisch für Immensee, ein kleiner Ort am Zugersee, nördlich von Küßnacht, eine Viertelstunde von der Hohlen Gasse.

Inachiden, von Inächus, einem Sohne des Oceanus und der Tethys, welcher der Sage nach als der Stammvater des ältesten Königsgeschlechtes von Argos angesehen wird. Daher nennt der Chor (Iph. IV, Zw.-H.) den Achilles „den Tapfersten der Inachiden“, d. h. der Griechen überhaupt. Uebrigens war Inachus, mit Beziehung auf seine Herkunft, vielleicht nur eine dichterische Personification des gleichnamigen Flusses bei Argos, von dem Jokasta (Phön.) spricht, indem sie den Polynices fragt: „Mit welcher Aufschrift (willst du) die gemachte Beute am Inachus aufstellen?“

incognito, eine Bildung aus dem Lateinischen, so viel wie (F. II, 14) unerkannt, heimlich; von Fürsten, wie (Gstf. 10, 128)

„unter dem strengsten Incognito“ s. v. w. unter Verheimlichung des Namens und Standes, und dann gew. unter fremdem Namen.

Indien (D. C. V, 9). König Philipp, der von sich sagen konnte: „Die Sonne geht in meinem Staat nicht unter“ (I, 6), war auch Beherrscher von West-Indien; daher sagt er in Beziehung auf den getödteten Marquis Posa: „Ich gäb' ein Indien dafür.“ — „Zwei Indien“ (K. u. L. II, 1), Ost- und West-Indien.

Individualität, Schöne (Ged.), ein Epigramm aus dem Jahre 1796. Es behandelt das Verhältniß des ästhetisch gebildeten Individuums zu dem Ganzen, dem Staate. Dieser hat nicht die Aufgabe, die Individualität aufzuheben, er soll sie nur zum Wohle des Ganzen benutzen. In der Vernunft des Menschen offenbart sich seine Individualität, in seinem Herzen die angeborene Anhänglichkeit an das Ganze. Wiederum ist aber auch die Vernunft des Einzelnen nichts Anderes, als was sich in dem Ganzen als vernünftig darstellt, wie denn auch die Stimme des Herzens als eine rein individuelle Eigenthümlichkeit zu betrachten ist. Nur wo diese beiden Bedürfnisse: Bewahrung der Individualität und Uebereinstimmung mit dem Ganzen ohne Conflict neben einander bestehen, da kann die Individualität als eine schöne, der Mensch als ein ästhetisch gebildeter betrachtet werden, der denn natürlich auch in den moralischen Bau der menschlichen Gesellschaft, d. h. in den Staat hineinpassen wird. — Vergl. Sch.'s Abhandlung: „Ueber die ästhetische Erziehung des Menschen.“ Bd. 12, S. 1.

Infant (D. C. I, 6), span. infánte, von dem lat. infans, das Kind; ein Königssohn, königlicher Prinz; eben daher Infantin (D. C. I, 3), eine Königstochter, königliche Prinzessin. — Ueber den Infanten (Wst. L. 11), „den aus Mailand“, „dem Pfaffen“ s. Sch.'s Dr. K. in der Schilderung der Schlacht bei Nördlingen 1634.

Ingolstadt (Wst. T. V, 2), baiersche Festung an der Donau.

Inneres und Aeußeres (Ged.), ein Epigramm aus dem Jahre 1796. Es enthält eine Mahnung an die Scheinheiligen, die sich bei dem Mangel sittlicher Kraft gern auf ihr persönliches Verhältniß zu dem göttlichen Wesen berufen und dieses als einen Deckmantel für die moralische Unvollkommenheit ihrer Handlungen benutzen.

Inquisition (R. II, 3), von dem lat. inquirĕre, nachforschen od. peinlich verhören; das ehemals in mehreren Ländern Süd-Europas bestehende Glaubens- oder Ketzergericht. Die Veranlassung zur Gründung dieser Gerichte gaben die blutigen Verfolgungen der Albigenser im 12. und 13. Jahrhundert, indem Papst Innocenz III., welcher 1198 den römischen Stuhl bestieg, die abtrünnigen Glieder der Kirche vollständig auszurotten beschloß. Angeberei und Verläumdung reichten aus, um Jemanden vor diese entsetzlichen Gerichte zu stellen, deren Endurtheil gewöhnlich die Strafe feierlicher Verbrennung war (vergl. Auto-da-Fé). In Spanien wurde die Inquisition zu Ende des 15. Jahrhunderts eingeführt und stand unter Philipp II. in voller Blüthe; daher sagt der König (D. C. III, 10) zu dem Marquis Posa: „Flieht meine Inquisition!“ Der Chef dieses Gerichtes hieß (D. C. V, 10) Großinquisitor; es war der Erzbischof Valdès, und nach dessen Abtreten der Cardinal Espinosa (daher D. C. V, 9: „Inquisitor Cardinal“), welcher bald des Königs höchste Gunst erreichte. — Bildlich braucht Sch. den Ausdruck „Inquisitiongericht“ (M. St. IV, 3) von einem peinlichen Gerichtsverfahren überhaupt.

Insect, wörtl. Kerbthier, die wissenschaftliche Benennung für eine große Abtheilung der Gliederthiere. Sch. braucht den Ausdruck zunächst bildlich von niedrig denkenden Menschen, die er (K. u. L. II, 5) „Insectenseelen“ nennt; ferner von solchen Wesen, denen die Freuden Anderer Leiden bereiten, wie (Sp. u. d. L.): „Hier an der Stelle, wo der Mensch jauchzte, krümmten

sich tausend sterbende Insecten". Außerdem werden ihm diese Thiere mit ihrer bekannten Neigung, die lieblichsten Pflanzengebilde zu benagen und zu zerstören, zum Symbol geistiger Erscheinungen, wie (D. C. IV, 21), wo Marquis Posa der Königin in Beziehung auf den Prinzen den Rath ertheilt:

— — — — „Sagen Sie
Ihm, daß er für die Träume seiner Jugend
Soll Achtung tragen, wenn er Mann sein wird,
Nicht öffnen soll dem tödtenden Insecte
Gerühmter besserer Vernunft das Herz
Der zarten Götterblume — daß er nicht
Soll irre werden, wenn des Staubes Weisheit
Begeisterung, die Himmelstochter, lästert."

wo „des Staubes Weisheit" den kalten, berechnenden Verstand bezeichnet, der oft ein entschiedener Feind der frischen Begeisterung ist.

Insel, die glückliche, die sel'ge, s. Elysium. Bertha's Worte (W. T. III, 2):

„Wo wär' die sel'ge Insel aufzufinden,
Wenn sie nicht hier ist, in der Unschuld Land?"

weisen darauf hin, daß Dichter und Philosophen schon im Alterthume den erträumten Zustand des sog. goldenen Zeitalters gern auf eine Insel verlegten, wie z. B. die von Platon geschilderte Atlantis war. Ein griechisches Gedicht auf die Jünglinge, welche den Tyrannen Athen's Hipparchus 514 ermordeten, spricht von den „Inseln der Seligen". Vor Allem gehört dahin die Phäakeninsel Scheria (Od. 5, 34. 280). Im Mittelalter ist daraus das Schlaraffenland geworden.

Inseln (K. d. H.), die zu den französischen Colonien gehörigen Inseln, wohin verdächtige Personen oder Verbrecher häufig geschickt wurden, um sie für die Heimath unschädlich zu machen.

Insignien, lat. insignĭa, d. h. Zeichen, Abzeichen; bes. (J. v. O. IV, 2) die Zeichen der königlichen Macht und Würde, wie: Wappen, Scepter, Krone 2c.

Instinct, zunächst der natürliche Anreiz, bewußtlose Naturtrieb, wie (Ged. D. Künstler):

„Der Pflichten und Instincte Zwang."

außerdem ist es Sch. auch das Sittengesetz, das dem noch im unbefangenen Naturzustande befindlichen Menschen in der eigenen Brust lebendig ist, wie (R. IV, 2): „bin ich darum gegen alle Instincte der Menschen rebellisch worden" und (Ged. D. Genius):

„Hast du, Glücklicher, nie den schützenden Engel verloren,
Nie des frommen Instincts liebende Warnung verwirkt?"

Instrument, zunächst ein Mittel zur Instandsetzung einer Sache; bes. 1) (K. u. L. V, 4) ein Tonwerkzeug, um Klänge hervorzubringen. In dem letzteren Sinne bezeichnet der Prinz (Gstf. 10, 189) bildlich sich selbst als ein Instrument, das der Sicilianer vermittelst seines „gröberen Gaukelspiels anzuspielen" suchte; desgl. nennt Sch. (Metr. Uebers. Vorer.) die achtzeilige Stanze, die er für die Uebersetzung der Aeneide gewählt, ein Instrument. 2) Eine Urkunde oder Beweisschrift, wie (J. v. O. III, 2): „Die andern Punkte nennt dies Instrument."

Interregnum, lat. das Zwischenreich, die Erledigung des Thrones, Reichsverwesung; besonders bezeichnet man in der Geschichte so „die kaiserlose, die schreckliche Zeit", welche vom Sturz der Hohenstaufen 1254 bis zur Wahl Rudolf's von Habsburg 1273 verfloß. (Ged. D. Graf v. Habsburg; Anm.)

Intrigue, von dem lat. intricāre, verwickeln, verwirren; gew. Verstrickung, Verwickelung, wie (F. Vorr.): „erfinderische Intrigue; bes. ein listiger Streich, Kniff, wie (Par. I, 2): „eine Intrigue spielen", od. das Ränkeschmieden (Par. I, 1), bisw. a. Liebeshandel, geheimes Liebesverständniß, wie (Gstf. 10, 129): „Sie haben doch keine Intrigue hier gehabt? Die Ehemänner in Venedig sind gefährlich." Desgl. ebendas. S. 215.

Inverneß (Mcb. I, 8), eine ansehnliche Stadt der Grafschaft gl. N. im nördl. Schottland am Murray-Busen; nahe dabei liegen

die Ruinen des Schlosses, in welchem König Duncan um die Mitte des 11. Jahrhunderts ermordet wurde.

Jonien, gewöhnlich der mittlere Theil der Küste von Kleinasien, wo die ionischen Colonien lagen; bisw. a. der frühere Name für die Küstenlandschaft Achaja im Peloponnes; bei Sch. das kunstsinnige Griechenland überhaupt. So heißt es (Ged. D. Künstler) in Beziehung auf die nach der Eroberung Constantinopels fliehenden Griechen, die mancherlei Kunstwerke mit nach Italien brachten:

„Da stieg der schöne Frühling aus dem Osten,
Der junge Tag, im Westen neu empor,
Und auf Hesperiens Gefilden sproßten
Verjüngte Blüthen Joniens hervor."

Eben so redet (Ged. D. Antike an den nord. Wanderer) die griechische Antike den nordischen Wanderer an:

„Ewig umsonst umstrahlt dich in mir Joniens Sonne,
Den verdüsterten Sinn bindet der nordische Fluch."

Jonische Säulen, s. Säulenordnung.

Iphigenie in Aulis (Bd. 3), nach dem Griechischen des Euripides. Im Herbste des Jahres 1787 war Sch. von Bauerbach, dem Wohnorte seiner verheiratheten Schwester, nach Rudolstadt gegangen, wo ihn sein Jugendfreund Wilh. v. Wollzogen bei der Familie von Lengefeld einführte. Dort fühlte er sich so wohl und behaglich, daß er im Mai des nächstfolgenden Jahres nach Volkstädt zog, einem Dorfe, das von Rudolstadt nur eine halbe Stunde entfernt liegt. Hier konnte er ruhig arbeiten und zugleich des Umganges mit der Lengefeld'schen Familie genießen. Die Unterhaltung in diesem Kreise bestand häufig in gemeinsamer Lectüre, für welche man unter andern das Théâtre grec von Brumoy, eine französische Uebersetzung griechischer Schauspiele, benutzte. Sch. fühlte sich besonders durch die Stücke des Euripides (s. d.) angezogen und ging daher gern auf die Bitte der beiden Schwestern v. Lengefeld ein, einige dieser Stücke zu übersetzen, damit ihnen der volle Genuß dieser

dramatischen Werke zu Theil werden möge. Als er im Jahre 1789 nach Weimar zurückgekehrt war, las er die Alten fleißiger, in denen ihm eine ganz neue Welt aufging, da seine Jugendbildung ihn mit denselben nicht bekannt gemacht hatte. Zudem war damals Goethe's Iphigenie erschienen, und Sch. fühlte sich bald von der harmonischen und maßvollen Haltung des reinen antiken Geistes so wohlthuend angeweht, daß er die erbetene Arbeit mit innigem Vergnügen unternahm. In seinen Briefen äußert er sich selbst darüber, „daß ihm der Euripides ein hohes Vergnügen gewähre, daß es ihn besonders interessire, den Menschen sich ewig gleich zu finden, „dieselben Leidenschaften, dieselben Collisionen der Leidenschaften, dieselbe Sprache der Leidenschaften; und bei der unendlichen Mannigfaltigkeit doch diese Aehnlichkeit, diese Einheit derselben Menschenform.“ Da Sch.'s Kenntniß des Griechischen nicht ausreichte, um den Euripides in der Ursprache zu lesen, so benutzte er eine wörtliche lateinische Uebersetzung und zugleich die französische von Brumoy und Prévôt. Bei der Beurtheilung seiner Uebersetzung darf man nicht außer Acht lassen, daß sie zunächst für seine jungen Freundinnen geschrieben war, in deren Interesse er den antiken Inhalt der modernen Auffassungs- nnd Empfindungsweise möglichst zu nähern und ihm zugleich das Gepräge seines Geistes zu geben suchte. Es ist somit der Inhalt zwar durchaus der des Originals, die Wirkung jedoch eine ganz andere. Die Uebersetzung erschien zuerst in dem 6. und 7. Hefte der Zeitschrift Thalia (1789).

Was den Inhalt des Stückes betrifft, so ist derselbe nichts Anderes als eine dramatische Bearbeitung einer Episode des trojanischen Krieges (s. Troja). Als nämlich eine Flotte von 1200 Schiffen im Hafen von Aulis versammelt war, konnte dieselbe eines widrigen Windes wegen lange nicht auslaufen. Da verkündete der Seher Kalchas, daß der Grund dieses Hindernisses in dem Mißfallen der Götter läge, die nicht anders zu versöhnen seien, als wenn Agamemnon, der Anführer des

griechischen Heeres, seine Tochter Iphigenia, der Göttin Artemis, der Schützerin von Aulis, zum Opfer brächte. Nach längerem Widerstreben von Seiten der Angehörigen Iphigenien's erklärte diese sich endlich selbst bereit, für ihr Vaterland zu sterben, wurde indessen der Sage nach, als das Opfer stattfinden sollte, durch Artemis in einer Wolke entrückt.

Iphyt (2. B. d. Aen. 76), Abk. für Iphitus, ein Trojaner aus dem Gefolge des Aeneas.

Iris (Myth.), die Tochter des Meergottes Thaumas und der Oceanide Elektra, war zunächst die Göttin des Regens, die aus Seen und Flüssen Wasser emporzog, um die Erde damit zu befeuchten. Bei ihrem Emporsteigen ließ die geflügelte Göttin einen Bogen hinter sich, als dessen Sinnbild sie nun betrachtet wurde; daher (Ged. D. Götter Griechenlands):

„Unter Iris schönem Bogen blühte
Reizender die perlenvolle Flur."

und (Ged. D. Gunst des Augenblicks):

„Wie auf ihrer bunten Brücke
Iris durch den Himmel schwebt."

Die schnelle Entstehung des Regenbogens ward dann Veranlassung, die jungfräuliche Göttin gleich dem gewandten Hermes als Gesandtin der Götter, in der nachhomerischen Zeit als die Botin der Juno allein zu betrachten. In dieser Eigenschaft erscheint sie (Ged. 4. B. d. Aen. 127 u. 128) bei dem Tode der Dido, um derselben das Haar abzuschneiden, womit sie auf Befehl der Gottheit dem Tartarus geweiht wird. Bisweilen ist Iris dem Dichter der Regenbogen selbst, dessen anmuthige Wölbung ihm ein willkommener Gegenstand der Vergleichung wird, wie (Ged. D. Spaziergang, V. 127):

„Leicht wie der Iris Sprung durch die Luft, wie der Pfeil von der Senne,
Hüpfet der Brücke Joch über den brausenden Strom."

Häufiger noch ist sie ihm das Symbol des Lichts und der Farbe, wie (Ged. Klage der Ceres, Str. 11), wo es von den Blumen heißt:

„Tauchen will ich euch in Strahlen,
Mit der Iris schönstem Licht
Will ich eure Blätter malen,
Gleich Aurorens Angesicht.“

In ähnlicher Weise ist sie der klagenden Göttin auch ein Bild der Hoffnung, indem sie (ebendas. Str. 6) auf das Wiedersehen ihrer geliebten Tochter wartet,

„Bis des dunklen Stromes Welle
Von Aurorens Farben glüht,
Iris mitten durch die Hölle
Ihren schönen Bogen zieht.“

Auch in dem Gebiete der ästhetischen Betrachtung, die selbst bei den Bildern des Schreckens mit einer gewissen erhabenen Ruhe verweilen kann, ist sie dem Dichter ein treffendes Bild, wie (Ged. D. Ideal u. d. Leben):

„Lieblich, wie der Iris Farbenfeuer
Auf der Donnerwolke duft'gem Thau,
Schimmert durch der Wehmuth düstern Schleier
Hier der Ruhe heitres Blau.“

Schließlich werden ihm die sieben Farben des Regenbogens in ihrer harmonischen Verschmelzung, die ihm auch (Ged. D. verschleierte Bild zu Sais) als eine untheilbare Einheit erscheint, ein Bild für das vereinte Streben der schönen Künste, wie (H. d. K.):

„Und wie der Iris schönes Farbenbild
Sich glänzend aufbaut aus der Sonne Strahlen,
So wollen wir mit schön vereintem Streben,
Der hohen Schönheit sieben heil'ge Zahlen,
Dir, Herrliche, den Lebensteppich weben!“

Irländer (Wst. L. 11), s. Hibernien.

Ironie, zunächst eine verstellte od. Schein-Unwissenheit, mit der man Jemand necken oder verhöhnen will; dann auch versteckter Spott, indem man das Gegentheil von dem sagt, was man meint; (D. C. II, 5) „nicht mit Ironie“, d. h. mit bittrem Ernst gesprochen. Davon: ironisch (D. C. II, 8), spöttisch, schalkhaft.

Isai, der Vater David's. Mit Beziehung auf 1. Sam. 16, 1—13 sagt Johanna (J. v. O. Prol. 4) von Gott:

„Der einst den frommen Knaben Isai's,
Den Hirten, sich zum Streiter auserseh'n —
Er sprach zu mir aus dieses Baumes Zweigen."

Ischariot (R. II, 3), der Jünger Judas Ischarioth, welcher (Matth. 26, 47—56 u. Luc. 22, 47—53) den Herrn um 30 Silberlinge verrieth.

Isis (Ged. D. verschleierte Bild zu Sais), eine Göttergestalt des alten Aegyptens, welche in unzertrennlicher Verbindung mit ihrem Gatten Osiris gedacht werden muß. Isis ist wesentlich nichts Anderes als die Personification der fruchtbaren Erde des ägyptischen Landes; Osiris, die der Erde durch Vermittelung des Nil einverleibte Leben weckende Kraft der Sonne. Der religiöse Gedankenkreis, der sich an die Isis knüpfte, erweiterte sich mehr und mehr. Aus einer Landes- und Mondgöttin (Osiris als Sonnengott) wurde sie Königin der Unterwelt und Richterin der Todten, dann Schützerin aller sittlichen Grundeinrichtungen des menschlichen Lebens, Stifterin von wichtigen Mysterien. „Spätere Philosophen erklärten sie für die eine göttliche Macht, welche allen Einzelerscheinungen in der Natur, im Menschen- und Götterleben zu Grunde liegt."

Ismén, abgekürzt aus Isménos (Phön.), ein bei Theben in Böotien vorbeifließender Bach, welcher in den südlich vom Kopaissee liegenden Hylike-See mündet.

Isméne (Phön.), s. Antigone. Eine andere Ismene (Ph. II, 1) ist eine erdichtete Person.

Isthmus (Ged. D. Götter Griechenlands — Ph. I, 1), d. h. Landenge, nämlich die von Korinth, wo alle fünf Jahre die feierlichen Kampfübungen, die sogenannten isthmischen Spiele, abgehalten wurden.

Italien ist von Alters her für die Bewohner des Nordens ein Land der Sehnsucht gewesen, besonders wegen seines heiteren,

milden Klima's und seiner vielen Kunstschätze; daher sagt (M. St. I, 6) Mortimer zu Maria:

„Ich ließ
Der Puritaner dumpfe Predigtstuben;
Die Heimath hinter mir, in schnellem Lauf
Durchzog ich Frankreich, das gepriesene
Italien mit heißem Wunsche suchend."

Außerdem aber wurde auch Rom (s. d.) als Sitz des Papstes vielfach von Solchen besucht, die, um sich von Gewissensqualen zu befreien, eine Wallfahrt unternehmen wollten; daher ertheilt Tell (W. T. V, 2) dem Johannes Parricida den Rath:

„Hört, was mir Gott ins Herz giebt. —. Ihr müßt fort
Ins Land Italien, nach Sanct Peters Stadt;
Dort werft ihr euch dem Papst zu Füßen, beichtet
Ihm eure Schuld und löset eure Seele."

So vieles Angenehme nun aber auch das Land bieten mag, so wird doch der Charakter seiner Bewohner nicht selten als heimtückisch und rachgierig bezeichnet; daher sagt der Baron v. F. (Gstf. 10, 254) in einem Schreiben an den Grafen v. G. von Biondello: „Ich gebe Ihnen alle Italiener Preis, aber dieser ist ehrlich"; desgl. (Picc. IV, 5): „die Wälschen (s. d.) alle taugen nichts".

Italienische Meile (Gstf. 10, 136), der vierte Theil einer geographischen Meile, da 60 ital. Meilen auf einen Grad des Aequators gehen.

Ithaka (Ged. Odysseus — Iph. I, Zw.-H.), eine der ionischen Inseln, jetzt Thiaki. Sie war das Vaterland und das Reich des Odysseus oder Ulysses, der nach ihr (Ged. 2. B. d. Aen. 17) auch der Ithaker genannt wird.

Itzehö (Wst. L. 5), Städtchen im Herzogthum Holstein.

Iwán (Dem. I) II., der Schreckliche, auch Iwan Wasilowitsch, od. Wassiliewitsch, d. i. Wassilij's Sohn (ebendas. S. 241), s. Demetrius.

Iwánowitsch (Dem. I), s. v. w. Iwan's (des Schrecklichen) Sohn, s. Demetrius.

Ixion (Myth.), König der Lapithen in Thessalien, ward von Jupiter mit so großer Freundschaft beehrt, daß derselbe ihn an der Tafel der Götter speisen ließ. Als aber Ixion die Liebe der streng züchtigen Juno begehrte und, obwohl zurückgewiesen, doch mit empfangenen Gunstbezeugungen prahlte, ward er von Jupiter in den Tartarus hinabgestürzt, daselbst an ein ewig rollendes Rad geheftet und den wüthenden Furien überliefert. Daher sagt Semele (Ged. Sem. 1) von Jupiter's unausgesetzten Qualen:

„Das muß Ixions Rad im Himmel sein."

Jod.

Jaik (Tur. I), jetzt Uralsk, am Flusse Jaik od. Ural, der hier aus seiner westlichen Richtung in die südliche übergeht. Es liegt in dem Königreich Astrachan und ist der Hauptort der Uralischen Kosaken.

Jakob (R. II, 2), der dritte unter den Patriarchen oder Erzvätern des jüdischen Volkes. Seine Geschichte und die seines Sohnes Joseph (ebendas. u. Wst. L. 8) wird im 1. B. Mose, Cap. 25—50 erzählt.

Janhagel (V. a. v. E.), von dem holl. Namen Jan (für Johann), der gleich dem engl. John Bull (d. i. Hans Bulle od. Ochs) zur scherzhaften Bezeichnung des gemeinen Volkes gebraucht wird.

Janiculus (Ged. 4. B. d. Aen. 51), ein Berg auf der Westseite des Tiber, einer von den sieben Hügeln, auf welchen das alte Rom erbaut war. Der Sage nach soll Albalonga, die Mutterstadt Roms, durch Ascanius, den Sohn des Aeneas, bald

nach dem trojanischen Kriege gegründet worden sein. Diese Sage erwähnen die von Mercur an Aeneas gerichteten Worte:

„Warum soll dein aufblühender Askan
Der Größe, die ihm winkt, entsagen?
Warum das Scepter sich entrissen sehn,
Das ihm beschieden ist auf des Janiculs Höhn?"

Jänner (F. V, 14), gem. für Januar.

Janus, eine uralte Gottheit der Römer, welche gewöhnlich mit zwei Gesichtern dargestellt wurde, so daß das erstere vorwärts, das letztere rückwärts schaut. Man betrachtete dies als Symbol der Weisheit, die, unbeirrt durch die lockende Gegenwart, vor Allem Vergangenheit und Zukunft zu Rathe zieht; oder man bezog es auf die Wiederkehr des Jahres, die gleichfalls zu einem Blick auf Vergangenheit und Zukunft auffordert. Mit Rücksicht auf die bildliche Darstellung nennt die Schauspielkunst (H. d. K.) ihre Doppelmaske (s. Maske) ein „Janusbild".

Jarbas (4. B. d. Aen. 7), der Sohn des Jupiter Ammon (s. d.) und der Nymphe Garamantis (s. d.), König der Libyer. Der Sage nach gründete Dido zu seiner Zeit und in seinem Reiche Karthago.

Jaspis (4. B. d. Aen. 49), ein aus Kieselerde und Eisenoxyd bestehender Stein, der in den mannigfachsten Farben und besonders schön in Aegypten vorkommt. Er wurde früher häufig als Schmuckstein, jetzt wird er meist nur zu Siegelringen verwendet.

Jaunerparole, s. Parole.

Jehovah (Ged. Elegie auf d. Tod eines Jünglings), d. i. der Ewige, Unwandelbare, mit welchem Namen Moses bei seiner Gesetzgebung den Gott Israels bezeichnete; denn Jehovah bedeutet im Hebräischen Den, der da ist, war und sein wird.

Jehu (Wst. L. 8), dessen Geschichte 2. B. d. Kön. Cap. 9 u. 10 erzählt wird, war der zehnte König im Reiche Israel. Er

wandelte anfangs in den Wegen des Herrn und verfolgte auf Befehl des Propheten Elisa das gottlose Haus Ahabs. Zunächst tödtete er Joram, den König von Juda, der mit Athalja, der Tochter Ahabs und Isebels, die in Israel geherrscht hatten, vermählt war. Hierauf ließ er die Isebel zum Fenster hinausstürzen und den 70 Söhnen Ahabs die Köpfe abschlagen. Endlich tödtete er alle Verwandten aus dem Hause Ahabs und brachte alle Diener Baals um. Dennoch aber ließ er nicht von den Sünden Jerobeams (s. d.) und starb nach einer 28jährigen Regierung.

Jenni (W. T. Pers.-Verz.), schweizer. Abk. für Johann.

Jerem (R. IV, 3). In allen Sprachen pflegt in Flüchen, wenn dieselben bei irgend einem heiligen oder gefürchteten Wesen ausgesprochen werden, der Name desselben aus einer gewissen Scheu durch Verdrehung versteckt zu werden, z. B. in dem auffallenden Ausdruck „Potz Tausend", der vielleicht als „Gottes Donner" zu deuten ist, so „Deichsel" für „Teufel", im Fr. „palsambleu" für „par le sang de Dieu", „sapristi" für „sang du Christ". Aehnlich mag hier Jerem aus Jesus oder gar Jeremias verdreht sein.

Jeremiade (Ged.), d. h. ein Klagelied (so genannt nach den Klageliedern des Jeremias). Unter dieser Ueberschrift hat Sch. zehn Xenien zusammengestellt, welche nach Viehoff's Angabe früher folgende Titel führten: 1) Jeremiaden aus dem Reichsanzeiger (d. h. in dessen Sinne geschrieben); 2) Böse Zeiten (wohl auf Nicolai's Lobreden auf den gesunden Menschenverstand zu beziehen); 3) Scandal (Kant und seine Anhänger, welche die Tugend als ein Product des freien Willens betrachteten, behandelten dieselbe außerhalb der Aesthetik); 4) Das Publicum im Gedränge; 5) Das goldene Alter (In den Lustspielen von Gellert, Weiße &c. pflegten Leipziger Stubenmädchen eine harmlose Rolle zu spielen); 6) Komödie („Siegmund" in Gellert's „zärtlichen Schwestern"; „Maskarill" in Lessing's

„Schatz"); 7) Alte deutsche Tragödie (die nach den starren Formen des französischen Klassicismus gearbeiteten, in dem „Menuettschritt" schwerfälliger Alexandriner sich bewegenden Dramen von Cronegk und Elias Schlegel); 8) Roman (auf die rein verständig zurechtgedrechselten Producte eines Dusch, Haller, Feßler, Bouterweck zu beziehen; 9) Deutliche Prosa (vergl. das Epigramm: „Der Meister"); 10) Chorus (Einstimmung in die Klagen der beiden Xeniendichter, die sich berufen fühlten, über die literarischen Producte ihrer kleinlichen Kritiker mit heiligem Eifer die Geißel zu schwingen).

Jerobeam (Wst. L. 8), der erste König des Reiches Israel, dessen Geschichte 1. B. d. Kön. Cap. 12, 25 — Cap. 14 erzählt wird, machte, um dem neu entstandenen Reiche ein selbständiges Leben zu geben, Sichem zu dessen Hauptstadt, huldigte aber auch dem Götzendienste, indem er zu Bethel und Dan goldene Kälber errichten ließ und ihnen Tempel baute.

Jerusalem (J. v. O. Prol. 3), die Hauptstadt von Palästina, war, bald nachdem Muhamed im J. 622 seine neue Lehre gestiftet, in die Hände der Araber gefallen, welche gleich darauf das ganze nördliche Afrika siegreich durchzogen und 711 unter Tarik über die Meerenge von Gibraltar gingen. Die spanische Halbinsel ward hierauf bald eine Beute der Araber, die nunmehr auch die Pyrenäen überschritten und das südliche Frankreich verwüsteten. Hier aber trat ihnen Karl Martell entgegen, schlug sie 732 in der Ebene zwischen Poitiers und Tours und trieb sie aus Frankreich heraus; daher sagt Johanna: „Hier scheiterte der Heiden Macht". Man könnte damit auch eine Erinnerung an den Hunnenkönig Attila verbinden, der 451 bei Chalons-sur-Marne geschlagen wurde. — Mit den folgenden Worten: „Hier war das erste Kreuz, das Gnadenbild erhöht" ist die von dem Bischof Eusebius berichtete Legende über die wunderbare Erscheinung gemeint, welche dem Kaiser Constantin d. Gr. im J. 312 zu Theil wurde, als er sich zu einem Zuge gegen

Maxentius rüstete. Ehe er von Gallien aus über die Alpen ging, soll ihm in der Mittagsstunde unterhalb der Sonne ein flammendes Kreuz mit der Inschrift erschienen sein: „In hoc signo vinces“ (In diesem Zeichen wirst Du siegen). In der folgenden Nacht, berichtet die Legende weiter, erschien ihm Christus im Traume und befahl ihm, fortan ein Panier in der Gestalt des erschienenen Kreuzes zu führen. Dies geschah, und sein Gegner wurde bald darauf besiegt. In Folge dessen soll sich Constantin dem Christenthum zugewandt haben, unter dessen Bekennern Viele von jener Zeit an Wallfahrten nach Jerusalem unternahmen, bis dasselbe i. J. 1076 von den Seldschucken erobert wurde. Zwanzig Jahre später wurde in Folge der Predigt des Peter von Amiens der erste Kreuzzug zur Befreiung des heiligen Grabes unternommen. Solche Kreuzzüge, deren die Geschichte zwischen 5 und 7 zählt, bildeten zwei Jahrhunderte (von 1096 an) hindurch die Idee, welche alle Gemüther beherrschte, so daß sie jener Zeit gewissermaßen den Stempel aufdrückten. Die letzten bedeutenden Unternehmungen zur Befreiung Jerusalems waren die eines französischen Königs, nämlich Ludwig's IX., des Heiligen (1226—70), der in Folge eines Gelübdes, das er gethan, im Jahre 1248 auszog und Damiette in Aegypten eroberte. Er selbst that Wunder der Tapferkeit, gerieth indessen in Gefangenschaft und kehrte erst 1254 nach Frankreich zurück. Im Jahre 1270 endlich unternahm er einen abermaligen, den letzten Kreuzzug. Er ging nach Afrika, belagerte Tunis, wurde aber hier das Opfer einer ansteckenden Krankheit, die zugleich den größten Theil seines Heeres hinraffte. Sein Leichnam wurde nach Frankreich zurückgeführt, er selbst aber 1297 von Bonifaz VIII. heilig gesprochen; daher Johanna's Worte: „Hier ruht der Staub des heil'gen Ludwig“.

Jesabel (J. v. O. Prol. 3), die französische Benennung für Isebel, die Gemahlin des Königs Ahab von Israel, über deren Frevelthaten 1. B. d. Kön. Cap. 21 und über deren Ende (vergl. Jehu) 2. B. d. Kön. Cap. 9 das Ausführlichere

berichtet. Ihr Name ist als Anspielung auf Isabeau gewählt.

Jesuiten (Wst. T. IV, 3) oder Gesellschaft Jesu (M. St. I, 6), ein im J. 1540 von Ignaz v. Loyola gestifteter geistlicher Orden. Derselbe hatte eine vollkommen monarchische Verfassung; alle Mitglieder waren einem in Rom residirenden General untergeordnet, und jedes einzelne seinen Oberen zu blindem Gehorsam verpflichtet. Um die Zwecke des Ordens, die weiteste Verbreitung der katholischen Kirchenlehre, nach Möglichkeit zu erreichen, war man bemüht, die Neigungen und Fähigkeiten jedes Einzelnen genau zu erforschen. Die Gewandtesten sandte man an die Höfe, wo sie sich besonders als Beichtväter und Prinzenerzieher Einfluß zu verschaffen wußten; die Kenntnißreichsten wurden als Jugendlehrer verwendet, um den Gemüthern ihrer Zöglinge vor Allem entschiedene Abneigung gegen den Protestantismus einzupflanzen, daher (M. St. II, 4):

„Man gab euch Schuld, daß ihr zu Rheims die Schulen
Besucht und euren Glauben abgeschworen."

Die Begeistertsten wurden als Missionare ausgesendet, um den Katholicismus auch in die fernsten Weltgegenden zu verbreiten. In dem Grundsatz: „der Zweck heiligt die Mittel" fanden sie eine willkommene Beschönigung für die abscheulichsten Handlungen, und List und Schlauheit (F. II, 4) erscheinen daher als ein charakteristisches Merkmal ihrer Mitglieder, weshalb der Kürassier (Wst. L. 11) den Jesuiter dem schlichten Handwerksmann gegenüber stellt.

Jesuiterdom (F. V, 10), die Kirche S. Ambrogio am Markte in Genua.

Joachimsthal (Wst. T. IV, 3), Stadt am Fuße des Erzgebirges, nordöstlich von Eger.

Johann von Schwaben, der Sohn Rudolfs, des jüngeren Bruders Albrechts I., also der Neffe des letzteren und Enkel

(W. T. V, 2) Rudolfs v. Habsburg, auch Herzog Hans (S. 155) od. Herzog Johann (S. 156), gewöhnlich (S. 165) Johannes Parricida (d. i. der Vater- oder Verwandtenmörder) genannt, hatte von seinem Oheim Schwaben als Erbe zu fordern. Der unersättliche Albrecht aber hielt es für angemessener, ihm sein Lehen vorzuenthalten und fügte seiner Ungerechtigkeit noch Hohn und Spott hinzu, indem er ihm einen Blumenkranz mit den Worten reichte: „Dies gebührt Deinem Alter; die Sorge der Regierung überlaß mir". Daher sagt Konrad Hunn (W. T. II, 2):

— „Und als ich traurig durch die Säle ging
Der Königsburg, da sah ich Herzog Hansen
In einem Erker weinend stehn."

Johann, der von sanfter und friedlicher Gemüthsart war, würde die Ungerechtigkeit vielleicht ohne Rache ertragen haben, wenn nicht die Feinde des Kaisers (vergl. Eschenbach) seinen Zorn zu lichter Flamme angefacht hätten. Mit ihnen verband sich Johann, um den Kaiser zu ermorden (vergl. Baden). Daher sagt Stauffacher (W. T. V, 1) von dieser Mordthat:

„Sie wird noch grauenvoller durch den Thäter.
Es war sein Neffe, seines Bruders Kind,
Herzog Johann von Schwaben, der's vollbrachte."

Nachdem er die That verübt, entfloh er in Mönchstracht nach Italien, wo er zu Pisa in einem Augustinerkloster gestorben sein soll. Nach Anderen soll er als Mönch, aber unerkannt, auf dem Stammgute Eigen gelebt und erst bei seinem Tode (1368) sich als Herzog Johann von Schwaben zu erkennen gegeben haben.

Johannes, der Evangelist, der Jünger, welchen Jesus lieb hatte, hat bekanntlich ein sehr hohes Alter, mehr als 90 Jahre erreicht. Als Christus nach seiner Auferstehung sich den Jüngern am See Tiberias offenbarte (Ev. Joh. 21, 1—24), verkündete er dem Petrus sein Ende. Als dieser ihn hierauf befragte, was Johannes zu erwarten habe, erhielt er zur Antwort: So ich will, daß er bleibe, bis ich komme, was gehet es dich

an! — woher die Rede unter den Aposteln ging: Dieser Jünger stirbt nicht, oder (Gstſ. 10, 165) „er wird bleiben bis zum letzten Gericht.“

Johannes der Täufer, der Vorläufer Christi, welcher den Juden Buße predigte (daher Wſt. L. 8: „der Prediger in der Wüsten“) und sie aufforderte, sich taufen zu lassen, wurde, obwohl er für sich selbst keinen weiteren Ruhm in Anspruch nahm, doch später in der christlichen Kirche hoch geehrt. So legten Kaufleute aus Amalfi in Neapel im Jahre 1048 zu Jerusalem eine Kirche an und stifteten daselbst ein Mönchskloster, welches sie Johannes dem Täufer widmeten. Die Mönche wurden Johanniter (s. d.) oder Hospitalbrüder genannt und hatten die Aufgabe, Arme und Kranke zu pflegen. Da der Orden nach und nach zu großen Besitzungen gelangte, so nahm zu Anfange des 12. Jahrhunderts der Ordensmeister Raymund du Puy Veranlassung, denselben mit Beibehaltung der Mönchsregel in einen Ritterorden umzuwandeln. Durch Tapferkeit wußten sich die Johanniter lange Zeit gegen die Waffen der Saracenen und Türken zu behaupten, bis sie 1191 aus Palästina vertrieben wurden. Nachdem sie hierauf Cypern erobert, später aber auch dieses verloren hatten, setzten sie sich im Jahre 1309 auf der Insel Rhodus fest, wo ein neues Kloster mit einem Spital (vergl. Ged. D. Kampf mit d. Drachen) gegründet wurde. Vergl. Maltheser.

Johanniter, Die (Ged.), ein culturhistorisches Epigramm aus dem Jahre 1795, welches an Sch.'s Beschäftigung mit geschichtlichen Studien, besonders an seine Vorrede zu einer Geschichte des Maltheserordens nach Vertot, Bd. 11, S. 301 (vergl. D. Kampf mit d. Drachen), erinnert. In dieser Vorrede spricht er von der innigen Rührung, die Jeden ergreifen muß, wenn er die Ritter, nachdem sie vom blutigen Kampfe ermattet zurückgekehrt, in dem Spital als Krankenwärter erblickt. Auch hier handelt es sich, wie in dem Kampf mit dem Drachen, um die Vereinigung von ritterlicher Tapferkeit mit christlicher Demuth.

Jokasta, s. Antigone.

jolen (R. II, 3), s. v. w. gellen.

Joppe (Ged. Ritter Toggenburg), jetzt Jaffa, der älteste und bis unter Herodes I. der einzige Hafenort von Palästina in dem Gebiete des Stammes Dan, war der gewöhnliche Landungs- und Abfahrtsort der Kreuzfahrer.

Jordan (R. II, 3), der Hauptfluß Palästinas, an den Spiegelberg, der sich bisweilen in biblischen Ausdrücken bewegt, hier scherzweise erinnert.

Joseph, s. Jakob.

Josephus. Als Kaiser Claudius im J. 44 n. Chr. Palästina zur römischen Provinz gemacht, ließ er das Land von Procuratoren regieren, welche einen furchtbaren Druck auf das Volk ausübten. Die anfangs im Stillen sich entwickelnde Gährung brach bald in offene Empörung aus, so daß sein Nachfolger Nero den Feldherrn Vespasian und seinen Sohn Titus nach Judäa schickte, um die Ordnung wieder herzustellen. Diesen traten die Juden unter Flavius Josephus (geb. 37 n. Chr.), einem aus dem Priesterstande hervorgegangenen Befehlshaber, entgegen, mußten sich indessen nach hartnäckiger Gegenwehr unterwerfen. Josephus selbst sollte dem Kaiser Nero überliefert werden, wußte sich indeß Vespasian's Gunst zu erwerben und ging später mit Titus nach Rom, wo er die Geschichte des jüdischen Krieges in sieben Büchern beschrieb. Seine furchtbare Beschreibung von der Zerstörung Jerusalems, welche die Phantasie eines Spiegelberg berauscht haben mag, ist die Veranlassung, daß dieser (R. I, 2) den wunderlichen Einfall hat, das jüdische Reich wiederherzustellen und daß er Karl Moor den Rath ertheilt, den Josephus zu lesen.

Josua (Wst. L. 8), der Vertraute Mosis, der sich nach dem Tode des letzteren auf Gottes Befehl an die Spitze des jüdischen Volkes stellte, dasselbe nach Canaan führte, die heidnischen Völker

dieses Landes überwand und bis an sein Ende das geschätzte Oberhaupt Israels blieb.

jovialisch (K. d. H. Bd. 7, S. 348), von dem frzs. jovial, fröhlich, heiter, ursprünglich aber von dem Namen des Gottes Jupiter, Jovis.

Jovialität (Sp. d. Sch. Bd. 10, S. 112), Lustigkeit, Frohsinn.

Jota, das griechische i, d. h. der kleinste Buchstabe, daher (F. II, 4): „auf ein Jota" s. v. w. auf das Genaueste, so daß nicht das Geringste daran fehlt.

Jovis, Gen. v. Jupiter } s. Zeus.
Joviskinder }

Judas, der Jünger, welcher Jesum verrieth; daher (Picc. IV, 7) s. v. w. Verräther, und „Judas' Lohn" (Wst. T. I, 5), s. v. w. geringe Vergeltung, s. auch Ischarioth.

Judenleber. Da die Juden im Mittelalter vielfach gehaßt und verfolgt wurden, so wird (Mcb. IV, 3) Judenleber, die auf dem Gebiete des Aberglaubens wohl eine bedeutungsvolle Rolle spielte, von der Hexe mit in den Kessel gethan.

Judicium (R. II, 3), lat. Urtheilskraft.

Julius Cäsar, s. Cäsar.

Julus, s. Askan.

Jungfrau (J. v. O. Prol. 3), s. Maria. — „Und eine Jungfrau fiel an Deliens Altar" (2. B. d. Aen. 20), s. Iphigenie. — Ein 12,870 Fuß hoher Gipfel der Berner Alpen, westlich vom St. Gotthardt gelegen. Er ist der schönste unter allen Schneebergen der Schweiz und gewährt, besonders vom Lauterbrunner Thal aus gesehen, den Anblick einer gigantischen weiblichen, in einen Schneemantel gehüllten Gestalt. Daher sagt Melchthal (W. T. I, 4) von dem Landvogt Landenberg:

„Und wohnt er droben auf dem Eispalast
Des Schreckhorns oder höher, wo die Jungfrau
Seit Ewigkeit verschleiert sitzt — ich mache
Mir Bahn zu ihm."

Jungfrau, Die, von Orleans. Im Frühjahr des Jahres 1800, wo Sch. seine Maria Stuart vollendet hatte, war er ernstlich erkrankt; dennoch sehen wir ihn, nachdem er sich in seinem dichterischen Schaffen nur eine vierwöchentliche Pause gegönnt, bereits mit einem neuen Stoffe beschäftigt, es war „das Mädchen von Orleans". Schon im Juli war das Schema fertig, mit dem er Goethe bei dessen Rückkehr aus Jena überraschen wollte. Er sagt darüber: „Mein Stück führt mich in die Zeiten der Troubadours, und ich muß, um in den rechten Ton zu kommen, auch mit den Minnesängern mich bekannter machen. Es ist an dem Plan der Tragödie noch gewaltig viel zu thun, aber ich habe große Freude daran und hoffe, wenn ich mich bei dem Schema länger verweile, in der Ausführung alsdann desto freier fortschreiten zu können."

Die Veranlassung zu dem Stück gab ihm eine Sammlung von 28 Handschriften über den Proceß der Jeanne d'Arc und dessen Widerlegung, welche De l'Averdy, Mitglied der französischen Academie der Inschriften, im Auszuge bekannt gemacht hatte. Leider war die große Hitze des Sommers von 1800 für den immer noch kränkelnden Dichter in hohem Grade belästigend, so daß die Arbeit bei der Mühe, welche ihm die Bewältigung des Stoffes verursachte, nur langsam fortrücken konnte. Mit dem September aber griff er das Stück energischer an; zu Anfang des Jahres 1801 waren bereits drei Acte fertig und wurden am 11. Februar nach Goethe's Genesung von einer gefährlichen Krankheit bei diesem gelesen. Im März trennte sich Sch. von seiner Familie und ging nach Jena, um dort mit größerer Ruhe weiter arbeiten zu können; aber körperliche Leiden wirkten störend auf die Production ein, so daß er selbst sagt: „ich hetze und

ängstige mich, und es will nicht recht damit fort". Dennoch brachte er zu Anfang April den vierten Act fertig nach Weimar mit, wo er in vierzehn Tagen den letzten hinzufügte. Am 15. April, wo Goethe nach Weimar kam, konnte er diesen mit dem in kaum neun Monaten vollendeten Stücke eine freundschaftliche Aufmerksamkeit erweisen und erhielt dasselbe am 20. mit den kurzen aber herzlich anerkennenden Worten zurück: „Nehmen Sie mit Dank das Stück wieder. Es ist so brav, gut und schön, daß ich ihm nichts zu vergleichen weiß." Jetzt sandte er es dem Herzoge von Weimar zu, auf den es einen außerordentlichen Eindruck machte, der aber doch der Meinung war, es würde sich zu einer Aufführung nicht eignen. Hierauf kam es Sch. zunächst auch nicht an; hatte er doch sein Stück an Unger in Berlin gut verkauft, und war das Einüben mit den Schauspielern und das Leiten der Proben ihm doch bereits eine lästige Arbeit geworden.

Außerdem stellten sich abermals körperliche Leiden ein, ein heftiges Katarrhfieber hielt ihn von nach außen gerichteter Thätigkeit zurück, und als die Krankheit überstanden war, ging er mit seiner Familie nach Dresden zu Körner, wo ihm die ersehnte Erholung zu Theil ward. Aber im Herbst sollte ihm die Freude werden, seine Jungfrau über die Bretter gehen zu sehen. Das Leipziger Theater hatte eine Aufführung vorbereitet, welche in Sch.'s Gegenwart bei überfülltem Hause stattfand. Schon nach dem ersten Act wurde ihm unter Paukenwirbel und Trompetenschall ein tausendstimmiges Lebehoch gebracht, und als er nach Beendigung der in den wichtigsten Rollen höchst gelungenen Darstellung das Haus verließ, entblößte Alles ehrerbietig das Haupt, um dem gefeierten Günstling der Musen noch einmal seine Huldigung darzubringen. Von Leipzig ging Sch. nach Weimar zurück, wo die Jungfrau erst im April 1803 zur Aufführung kam. Inzwischen hatte auch die Hofbühne zu Berlin mit der Einstudirung des Stückes begonnen, welches hier am

23. November 1801 zum ersten Mal gegeben wurde. Iffland hatte alle Kraft daran gesetzt, um das neue Meisterwerk seines Jugendfreundes dem Publicum in würdiger Darstellung vorzuführen. Zelter schreibt darüber an Goethe: „Wenn Schiller seine Jungfrau von Orleans jetzt sehen will, so muß er nach Berlin kommen. Die Pracht und der Aufwand unserer Darstellung dieses Stückes ist mehr als kaiserlich; der vierte Act desselben ist hier mit mehr denn achthundert Personen besetzt, und, Musik und alles Andere mit inbegriffen, von so eclatanter Wirkung, daß das Haus jedesmal in Extase darüber geräth." Sch. konnte sich mit diesem großen Aufwand an Pracht nicht einverstanden erklären; er fürchtete, die Aufmerksamkeit des Publicums würde dadurch von der Hauptsache abgelenkt, und die Wirkung des fünften Actes müsse darunter leiden. Jetzt sind wir an dergleichen Festzüge bis zur Uebersättigung gewöhnt, und dennoch findet die Jungfrau stets ein volles Haus.

Fassen wir die geschichtlichen Thatsachen in's Auge, welche der Jungfrau von Orleans zu Grunde liegen, so haben wir zunächst daran zu erinnern, daß im Jahre 1328 mit Karl IV. die gerade Linie der Capetinger ausgestorben war. Als hierauf Philipp VI. und mit ihm das Haus Valois den Thron bestieg, machte Eduard III. von England, als Enkel Philipp's IV., Ansprüche auf Frankreich. Hierdurch wurden Kämpfe hervorgerufen, welche die beiden durch den Canal getrennten Völker länger als ein Jahrhundert mit einander in Berührung brachten. Das Kriegsglück schwankte lange hin und her; wurden die Franzosen durch Eduard's Sohn, den schwarzen Prinzen, bei Crecy (1346) und Poitiers (1356) geschlagen, so gelang es dagegen dem tapferen Karl V. (1364—80), die Engländer aus dem größten Theile Frankreichs zu vertreiben. Als aber sein Nachfolger Karl VI. (1380—1422) in Wahnsinn verfiel, brach das Unglück von neuem herein. Des Königs Bruder, Ludwig von Orleans, und Johann der Unerschrockene von Burgund stritten sich um die Vormundschaft, und bald war nicht nur der Hof, sondern auch ganz

Frankreich in eine orleanistische und eine burgundische Partei gespalten. Unter solchen Umständen lag es nahe, daß Heinrich V. von England den Krieg erneuerte. Nachdem er in der Schlacht bei Azincourt (s. d.) gegen stark überlegene Heerschaaren gekämpft und einen glänzenden Sieg errungen, kehrte er zwar nach England zurück, aber nur, um mit noch größerer Truppenmacht wiederzukommen. Jetzt erinnerte sich Johann von Burgund, der sich bei Azincourt vom Kampfe zurückgehalten, der Pflichten gegen sein Vaterland. Er wollte mit dem Dauphin zusammenkommen, um den Zwist der Parteien beizulegen, damit dieselben mit vereinter Kraft dem Feinde des Landes entgegentreten könnten. Auf der Brücke zu Montereau (s. d.) erschienen die beiden Fürsten, jeder von zehn Rittern begleitet; aber kaum hatte die Unterredung begonnen, so wurde der Herzog Johann, sei es mit vorbedachter Absicht, oder um den an dem Herzoge Ludwig von Orleans auf Veranlassung des Burgunders verübten Mord zu rächen, von Begleitern*) des Dauphin niedergestoßen. Nun war es nicht nur mit der Versöhnung vorbei, sondern die Spannung zwischen beiden Parteien brach jetzt auch in offene Feindseligkeit aus. Philipp der Gute (Prol. 3 „der mächtige Burgund"), der Sohn und Nachfolger des Ermordeten, sah den Dauphin als den Anstifter des schändlichen Verraths an, und da der letztere zugleich seine Mutter Isabella von Baiern (bei Sch. Prol. 3 „die stolze Isabeau, die Baierfürstin") von dem Hofe verwiesen hatte, so ging er mit dieser zu dem Feinde über. Am 21. Mai 1420 schlossen Heinrich V., Isabella im Namen ihres kranken Gemahls und Philipp von Burgund zu Troyes einen Vertrag, zufolge dessen Heinrich die Tochter Karl's VI., Katharina, heirathen, anstatt des Dauphins einst den Thron Frankreichs besteigen und bis dahin die Verwaltung der

*) Die Geschichte nennt den Namen des eigentlichen Mörders nicht, da es eben mehrere waren; Sch. legt ihm den durch die Geschichte später gebrandmarkten Namen eines Joh. Chatel, eines Schülers der Jesuiten bei, welcher einen Angriff auf Heinrich's IV. Leben machte.

Staatsgeschäfte übernehmen sollte. Heinrich hielt in Paris einen glänzenden Einzug, der Dauphin wurde von dem Parlamente als Mörder bezeichnet, aller Anrechte auf den Thron für verlustig erklärt und zur Verbannung aus dem Reiche verurtheilt.

Bald darauf brach der Krieg von neuem los, denn es galt, dem Dauphin die Provinzen zu entreißen, die er noch inne hatte; auch dauerte es nicht lange, so war fast alles Land im Norden der Loire in den Händen des Feindes. Aber am 31. August 1422 starb König Heinrich V., wodurch der Dauphin von seinem furchtbarsten Feinde befreit wurde; und da am 22. October desselben Jahres auch Karl VI. seinem Leiden erlag, so konnte er, von der orleanistischen Partei ausreichend unterstützt und von einem großen Theile des französischen Volkes anerkannt, ohne weiteres den Thron seiner Väter besteigen. Hierzu ließen es die Engländer jedoch nicht kommen, denn dem verstorbenen Könige Heinrich war von seiner Gemahlin Katharina bereits ein Sohn geboren worden. Dieser, ein Kind von neun Monaten, wurde unter dem Namen Heinrich VI. (bei Sch. I, 5 der „junge Harry Lancaster") zum rechtmäßigen Könige von England und Frankreich erhoben und in der Wiege gekrönt, und seine Oheime, die Herzöge von Bedford und Glocester (I, 5) verwalteten in seinem Namen, jener (II, 1 „der Reichsverweser") das französische, dieser das englische Reich, beide mit Kraft und Weisheit. Da Bedford sich zugleich auf eine energische Kriegführung verstand, so trug er über Karl VII. mehrere Siege davon. Des Königs Lage wurde hierdurch immer verzweifelter; ja, er wäre ohne weiteres nach der Provence entflohen, wenn seine Gemahlin ihn nicht daran gehindert hätte. Glücklicherweise konnte Bedford die errungenen Siege nicht so benutzen, wie er es gehofft, woran sein Bruder, der Herzog von Glocester, schuld war. Dieser hatte nämlich durch die Entführung der Gemahlin eines Vetters Philipp's des Guten den Zorn des letzteren auf sich geladen, welcher, um den seiner Familie angethanen Schimpf

zu rächen, zugleich aber auch, um die Festsetzung der Engländer im Hennegau zu hindern, mit Glocester in Kampf gerieth. Auf diese Weise konnte der Krieg nur matt fortgesetzt werden. Indessen führte der Graf von Salisbury (Prol. 3) i. J. 1428 frische Truppen aus England herbei und begann die Belagerung von Orleans, dem Schlüssel zu dem, was König Karl noch besaß. Ging dies verloren, so mußte er sein Reich meiden. In Orleans commandirte Graf Dunois, ein natürlicher Sohn (daher Prol. 3 „der heldenmüthige Bastard", s. d.) des ermordeten Herzogs Ludwig von Orleans, und leistete dem Feinde kräftigen Widerstand, so daß selbst Salisbury das Leben verlor; indessen schien die Stadt schwer zu retten, da Karl selbst an dem Ausgange verzweifelte und alle seine Hülfsmittel erschöpft waren. Nur ein Wunder konnte jetzt noch Rettung bringen.

Und dieses Wunder erschien. Jeanne d'Arc, geb. den 6. Januar 1411, die Tochter eines Landmanns in dem Dorfe Dom Remy bei Vaucouleurs (s. d.), war in der frommen Einfalt einer gläubigen Seele aufgewachsen, die in jeder Noth geneigt ist, die Hülfe unmittelbar vom Himmel zu erwarten. Da Dom Remy sich stets zur Partei der Orleans gehalten, so lag es nahe, daß dem Mädchen das Unglück des Königs zu Herzen ging. Voll Inbrunst flehte sie zur Mutter Gottes um Rettung, und da sie neben ihrer kindlichen Frömmigkeit auch eine lebhafte Phantasie, verbunden mit Muth und Begeisterung besaß, so glaubte sie bald einen göttlichen Ruf zu vernehmen. Es erschienen ihr die Gestalten des Erzengels Michael, der heiligen Margaretha und der heiligen Katharina und forderten sie auf, ihr Vaterland zu retten. Zunächst wollte sie ihr Vorhaben ihren Eltern mittheilen, da sie aber fürchtete, dieselben würden ihr nicht Glauben schenken, so machte sie ihren Oheim mit dem Wunsche bekannt, den König selbst zu sprechen. Der Oheim wandte sich (1428) an den Ritter Baudricour (Prol. 3), den Befehlshaber von Vaucouleurs, von dem sie anfangs hart zurückgewiesen, endlich aber doch unterstützt wurde. In männlicher

Kleidung, von zwei Rittern begleitet, trat sie die Reise über Fierbois (I, 10) nach Chinon an, wo sie zu Ende Februar 1429 eintraf. Erst nach Ueberwindung vieler Schwierigkeiten wurde sie am Hofe vorgelassen. Hier erklärte sie dem König, Gott habe sie gesendet; er möge ihr Mannschaften zur Verfügung stellen, dann wolle sie die Belagerung von Orleans aufheben, ihn selbst zur Krönung nach Rheims führen und die Engländer verjagen.

Obwohl ihre Sendung schon dadurch glaubwürdig erscheinen mußte, daß sie den König aus seiner glänzenden Umgebung herausfand und daß sie ihm ein Geheimniß offenbarte, das nur ihm allein bekannt sein konnte, so hielt man es doch für angemessen, ihre Aussagen näher zu prüfen. Man sandte sie nach Poitiers, wo ihr in einer aus Gottes- und Rechtsgelehrten bestehenden Versammlung allerlei verfängliche Fragen vorgelegt wurden, die sie aber durchaus unbefangen und verständig beantwortete; der König entschloß sich daher, ihr zunächst einen Transport von Lebensmitteln anzuvertrauen, den er seiner bedrängten Stadt Orleans schicken wollte. Nunmehr ließ sich Johanna zu Blois eine weiße Fahne anfertigen, auf welcher der Heiland, einen Erdball in der Hand haltend, dargestellt war. Zwei Engel knieten ihm zur Seite, über deren Häuptern die Namen Jesus und Maria zu lesen waren, und ein Kranz von Lilien schloß die Gruppe ein. Als Waffe gebrauchte sie ein Schwert, das, wie die Sage berichtet, an fünf Kreuzen in der Nähe des Griffes kenntlich war und auf ihr Geheiß hinter dem Altar der Kirche der heiligen Katharina zu Fierbois gesucht und auch wirklich gefunden wurde; sie brauchte es aber nie, um Jemand damit zu tödten, sondern nur, um die Feinde abzuwehren. Der ihr gewordene Auftrag ward glücklich vollführt. Da sie im Heere auf strenge Zucht und Sittlichkeit hielt, so drang man überall fast ohne Widerstand vor. So erreichte sie Orleans, wo man sie mit Jubel empfing. Nachdem sie in der Kirche ihr Dankgebet verrichtet, ließ sie die Engländer durch einen abgesandten Boten auffordern, sich zurückzuziehen. Dies wurde nicht nur abgelehnt, sondern der Bote

auch schmachvoll behandelt. Aber neben dem Uebermuthe hatte auch bereits die Furcht ihren Sitz im englischen Lager aufgeschlagen; man war der Ansicht, daß das Mädchen durch Zauberei und Teufelskünste siege. Bei den Franzosen dagegen wirkte die göttliche Begeisterung des einfachen aber seltenen Mädchens wie mit einem elektrischen Schlage. Der glückliche Erfolg, von dem alle ihre Anordnungen begleitet waren, ermuthigte das Heer. Man griff mit Kühnheit an; es entbrannte ein heftiger Kampf bei dem Thurme Les Tourelles, der die Brücke beherrschte, und obwohl Johanna selbst verwundet wurde, so trieb sie doch zu neuem Angriff an. Dies wirkte; das Schloß ward erstürmt, und Orleans war gerettet. Am 8. Mai hoben die Engländer die Belagerung auf.

Somit hatte Johanna ihr erstes Versprechen gelöst. Sie verließ jetzt Orleans, schlug die unter Talbot (s. d.) kämpfenden Engländer bei Patay (18. Juni 1429) und ging nun daran, ihre zweite Zusage zu erfüllen, die Krönung Karl's zu Rheims. Sie erschien deshalb abermals vor dem Könige und drang gegen den Rath der Feldherrn, welche zunächst die Eroberung der Normandie verlangten, mit Entschiedenheit darauf, direct nach Rheims zu ziehen. Dies schien in der That unmöglich, denn alle auf diesem Wege befindlichen Plätze waren theils in den Händen der Engländer, theils in denen der Burgunder. Aber Johanna ließ sich durch nichts einschüchtern; im Gegentheil, sie trieb zur Eile und überwand durch ihre Alles mit sich fortreißende Begeisterung jede Schwierigkeit. Endlich unterwarf sich auch Rheims am 16. Juli 1429; gleich in der Nacht wurden die Vorbereitungen zu der lang ersehnten Feierlichkeit getroffen, und am 17. Juli, einem Sonntage, die Krönung und Salbung vollzogen. Johanna's Sendung war somit vollendet. Wie Einige behaupten, wollte sie jetzt in ihre Heimath zurückkehren; aber wie hätte man das Mädchen, das so mächtig auf das Heer gewirkt, entlassen können. Sie blieb also, ohne indessen auf die Berathung der Heerführer irgend welchen Einfluß auszuüben. Im Kampfe aber zog sie

den Truppen stets voran. Leider jedoch wagte sie sich bei einem Angriffe auf Paris zu weit vor, wobei sie abermals verwundet wurde; und auch hierdurch noch nicht vorsichtiger gemacht, setzte sie sich bei Compiègne, das von den Engländern befreit werden sollte, den drohendsten Gefahren aus, bis sie burgundischen Schützen in die Hände fiel. Diese lieferten sie an die Engländer aus, welche sie aber nicht als Kriegsgefangene behandelten, sondern sich berechtigt hielten, gegen sie als Zauberin und Teufelsbannerin zu verfahren. Man stellte sie daher vor ein geistliches Gericht, welches das von König Karl gebotene Lösegeld entschieden zurück wies, sie zu Rouen in einen festen Thurm einsperren und daselbst mit schweren Eisenketten belasten ließ. Der Bischof von Beauvais war grausam genug, es zu dulden, daß sie von ihren Richtern, wie von ihren Wächtern die härteste und unwürdigste Behandlung erfuhr. Schließlich wurde alles, was sie gethan, für Teufelswerk erklärt, die Strafe des Feuertodes über sie verhängt und am 30. Mai 1431 vollzogen; und um jede Verehrung ihrer irdischen Ueberreste unmöglich zu machen, wurde ihre Asche in die Seine geworfen. Fünfundzwanzig Jahre später ließ Papst Calixtus III., um ihre Ehre wieder herzustellen, das gegen sie geübte gerichtliche Verfahren untersuchen. Es wurde als rechtswidrig befunden, und die Erklärung ihrer Unschuld öffentlich bekannt gemacht. Außerdem wurde auf dem Platze, wo sie verbrannt worden, eine feierliche Procession gehalten und später ein Denkmal errichtet; das schönste Denkmal aber hat ihr Schiller durch sein Drama in den Herzen aller Derjenigen gesetzt, welche sich so viel kindliche Unbefangenheit des Sinnes erhalten haben, als nöthig ist, um die Triebfedern des Handelns einer Johanna begreifen und die Schönheit der ihr gewidmeten Dichtung würdigen zu können.

Indem wir uns nunmehr dieser Dichtung selbst zuwenden, bemerken wir zunächst, daß sie in mancher Beziehung von Sch.'s übrigen Dramen abweicht. Wenn die Kunst ihrem innersten Wesen nach nichts Anderes ist, als die Darstellung eines geistigen

Gehalts in sinnlich schöner Form, so mußte es unserm Dichter bald klar werden, daß, wie jeder Stoff, so besonders der vorliegende, seine eigenthümliche Behandlung verlangt. Die Form fand er hier in der geschichtlichen Grundlage, in dem Kampfe zweier Völker, dem er durch Aufnahme weit auseinander liegender historischer Momente, daher in einem mannigfachen Wechsel von Ort und Zeit, eine verhältnißmäßig breite Basis geben mußte*). Den geistigen Gehalt aber fand er vor Allem in der Heldin seines Stückes, in deren naturgemäßer Charakterentwickelung die dem Drama nothwendige innere Einheit zur Anschauung zu bringen war.

Sch. hat dem Titel seines Stückes den Zusatz „Eine romantische Tragödie" beigefügt. Wenn der Ausdruck „romantisch" zunächst an die Umgestaltung erinnert, welche das römische, im weiteren Sinne das klassische Alterthum bei seiner Auflösung in die christlich-germanische Anschauungsweise erfahren hat, so hat er auf dem Gebiete der Kunst noch seine besondere Bedeutung für das Verhältniß, in welchem Inhalt und Form zu einander stehen. Sehen wir in den Werken der Alten die Form dem Inhalte jederzeit vollkommen entsprechen, so hat dagegen der christlich-germanische Geist es begriffen, daß die Form das Endliche, der geistige Gehalt aber das Unendliche ist, der letztere daher über die Schranken hinausgehen darf, welche die Natur des zu behandelnden Stoffes ihm anlegt. „Ueberschreitet also der Inhalt seine Form, so wird die Kunst (nach Hegel's Ausdruck) zur romantischen, die Schönheit zur Erhabenheit gesteigert." Und das ist Sch. in der Gestalt seiner Jungfrau in eminentem Maße gelungen. Sie ist eine so hervorragende Persönlichkeit, daß der ganze Gang der Handlung des Stücks durch den in ihrer Seele vorgehenden Entwickelungsprozeß bedingt ist.

*) In einem Briefe an Goethe (26. Juli 1800) klagt er, daß das Material „sich nicht, wie er wünsche, in wenig große Massen fügen wolle, und daß er es in Absicht auf Zeit und Ort in zu viele Theile zerstückeln müsse."

Ihr gegenüber erscheinen die anderen Gestalten in der Unveränderlichkeit ihres Charakters so entschieden als Nebenpersonen, daß der Ausleger des Dramas nichts Besseres thun kann, als unter Berücksichtigung der sich allmälig umgestaltenden Seelenstimmung der Heldin dem Verlaufe der Handlung treu zu folgen.

Der Prolog. Wie Sch. seinem Wallenstein das Lager vorausgeschickt, um uns in die Welt des dreißigjährigen Krieges einzuführen, so versetzt er uns hier nach dem ruhigen Dorfe Dom Remy, von welchem aus wir mit den einfachen und friedlichen Landleuten einen Blick auf die kriegerisch bewegte Welt thun, deren leidenschaftlich erregtes Streben sie mit banger Besorgniß erfüllt. Vater Thibaut beeilt sich deshalb, seine herangewachsenen Töchter mit Männern zu versorgen; aber sein jüngstes Kind, die etwa achtzehnjährige Johanna, weist den ihr gewordenen Antrag zurück. Sie ist ein Wesen eigenthümlicher Art, das selbst ihrem Freier Raimond mehr Verehrung als Liebe abnöthigt; sie scheint ihm etwas Höheres zu bedeuten, scheint einer fernen Vorzeit zu entstammen.

Und was ist es, das ihre Seele beschäftigt? Es ist Frankreichs Loos und ihre innere Welt. Von liebenswürdiger Anhänglichkeit an ihren König erfüllt, in welchem sie den sichtbaren Repräsentanten des Staates verehrt, ist ihr kindlich frommer Sinn ganz von dem Gedanken eingenommen, wie ihm wohl zu helfen sei. Da gedenkt sie, die einfache Hirtin, der Wunderthaten jener Hirtenvölker, von denen ihr das Alte Testament berichtet. In brünstigem Gebet für ihren königlichen Herrn vor dem Altare knieend, schauen die Gestalten jener fernen Zeiten von dem Gewölbe der Kirche auf sie hernieder, der Kirche ihres Dorfs, bei dem „ein uralt Muttergottesbild sich findet, zu dem der frommen Pilgerfahrten viel geschahen“. So thut ihre ahnungsvolle Seele einen Blick in eine andere Welt, die Glorie des Himmels steigt zu ihr nieder. Der Wunsch des Herzens, dem König Hülfe und ihrem Vaterlande Rettung zu bringen,

steigert sich zu dem Glauben, welcher im Stande ist, Berge zu versetzen, der Ruf des höchsten Gottes ergeht an ihre Seele.

Aber sie hat einen Vater, welcher seltsam mit ihr contrastirt. Er ist ein biederer, männlicher Charakter von schlichter Frömmigkeit und für das Wohl seiner Kinder besorgt; sein Patriotismus geht indessen nicht so weit, daß er geneigt wäre, seinem Könige ein persönliches Opfer zu bringen. Er will die Entscheidung der Schlachten abwarten und den Ausgang als den Willen Gottes anerkennen. Dabei ist er ein grübelndes und melancholisches Kind seiner Zeit, welche die Capellen neben die alten Druidenbäume zu setzen pflegte und dadurch dem christlichen Mysticismus die Unterlage des heidnischen Aberglaubens gab. Ihm steht die Welt unter der Macht dämonischer Gewalten, und wo ihm eine außerordentliche Erscheinung entgegen tritt, ist er weit mehr geneigt, an den Einfluß böser, als an das Wirken und Walten guter Geister zu glauben. Wir dürfen uns daher nicht wundern, wenn er selbst Gespenster sieht, die aus dem Nebel ihm ihre dürre Hand entgegen strecken, wenn er Träume und ängstliche Gesichte hat, und seine Tochter warnt, bei Nacht den Kreuzweg zu betreten, nach Wurzeln zu graben und Zeichen in den Sand zu schreiben. Vielleicht macht er ihr hiermit einen vollständig ungerechten Vorwurf; hat er doch selbst durch seine Erziehung dazu beigetragen, daß es auch ihr in den Zweigen der heiligen Eiche gerauscht und manche heidnische Erinnerung in ihre christlichen Anschauungen sich gemischt hat, so daß sie anfangs sich selber ein Geheimniß und ihrer ganzen Umgebung ein Räthsel ist. Aber die Liebe zu seiner Tochter ist doch mächtiger als sein Zürnen, und wenn er ihre Verschlossenheit auch für eine schwere Irrung der Natur hält und kein Organ für die hohen Offenbarungen hat, die ihr zu Theil geworden, so ist die ängstliche Besorgniß, mit der er sie vor bösen Geistern warnt, doch immer der Ausdruck eines warmfühlenden Vaterherzens.

Bis jetzt hat Johanna zu allen Vorwürfen geschwiegen; aber als Bertrand mit dem abenteuerlich erstandenen Helm erscheint, wird sie kriegerisch erregt und bedeckt ihr Haupt mit demselben, so daß Raimond den betroffenen Vater an ihren Muth erinnern muß, den sie als Hirtin schon bewiesen. Aufmerksam hört sie der Erzählung Bertrand's zu. Die Schilderung, welche er von den zusammenströmenden Kriegerschaaren entwirft und welche lebhaft an die große Heerschau (Jl. 2) erinnert; der Bericht von dem neuen Kriegesunglück in zwei großen Schlachten, mit denen die Einnahme von Harfleur und der Tag von Azincourt (1415) gemeint sind; die Belagerung von Orleans und das Schicksal des dem Untergange geweihten Vaterlandes, als dessen letzter Rettungsanker der dem König zu Hülfe eilende Ritter Baudricour erscheint — das Alles wirkt mächtig auf Johanna ein, sie erkennt, daß die Stunde zum Handeln geschlagen hat. Was längst in ihrer Brust geschlummert, bricht nun in begeisterten, prophetischen Worten hervor; sie kündigt sich selbst als die Retterin des Vaterlandes an.

Allein zurückgeblieben, nimmt sie nun Abschied von ihren Bergen. Es ist ein rührender Monolog, dessen lyrischer Schwung in dem Momente, wo die weicheren Empfindungen hervorbrechen, in dem gesangreichen Versmaß der achtzeiligen Stanze zum Ausdruck gelangt. Der Glaube an ihre göttliche Sendung; das Vertrauen zu dem Gelingen derselben, wenn sie die irdisch-menschlichen Neigungen des Herzens ihrem Ideale zum Opfer bringe; der Muth, welchen ihr der vom Himmel gesandte Helm einflößt — das sind die erhabenen Empfindungen, welche ihre Seele durchziehen; sie fühlt sich ein Werkzeug in der Hand des Höchsten.

Der erste Aufzug, welcher dem Herkommen gemäß die Exposition des Stückes zu liefern hat, macht uns mit den vorliegenden Verhältnissen bekannt, indem er uns auf den Grund und Boden versetzt, auf welchem die Helden des Dramas vor

unsern Augen handeln werden. Der nördliche Theil Frankreichs befindet sich in den Händen der Engländer, der östliche ist dem Herzog Philipp von Burgund unterworfen, und König Karl VII. ist nahe daran, auf die Länder im Süden der Loire beschränkt zu werden. Wir lernen diesen König kennen durch Dunois' Schilderung und aus seinen eigenen Reden. Er ist eine romantische Natur, den schönen Künsten zugewendet, ein Freund der Galanterie und der Liebe, die ihn aber leider so in Anspruch nimmt, daß er seine königlichen Pflichten darüber versäumt. Zwar fehlt es ihm nicht an persönlichem Muth, denn er hat sich zum Zweikampf mit dem Herzog von Burgund erboten, um demselben für die hinterlistige Ermordung seines Vaters Genugthuung zu geben; aber andererseits hat er ein zu sanftes und liebevolles Herz, als daß er von seinen Unterthanen verlangen sollte, ihr Leben für ihn in die Schanze zu schlagen, er ist daher unfähig, den Krieg mit Nachdruck zu führen. Außerdem aber ist er unglücklich. Die Erinnerung an seinen wahnsinnigen Vater, das treulose Verhalten seiner unnatürlichen Mutter, der Abfall seiner Völker und seiner besten Freunde, das alles hat ihn muthlos gemacht; und ohnmächtig, selbst etwas Entscheidendes zu thun, beruhigt er sich bei dem Glauben an die Prophezeihung einer Nonne, daß ihm ein Weib zum Siege verhelfen werde. Was hilft einem solchen Könige gegenüber der Muth des tapferen und kriegerischen Dunois, ja, was hilft selbst dessen Erbitterung?

Aber die Noth des Königs soll uns zu unmittelbarer Anschauung gebracht werden. Die Rathsherren von Orleans erscheinen und bitten um Hülfe für ihre bedrängte Stadt; doch Karl ist selber hülflos und kann ihnen keine Unterstützung gewähren. Da kommt Agnes Sorel, die uns ungeachtet ihrer zweifelhaften Stellung doch interessant und liebenswerth erscheint, denn, der engen Sphäre ihrer Weiblichkeit in keiner Weise entrückt, ist sie nur dem einen Gefühl hingegeben, aus Liebe zu ihrem fürstlichen Gebieter alles zu opfern, um ihm

Rettung zu bringen und ihn mit neuem Muthe zu erfüllen. Aber auch dieser letzte Hoffnungsstrahl soll erbleichen, denn La Hire bringt die Botschaft, daß der Herzog von Burgund nichts von Versöhnung wissen wolle, daß das Parlament den rechtmäßigen Nachfolger Karl's VI. des Thrones für verlustig erklärt und den Knaben Harry Lancaster zum König gekrönt habe. Nunmehr verzweifelt Karl an sich selbst und will die Stadt Orleans ihres Eides entlassen. Da verläßt ihn auch Dunois, um wenigstens seine eigene Ehre zu retten, sollte er auch unter den Mauern seiner Vaterstadt begraben werden. Jetzt bleibt dem König nur noch Du Chatel, der sich bereit erklärt, sich selbst für ihn zu opfern, indem er sich der Rache des Burgunders ausliefern wolle, doch Karl lehnt dieses Opfer ab. Eben im Begriff, das letzte Gebiet, das er im Norden der Loire noch besitzt, dem Feind zu überlassen, kommt eine Siegesnachricht. Als Raoul die Einzelheiten mitgetheilt, erscheint die Jungfrau selbst, nicht wie die geschichtliche, um Hülfe zu versprechen, sondern als eine, die bereits geholfen hat. Durch die kindliche Unbefangenheit, mit der sie ihre Rede beginnt, wie durch die würdevolle Hoheit, mit der sie sie vollendet, bekundet sie sich als eine Gottgesandte; die Kirche nimmt daher (wiederum von der Geschichte abweichend) keinen Anstand, ihr durch die Hand des Bischofs den Segen zu ertheilen*). Aber an die bereits geübte Wohlthat sollen sich noch neue und größere anschließen; sie verspricht, Orleans zu retten und ihren Herrn zur Krönung nach Rheims zu führen. Dies erfüllt den König und seine ganze Umgebung mit neuem Muth. Mit der Jungfrau an der Spitze des Heeres erscheint jetzt jeder Erfolg gesichert; ist doch Johanna selbst voll erhabener Siegesgewißheit, so daß sie den englischen

*) Von eigenthümlichem Interesse ist eine Vergleichung dieser Scene mit Shakespeare's Heinrich VI. Erster Theil, Act I, Sc. 2, eine Darstellung, die auf Schiller's Behandlung dieses Gesprächs unverkennbar eingewirkt; aber wie gewaltig sticht Shakespeare's derb realistische Pucelle von dem erhabenen Ideal der Schiller'schen Jungfrau ab!

Herold in's feindliche Lager zurücksendet, um ihr Nahen zu verkünden und zugleich den Ausgang des Krieges zu prophezeihen.

Der zweite Aufzug macht uns genauer mit der Situation bekannt, welche die einzelnen Helden des Dramas zu den bestimmenden Elementen der Handlung einnehmen.. Die Jungfrau hat den ersten Theil ihres Versprechens erfüllt, Orleans ist entsetzt, wir lernen nunmehr die hervorragenden Persönlichkeiten im englischen Lager kennen. Die Hauptrolle spielt der eiserne, unbeugsame Talbot, dessen energische Natur sich in einer gewaltigen Kraft des Ausdrucks offenbart. Er ist der Repräsentant des Unglaubens in einer Zeit, wo die Welt ausschließlich unter der Herrschaft des Glaubens und des Aberglaubens stand, und somit dem Shakespeare'schen Talbot gegenüber, der an die Einwirkungen dämonischer Mächte glaubt, eine ideale Gestalt, die allerdings aus ihrem Zeitalter heraustritt. Zornig über die abergläubische Furcht seines Heeres, vermag er die Jungfrau weder als eine Gottgesendete, noch als eine Zauberin zu betrachten; ihm ist sie nichts anderes als eine gemeine Gauklerin, und von einer solchen betrogen zu sein, das empört ihn eben so wie den edlen und tapferen Lionel, der ihm zur Seite steht. Auch dieser will nur mit guten Waffen siegen, denn die Ehre seines Vaterlandes liegt ihm am Herzen; daher gefällt ihm freies, selbständiges Handeln besser als jedes Bündniß, und schnell entschlossen, denkt er, ohne zu ahnen, was seinem Herzen bevorsteht, die Jungfrau lebendig zu fangen und sie auf seinen Armen in's englische Lager herüberzutragen. Der dritte Feldherr auf dieser Seite ist Philipp der Gute, der Herzog von Burgund. Um seines Vaters blutigen Mord zu rächen, hat er die Fahnen seines Königs verlassen, den Engländern den Weg in's Land gebahnt und den Namen eines Verräthers auf sich geladen. So finden sich zwei streitende Elemente in seinem Innern, die fromme Sohnespflicht, die seine Waffen heiligt, und der Ruf des Vaterlandes, das seinen Arm begehrt. Diesen inneren Zwist auszugleichen, das bleibt der Jungfrau vorbehalten;

aber zunächst ist es noch ein äußerer Zwist, die Uneinigkeit zwischen ihm und den englischen Heerführern, der einer Beilegung bedarf. Hierzu erbietet sich Isabeau, die es gleichfalls mit den Feinden Frankreichs hält, weil ihr Sohn, der Dauphin, sich zum Richter ihrer Sitten aufgeworfen und sie vom Hofe verbannt hat. Und allerdings hat ihr sittlicher Charakter einen so gefährlichen Schiffbruch erlitten, daß Jeder, der noch einiges Schamgefühl im Busen trägt, vor ihr erschrecken muß. Ist sie doch schamlos genug, den zur Berathung vereinigten Feldherrn gegenüber offen zu bekennen, daß sie Leidenschaften und heißes Blut habe, daß sie um eines wahnsinnigen Gatten willen der Freude nicht habe absterben wollen; ja, ihre innere Entartung steigert sich bis zur Frechheit des Auswurfs ihres Geschlechts, indem sie dem jugendlich-schönen Lionel ohne alle Scheu die Gluth ihres sinnlichen Begehrens zu erkennen giebt, ungeachtet derselbe sie erst vor wenigen Augenblicken als eine Furie bezeichnet hat. Und diese Isabeau, welcher der niedrigste Haß die Waffen in die Hände giebt, sie wagt es, der Jungfrau gleich, den Panzer anzulegen und erbietet sich, dem englischen Heere eine Anführerin zu sein, während sie in Wahrheit nichts anderes ist als eine widerwärtige Parodie jener hehren Gestalt, von dem Dichter absichtlich in abschreckenden Zügen gezeichnet, um den Glanz der Heldin seines Stückes in um so reinerem Lichte strahlen zu lassen.

Daß die Feldherren den Worten einer solchen Friedensstifterin keine weitere Bedeutung beilegen können, liegt auf der Hand; sie fordern sie daher einfach auf, sich zurückzuziehen, und treten zu neuer Berathung zusammen. Nicht ohne Widerstreben willigt der Herzog von Burgund in Lionel's und Talbot's Plan, den Franzosen noch einmal eine Schlacht anzubieten; aber die Jungfrau kommt ihnen zuvor. Ehe sie es vermuthen, erscheint sie im englischen Lager, wo sie Verwirrung und Entsetzen anrichtet. Während das Lager in Flammen aufgeht, wüthet der mörderische Kampf außerhalb desselben, und bald erblicken wir

Johanna selbst in der vielbesprochenen Scene mit Montgomery, in dessen unmännlichem Zagen die Furcht des ganzen Heeres der Engländer repräsentirt erscheint. Wenn mehrere Kritiker, wie Schlegel und Hegel, diese Scene ihres epischen Charakters wegen getadelt haben, so müssen wir daran erinnern, daß sich Sch. dessen wohl bewußt war (s. Homer). Und ferner, was den Gebrauch des antiken Jambus betrifft, warum hätte er in einer Tragödie, die sich nicht in allen Scenen im fünffüßigen Jambus bewegt, nicht auch einmal den mehr gedehnten, feierlicher einherschreitenden Trimeter wählen sollen; mußte doch die Jungfrau, die hier im Gegensatz zu der historischen als eine kämpfende, blutvergießende erscheint, diese besondere Art ihres Auftretens in entsprechender Weise motiviren. Ist sie einmal dem strengen Geisterreich, dem unverletzlichen, verpflichtet, so braucht sie sich auch in ihrer Ausdrucksweise nicht durchweg an die Formen zu binden, in welchen sich die Rede der übrigen handelnden Personen bewegt, die eine solche Verpflichtung nicht kennen. Aehnliche Scenen finden sich in Homer (Il. 6, 37; 11, 221; 21, 64); besonders dürfte an die letztere zu erinnern sein, wo sich der Sohn des Priamus vor Achilles niederwirft und diesen um sein Leben bittet, während Achilles seinen eigenen Tod voraussieht und denselben als Beweggrund für seine Unerbittlichkeit anführt. In gleicher Weise bezeichnet sich hier die Jungfrau als ein Gespenst des Schreckens, das dazu bestimmt sei, den Tod zu verbreiten, um schließlich sein Opfer zu sein. Verleugnet sie nun auch in diesem blutigen Geschäft ihre zartere weibliche Natur, so ist doch andererseits nicht zu verkennen, daß durch die Ruhe und Besonnenheit, mit welcher sie den Montgomery ermahnt, sich in das Unvermeidliche zu fügen, das Abstoßende ihrer That glücklich gemildert wird. Ja, ungeachtet sie nicht davor zurückschreckt, ihren kriegerischen Beruf auf's strengste zu erfüllen, empfinden wir bald mit ihr, daß sie deshalb nicht aufgehört hat, Weib zu sein; denn neben dem blanken Schwerte, das die heiligsten Bande zertrennt, ist auch das Wort auf ihrer Zunge eine wirksame Waffe, um

starrsinnige Gemüther zu besiegen und bereits gelöste Bande auf's neue zu verknüpfen. Als Burgund heranstürmt, ihr Leben zu bedrohen, und Dunois und La Hire herbeieilen, ihr Haupt zu schützen, da hemmt sie den Kampf der edlen Söhne ihres Vaterlandes, mahnt den Herzog an die Pflichten gegen seine Stammesgenossen und wird im Gegensatz zur haßerfüllten Isabeau eine Friedensstifterin, deren kindlich frommer Sinn im Stande ist, einen zürnenden Helden zu überwinden. Wie tief empfunden und wie bewunderungswürdig diese Scene ausgeführt ist, bemerkt man erst, wenn man sie mit Shakespeare's Heinrich VI. Erster Theil, Act III, Scene 3 vergleicht, wo Alençon's Worte: „Pucelle hat ihre Rolle brav gespielt" fast wie bittere Ironie klingen.

Wenn es die Aufgabe des dritten Aufzuges ist, uns den Conflict der einander feindlichen Gewalten vorzuführen, so genügt der Dichter dieser Forderung hier, indem er seine Heldin in Collision mit sich selbst kommen läßt. Ihre irdisch-menschliche Natur und die hohen Pflichten ihres idealen Berufes, das sind die Mächte, die in ihrer Seele miteinander ringen und den bedenklichen Knoten schürzen, auf dessen Lösung wir gespannt werden sollen.

Wir befinden uns in dem Hoflager des Königs zu Chalons, wo die Feldherren Dunois und La Hire mit einem Gespräch beginnen, das uns von vorn herein bedenklich machen muß. Beide lieben die Jungfrau, dieselbe, an welche der ihnen wohlbekannte Ruf ergangen ist:

— — — — — — „Eine reine Jungfrau
Vollbringt jedwedes Herrliche auf Erden,
Wenn sie der irdschen Liebe widersteht."

Jetzt soll diese Liebe in ihrem Herzen erweckt werden; wird sie, die einen Raimond ausgeschlagen, sich durch die Bewerbungen so hochgestellter Männer nicht geschmeichelt fühlen, um so mehr, als man ihr die Entscheidung zu überlassen gedenkt?

Doch noch ehe sie erfährt, daß zwei edle Feldherren um sie streiten, soll sie das am Schluß des vorigen Actes so schön begonnene Werk vollenden, zwei fürstliche Häupter mit einander zu vereinigen. Die geschichtliche Thatsache der Verbindung des Herzogs von Burgund mit seinem königlichen Herrn, die erst nach dem Tode der Jungfrau stattfand*), wird hier von dem Dichter zu einer schönen Versöhnungsscene benutzt, die, wie Palleske richtig bemerkt, „aus dem tiefsten Zeitbedürfnisse herausgeschrieben war.“ Sch. hielt damit den deutschen Fürsten einen Spiegel vor, er zeigte ihnen, was sie für Deutschlands Wohl zu thun hatten. Die schönen Worte des Erzbischofs:

„Mein Meister rufe, wann er will; dies Herz
Ist freudensatt und ich kann fröhlich scheiden,
Da meine Augen diesen Tag gesehn!“

welche an den Ausruf des alten Simeon (Luc. 2, 29) erinnern; desgleichen die begeisterte Prophezeihung:

„Ihr seid vereinigt, Fürsten! Frankreich steigt,
Ein neu verjüngter Phönix, aus der Asche;
Uns lächelt eine schöne Zukunft an.“

sie waren eine Mahnung, dem französischen Usurpator gegenüber dasselbe zu thun, was hier Frankreichs Fürsten dem englischen Unterdrücker gegenüber thaten, eine Mahnung, die aber leider weniger an die Herzen der Fürsten als an die der Völker drang, welche erst nach mehr als einem Decennium sich gewaltig erhoben, um sich von einem unwürdigen Joche zu befreien.

Den versöhnten Fürsten gegenüber erscheint nun Johanna als Friedensengel mit einem Kranze geschmückt, um ihrem Werk die Krone aufzusetzen, indem sie auch Du Chatel mit Burgund aussöhnt. Gleichzeitig spricht sie zwei bedeutungsvolle Prophezeihungen aus, die dem mit Frankreichs Geschichte Vertrauten leicht verständlich sind. Karl's VII. Sohn, Ludwig XI., vereinigte Burgund mit der Krone, und als dessen Nachfolger, Karl VIII., sich mit der Erbin von Bretagne vermählte, fiel ihr auch das

*) Im Frieden zu Arras 1435.

letzte große Lehen zu, so daß gegen Ende des funfzehnten Jahrhunderts ganz Frankreich zu einem Reiche vereinigt war. Weniger günstig lautet die Prophezeihung, die dem Herzog von Burgund zu Theil wird. Die „Hand von oben, die seinem Wachsthum schleunig Halt gebietet" deutet auf den Tod seines Sohnes, Karl's des Kühnen, welcher 1477 in der Schlacht bei Nancy gegen die von ihm bekämpften Schweizer fiel; und „die Jungfrau, in welcher sein Haus glänzend fortlebt", ist Karl's des Kühnen Tochter Maria, welche sich mit Maximilian von Oestreich vermählte. Beider Sohn, Philipp der Schöne, heirathete Johanna, die Tochter Ferdinand's und Isabella's von Castilien, aus welcher Ehe Kaiser Karl V. entsproß, in dessen Reich die Sonne nicht unterging. Johanna verkündet somit das Fortblühen der burgundischen Dynastie in dem Hause Habsburg und die Herrschaft des letzteren über die Länder jenseits des atlantischen Oceans.

Diesen hohen Offenbarungen gegenüber ist nunmehr das Herz des Königs von inniger Dankbarkeit bewegt; er zieht sein Schwert und erhebt Johanna in den Adelstand *). Wenig vertraut mit der vollen Bedeutung dieses Actes, nimmt sie das Geschenk der Standeserhöhung ruhig entgegen; als jedoch Dunois und La Hire mit ihrer Bewerbung hervortreten, weist sie diese Anträge entschieden zurück. Indessen thut sie es mit einer gewissen Heftigkeit, die ihren inneren Kampf verräth; man sieht, sie ist erzürnt, daß es ihr nicht hat gelingen wollen, die Anwesenden von der Göttlichkeit ihrer Sendung zu überzeugen. Außerdem ist ihr Charakter nicht frei von Ueberhebung. Schon dem Montgomery gegenüber hat sie sich mit jenen „körperlosen Geistern, die nicht frein" verglichen, und auch jetzt ist sie unwillig, daß man in ihr nichts als ein Weib erblickt. Mit Recht

*) Es geschah im December 1429. Sie erhielt den Namen Dalis, woraus später Dulis und Du Lys geworden ist. Ihr Wappen bestand in einem zwischen zwei Lilien emporgerichteten Schwerte, das auf seiner Spitze eine Krone trug.

fangen wir daher an, für sie zu fürchten; denn, „wenn der Geist, dessen geheiligtes Gefäß sie ist, nur einen Augenblick von ihr weicht, dann wird auch das Weib erwachen und die beleidigte Natur furchtbar an ihr rächen“ *). Auch sie selbst fürchtet für sich und ihre Sendung, denn noch hat sie ihr Werk nicht ganz vollendet; sie sehnt sich daher nach dem Getöse des Kampfes, nach Erfüllung ihres Schicksals.

Ihr Wunsch wird ihr erfüllt, der Feind hat sich gesammelt, bei Patay sind neue Lorbeeren zu erwerben. Talbot (s. d.) wird verwundet und stirbt, wie er gelebt, als Atheist, von dem nichts weiter übrig bleibt als eine Hand voll leichten Staubs. Die Franzosen dringen siegreich vor, aber die Jungfrau fehlt. Wo ist sie? Wir finden sie in einer vom Schlachtfelde abgelegenen Gegend, ein Feind hat durch verstellte Flucht sie listig bis hierher gelockt. Wer ist dieser Feind? Aus dem Prolog hallen die warnenden Worte des alten Thibaut herüber:

„Bleib' nicht allein, denn in der Wüste trat
Der Satansengel selbst zum Herrn des Himmels.“

Jetzt ist sie allein, die treuen Freunde stehn ihr nicht zur Seite, und siehe da, der Versucher naht sich ihr. Und warum sollte er nicht die Gestalt eines Ritters annehmen, betrachtet sie sich doch selbst als eine unüberwindliche Kriegerin; und warum nicht die eines schwarzen Ritters, schien doch in dem Nationalfeinde die Schreckgestalt des schwarzen Prinzen immer noch wie ein böser Dämon im Hintergrunde zu lauern und in jedem einzelnen Feinde sich auf's neue zu verkörpern. Wenn A. W. Schlegel die Erscheinung des schwarzen Ritters tadelt und Sch.'s Absicht dabei eine zweideutige nennt, so übersieht er, daß die Jungfrau gleich zu Anfang deutlich genug sagt:

— — — — — — — „Hätt' ich
Den kriegerischen Talbot in der Schlacht
Nicht fallen sehn, so sagt' ich, du wärst Talbot.“

*) Jos. Bayer.

Sie kann ihn also unmöglich für Talbot, oder auch nur für dessen Geist halten, um so mehr, als sie nach dem Verschwinden der Erscheinung, von ihrer Verwirrung befreit, eben so deutlich sagt:

„Es war nichts Lebendes. Ein trüglich Bild
Der Hölle war's, ein widerspenst'ger Geist,
Heraufgestiegen aus dem Feuerpfuhl,
Mein edles Herz im Busen zu erschüttern."

Die Stelle aus Sch.'s auserlesenen Briefen von H. Döring, deren G. Schwab erwähnt, und zufolge welcher Sch. selbst behauptet haben soll, daß er unter dem schwarzen Ritter nichts Anderes als Talbot's Geist gemeint habe, erklärt Palleske, eben so wie die gleichlautenden Mittheilungen Böttiger's, für untergeschoben. Hoffmeister ist ihnen gefolgt, G. Schwab und K. Goedeke scheinen ihnen beizustimmen, Jos. Bayer übergeht die Erscheinung ganz. Wir stimmen Palleske bei und halten den schwarzen Ritter, welcher der Jungfrau anfangs als ein unerklärliches Phantom erscheint und ihre Sinne verwirrt, für den Fürsten der Finsterniß, oder, um ohne Bild zu reden, für die Personificirung des in ihrer Seele vorgehenden Zwiespalts. Die Erscheinung ist auf diese Weise allerdings nicht dramatisch, wohl aber psychologisch bedingt, was bei einer Heldin, welcher himmlische Erscheinungen zu Theil geworden, durchaus nicht auffallen kann und in einer romantischen Tragödie vollkommen gerechtfertigt erscheint. Die Nothwendigkeit dieses durch einen Monolog schwer zu ersetzenden Vorganges erhellt aus der nachfolgenden Scene, wo das Weib in seinen rein menschlichen Empfindungen mit der von idealem Streben begeisterten Heldin in Conflict geräth. Denn unmittelbar nachdem sie die Warnung erhalten, die sie ihrem Gelübde untreu machen soll, trifft sie mit Lionel zusammen.

Nach kurzem Kampfe macht sie ihn wehrlos, indem sie ihm das Schwert aus der Hand schlägt; hierauf ringt sie mit ihm und reißt ihm den Helm vom Haupte. Jetzt handelt es sich

darum, ihn zu tödten; aber in demselben Augenblick, wo sie das Unmenschliche vollbringen, und den wehrlosen Feind erschlagen will, da erwacht in ihr die Menschlichkeit und steigert sich zur Empfindung persönlicher Zuneigung, so wie sie ihm in's Antlitz schaut. Das stolze Wort, das sie noch vor wenig Augenblicken, wo der Versucher sich ihr nahte, in dem Gefühle der Siegesgewißheit gesprochen:

„Nicht aus den Händen leg' ich dieses Schwert,
Als bis das stolze England niederliegt."

das Wort, mit dem sie weit über ihre Berufung hinausgegangen, da doch Rheims das Ziel ihres Handelns sein sollte, es straft sich jetzt in ihrem Fall. Wir fühlen es mit ihr, die Hölle hat gesiegt, die göttliche Kraft ist von ihr gewichen; ja selbst das Schwert, das ihr die Mutter Gottes einst bezeichnet, sie läßt es in des Feindes Hand zurück. So ist sie, die erhabene Heldin, durch ihre eigene Schwäche überwunden und zwar in demselben Augenblick, wo Dunois und La Hire sich nahen, um ihr den Sieg des Heeres zu verkünden, wo Rheims dem König seine Thore öffnet.

Der vierte Aufzug führt nun die Krisis oder Entscheidung herbei; es fragt sich: Wird die irdisch-menschliche Natur in unserer Heldin siegen, oder wird sie sich von ihrem Fall erheben, um ihrem hohen Ideale treu zu bleiben? Sie ist zu Rheims, die Vorbereitungen zur Krönung sind getroffen, Aller Herzen sind voll Freude; nur sie allein ist unglücklich, denn es drückt sie ein schweres Schuldbewußtsein. Die edelsten Söhne ihres Vaterlandes hat sie verschmäht, und nun fühlt sich ihr Herz zu einem Feinde hingezogen. Muß sie sich jetzt nicht als Verrätherin an der Sache erscheinen, der sie bisher so treu gedient, muß sie nicht vor sich selbst erschrecken?

In einem rührenden Monologe, dessen elegischer Ausdruck durch die melodramatische Behandlung zu wunderbarem Effecte sich steigert, macht sie uns mit ihrer Seelenstimmung bekannt. Während die weicheren Empfindungen der Wehmuth in dem

musikalischen Versmaß der achtzeiligen Stanze uns an das Herz dringen, bricht bei der Selbstanklage die Heftigkeit ihrer inneren Erregung in lebhafter bewegten Jamben hervor, worauf die Tiefe ihres Schmerzes in feierlich ernst und schwer einherschreitenden Trochäen zu tief ergreifendem Ausdruck gelangt. Es ist eine strenge Selbstprüfung, der sie sich unterzieht; mit inniger Bewegung folgen wir den Gedanken, die sich unter einander verklagen und entschuldigen; wir fühlen es mit ihr, wie selten unsere Kraft ausreicht, den erhabenen Forderungen zu genügen, welche die Erreichung einer idealen Lebensaufgabe an uns stellt; wir erinnern uns der Stimmung einer Kassandra, welche in dem Gefühl ihrer Unwürdigkeit in den Schmerzensruf ausbricht: „Schrecklich ist es, deiner Wahrheit sterbliches Gefäß zu sein."

Ihr Seelenzustand ist um so ergreifender, als sie nun auch in Conflict mit der Außenwelt geräth. Am Ziele ihres Strebens, wo Alles bereit ist, ihr zu huldigen, möchte sie selbst der Welt entfliehen. Und doch ist sie gerade jetzt am wenigsten zu entbehren, denn sie, „die all' dies Herrliche vollendet", sie soll dem Feste die Krone aufsetzen. Da trifft sie zunächst Agnes Sorel, die sich in dem Gefühle ihres Nichts vor ihr, der Schuldbeladenen, niederwirft. Wie schwer muß sie den Gegensatz empfinden zwischen dem, was sie ist, und dem, was Andere von ihr halten. Ist es zu verwundern, wenn sie jetzt die Sorel, die nie etwas Höheres hat sein wollen als ein liebend Weib, weit über sich erhebt? Und als nun gar des Königs Ritter kommen, um sie zum Krönungszuge abzuholen, kann sie jetzt die ihr dargebotene Fahne freudig ergreifen, der Himmelskönigin in's Antlitz schauen? Nein, sie erschrickt vor ihr und setzt durch ihre räthselhafte Selbstanklage auch ihre Bewunderer in Schrecken. So betheiligt sie sich mit schwerem Herzen an dem Krönungszuge, und während Alles ihr zujauchzt und sie glücklich preist, schreitet sie selbst als eine Tiefgedemüthigte unter ihrer Fahne einher.

Im tiefsten Herzen erschüttert, werden wir plötzlich in die einfachsten Verhältnisse der realen Welt versetzt. Johanna's Verwandte, die schon vor dem Krönungszuge auf einige Augenblicke die Scene betreten, vor allen die heitere und glückliche Margot, so wie die ernste und besorgte Louison, nehmen unsere Aufmerksamkeit in Anspruch. Die Schwester ist der Gegenstand ihrer Unterhaltung, in die sich bange Besorgniß mischt, besonders bei dem Vater, der, um ihre Seele zu retten, sie von ihrer Höhe herabstürzen will. Und hat er nicht in gewissem Sinne Recht? Stürzt doch in demselben Augenblick Johanna, im tiefsten Inneren geängstigt, aus der Kirche, bekennt sie doch ihren Schwestern, daß sie sich eitel über sie erhoben, und möchte sie doch am liebsten mit ihnen sich wieder in die stille Einsamkeit zurückziehen. Aber noch ist ihr eine schwere Prüfung vorbehalten. Der König tritt jetzt auf, dem Volke seinen Dank zu sagen, vor Allem aber ihr, die ihm so wunderbar geholfen. Mit Volksjubel und schmetternden Fanfaren auf's neue begrüßt, richtet der König jetzt die Frage an sie, ob sie von irdischer Abkunft oder eine Heilige sei. Das muß dem Vater, der sie als eine vom Teufel Verführte betrachtet, wie eine Lästerung erscheinen; er tritt hervor und erhebt die schwersten Anklagen wider sie. Die Fragen, die er an die Tochter richtet, sind in verschiedenem Sinne zu deuten; die Umstehenden müssen sie ganz anders auffassen als Johanna selbst, von deren Seelenzustand nur der Zuschauer eine Ahnung hat. Sie schweigt aus weiblicher Scheu, da sie sich öffentlich nicht zu vertheidigen wagt; wie sollte sie auch dem Vater widersprechen, dessen Anklage ihr selbst noch unverständlich ist. Da sie sich innerlich nicht rechtfertigen kann, so läßt sie Alles ruhig über sich ergehen und nimmt freiwillig ein schweres Leiden auf sich, um eine kleine Schuld zu büßen. Jetzt naht der Bischof mit dem Kreuz; eine einfache Berührung desselben würde hinreichen, sie zu reinigen, aber sie wagt es nicht. Jetzt wendet sich Alles von ihr bis auf den tapferen Dunois, der allen Zeichen zum Trotz an ihre Unschuld glaubt.

Aber auch ihm mag sie sich nicht vertrauen, und so hat sie mit allem irdischen Glanze gebrochen. Und da der König selbst ihr sagen läßt, sie möge den Thoren Rheims den Rücken wenden, so ergreift sie willig die Hand des treuen Raimond und begiebt sich auf die Flucht.

In dem fünften Aufzuge, welcher uns die Katastrophe oder den Ausgang bringt, werden wir von dem prächtigen Platz vor der Kathedrale, mitten aus dem Glanz des Krönungszuges in eine Wildniß versetzt. Vor einer einsam gelegenen Köhlerhütte erfahren wir von Leuten, die stets in stiller Abgeschiedenheit gelebt, daß der Völkerkampf von neuem begonnen und für das französische Heer eine schlimme Wendung zu nehmen droht. Da erscheint Raimond mit der erschöpften Johanna, die hier ihre letzte schwere Prüfung zu bestehen hat. Ein einfältiger Köhlerbube bezeichnet sie als die Hexe von Orleans und reißt ihr den Labetrunk vom Munde.

Von jetzt an sehen wir in der Heldin des Stückes nicht mehr die Hochbegnadigte, sondern nur noch die Arme und Hülfsbedürftige. Die in der Feldschlacht stets gesiegt, sie mußte in dem Kampfe mit sich selbst erliegen, um erst durch bittere Erfahrungen geläutert und dann durch Reue und Buße wieder aufgerichtet zu werden. Ihre Unterredung mit Raimond ist eine Scene voll tiefer psychologischer Wahrheit, die uns mit heiliger Ehrfurcht vor der sittlichen Hoheit des Dichters erfüllt, eine Scene, die in der ganzen Literatur vergeblich ihres Gleichen sucht. Voll Schmerz, von Raimond sich verkannt zu sehen, dem Einzigen, der ihr treu geblieben, erklärt sie sich des Verbrechens der Zauberei für unschuldig. Ueber ihre wahre Schuld giebt sie ihm nur leise und zarte Andeutungen, denn er, „der nur das Natürliche der Dinge sieht“, würde sie doch nicht zu fassen vermögen; aber Leiden, Verbannung, Mangel und Flucht haben sie jetzt innerlich geläutert, so daß sie bereit ist, ihr ganzes Selbst mit voller Ergebung zum Opfer zu bringen. Und dieses Opfer, es läßt nicht lange auf sich warten, denn Isabeau

erscheint mit den englischen Soldaten und führt sie als Gefangene hinweg.

Aber in dem französischen Lager hat sie noch einen Freund, es ist Graf Dunois, welcher sie gegen Du Chatel und den Erzbischof in Schutz nimmt, dessen Worte:

„Wir haben uns mit höll'schen Zauberwaffen
Vertheidigt, oder eine Heilige verbannt."

die religiöse Anschauung seiner Zeit in kurzen Zügen, aber treffend zeichnen. Hierher bringt Raimond die Nachricht, daß Johanna gefangen ist, zu deren Befreiung Dunois mit begeisterten Worten auffordert. Sie selbst erblicken wir hierauf im englischen Lager. Ein Wartthurm wird von französischen Truppen, die Jungfrau von zwei noch schlimmeren feindlichen Mächten bestürmt, denn Isabeau verlangt ihren Tod, während Lionel um ihre Hand wirbt. Aber ihr Herz schlägt nur noch für ihr Vaterland, und als sie nunmehr jede irdische Schwäche vollständig besiegt, kehrt mit dem inbrünstigen Gebet zugleich die frühere Wunderkraft zurück. Mit mächtiger Hand zersprengt sie ihre Ketten, stellt sich noch einmal an die Spitze des Heeres, befreit den König aus drohender Gefahr und hilft den Ihrigen den Sieg erringen. Doch mit dem Siege ist auch ihr Geschick erfüllt, mit der tödtlichen Verwundung die begangene Schuld gesühnt. Noch einmal erhebt sie sich, fordert ihre Fahne, schaut die Königin des Himmels in ihrer Glorie und geht verklärt zu den Regionen des ewigen Friedens ein.

Wer es nicht verschmäht hat, der eben gegebenen Darstellung mit ruhiger Hingebung zu folgen, der wird es kaum begreifen können, daß außer vielen anderen Kritikern selbst Männer wie Hoffmeister, G. Schwab, Schlegel, Tieck, Hegel und Jos. Bayer so manchen herben Tadel über das Stück ausgesprochen haben*). Daß der eine den Prolog sonderbar, ein anderer die Verknüpfung des Stückes lose, ein dritter den Talbot mißglückt fand, daß man

*) Vergl. Das Mädchen von Orleans.

den epischen Charakter der Scene mit Montgomery in einem Drama als unstatthaft bezeichnete, in dem Auftreten des schwarzen Ritters etwas Angekünsteltes erblickte, Johanna's schnelle Liebe zu Lionel, desgleichen ihr Schweigen auf die Beschuldigungen ihres Vaters sich nicht erklären konnte, ja daß man selbst in dem von der Geschichte abweichenden Schluß des Stückes eine Unfähigkeit entdecken wollte, das Drama Gottes zu begreifen — das alles sind die Folgen vorgefaßter Meinungen, die, den theoretischen Gesetzen künstlerischer Darstellung entnommen, mit dem Maßstabe nüchterner Reflexion an ein Werk herantraten, dem wir vor Allem unsere liebende Theilnahme entgegen bringen sollten. Goethe sagt in dieser Beziehung mit vollem Rechte *): „Was die großen Anforderungen betrifft, die man jetzt an den Dichter macht, so glaube ich, daß sie nicht leicht einen Dichter hervorbringen werden. Die Dichtkunst verlangt in dem Subject, das sie ausüben soll, eine gewisse gutmüthige, in's Reale verliebte Beschränktheit, hinter welcher das Absolute verborgen liegt." Und mit derselben Gutmüthigkeit, fügen wir hinzu, müssen wir auch dem Dichter entgegen kommen, wenn wir uns den Genuß an seinem Werke nicht verkümmern wollen, um so mehr als die etwa berechtigten Ausstellungen durch einen großen Reichthum von erhabenen Schönheiten vollständig aufgewogen werden. Wem das Organ für die Erscheinungen, welche der Glaube an eine übersinnliche Welt hervorzubringen vermag, versagt ist, der hat keine Vorstellung von dem Handeln einer Johanna; und wer bei dem Streben nach einem hohen Ideale nie mit Kummer über die Unzulänglichkeit seiner irdischen Kräfte erfüllt worden ist, der hat keinen Sinn für ihren Schmerz. Wir können daher G. Schwab keineswegs beistimmen, wenn er sagt: „Schiller wollte phantastisch, wollte romantisch werden, wie die Gebrüder Schlegel. Das mußte ihm mißlingen, weil seine Natur auf's Heldenmäßige,

*) In einem Briefe an Schiller vom 6. März 1800, den G. Schwab (Schiller's Leben, S. 676) als frühestens vom 30. März 1801 datirt sehen möchte.

rein Menschliche angelegt war; für das Phantastische und Geisterhafte, für diesen Fremdling aus der andern Welt fehlte ihm das Organ.“ Wir sind dagegen der Ansicht, daß Sch.'s Jungfrau auf einer tiefen Kenntniß des menschlichen Herzens beruht, und weil sie allen edleren Naturen ein Bild ihres eigenen inneren Lebens entgegen bringt, auch wiederum mächtig zu Herzen geht. Das Stück hat sich daher einerseits durch seine psychologische Tiefe, so wie andererseits durch die ästhetische Mannigfaltigkeit seiner Form ein weiteres Feld erobert als das reine Drama; und wenn es der Darstellerin der Jungfrau gelingt, neben dem dramatischen auch ein pathetisch-declamatorisches Talent zu entfalten, wie die Rolle es durchaus verlangt, so wird die von dem Dichter beabsichtigte Wirkung gewiß nicht ausbleiben.

Jüngling, Der, am Bache (Ged.), ein Lied aus dem Jahre 1803, welches in dem „Parasiten“ (IV, 4) von Charlotte gesungen wird und statt einiger in dem französischen Text vorkommenden, verwandte Empfindungen athmenden Couplets eingelegt ist. Es ist indessen Original und bildet eine interessante Parallele zu „des Mädchens Klage“ (s. d.). Eben so ladet es zu einer Vergleichung mit den beiden Gedichten: „Die Sehnsucht“ und „Der Pilgrim“ ein, indem das unerreichbare Ideal, welches sie besingen, hier in einer Geliebten verkörpert erscheint.

Junker (K. u. L. I, 1), ein junger Herr von niederem Adel.

Juno, s. Here.

Jupiter, s. Zeus. — Picc. II, 6, ein Planet unseres Sonnensystems, s. Astrolog.

Justi (D. C. V, 9), das i. J. 1410 gestiftete Kloster San Geronimo (Hieronymus) de Juste, nach welchem sich Kaiser Karl V., der Vater Philipp's II., 1556 zurückgezogen, und wo er 1558 starb. Es liegt 5 Meilen östlich von Plasencia in der spanischen Landschaft Estremadura.

Juwel (R. I, 3 — Mcb. III, 3), ein geschliffener Edelstein; bildl. „mein unsterbliches Juwel", d. h. mein köstlichstes Kleinod. — Juwelier (N. a. O. I, 11), ein Geschmeidehändler.

K.

(Artikel, welche man hier vermißt, sind unter C aufzusuchen.)

Kabale und Liebe. Der Plan zu Sch.'s drittem Jugenddrama entstand nach Frau von Wolzogen im Juli 1782 in dem Arreste zu Stuttgart (vergl. Fiesco), wo auch der Gedanke zu der im September desselben Jahres ausgeführten Flucht seine erste Nahrung erhielt. Was den Stoff betrifft, so erwähnt Freitag*) eines Zeitungsinserats: „Stuttgart vom 11. Am gestrigen Tage fand man in der Wohnung des Musicus Kritz dessen älteste Tochter Louise und den herzoglichen Dragoner-Major Blasius von Böller todt auf dem Boden liegen. Der aufgenommene Thatbestand und die ärztliche Obduction ergaben, daß beide durch getrunkenes Gift vom Leben gekommen waren. Man spricht von einem Liebesverhältniß, welches der Vater des Majors, der bekannte Präsident von Böller, zu beseitigen versucht habe. Das Schicksal des wegen seiner Sittsamkeit allgemein geachteten Mädchens erregt die Theilnahme aller fühlenden Seelen." Dagegen hält Eckardt**) es für möglich, daß Sch. die erste Anregung durch Rousseau's Schrift: „Sur l'origine et les fondements de l'inégalité parmi les hommes" erhalten habe, in welcher derselbe die Idee, daß die Gleichheit der Menschen ein Naturrecht sei, zum ersten Male öffentlich aussprach und wissenschaftlich zu begründen suchte. Uebrigens gaben dem Dichter

*) G. Freitag. Die Technik des Dramas. Leipzig, S. Hirzel. 1863. S. 8.

**) S. dessen Erläuterung zu Kabale und Liebe. Jena bei Hochhausen. 1859. S. 43.

auch die Verhältnisse und Persönlichkeiten des Stuttgarter Hofes hinlängliches Material für die Darstellung eines Conflicts, in welchen er, der Bürgersohn, ja bereits selbst gerathen war. Die Idee, ein bürgerliches Trauerspiel unter dem Titel „Louise Millerin“ zu schreiben, beschäftigte ihn, wie Streicher berichtet, auch auf seiner Flucht, besonders auf dem Wege von Manheim nach Frankfurt dergestalt, daß seine Blicke dadurch von der Außenwelt völlig abgezogen wurden. Es war der Zorn gegen die Standesvorurtheile und gegen die erdrückenden Gewalten, unter denen auch das Bürgerthum seufzte, dem er in seiner neuen Arbeit Luft machen wollte. Schon in den ersten vierzehn Tagen jener Zeit, die er im September und October in Sachsenhausen bei Frankfurt zubrachte, wurde ein bedeutender Theil des Dramas niedergeschrieben; und auch als er seinen Aufenthalt in Oggersheim genommen, wo ihm eigentlich die Umarbeitung seines Fiesco am meisten hätte am Herzen liegen sollen, fesselte ihn sein neues Trauerspiel so mächtig, daß er volle acht Tage hindurch fast gar nicht aus dem Zimmer kam. Die handelnden Personen hatten in seiner Seele jetzt nicht nur bestimmte Gestalt angenommen, sondern sie wurden zugleich auf bestimmte Schauspieler der Manheimer Bühne berechnet. Aber in Oggersheim konnte Sch. nicht bleiben; die Furcht, verfolgt und seinem despotischen Herzog ausgeliefert zu werden, trieb ihn nach Bauerbach, wo er auf dem Gute der Frau von Wolzogen eine Freistatt fand, und noch dazu eine einsame Freistatt, denn seine Wohlthäterin selbst erschien erst im Januar 1783 und zwar nur auf kurze Zeit. Diese Ruhe, in der sein nachmaliger Schwager, der Bibliothekar Reinwald zu Meiningen, ihm fast den einzigen freundschaftlichen Umgang gewährte, war der Dichtung günstig, deren erster Entwurf vom November bis Ende Februar vollendet wurde. Bald darauf erhielt Sch. von Dalberg, dessen Freunde durch Streicher auf „Louise Millerin“ aufmerksam gemacht worden waren, einen Brief, in welchem derselbe anfragte ob sich sein neues Stück nicht für die Manheimer Bühne eignen

möchte. Sch. zögerte anfangs mit der Antwort, die, als sie endlich erfolgte, mehr ausweichend als entgegen kommend klang. Dennoch entschloß er sich, im Juli nach Manheim zu gehen, wo das neue Trauerspiel unter Dalberg's Vorsitz (im August) gelesen und für theaterfähig erklärt wurde; nur sollte der Aufführung wegen manches Schroffe gemildert und zugleich diese und jene Abkürzung vorgenommen werden. Leider aber verzögerte sich diese Umarbeitung, da der Dichter in Folge der anhaltenden Sommerhitze gefährlich erkrankte und auch den ganzen Winter über an wiederholten Fieberanfällen zu leiden hatte. Erst im Februar des folgenden Jahres (1784) konnte er seine Tragödie wieder vornehmen, um ihr die letzte Feile zu geben. Iffland hatte damals ein Stück geschrieben, welchem Sch. den Titel „Verbrechen aus Ehrsucht" gab; dafür taufte jener „Louise Millerin" in „Kabale und Liebe" um, ein Titel, der um so treffender war, als Louise in der That nicht als die eigentliche Trägerin des Stückes angesehen werden kann. Als dasselbe im Frühjahr 1784 in Manheim zur Aufführung kam, konnte Sch. vollkommen befriedigt sein, denn er erntete einen enthusiastischen Beifall ein. Auch andere Bühnen nahmen das Trauerspiel mit großer Bereitwilligkeit an, und selbst in Stuttgart kam es zur Aufführung; da sich aber hier der Adel bei dem Herzog beschwerte, so wurde eine beabsichtigte Wiederholung verboten. Bald darauf erschien das Stück gedruckt bei Schwan und erlebte bis zu Sch.'s Tode neun Auflagen.

Fragen wir, woher Sch. nächst der ersten Anregung den eigentlichen Stoff zu seinem Trauerspiele nahm, so ist die Antwort nicht schwer zu errathen. Er lag einfach in der Luft; es waren die Gebrechen seiner Zeit, welche dem Dichter die Feder in die Hand gaben. Bekanntlich war es im vorigen Jahrhundert Sitte, daß die Fürstensöhne der meisten kleineren deutschen Höfe ihre Bildung aus Paris holten (vergl. das Gedicht „Dem Erbprinzen von Weimar"), worauf sie bei ihrer Rückkehr die Pracht von Versailles in ihren Residenzen nachzuahmen suchten.

Der Luxus, die Vergnügungen, die Etikette und leider auch die Sittenlosigkeit des französischen Hofes waren das Vorbild, das sie in ihrer Heimath mit beschränkten Mitteln nicht erreichen konnten; deshalb wurde das Volk nicht selten auf die unbarmherzigste Weise gedrückt, das Mark des Landes ausgesogen und der Schweiß der Unterthanen auf das schändlichste verpraßt. Der Charakter des deutschen Volkes kam den Fürsten hierbei sehr zu Statten; denn einmal daran gewöhnt, in dem angestammten Herren die von Gott eingesetzte Obrigkeit zu erkennen, war der Bürger wie der Landmann gutmüthig genug, sein Schicksal mit stiller Ergebung zu tragen, sich mit Thränen und Seufzern zu begnügen, und höchstens, wenn es zu arg wurde, die Faust in der Tasche zu machen. So war es denn nichts Seltenes, daß mit der Gutmüthigkeit des Volkes ein schnöder Mißbrauch getrieben wurde, um so mehr als man der Ehrlichkeit und Treue desselben gewiß war. Aber neben der empörenden Minister- und Maitressenwirthschaft, welche ungeheure Summen verschlang, waren es auch die höheren Klassen der Gesellschaft, besonders der nach französischem Zuschnitt erzogene Adel und der Beamtenstand, deren Druck den Bürger auf das empfindlichste traf. Fehlte es doch durchaus an einem gesicherten Rechtszustande, und waren in den Cabinetten, wie in den Bureaux Bestechungen und Gewaltthätigkeiten doch vollständig an der Tagesordnung. Wie wäre es unter solchen Verhältnissen dem Arm der Gerechtigkeit möglich gewesen, den Schuldigen stets sicher zu erreichen?

Daß dies Alles schwer gefühlt wurde, hatte bereits Lessing zwölf Jahre vor unserm Dichter in seiner „Emilia Galotti“ zur Anschauung gebracht, nur daß er, mit größerer Vorsicht zu Werke gehend, sein Drama auf italienischem Boden spielen ließ. Freilich merkte man deutlich genug, daß er es dabei weniger auf Guastalla als auf Braunschweig abgesehen hatte; denn in der Gräfin Orsina erkannte man sogleich die schöne Venetianerin, die Marquise Branconi, die Geliebte des Herzogs. Aber dieser

drückte ein Auge zu und legte der Aufführung des Stückes kein Hinderniß in den Weg. Kühner dagegen trat Sch. auf, indem er sein Stück auf deutschen Boden verpflanzte, was um so leichter möglich war, als man in dem südwestlichen Deutschland in Betreff der Theatercensur durchaus keine einheitliche Praxis beobachtete. War ein Stück in dem einen Gebiete verboten, so konnte es nicht selten wenige Meilen davon ungehindert gegeben werden, so daß die Zerrissenheit unseres Vaterlandes dem Aufblühen der dramatischen Literatur eher förderlich als nachtheilig war.

Ist somit Sch.'s Kabale und Liebe unmittelbar aus dem Leben gegriffen, so ist es ihm noch mehr unmittelbar aus der Seele geschrieben. War ihm doch gleich bei seinem Eintritt in die Carlsacademie der Unterschied zwischen „Cavaliers" und „Eleven" zur Anschauung gebracht worden, und konnte es doch nicht fehlen, daß mancherlei weit verbreitete Gerüchte von Hofkabalen, von Conflicten zwischen Adeligen und Bürgerlichen, von geheimen Machinationen höherer Beamten dem Zögling zu Ohren drangen und bald darauf dem Regimentsmedicus die Augen öffneten. Wir müssen daher Hoffmeister's Ansicht beistimmen, wenn er die Tendenz des Stückes eine polemische nennt, und sich dabei auf ein Schreiben Sch.'s an Dalberg stützt, in welchem derselbe sagt, er habe sich eine „vielleicht allzufreie Satyre und Verspottung einer vornehmen Schurken- und Narrenwelt erlaubt." Wenn Palleske (I, 316) von einer solchen Tendenz nichts wissen will, so erinnern wir nur daran, daß dem Dichter das Theater eine Bildungsanstalt war. Seine Abhandlung „Die Schaubühne als eine moralische Anstalt betrachtet" (Bd. 10, S. 68), welche er in demselben Jahre, wo „Kabale und Liebe" erschien, bei einer öffentlichen Sitzung der kurfürstlichen deutschen Gesellschaft zu Manheim las, beweist deutlich genug, mit welchen Gedanken er sich damals trug. Wir citiren nur zwei Stellen: „Eine merkwürdige Klasse von Menschen hat Ursache, dankbarer als alle übrigen gegen die Bühne zu sein. Hier nur

hören die Großen der Welt, was sie nie oder selten hören — Wahrheit; was sie nie oder selten sehen, sehen sie hier — den Menschen ...." „Die Gerichtsbarkeit der Bühne fängt an, wo das Gebiet der weltlichen Gesetze sich endigt. Wenn die Gerechtigkeit für Gold verblindet und im Solde der Laster schwelgt, wenn die Frevel der Mächtigen ihrer Ohnmacht spotten und Menschenfurcht den Arm der Obrigkeit bindet, übernimmt die Schaubühne Schwert und Wage und reißt die Laster vor einen schrecklichen Richterstuhl ...." Die ganze Abhandlung bildet einen trefflichen Commentar zu den Tendenzen, welche den Dichter bei seiner Production geleitet haben; er wollte „die Scene zum Tribunal" machen. Und was er wollte, ging in Erfüllung; sein sociales Drama deutete prophetisch auf den Kampf hin, der ein Decennium später zum Ausbruch kam, wo dieselben Stände, die er hier in Conflict mit einander gerathen läßt, in Frankreich aufeinander stießen und eine Revolution herbeiführten, welche zugleich für Deutschlands Verhältnisse verhängnißvoll werden sollte.

Wenn dem Dichter bei der Schöpfung eines Dramas die Idee und mit ihr die Tendenz anfangs nur in großen Zügen vorschwebt, so muß er bei der Realisirung derselben zunächst an die Personen denken, in denen er seine Idee zur Anschauung bringen will; erst später, wenn ihm die einzelnen Momente des darzustellenden Conflicts in größerer Klarheit vor die Seele treten, kann er sich ein Schema für den Verlauf seiner Handlung entwerfen. Will man sich daher auf ein eingehendes Studium eines Dramas einlassen, so kann man auch nichts Besseres thun, als von dem Einzelnen und Besonderen zu dem Ganzen und Allgemeinen vorzuschreiten. Wir lassen daher dem Gange der Handlung die Charakteristik der einzelnen Persönlichkeiten vorangehen.

In der Hofsphäre erblicken wir den Präsidenten, den Hofmarschall, die Lady Milford und Wurm, letzteren nebst dem Kammerdiener und Sophie als dienstleistende Personen zu diesem

Kreise emporgehoben. Auf Seite des Bürgerthums haben wir nur die aus dem Musicus Miller, seiner Frau und Tochter bestehende Familie, nebst Ferdinand, welcher bereit ist, sich zu diesem bescheidenen Kreise herabzulassen. Zu Miller und dessen Gattin konnte Sch. die Vorbilder in Stuttgarter Persönlichkeiten gefunden haben; bei der Lady Milford schwebte ihm vielleicht die Geliebte seines Fürsten, Franziska von Hohenheim, vor, die ihm zu seinem Bilde allerdings nur die Züge der Milde und Güte lieferte, während seine Heldin zugleich die Fähigkeit zu einem heroischen Entschluß besitzen mußte. Ferdinand trägt entschieden die Züge des Dichters an sich, sein Selbstgefühl, seinen Freiheitsdrang, seine hochherzige Gesinnung, ja selbst die eigenthümliche Natur seiner damaligen religiösen Anschauung, wogegen Louise seine noch mangelhafte Kenntniß des weiblichen Charakters verräth und als eine durchaus ideale Gestalt erscheint. In dem Präsidenten, dem Hofmarschall und Wurm sehen wir die Richtungen und Gesinnungen verkörpert, welche der Dichter bekämpfen will, sie sind daher mehr mit dem Griffel des Satirikers als mit dem des Dramatikers gezeichnet; und in Miller und Kalb tritt gleichzeitig Sch.'s bedeutendes Talent für das Komische zu Tage, so daß seine ehemaligen Kameraden aus der Karlsschule sich freuen mußten, hierin ihren witzigen Gefährten wieder zu erkennen. Daß wir übrigens in dem Adelstande auch eine edele Natur, wie Ferdinand, und in dem Bürgerstande einen gemeinen Schurken, wie Wurm, finden, ist ein Beweis für Sch.'s Gerechtigkeitsliebe; die Beschwerde des Stuttgarter Adels war daher keinesweges gerechtfertigt. Gehen wir nun zur Charakteristik der einzelnen Persönlichkeiten über.

Wir beginnen mit dem Präsidenten. Er hat in seiner Jugend studirt, aller Wahrscheinlichkeit nach Staatswissenschaften und etwas Rechtskunde; aber über dem Lesen der Pandekten ist er verknöchert, eine ideale Ausbeute hat er von der Hochschule nicht mitgebracht. Was ihm an seiner Bildung noch fehlte, der äußere Schliff und die feine Politur, das hat er sich in Paris

erworben; wir merken es an seiner Ausdrucksweise. So ist der in den Funfzigern stehende Staatsminister ein vollendeter Hofmann geworden. Stolz auf seinen Adel, blickt er mit Verachtung auf den Bürgerstand, und dieser Charakterzug bildet zugleich die Grundlage für seine Politik. Als die rechte Hand seines Fürsten, der im Gegensatz zu Lessing's Emilia Galotti im Hintergrunde bleibt, erscheint er auch als der Repräsentant der Fürstenmacht, wie des Adels seines Zeitalters. Wie er zu dieser Höhe emporgestiegen, darüber ist ein Schleier ausgebreitet; wir erfahren nur, daß er seinen Vorgänger aus dem Wege geräumt hat*) und dadurch mit dem Himmel und seinem Gewissen zerfallen ist. Natürlich muß er nun „um den Thron herumkriechen"; dafür ist er aber dem Volke gegenüber ein Tyrann, denn, wenn er „auftritt, zittert ein Herzogthum". Gleichzeitig wird durch ihn das Treiben in dem herzoglichen Cabinet repräsentirt, denn er ist entzückt, daß Wurm „einen so herrlichen Ansatz zum Schelmen hat". Mißbrauch der in seine Hände gelegten Gewalt, das ist seine Regierungskunst. So hat er die höchste Ehre zwar errungen, dafür aber auch seine innere Ruhe eingebüßt. Ein solcher Zustand ist schwer zu ertragen, wenn man nicht gewohnt ist, die edelsten Dinge mit Leichtfertigkeit zu behandeln. Das versteht er aber auch, denn wir sehen, wie er die Unruhe seines Innern mit den frivolsten Ausdrücken hinwegzuscherzen sucht. Sein Gewissen ist längst verstummt; hat er doch kaum eine Ahnung davon, daß es Leute giebt, für welche ein Eid noch eine bindende Kraft hat. Unsittlich, wie er selbst ist, dient er auch der Unsittlichkeit seines fürstlichen Gebieters und spricht es offen aus, daß er sein ganzes Ansehen auf den Einfluß der Maitresse desselben stütze. Vermuthlich hat er in seiner Jugend ein wildes Leben geführt, was ihn noch in reiferem Alter kitzelt,

---

*) Eckardt verweist in dieser Beziehung auf den Roman „Schiller's Jugendjahre" von Hermann Kurz, in dem man einen Commentar zu der Geschichte findet, „wie man Präsident wird".

denn er weiß nicht nur genau Bescheid, wie die Mariagen in seinem Stande geschlossen werden, sondern er ist auch erfreut, daß sein Sohn „der Bürgercanaille den Hof macht“. In solchem Punkte flößt ihm der Standesunterschied kein Bedenken ein; aber daß es Ferdinand mit seiner Liebe Ernst ist, das empört ihn, was sollte in diesem Falle aus den Aspecten seines Stammbaumes werden? Mag sein Sohn lieben, wo und wie viel er will; was fragt er nach dem Mann von unbescholtenen Sitten, wenn er sich in ihm nur einen Mann von Einfluß erzieht. Sich diesen letzteren zu erhalten, darum soll Ferdinand die Milford heirathen, und ist erst sein Stammbaum gesichert, dann macht ihm das Weitere keine Sorge. So ist der Ministerpräsident ein durch und durch verächtlicher Charakter, dessen unumschränkte Gewalt uns von vorn herein Furcht einflößt.

Einer ganz anderen Klasse des Adels gehört der Hofmarschall von Kalb an, dessen Name schon verräth, was wir von ihm zu erwarten haben. Er hat nicht studirt. Vielleicht ist er aus Tertia eines Gymnasiums abgegangen, so daß die Hochschule ihm ihre Pforten verschlossen hat; dafür hat denn die Schule des Pariser Lebens das Ihrige gethan. So ist er, obwohl hoch in den Dreißigern, ein alberner Geck geblieben; es ist eigentlich ein Mann, den der Schneider gemacht hat und noch täglich macht, denn er ist unglücklich, wenn derselbe ihn im Stich läßt. Da er seiner mangelhaften Bildung wegen nicht Staatsdiener sein kann wie der Präsident, so begnügt er sich damit, Hofdiener zu sein und entschädigt seine Umgebung durch das vollendete Bild französischer Etikette und Tournüre. Als Ceremonienmeister nur mit Aeußerlichkeiten beschäftigt, sind ihm die unbedeutendsten Dinge von der größten Wichtigkeit. Der Erste in der Antichambre zu sein und seiner Hoheit das Wetter zu verkünden, das kann ihn unendlich glücklich machen; an einem Tage sechzehn Visiten abstatten, die alle von der äußersten Importance sind, das ist die drückende Arbeit, die auf seinen Schultern lastet; und sich nach einundzwanzig Jahren noch des

verlorenen Strumpfbandes der Prinzessin Amalia und mit demselben eines Todfeindes erinnern, das ist ein Exemplar der kostbaren Früchte, die sein mühevolles Leben zur Reife gebracht hat. Daß ihm, der nichts durch sich selbst ist, der Hof Alles sein muß, das begreifen wir; ist er doch Alles durch den Hof. Deshalb muß er sich ihm aber auch nützlich machen; er erscheint daher überall als der süßliche Schmeichler, vor allem aber als der Neuigkeitsträger, und es ist ihm nichts lieber, als wenn er hierzu benutzt wird. Und die Form, in der er sich seiner Aufträge entledigt, ist die possirlichste von der Welt, er ist der moderne Abklatsch der ehemaligen Hofnarren, weshalb sich auch Alles über ihn lustig macht. Und warum sollte er sich das nicht gefallen lassen, ist er doch sogar genöthigt, Alles zu wagen, um sich bei Hofe zu erhalten. Aber Bescheidenheit hat er deswegen nicht gelernt, denn er bleibt immer noch stolz auf seinen Adel, das Einzige, was er hat. Deshalb kann er auch mit Bravour prahlen, wenn er Ferdinand, „dem Naseweis, den Appetit nach seinen Amouren verleiden" will. Daß er sich dafür später höchst jämmerlich benehmen und sich von dem Major die empörendsten Beleidigungen gefallen lassen wird, das freilich fällt ihm dabei nicht ein; nur als die Milford ihm den Zettel einhändigt, welcher dem Fürsten ihre Entfernung anzeigt, da fühlt er, daß er seine Rolle ausgespielt hat. Und diese Rolle, so wenig wir ihn um dieselbe beneiden, ist doch für den Komiker eine außerordentlich dankbare, umsomehr als sie in die düstere Schwere, welche auf dem ganzen Stücke lastet, einen lichten Zug humoristischer Laune bringt, welche schon um des angenehmen Contrastes willen einen höchst wohlthuenden Eindruck macht. „Es muß auch solche Käuze geben."

Der Dritte im Bunde ist Wurm, der Repräsentant des „dintenkleckſenden Säculums", vor dem Sch. bereits in den Räubern ekelt. Er ist nach Miller's Beschreibung ein confiscirter, widriger Kerl mit kleinen tückischen Mausaugen, rothem Haar und herausgequollenem Kinn, der nicht nur ihm in der

Seele zuwider ist, sondern vor dem auch Louise ein Grauen hat. Was Marinelli seinem Fürsten, das etwa will Wurm dem Präsidenten sein. Schon sein Name kennzeichnet ihn, denn er ist nicht nur ein Herrendiener, sondern auch ein Schleicher und Zwischenträger. Von Anderen poussirt werden, das ist sein eigentliches Lebensziel, zu dessen Erreichung er sich der unlautersten Mittel, der abscheulichsten Ränke bedient. Darum ist er ein Intrigant, der schändliche Rathgeber seines Herren, ein Mensch, der falsche Handschriften macht und sich eben so auf schlaue Ueberredungskunst (III, 1) und den krummen Gang der Kabale versteht, wie auf die biegsame Hofkunst, welche die Leute emporbringen und stürzen kann. Er ist der Repräsentant der herzlosen Beamten so mancher Kleinstaaten des vorigen Jahrhunderts, der, stolz auf die geheime Macht des Systems der Büreaukratie, überall seine Hand bietet, um den unerträglichen Druck auszuüben, unter dem das Volk seufzt. Daß er bei dem allen mit Angst und Zaghaftigkeit erfüllt ist, darf uns nicht wundern; sie begleitet ihn auf Weg und Steg, ja selbst in seiner Liebe. Er liebt wohl überhaupt nicht, er möchte nur eine Frau haben. Aber einem Mädchen einen Antrag zu machen, dazu fehlt ihm der Muth, deshalb möchte er seine Liebeserklärung durch den Vater Louisen's vorbringen lassen. Und da er weiß, daß er einen gefährlichen Nebenbuhler hat, so muß derselbe durch eine nichtswürdige Intrigue beseitigt werden. Ob das Mädchen dabei um ihren guten Ruf gebracht wird, das ist ihm völlig gleichgültig; sie kann ja nachher gleich ihm, der so gern bei der Gnade Anderer betteln geht, es als ein gnädiges Geschick preisen, wenn er ihr seine Hand noch anbietet, mag dies dann auch die Liebeserklärung einer ganz gemeinen Seele sein. Natürlich finden wir bei ihm auch nicht eine Spur von Religion. Seine falschen Handschriften würde er ruhig mit einem Meineid (III, 1 u. 6) ableugnen, selbst auf die Gefahr hin, den Präsidenten zu compromittiren; zieht er doch diesen, als Alles für ihn verloren ist, unter Hohnlachen mit in sein Verderben. Somit ist er ein vollendeter Bösewicht, der

uns nur durch die „Consequenz in der Anordnung seiner Maschinen“ ein Interesse abgewinnen kann, „obgleich Anstalten und Zweck unserm moralischen Gefühl widerstreiten“ *).

Die vierte Person in der Hofsphäre ist Lady Milford, welche uns das Nöthigste über ihre Lebensschicksale (II, 3) selbst mittheilt. Sie ist fürstlichen Geblüts, denn sie stammt aus dem Hause Norfolk (s. d.); aber unglückliche Familienschicksale haben sie von ihrer Höhe herabgestürzt. Da ihre ganze Bildung sich auf etwas Französisch, ein wenig Filet und Musik beschränkte, während sie sich auf das Anhören von Schmeicheleien und das Commandiren ihrer Untergebenen viel besser verstand, so ist sie ein Opfer der Verhältnisse geworden. Wie die Gräfin Orsina in Lessing's „Emilia Galotti“ hat sie ihre weibliche Ehre dem Fürsten verkauft, dem sie die Schuld ihres Falles zuwälzt. Da sie nicht nur schön und sentimental, sondern auch geistreich ist, so spielt sie bei Hofe eine glanzvolle Rolle, Jeder achtet auf ihren Wink, alle Vergnügungen, alle Lustbarkeiten hängen von ihrer Laune ab, ja sie beherrscht den Fürsten selbst und hat somit einen bedeutenden Einfluß auf die Staatsverwaltung. Aber bei alledem ist sie unglücklich, selbst die ausgesuchtesten Genüsse gewähren ihr keine innere Befriedigung, und die rauschendsten Zerstreuungen sind nicht im Stande, ihr drückendes Schuldbewußtsein zu übertäuben. Nur ihr Ehrgeiz hat seine Rechnung gefunden; das Höchste, wonach ein weibliches Herz sich sehnt, das Glück der Liebe, das muß sie entbehren. Wenn es noch möglich wäre, in diesen ersehnten Hafen einzulaufen, dann wäre sie gerettet. Da lernt sie Ferdinand kennen, für sie am Hofe der einzige sittliche Charakter, aber zugleich der erste Mann, der ihr Schrecken einflößt. An seiner Tugend sich emporzurichten, das könnte sie wieder glücklich machen, könnte ihr die innere Ruhe wiedergeben; deshalb beredet sie sich, daß sie ihr Herz frei

*) Man vergleiche Schiller's Abhandlung über den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen. Bd. 11, S. 429.

behalten, daß sie im Stande sei, mit einer Louise harmonisch zu fühlen. Aber der schimpfliche Flecken, der an ihrer Ehre haftet, wie soll sie ihn auslöschen? Jetzt sucht sie alle guten Seiten an sich hervor; sie beredet sich, daß sie sich dem Fürsten aufgeopfert, um das Land zu beglücken, daß sie Thränen getrocknet und Kerker gesprengt habe; sie, welche die Hauptursache der sinnlosen Verschwendung des Staatsvermögens gewesen ist, spielt jetzt eine Großmuthsscene und schickt die kostbaren Diamanten, welche der Fürst ihr geschenkt, in die Landschaft. Warum sollte sie, die so lange eine Scheinherrschaft geübt, sich jetzt nicht auch mit dem Schein der Tugend schmücken? Kann sie doch ihrem Kammermädchen einreden, daß die erstrebte Verbindung mit Ferdinand das Werk ihrer Liebe sei, und bemüht sie sich doch, diesem zu beweisen, daß es ihr an Adel der Gesinnung durchaus nicht fehle. Wie bequem, wenn sie auf diesem Wege in die Arme der Tugend zurückkehren kann! Aber Ferdinand liebt bereits, und aufrichtig. Wer ist ihre Nebenbuhlerin? Sie muß sie kennen lernen; auch das gelingt ihr. Aber jetzt lernen wir sie in ihrer wahren Gestalt kennen. Fühlt sie mit Louise wirklich harmonisch? Hat ihre Leidenschaft für Ferdinand nicht vielmehr etwas unnatürlich Forcirtes? Und können wir in den Drohungen, welche sie gegen das arme Bürgermädchen ausspricht, die hochherzige Brittin erkennen, für die Ferdinand sie einen Augenblick gehalten? Nein, Alles ist Schein und Berechnung, denn selbst da sie ihr Spiel verloren geben muß, sucht sie sich wenigstens noch das Ansehen einer Heldin zu geben, indem sie den Hof mit einer gewissen Ostentation verläßt. Man wird von ihrer Wallfahrt nach Loretto erzählen, man wird die büßende Magdalena bemitleiden, das ganze Land wird über ihre That in Aufregung gerathen; das ist aber auch Alles, zurückverlangen wird sie niemand, trostlose Einsamkeit wird ihr Loos sein.

Der Lady zur Seite steht Sophie, die Kammerzofe, ein Mädchen aus dem Bürgerstande, auf welche die Hofluft bereits

ihren verderblichen Einfluß geübt. Sie hat Augen für kostbares Geschmeide, aber auch Augen für die Schwächen ihrer Gebieterin, denen sie zu schmeicheln weiß; eben so versteht sie sich auf das Intriguiren und weiß der Lady vor dem Empfange Ferdinand's, wie nachher bei dem Empfange Louisen's allerlei Rathschläge zu ertheilen, die einem jungen Mädchen nicht gerade zur Ehre gereichen.

Ein ganz anderer Charakter ist dagegen der Kammerdiener. Obwohl an einem sittenlosen Hofe beschäftigt, ist er doch aufrichtig und redlich geblieben, denn er nimmt keinen Anstand, die Verhältnisse wahrheitsgemäß zu schildern. Da er aber nicht zu schmeicheln versteht, so hat er auch keinen Gönner; wie sollte es ihm sonst nicht möglich gewesen sein, seine Söhne vor dem schmachvollen Loose (vergl. Amerika) zu bewahren, das so viele andere junge Leute trifft. Wie er mit dem ausgesogenen Volke, so sollen auch sie mit ihren unglücklichen Kameraden leiden; darum wirft er der Lady ihre Börse zurück, weil er sein Gewissen nicht mit einer ungerechten Bevorzugung belasten will. Lieber begnügt er sich, seinen Trost in der Religion zu suchen; die göttliche Gerechtigkeit wird ja nicht ewig schlummern.

Mit dem Kammerdiener treten wir in die bürgerlichen Verhältnisse ein, wo wir das am Hofe vermißte Familienleben wiederfinden. Der Hausherr ist der Musicus Miller, eine frisch aus dem Leben gegriffene Gestalt, wie mit dem Griffel eines Shakespeare gezeichnet, das echte Portrait eines deutschen Bürgers, wie es sich in bescheidenen Verhältnissen zu allen Zeiten wiederfindet. Miller ist ein Mann von echt deutschem Schrot und Korn, dessen sinnlich-anschauliche Kraftausdrücke sogleich den „plumpen, geraden, deutschen Kerl“ verrathen, als den er sich selber bezeichnet. Wie innig er mit dem Volke verwachsen ist, davon zeugt der vielfache Gebrauch echt deutscher Sprichwörter, neben denen die aus den Kreisen der Vornehmen herübergenommenen französischen Brocken einen seltsamen Contrast bilden, zugleich aber auch die unglücklich corrumpirte Sprache des vorigen

Jahrhunderts zur Anschauung bringen. Wie aufmerksam Sch. hier beobachtet hat, geht schon daraus hervor, daß die Darstellung dieses Charakters bei den Zuschauern nie ihres Eindrucks verfehlt; das Volk erkennt in Miller einen Gesinnungsverwandten. Sein Lieblingsinstrument ist das Violoncell, dem sein tiefes Gemüth in einem schmelzenden Adagio die seelenvollsten Töne zu entlocken weiß. So steht seine Kunst in der innigsten Harmonie mit der Liebe zu seiner Tochter. Als aufrichtiger und ehrlicher Mann meint er es gut mit ihr; gleich seinen biederen Vorfahren hält er auf bürgerliche Zucht und Ehre; darum haßt er die Bücher seines Zeitalters, besonders die sentimentalen Romane und die flachen rationalistischen Andachtsbücher, zu deren Höhe sich sein einfaches, schlichtes Christenthum nicht erheben kann. Was er achten und lieben soll, das muß ihm zum Herzen reden, darum liebt er seine Kunst, die sich frei über allen unnatürlichen Zwang erhebt. In diesem Unabhängigkeitsgefühl ist er daher auch eingenommen gegen den Adel, die Beamten und Tintenklecker, die er in seiner Stellung als Musiklehrer wohl vielfach kennen gelernt, und von denen er gewiß nicht selten mit Geringschätzung behandelt worden ist. Wir dürfen uns daher nicht wundern, wenn sich eine gewisse Bitterkeit seines Gemüthes bemächtigt hat. Mit diesem Gefühl im Herzen duldet und trägt er, wie der deutsche Bürgersmann es nicht anders gewohnt ist; ja er ist selbst devot gegen die Vornehmen, nur in seinem Hause mögen sie ihn verschonen, vor Allem aber fern von seiner Tochter bleiben. Erst als er sich zwischen seinen vier Wänden bedroht sieht, und sein Herz in der Beschimpfung seiner Tochter tödtlich getroffen fühlt, da steigert sich auch einem Präsidenten gegenüber die Leidenschaftlichkeit seines Charakters zum höchsten Zorn, und es ist ihm eine Genugthuung, unmittelbar vor dem Hereinbrechen des äußersten Unglücks seinem Feinde noch eine derbe Wahrheit in's Angesicht schleudern zu können.

So offen und ehrlich Miller der Welt gegenüber erscheint, so unvorsichtig ist er in der Wahl seiner G a t t i n gewesen; auch

ist es ja nichts Seltenes, daß Männer, deren Beschäftigung eine vorwiegend ideale ist, besonders Künstler, geistig beschränkte Frauen haben. Früher vermuthlich ein hübsches Kind mit runden Wangen, ist sie nun, nachdem der Zauber der Jugend schnell verflogen, eine gutmüthige Alte geworden, welche sich die Sorgen um ihre Häuslichkeit durch nichts Anderes als die Kaffeetasse und die Schnupftabaksdose zu versüßen weiß. Wurm nennt sie die Dummheit selbst, denn, obwohl gewandt genug mit dem Munde, ist sie doch höchst unbeholfen in der Wahl ihrer Ausdrücke, neben welchen die vielen unterwürfigen Redensarten, so wie die bis zur Lächerlichkeit verdrehten französischen Brocken einen wahrhaft komischen Eindruck machen. Daß sie sich in der ihrer Tochter erwiesenen Ehre geschmeichelt fühlt, wollen wir ihr weiter nicht verdenken; aber für sie ist es vor Allem die glänzende Außenseite, welche sie besticht, die Uniform, die niedlichen Geschenke, die allerliebsten Billetter und die prächtig eingebundenen Bücher. Darum hat sie das Liebesverhältniß begünstigt, ja sie ist gewissermaßen in Ferdinand selbst verliebt; und bedenken wir nun die schöne Aussicht für die Tochter, eine gute Partie zu machen, darf es uns da wundern, wenn die Alte ihr Glück überall ausschwatzt? Die einzige Wohlthat für Miller besteht darin, daß sie keine Keiferin, sondern das personificirte Phlegma ist und neben ihrem Manne eine höchst untergeordnete Rolle spielt; es ist daher natürlich, daß Louise weniger Vertrauen zu ihr als zu ihrem Vater hat.

Wir kommen nun zu den Helden des Dramas; es sind Ferdinand und Louise, welche die Schranken der Stände, denen sie angehören, durchbrechen wollen. Durch Stolz und Hochmuth auf der einen Seite, wie durch knechtischen Sinn und Unterwürfigkeit auf der andern hat sich die tiefe Kluft gebildet, die jetzt ausgefüllt werden soll. Dies ist nur möglich, wenn auf jener Seite an die Stelle des Adelsstolzes der Adel der Gesinnung, auf dieser Seite an die Stelle der Selbstunterschätzung das Bewußtsein inneren Werthes tritt. Aber dieser langsame

Weg culturgeschichtlicher Entwickelung ist nicht geeignet für ein Drama; der Dichter wählt daher ein schneller wirkendes Mittel, die Liebe, die nicht das ihre sucht und zugleich alles überwindet. Wird es ihr gelingen, die bestehenden Schranken siegreich zu durchbrechen? Wenn die kämpfenden Personen nur auf die Stimme ihres Herzens achten, ohne auf die prosaischen Lebensbedingungen in ihrer Umgebung Rücksicht zu nehmen, so sind Collisionen unvermeidlich; Ferdinand sieht dies auch voraus, denn er sagt: „Wir wollen sehen, ob die Mode oder die Menschheit auf dem Platze bleiben wird?“

Ferdinand, ein junger Mann in den ersten Zwanzigern, ist jedenfalls eine stattliche Erscheinung, die auf weibliche Gemüther Eindruck macht, denn er wird von Louise warm und innig, von der Milford mit feuriger Leidenschaft geliebt und von Sophie bewundert. Er hat, wie sein Vater, studirt, aber ihm ist die Wissenschaft (s. d.) nicht „die tüchtige Kuh gewesen, die ihn mit Butter versorgt, sondern die hohe, die himmlische Göttin“, die seinen Geist mit erhabenen Idealen erfüllt hat. Der Vater nennt ihn deshalb einen Romankopf, und Wurm findet die Grundsätze, die er aus Academien mitgebracht, die phantastischen Träumereien von Seelengröße und persönlichem Adel höchst unpraktisch. Ferdinand weiß, daß er ein Edelmann ist, aber er hat darüber nicht vergessen, daß er Mensch ist; er ist zugleich ein deutscher Jüngling, der sich schon in seiner Sprache vortheihaft von seiner Umgebung unterscheidet, indem er sich aller französischen Floskeln sorgfältig enthält; außerdem besitzt er Ehrgeiz, denn nur was groß und abenteuerlich ist, vermag ihn zu reizen. Dazu aber bietet ihm seine Stellung keine Gelegenheit mehr, hat er doch schon im zwanzigsten Jahr die Charge eines Majors erreicht. Ueberdies hat die militärische Carriere keinen Reiz für ihn. Bei seinen Begriffen von natürlichem Recht, bei seinem Drange nach persönlicher Freiheit kann es ihm keine Befriedigung gewähren, einfach der Ordre zu pariren; er möchte sich nicht gehemmt sehen, nicht ein Opfer seines Standes werden.

Sein Vater ist bereit, in diesem Punkte nachzugeben, er soll die Uniform ausziehen und in's Ministerium treten. Aber soll er sich hier in Acten begraben? Auch das sagt ihm nicht zu, um so mehr als er die ganze Büreaukratenwirthschaft kennt. Der Vater selbst hat ihn in die Geheimnisse seines Regierungssystems eingeweiht, dessen krumme Wege ihm ein Greuel sind; ja noch mehr, er hat ihn zum Mitwisser seiner Schandthaten gemacht, die ihn gleich einem Mitschuldigen drücken und die er als Sohn doch verschweigen muß. So ist ein Zwiespalt in seinem Gemüthe entstanden, nach dessen Ausgleichung er sich sehnt. Da er seiner Umgebung nicht entfliehen kann, so sucht er sich wenigstens einen Zufluchtsort für seine stillen Stunden. Er will Musik treiben, um den edleren Empfindungen seines Herzens zu genügen, und zwar wählt er die Flöte, deren weiche Klänge seinem melancholischen Temperament am meisten zusagen. Auf diese Weise kommt er in Miller's Haus, und hier, wo er Ruhe gesucht, findet er Louise. Es kann nicht ausbleiben, daß sie ihm auf dem Fortepiano accompagnirt, und die Harmonie der Töne führt auch alsbald die Herzen zusammen. Jetzt ist es natürlich vollends um seine Ruhe geschehen, denn was hilft dem das Glück der Liebe, der sich ihr nicht mit voller Seele hingeben kann. Er kennt die Gefahren, die seiner Verbindung mit einem Bürgermädchen drohen, aber statt seiner Umgebung zu entfliehen, mit den ihm im Wege stehenden Verhältnissen zu brechen, den lockenden Aussichten auf Beförderung zu entsagen, betrachtet er sich vielmehr als einen Tugendhelden, der das Recht hat, der ganzen verderbten Welt Trotz zu bieten. Wie wäre er auch im Stande, besonnen zu handeln, da er in seiner Liebe selbst überspannt und phantastisch ist. Mag er immerhin verlangen, daß seine Geliebte in ihm die ganze Welt sehe; aber daß sie auch ihm die ganze Welt ist, beweist, daß seine Berufspflichten ihm nicht bedeutungsvoll genug sind, daß er der Forderungen, die das Vaterland an ihn zu stellen hat, wenigstens für jetzt vergessen kann. Bei Naturen, die so leidenschaftlich lieben, ist die Eifersucht leicht zu wecken,

das weiß der Vater sehr wohl, darum gelingt ihm auch sein Anschlag auf des Sohnes blinde Leidenschaft, der in seiner exaltirten Stimmung gar nicht daran denkt, daß ein Mensch wie der Hofmarschall sich seiner Louise gegenüber unmöglich zum Nebenbuhler eignet. Leider findet Ferdinand auch in der Religion nicht den nöthigen sittlichen Halt. Der alte Miller hat ganz recht, wenn er fürchtet, „die überhimmlischen Alfanzereien aus der höllischen Pestilenzküche der Belletristen“ würden bei seiner Tochter „die Handvoll Christenthum vollends auseinanderwerfen“. Das Wichtigste, was Ferdinand fehlt, ist Ergebung und Selbstverleugnung. Von der Ansicht ausgehend, daß Gott (V, 3) seltsam mit dem Menschen spiele, ist er bemüht, sich sein Unglück so schwarz wie möglich auszumalen; ja er geht sogar so weit, den Himmel unmittelbar herauszufordern, indem er seinen Vater tödten und ihn selbst vor den Richterstuhl Gottes führen möchte. Wer so geneigt ist, der göttlichen Gerechtigkeit in den Arm zu greifen, der stellt sich auch bald über sie und ist im Stande (IV, 4) mit dem Himmel zu rechten. Verletzung der Sohnespflicht, ungerechtfertigtes Mißtrauen gegen die Geliebte, Pochen auf seine Tugend und trotziges Widerstreben gegen die Wege des Schicksals — das ist seine Schuld, und darum stürzt er schließlich nicht nur sich, sondern auch Andere in's Verderben.

Louise, welche nach Sch.'s ursprünglicher Absicht der Dichtung den Namen geben sollte, ist eine schlanke, interessante Blondine, die so eben ihr sechzehntes Jahr zurückgelegt hat. Wie Ferdinand auf die Frauen, so macht sie Eindruck auf die Männer. Wurm fühlt sich zu der schönen Gestalt hingezogen, Ferdinand liebt sie um ihrer schönen Seele willen, ja sogar der alte Miller kann selbst im Zorn die rührend-komische Bemerkung nicht unterdrücken, daß er in ihre blauen Vergißmeinnichtaugen vernarrt ist. Obwohl eine arme Geigerstochter, hat sie doch eine Bildung erhalten, die über ihren Stand hinausgeht und ihr eine gewisse Berechtigung zu einer höheren Lebensstellung giebt. Sie ist befähigt, Bücher edleren Inhalts zu verstehen,

spielt Clavier, selbst Schach, und hat Ideen in sich aufgenommen, die sich unter Ferdinand's Leitung ausgebildet und zu bestimmten Lebensanschauungen entwickelt haben. Aber es ist eine philosophische Richtung, der ein so jugendliches Wesen nicht die ausreichende Kraft des Geistes entgegenbringt; besonders haben Ferdinand's rationalistische Religionsbegriffe zwar Licht in ihren Verstand gebracht, aber keineswegs dem Herzen die wohlthuende Wärme gespendet, deren ein weibliches Gemüth nicht entbehren kann. Wir erblicken daher in Louise nicht das naive Mädchen, das wir ihrem Stande, wie ihrem Alter nach erwarten sollten. Lectüre und liebende Hingebung haben sie früh reif gemacht, so daß sie neben ihrer sentimentalen Schwärmerei sehr wohl weiß, was weibliche Ehre zu bedeuten hat, und eben so stolz auf ihre Tugend ist wie Ferdinand auf die seinige. Erblickt doch die Milford in ihren schlagenden und treffenden Antworten sogleich den Lehrer, dem sie ihre Klugheit zu verdanken hat, und wird es doch auch uns nicht schwer; zu entdecken, wie der Dichter seine Heldin benutzt, um durch ihren Mund die ernstesten sittlichen Wahrheiten zu verkünden. Sonst aber ist sie ein reines Gemüth, das vor jedem Frevel zurückbebt; Frömmigkeit und Liebe sind die einzigen Empfindungen, die ihr Herz erfüllen, nur leider nicht in schöner Eintracht, denn „der Himmel und Ferdinand reißen an ihrer Seele". Wie ihre Frömmigkeit die kindliche Unbefangenheit eingebüßt, so hat sie auch mit ihrer Liebe die Ruhe der Seele verloren; denn es ist eine Liebe, die nicht beglückt, sondern mit banger Besorgniß für die Zukunft erfüllt. So erscheint sie gleich bei ihrem ersten Auftreten nicht als die handelnde, sondern als die duldende Heldin, die in steter Angst lebt und es wohl fühlt, daß sie dazu bestimmt ist, ein Opfer feindlicher Mächte zu werden. Die einzige sichere Stütze findet sie in der Pietät gegen ihren Vater, und gerade diese wird ihr Verderben; denn ihm zu Liebe will sie sich erhalten und Allem entsagen, und vergißt dabei, daß die Offenbarung der Wahrheit eine höhere Pflicht sei als die Geheimhaltung eines erzwungenen

Eides. Das ist ihre Schuld, die wir ihr so gern verzeihen möchten, der sie aber dennoch unter den gegebenen Verhältnissen zum Opfer fallen muß.

Verfolgen wir nun, wie der Dichter die seinem Drama zu Grunde liegende Idee in dem Verlaufe der Handlung durchführt. Der erste Act zerfällt in zwei Hauptheile, indem die vier ersten Scenen in dem Miller'schen Hause, die drei letzten in dem des Präsidenten spielen. Gleich zu Anfang kündigt sich der tragische Charakter des Stückes an, indem wir einer drastischen Ehestandsscene beizuwohnen haben. Miller's Frau hat die Liebschaft zwischen Ferdinand und Louise begünstigt; der tiefer und weiter blickende Vater will dem ganzen Handel ein Ende machen. Da erscheint Wurm, der auch ein Auge auf das Mädchen hat, um zunächst das Terrain zu sondiren; aber die Mutter läßt ihn merken, daß sich für die Tochter bereits günstigere Aussichten eröffnet haben, und der Vater giebt ihm deutlich zu verstehen, daß er ihm als Schwiegersohn wenig behage. So zieht sich Wurm, gewiß wenig erbaut von der heftigen Scene, der er beigewohnt, zurück, und Miller, der Menschenkenner, prophezeiht sogleich die Kabale, die der Schleicher schmieden wird. Jetzt kommt die Tochter aus der Messe; ihre erste Frage ist nach dem Major, der, nachdem Vater und Mutter sie verlassen, selbst erscheint. Die beiden Liebenden, die sonst in traulichem Gespräch so glücklich gewesen, stehen jetzt einander in nicht erfreulicher Weise gegenüber. Louise ist von trüben Ahnungen erfüllt; ihr Vater hat ihr bereits gesagt, daß er ihr den Major nicht geben kann, und sie fürchtet, der Präsident wird ihn ihr nicht geben wollen. Aber Ferdinand erklärt sich bereit, den Kampf mit den Standesvorurtheilen aufzunehmen. Leider nur will er nicht mit ihr vereint den Sturm erwarten, sondern er will sich „zwischen sie und das Schicksal werfen“; so muß sie an dem Erfolge zweifeln, und wir ahnen bereits, daß der Ausgang kein glücklicher sein wird.

Unterdessen zieht sich das Ungewitter in dem Hause des Präsidenten zusammen. Wie Miller vorausgesagt, hat Wurm mitgetheilt, was er von dem Liebesverhältniß erfahren. Obwohl der Präsident die Sache anfangs nicht ernst nehmen will, so verdrießt es ihn doch, seine Plane gekreuzt zu sehen; er beeilt sich daher, seinem Haussecretair mitzutheilen, daß Ferdinand die Milford heirathen soll. Und da er sich berechtigt glaubt, seinen Willen als Vater eben so durchzusetzen wie als Staatsmann, so veranlaßt er den Hofmarschall, die Verlobung als feststehende Thatsache bekannt zu machen, damit Ferdinand gezwungen sei, den getroffenen Anordnungen Folge zu leisten. Jetzt erscheint sein Sohn, erfährt von dem Vater, auf welche Art derselbe sein künftiges Lebensglück begründen, zugleich aber auch, daß er ihn vermählen will. Einer Milford seine Hand zu reichen bezeichnet er als eine schmachvolle Zumuthung; aber auch einer Gräfin von Ostheim (s. d.) kann er keinen Antrag machen, da er bereits innerlich gebunden ist. Dies letztere seinem Vater zu gestehen, hat er leider nicht den Muth, wodurch der Präsident in seinen Vermuthungen, das Verhältniß zu Louisen sei kein ernstes, bestärkt wird. So muß er sich denn entschließen, dem Willen seines Vaters vorläufig nachzugeben, indem er hofft, die Milford werde es nicht wagen, seine Hand zu erzwingen.

Der zweite Act zerfällt gleichfalls in zwei Abschnitte; denn die drei ersten Scenen gehen bei der Lady Milford, die vier letzten in dem Hause des Musicus vor. Die Lady schüttet ihr Herz, da sie ja Niemand weiter hat, ihrer Kammerjungfer aus; sie möchte den niederen Sinnengenuß mit wahrer Liebe vertauschen und dann den Hof verlassen. Doch diesem Traum des Glücks soll ein bitteres Erwachen folgen. Zwar bringt ihr ein Kammerdiener des Fürsten ein kostbares Brautgeschenk, aber er öffnet ihr zugleich die Augen über den schändlichen Menschenhandel, welchen der Fürst mit seinen Landeskindern treibt und giebt ihr fürchterliche Wahrheiten zu hören. Natürlich wird sie hierdurch in eine Stimmung versetzt, die wenig geeignet ist, den

Major zu empfangen, der noch dazu in der Absicht erscheint, sie tief zu demüthigen. Indessen gelingt es ihr doch, den ersten Angriff abzuschlagen, um so mehr als Ferdinand wohl fühlt, daß er in der Form seiner Beleidigung die Schranken der Convenienz allzu kühn überschritten. Ja noch mehr, ihre weibliche Beredsamkeit versteht es meisterhaft, sein Inneres zu ergreifen, so daß er die anfangs Verachtete bald in jugendlich excentrischer Weise bewundert. Aber als sie ihm gesteht, daß sie durch ihn gerettet zu werden wünsche, da muß er ihr sein Verhältniß zu Louise entdecken, sie auf die Verpflichtungen hinweisen, die er bereits eingegangen ist. Doch sie, schon an das Herrschen gewöhnt, will auch dieses Hinderniß bekämpfen, denn ihre Ehre erfordert es, daß sie auf die Verbindung dringt.

Wir betreten nunmehr Miller's Haus, um einer mächtig erschütternden Scene beizuwohnen. Der Alte tobt noch ärger als im ersten Act, denn ein Bote des Ministers, der nach ihm fragen läßt, weissagt nichts Gutes; Miller's Frau ist völlig rathlos, und Louise wird von banger Ahnung ergriffen. Da tritt Ferdinand ein, um sich gegen Louise über die mit der Milford zu vollziehende Vermählung auszusprechen, zugleich aber um sein Recht zu behaupten und den Kampf zwischen Liebe und Sohnespflicht zu bestehen. Denn in dem Augenblick, wo er wieder fort will, erscheint sein Vater. Obgleich Ferdinand sich jetzt offen und feierlich zu Louisen als seiner Braut bekennt, und mit männlicher Entschiedenheit für ihre Ehre eintritt, so wird sie doch von dem Präsidenten auf die roheste und empörendste Weise beschimpft. Das versetzt den alten Miller in Wuth; in der gerechten Entrüstung seines tief verletzten Ehrgefühls vergißt er sich, beleidigt den Präsidenten, den Hof und droht sogar, von seinem Hausrechte Gebrauch zu machen. Dafür muß sich der Präsident Genugthuung verschaffen, und soll die ganze Familie darüber zu Grunde gehen. Er läßt Gerichtsdiener eintreten, um seine Befehle zu vollziehen, Tochter und Mutter an den Pranger und den Vater in's Zuchthaus zu führen.

Ferdinand setzt sich mit Entschiedenheit zur Wehr, aber nur durch die Drohung, das Aeußerste zu thun, die geheimen Verbrechen des Vaters an das Licht zu bringen, gelingt es ihm, den Angriff abzuschlagen. Somit ist der Versuch, die Liebenden von einander zu trennen, gescheitert; weder die Lady, noch der Präsident haben ihren Zweck erreicht.

Der dritte Act spielt in den drei ersten Scenen bei dem Präsidenten, in den drei letzten in Miller's Hause. Zunächst unterhalten sich der Präsident und Wurm über den mißglückten Versuch, Ferdinand zum Zurücktreten von seinem Verhältniß zu bewegen. Da der erstere rathlos ist und dennoch gern seinen Zweck erreichen möchte, so wendet er sich fragend an Wurm, der auch sogleich mit schlauer Berechnung die Kabale schmiedet, welche die Herzen der Liebenden auseinander reißen soll. Er selbst ist unfähig, Louisen's Herz für sich zu gewinnen; seinen Nebenbuhler ausstechen zu wollen, wäre ein ganz vergebliches Bemühen; und daß er weder von dem Vater noch von der Mutter etwas zu hoffen hat, ist ihm klar geworden. Jetzt müssen List und Gewalt angewendet, es muß ein Zwiespalt zwischen den Liebenden selbst erzeugt, ihr gegenseitiges Vertrauen erschüttert werden. Warum sollte sich der Major durch einen aufgefangenen Brief nicht eifersüchtig machen lassen? Und Louise von ihren Eltern zu trennen, ist auch nicht schwer; sind doch Miller's beleidigende Reden Veranlassung genug, ihn und, der Sicherheit wegen, vorläufig auch die Mutter verhaften zu lassen; dann ist das Mädchen in seiner Gewalt und ihm wie dem Herrn Minister geholfen. Der Präsident erkennt dies an und nennt den Plan ein satanisches Gewebe, mit dessen Ausführung auch keinen Augenblick gezögert wird. Der Hofmarschall muß seinen Namen zu einem Rendezvous hergeben, Wurm setzt einen in Louisen's Namen geschriebenen Brief auf, die Eltern des Mädchens werden in der Stille verhaftet. So ist Alles zweckmäßig eingeleitet, und es handelt sich nur noch darum, die Mine springen zu lassen.

Wie sieht es jetzt in Miller's Hause aus? Louise ist allein, ohne noch zu ahnen, was bereits mit ihren Eltern geschehen ist; aber Ferdinand besucht sie. Es ist ein trauriges Beisammensein, denn das Band, das ihre Herzen verknüpfte, ist bereits gelockert. Sie läßt alle Hoffnungen sinken, während die seinigen steigen, da es jetzt Gefahren zu bestehen giebt. Louise hat sich klar gemacht, daß der Unterschied der Stände für ihre Liebe eine unüberwindliche Schranke ist, daß sie zu hoch hinausgewollt hat. Außerdem ist sie von dem Präsidenten auf die schmachvollste Weise beleidigt worden; als Mädchen von Ehre muß sie jetzt zurücktreten. Auf diese Weise wird Ferdinand seinen Verhältnissen zurückgegeben, sie ihrem Vater erhalten. Ferdinand dagegen will die Schranken mit Gewalt durchbrechen und verlangt, daß sie, von ihrem Vater begleitet, mit ihm fliehe. Das aber kann sie nicht; eine Liebe, auf welcher der Fluch eines Schwiegervaters ruht, ist ein Frevel, an dem sie sich nicht zu betheiligen vermag. Ferdinand betrachtet diesen Entschluß als Mangel an feuriger Liebe und schöpft Verdacht. Einmal in exaltirter Stimmung, verwandelt sich sein Mißtrauen in grundlose Eifersucht, die aber bald eine gefährliche Nahrung erhalten soll. — Louise bleibt jetzt allein und sehnt sich vergeblich nach der Rückkehr ihrer Eltern; aber bald sollen ihre bangen Ahnungen zu schrecklicher Gewißheit werden, denn kaum der Charybdis entronnen, nahen ihr jetzt die gefährlichen Klippen der Scylla. Wurm, ihr heimlicher Bewerber erscheint, um sein Opfer auf die Folterbank zu spannen; sie hört, daß ihre Eltern gefänglich eingezogen sind, daß dem Vater ein Criminalprozeß droht, daß Ferdinand's Loos Fluch und Enterbung ist, wenn er die Milford ausschlägt; sie fühlt, daß sie dies Alles, wenn auch nicht verschuldet, so doch zum Theil herbeigeführt; man sagt ihr, es sei der Wunsch des Vaters, daß sie den Major frei mache; und nun wird ihr der schändliche Brief in die Feder dictirt, gegen den sich ihr ganzes sittliches Gefühl empören muß, der Brief, durch welchen sie

genöthigt wird, ihrer Liebe den Todesstoß zu versetzen. Hatte sie bis jetzt nur auf Ferdinand's Hand verzichtet, so hat sie nun auch ihr Herz von ihm losgerissen. Und in demselben Augenblick, wo sie ihn wirklich verloren, ist Wurm im Stande, ihr den Heirathsantrag zu machen. Es ist der Muth des feigen Intriganten.

Der vierte Act zerfällt wiederum in zwei Hauptheile, indem die fünf ersten Scenen in dem Hause des Präsidenten, die vier letzten bei der Milford spielen. Ferdinand, der bereits an Louisen irre geworden, hat den Brief des Hofmarschalls gefunden. Obwohl er sich sagen muß, daß nur blinde Eifersucht ihn foltert, traut er doch seinen Augen mehr als seinem Herzen und sieht alle Liebeserwiederungen als künstliche Berechnung, als absichtliche Täuschung an. Nun kommt der Marschall, den er hat rufen lassen, er zeigt ihm den Brief, fordert ihn auf Pistolen, und findet statt eines Edelmannes einen erbärmlichen Hasenfuß. Militairischer Stolz und eifersüchtige Leidenschaft versetzen ihn jetzt in solche Aufregung, daß er das offene Bekenntniß seines vermeintlichen Nebenbuhlers vollständig mißdeutet, ja kaum anhört und ihn als einen elenden Feigling entfliehen läßt. Blind und taub für Alles, was ihn umgiebt, rast er jetzt gegen sich selbst, wie gegen die Geliebte seines Herzens und faßt den Beschluß, sie und sich zu tödten. Was hilft es ihm jetzt, daß sein Vater sich nachgiebig zeigt, daß er ihm jetzt das Mädchen geben will, das sich seiner so wenig werth bewiesen; diese Güte ist nur geeignet, ihn völlig toll zu machen, denn von Wurm's geheimer Machination, der durch diesen Schritt des Präsidenten den Verdacht einer möglichen Kabale von sich ablenken will, hat er keine Ahnung.

Was wird nun unter den obwaltenden Umständen aus der Milford werden? Wir finden sie im Gespräch mit ihrer Kammerjungfer, die sie zu Louisen geschickt hat, denn sie möchte ihre Nebenbuhlerin kennen lernen, sie demüthigen, erniedrigen und, wenn noch irgend möglich, aus dem Felde schlagen. Aber sie

findet eine ganz andere Gegnerin als Ferdinand in seinem vermeintlichen Nebenbuhler. Der Verführten, der Gefallenen steht hier die Repräsentantin der Unschuld und Tugend gegenüber, die ihr die ernstesten Wahrheiten sagt und sie einen tiefen Blick in ihr eigenes Innere thun läßt. Es ist, als ob ein Beichtvater zu einer schweren Sünderin rede. Aber obwohl die Lady fühlt, daß die Spitze des Pfeils, den sie abdrücken wollte, sich umkehrt und ihr eigenes Herz trifft, ist sie doch nicht im Stande, sich zu demüthigen. Nur die Zerrissenheit ihres Gemüthes trägt sie zur Schau, indem sie zuerst in heftig auflodernden Zorn die fürchterlichsten Drohungen ausstößt und unmittelbar darauf in schmeichelnd entgegenkommender Weise Louise bittet, sie möge ihr Ferdinand abtreten. Das war beschlossen, ehe sie es ahnte; aber aus welchen Händen soll sie den Major empfangen? Aus den Händen einer Selbstmörderin. Jetzt erst fühlt sie die ganze Tiefe ihrer Schmach, begreift sie die volle Größe ihres Unglücks; jetzt erst gewinnt sie Kraft, ihre Schwäche zu besiegen. Schnell entschlossen, zerreißt sie die Bande, welche sie an den Herzog knüpfen und verzichtet fortan auf das stolze Bewußtsein einer Herrschenden wie auf das Glück der Liebe. Des ersteren ist sie überdrüssig, das letztere hat sie verscherzt; jetzt muß sie beides entbehren, das ist ihre Strafe.

Der fünfte Act erinnert uns an den Anfang des Stücks, indem er uns in dasselbe Zimmer führt, wo wir die Familie Miller's kennen gelernt. Louise ist jetzt allein, ein mattes Dämmerlicht umhüllt ihre Gestalt, Gedanken des Selbstmordes ziehen durch ihre Seele. Aber sie möchte nicht allein sterben, das schwache Weib bedarf auch im Tode eines Anhalts, ihr Ferdinand wird sie in dieser schweren Stunde nicht verlassen. Jetzt kommt ihr Vater; er ahnt, es sei ein Unglück geschehen, während ihn ein schlimmeres noch erwartet. Louise spielt auf den Tod an, den Brief an Ferdinand hat sie schon geschrieben, der Vater soll ihn ihr besorgen. Es ist eine schwere Aufgabe, noch dazu heut, an seinem sechzigsten Geburtstage. Er will den

Inhalt des Briefes wissen, erbricht ihn und erfährt das Entsetzlichste, was ein Vaterherz treffen kann. Er mahnt sie an ihre Kindesliebe, an das göttliche Gericht, nennt ihren Tod einen Stich in sein Herz und beschwört sie, das Heil ihrer unsterblichen Seele zu bedenken. Sie kämpft einen furchtbaren inneren Kampf, endlich zerreißt sie den Brief und will mit ihrem Vater fliehen. Aber es ist zu spät, Ferdinand tritt herein, und Louise fühlt, daß sie verloren ist. Miller bittet ihn, er möge fliehen, aber er hat ja Wichtiges zu berichten. Louise muß wissen, daß die Milford geflohen, daß der Präsident in die Wahl seines Sohnes willigt, daß jetzt alle Hindernisse, die der Verbindung von seiner Seite her im Wege standen, beseitigt sind. Jetzt ist nur noch die Frage, ob von Louisen's Seite nichts geschehen ist, was den Bund der Herzen trennt. Er wirft ihr den Brief an den Marschall zu und fragt, ob sie ihn geschrieben. Nach schwerem inneren Kampfe bejaht sie es und bittet ihn, sie zu verlassen. Jetzt hat sich Ferdinand's Eifersucht in Haß verwandelt und der fürchterliche Entschluß ist gefaßt; er bittet um die verhängnißvolle Limonade. Die beiden Männer bleiben jetzt allein, es ist eine rührende Scene, der Erinnrung an glückliche Zeiten geweiht; wir bedürfen ihrer, ehe wir den entscheidenden Streich fallen sehen. Nach einem kurzen Monologe, in welchem Ferdinand mit sich zu Rathe geht, ob er auch ein Recht habe, dem Vater seine einzige Tochter zu rauben, entledigt er sich seiner letzten Pflichten gegen denselben und bittet ihn, ihm ein Billet an den Präsidenten zu besorgen. In dem Augenblick, wo Louise ihrem Vater hinausleuchtet, schüttet er das Gift in die Limonade.

Louise kommt zurück; es erfolgt eine peinliche Scene. Ferdinand steht stumm in sich gekehrt. Während ihm sonst jeder Blick seiner Louise eine Seligkeit war, beachtet er jetzt keins ihrer Worte, beantwortet keine ihrer Fragen, bis er sich in allerlei hämischen Aeußerungen Luft macht. Nun läßt er sie von der Limonade trinken, es kommt zu neuen Erörterungen, bei ihr bricht das volle Liebesgefühl wieder hervor, er ergeht sich in

frevelhaften Aeußerungen über das schlechte Herz, an das er gerathen; Louise wird auf eine fürchterliche Probe gesetzt. Endlich richtet er die wiederholte Frage an sie, ob sie den Marschall geliebt; aber erst als er ihr den Tod ankündigt, sagt sie ihm, daß sie unschuldig sterbe, daß der Brief ein erzwungener gewesen sei. Mit dem Gebete, Gott möge ihm und seinem Vater vergeben, stirbt sie; daß er eine Unschuldige getödtet, das ist seine härteste Strafe. Die letzte Scene führt den Präsidenten an Louisen's Leiche, um ihm die Frucht seiner Kabale zu zeigen. Schaudernd an das göttliche Gericht gemahnt, wälzt er jetzt die ganze Schuld auf Wurm, doch dieser von Ingrimm über das Mißlingen seines Plans erfüllt, will nicht das alleinige Opfer gemeinsamer Schuld sein, sondern zieht ihn mit in den Abgrund. Nur von dem sterbenden Ferdinand erlangt er noch ein Zeichen der Vergebung, während der unglückliche Miller voll Verzweiflung aus dem Zimmer stürzt.

So endet das Stück mit einer furchtbaren Dissonanz, denn wenn auch die Liebe ihre Macht über die Kabale mit dem Tode besiegelt, so kommt es doch nicht dazu, daß die Väter der unglücklichen Liebenden sich wie in Shakespeare's „Romeo und Julia“ die Hände reichen. Die Versöhnung der einander feindlichen Stände sollte einer späteren Zeit vorbehalten bleiben, wo die künstlich gezogenen Schranken zusammenstürzten, wo die Natur wieder in ihre Rechte trat und die Menschenliebe als solche den Sieg errang. Bekanntlich ist Sch.'s „Kabale und Liebe“ von Gervinus, Hoffmeister, Schlegel, Schwab, Vilmar und Anderen ziemlich herbe, von Hildebrand, Hinrichs und Rötscher milder, am richtigsten wohl von Palleske und Eckardt beurtheilt worden. Der Letztere sagt: „Es darf uns nicht befremden, wenn auch diese Dichtung weit mehr mit menschlicher Leidenschaft und Erhitzung als mit künstlerischer Mäßigung geschrieben ist; sie ist ein Vorbote jener großen Bewegung, die ganz Europa erschütterte, und die kommende Sonne kündigt sich bekanntlich mit Sturmeswehen an.“ Und wer möchte leugnen, daß das Stück

im Bunde mit der geschichtlichen Entwickelung der Völker eine mächtige Wirkung geübt; dürfen wir doch mit Stolz darauf hinweisen, daß wir jetzt auf Europas Thronen fast überall das wohlthuende Bild des Familienlebens erblicken, daß es die Fürsten für eine Ehre halten, wenn man sie als Vater des Vaterlandes bezeichnet, daß es unter den Ministern weder an wahrhaften Patrioten, noch unter den Staatsbeamten an Männern von erprobter Gewissenhaftigkeit fehlt. Auch Adel und Bürgerstand sind einander vielfach näher getreten, so daß die Gegenwart eines Stückes wie das vorliegende als Zeitspiegel nicht mehr bedarf.

Kabbala (Gstſ. 10, 166), von dem hebr. Kabal, arab. Kabala, an- od. aufnehmen; die mündlich fortgepflanzte Lehre der Juden im Verein mit den nicht-mosaischen heiligen Büchern derselben, eine Geheimlehre der Juden, die sich zu einer eigenen Schule und Literatur ausgebildet hat und wesentlich in einer mystischen Religionsphilosophie besteht. Gaukler und Volksverführer haben sich ihrer oft zu unedlen Zwecken bedient. Ebendaher Cabale (R. IV, 2 — F. Vorr.), frzſ. ein heimliches Verständniß, geheime Verbindung zu einer bösen Absicht, wie Hof-Cabale (K. u. L. II, 1).

Kadmus (Myth.), der Sohn des phönicischen Königs Agénor, kam, seine von Jupiter entführte Schwester Europa suchend, 1550 v. Chr. nach Böotien, wo er die Stadt Theben (Phön.) gründete, die daher (ebendaſ.) „Kadmus Stadt" genannt wird. Er vermählte sich mit Harmonia (ſ. d.), welche ihm die Semele gebar, die Juno daher (Ged. Semele 1) „die Tochter Kadmus" nennt.

Kaffeesatz (Tur. III, 2), der nach der Bereitung des Kaffees in dem Kochgefäß zurückbleibende Grund, aus dessen Beschaffenheit die Zigeuner und alte einfältige Weiber zu prophezeihen pflegen.

Kalchas (Ged. 2. B. d. Aen. 17 — D. Siegesfest — Iph. I, 1) der berühmteste Priester und Seher, welcher während

des trojanischen Krieges den Griechenfürsten den Willen der Götter kund that (Il. 1).

Kalender, von dem lat. calendae (d. i. der erste Tag jedes Monats), ein Verzeichniß sämmtlicher Tage des Jahres. Man pflegt dasselbe wohl zu benutzen, um besonders wichtige (freudige oder traurige) Ereignisse zu notiren; daher (Mcb. IV, 4):

— — — — „Verflucht auf ewig stehe
Die Unglücksstunde im Kalender."

Kalydon, eine Stadt in Aetolien, einer Landschaft des alten Hellas. Mit Beziehung auf die Tapferkeit seiner Bewohner heißt es (Phön.) von Tydeus:

„Dem schlägt der kalydon'sche Mars im Busen."

vergl. Ares.

Kaminiec [spr. c = z] (Dem. I) am Dnjestr, die Hauptstadt des russischen Gouvernements Podolien, welches ehemals zu Litthauen gehörte.

Kämmerer, gew. der Vorgesetzte einer Kammer, bes. der, welcher die Einkünfte einer Stadt oder Gemeinde verwaltet; die Kämmerer (Mcb. II, 10) od. Kämmerlinge (Mcb. II, 4), s. v. w. Kammerdiener.

Kammerherr, der aufwartende Edelmann bei einem Fürsten, der als Zeichen seiner Würde hinten am Rock ein goldenes Schlüsselchen (Wst. T. I, 7), den Kammerherrnschlüssel (K. u. L. I, 6), trägt; daher sagt (Picc. II, 7) Buttler zu Questenberg:

— — — — — — „Schwerlich möchte Sie
Der goldne Schlüssel vor Mißhandlung schützen."

Kamönen od. Kamenen, s. Musen.

Kampf, Der (Ged.), ein Gedicht, das vor dem Richterstuhl der Moral auf den ersten Anblick durchaus verwerflich erscheint. Es erschien im Jahre 1786 in der Thalia unter dem Titel: „Freigeisterei der Leidenschaft" mit dem Zusatze: „Als Laura

vermählt war" und bezieht sich vermuthlich auf die Auflösung des Verhältnisses, in welchem Sch. zu Margarethe Schwan, der Tochter seines Manheimer Buchhändlers, gestanden. In einer Anmerkung sucht er den Verdacht, als habe er in dem Gedicht seine eigene Ansicht ausgesprochen, von sich abzuwälzen. Er sagt: „Ich habe um so weniger Anstand genommen, die zwei folgenden Gedichte (nämlich den Kampf und die Resignation) hier aufzunehmen, da ich von jedem Leser erwarten kann, er werde so billig sein, eine Aufwallung der Leidenschaft nicht für ein philosophisches System, und die Verzweiflung eines erdichteten Liebhabers nicht für das Glaubensbekenntniß des Dichters anzusehen. Widrigenfalls möchte es übel um den dramatischen Dichter aussehen, dessen Intrigue selten ohne einen Bösewicht fortgeführt werden kann." Uebrigens ist das Gedicht gegen früher sehr abgekürzt, so daß der innere Zusammenhang dadurch verloren gegangen ist; es macht daher keinen erfreulichen Eindruck, umsomehr als der innere Zwiespalt, um den es sich hier handelt, ungelöst bleibt. Aus dem letzteren Grunde fühlte sich Sch. auch veranlaßt, die später gedichtete Resignation (s. d.) mit demselben zusammenzustellen.

Kampf, Der, mit dem Drachen (Ged.). Dieses Gedicht stammt aus dem Jahre 1798. Obwohl die längste unter den Balladen, ist sie doch in dem kurzen Zeitraum von acht Tagen entstanden. Den Stoff lieferte dem Dichter Niethammer's Uebersetzung von Vertot's Geschichte des Johanniterordens, eine Arbeit, die Sch. mit einer Vorrede begleitete. Es wird darin eine Begebenheit erzählt, die sich zur Zeit des Papstes Clemens VI. unter dem Großmeister Helion de Villeneuve zugetragen haben soll, der von 1323—1346 Oberhaupt des Ordens war. Auf Rhodos, einer der unter den Sporaden bekannten, an der Küste von Kleinasien gelegenen Inseln, befand sich zu jener Zeit ein fürchterliches Amphibium (ein Krokodil oder eine Schlange), welches mannigfache Verheerungen unter den Viehheerden der Einwohner anrichtete. Als selbst mehrere Menschen verschlungen

worden waren, hatten sich verschiedene Ritter aufgemacht, um das. Ungeheuer zu erlegen, aber alle waren ein Opfer ihres Muthes geworden. Da gebot der Großmeister bei Verlust des Ordenskleides, dem Kampfe zu entsagen. Rücksichten der Menschenliebe und der Klugheit hatten den Befehl gegeben, dem auch willig Folge geleistet ward. Nur einer der Ritter Dieudonné (Deodat) von Gozon, ein Provenzale, hatte keine Ruhe. Er bat um Urlaub und ging nach seiner Heimath, wo er auf einem Schlosse Gozon, das noch jetzt sich dort findet, die in dem Gedichte geschilderten Vorbereitungen traf. Hierauf kehrte er 1345 nach Rhodos zurück, ließ in aller Stille seine Waffen nach einer Kirche auf dem Berge St. Stephan bringen und unternahm den Kampf, aus welchem er als Sieger hervorging. Von den Einwohnern im Jubel eingeholt, begleitete man ihn nach dem Palaste des Großmeisters. Dieser jedoch, verpflichtet, die strenge Ordenszucht aufrecht zu erhalten, schickte den Ritter in's Gefängniß. Indessen suchte er, nachdem dem Gesetze Genüge geschehen, die Sache so zu lenken, daß die übrigen Ordensritter als Fürbitter auftraten, worauf Gozon wieder in den Orden aufgenommen und von ihm mit Wohlthaten überhäuft wurde. Ja, nach des Meisters Tode ward er sogar zum Oberhaupt des Ordens ernannt, dem er bis zu seinem Tode (1353) vorstand. Auf seinem Grabsteine las man später die Inschrift: „Draconis exstinctor“ (des Drachen Vertilger). — Ein anderer mit dem Inhalte der Schiller'schen Ballade überraschend ähnlicher Bericht dieser Begebenheit findet sich in: „E. G. Happelii, Gröste Denckwürdigkeiten der Welt oder sogenannte Relationes curiosae. Hamburg gedruckt und verlegt durch Thomas von Wiering im güldenen A, B, C bey der Börse, im Jahr 1683; Vol. I, S. 39 unter dem Titel: Die greuliche Drachen-Geschichte“, von der es heißt: „Diese Historia ist genommen aus Bosio, und zwar aus dem andern Buche seiner Historia, die er geschrieben von der Religion der Johanniter Ordens-Ritter von Jerusalem.“

Sch. hat dies Gedicht mit dem Zusatz „Romanze" bezeichnet, wohl deshalb, weil die romantische Weltanschauung des christlichen Ritterthums, wie sie sich im Mittelalter ausgebildet, auf den Charakter desselben bestimmend eingewirkt hat. Im Ganzen hat sich der Dichter an die geschichtliche Ueberlieferung gehalten. Es ist nichts hinzu erfunden worden; nur hat sich die Begebenheit unter seinen Händen künstlerisch gestaltet, indem er uns sogleich mitten in einen Hauptakt derselben hineinversetzt und die weit auseinanderliegenden Einzelheiten zu einem leicht überschaulichen Bilde vereinigt. Als Grundidee ist der ritterliche Muth in seiner bescheidenen Unterwerfung unter die strenge Ordenszucht zu betrachten, und das ächt christliche Motiv der edlen Selbstverleugnung ist ein besonders erhebender Zug, den der Dichter seinem Gemälde hinzugefügt hat.

Das Gedicht hat, wie es der Ballade geziemt, einen durchweg epischen Charakter, indem der Verlauf der Handlungen in einfachen jambischen, jedoch ernsten und feierlichen Klängen an dem Ohre des Hörers vorüberzieht. Bei dem bedeutenden Umfange des Gedichts erscheint die Eintheilung in zwölfzeilige Strophen ein glücklicher Griff, umsomehr als die Länge derselben durch die kurzen Verszeilen angemessen gemildert wird. Auf diese Weise bildet fast jede Strophe einen besonderen Abschnitt, was auch wegen der Ausmalung vieler Einzelheiten nöthig war. In letzterer Beziehung ist die Sprache oft höchst malerisch wirksam, und viele Stellen haben eine merkwürdige Kraft, so daß man zu einem gründlichen Studium der einzelnen Schönheiten mächtig angereizt wird. — Str. 2, V. 9—12, s. Johannes der Täufer. — Str. 12, V. 7. In Arabien steht die Pferdezucht in so hohem Ansehen, daß die edleren Thiere Stammbäume haben, aus denen ihre Abkunft zu ersehen ist. — Str. 25 stellt die oben angedeutete, von dem Dichter erfundene Grundidee dar, welcher zufolge ihm die christliche Selbstverleugnung höher steht als der ritterliche Heldenmuth. Mit der Darstellung dieses Grundgedankens schließt die Handlung rasch ab und regt den

Hörer somit zu weiterem Nachsinnen an. Es ist dem Dichter nicht bloß darum zu thun, uns einen Genuß zu bereiten, sondern seine Arbeit strebt eine nachhaltige Wirkung an.

Kampfspiel (Ged. D. Handschuh). Bei den alten Griechen und Römern, wie auch noch während der Ritterzeit war es ein Hauptvergnügen der Großen und Vornehmen, Menschen mit wilden Thieren, oder auch diese gegen einander kämpfen zu lassen.

Kannibalen (Ged. An die Freude — R. IV, 5), zunächst die Ureinwohner der kleinen Antillen oder caraibischen Inseln, welche Menschenfresser waren; dann bildl. wilde und grausame Menschen; kannibalisch (F. I, 12), grausam.

Kanon, gr. zunächst s. v. w. Regel od. Richtschnur; dann das Kirchengesetz, besonders das Verzeichniß der heiligen Schriften, die bei Festsetzung der Glaubenslehren als Richtschnur dienen sollten; daher heißt es (Gstſ. 10, 172) von dem Marchese: „er hätte auf einen Artikel des Kanons geschworen".

kanonisch, den Kirchengesetzen gemäß; daher (Ged. D. berühmte Frau):

„Dein Weib — Dank den kanonischen Gesetzen! —
Weiß Deiner Gattin Titel doch zu schätzen."

womit die Kirchengesetze über die Heiligkeit der Ehe gemeint sind.

Kant (Immanuel), geb. zu Königsberg, 22. April 1724 † als Prof. der Logik und Metaphysik an der dortigen Universität, 1804, hat auf dem Gebiete des philosophischen Wissens eine vollständig neue Bahn gebrochen, indem er darauf drang, nicht über die Grenzen der möglichen Erkenntniß hinauszugehen, wenn man der Wahrheit nicht verlustig gehen wollte. Da Viele ihn nicht vollständig verstanden, so heißt es (Ged. Die Philosophen; David Hume): „Der Kant hat sie alle verwirret."

Kant und seine Ausleger (Ged.), ein Xenion, welches einen Hieb auf das große Heer der Kantianer enthält, die sich in Ermangelung eigener Ideen mit denen des großen Meisters brüsteten.

Kanzelei, von dem lat. cancelli, Gitter, Schranken; ein Amtszimmer mit einem durch Schranken abgeschlossenen Raume, in dem sich die Mitglieder eines Gerichts versammeln, um die Ausfertigung richterlicher Angelegenheiten zu besorgen. 1) Die Behörde selbst, wie (Wst. L. 11): „Da schreiben sie uns in der Wiener Kanzlei"; 2) (Wst. T. V, 11) die Gesammtheit von Schriftstücken.

Kanzler, mittl. lat. Cancellarius, eig. der Oberste od. Vorgesetzte einer Kanzelei; ferner in früheren Zeiten einer der obersten Hof- und Staatsbeamten, dem die Ausfertigung der öffentlichen Schriftstücke oblag. Bei der geringen Verbreitung selbst der Elementarkenntnisse legte man diesem Amte, das sich gewöhnlich in den Händen der Geistlichkeit befand, eine große Bedeutung bei, daher auch die ehrenden Titelzusätze, wie (Dem. I) Krongroßkanzler. In England ist der Großkanzler der Präsident und Sprecher des Oberhauses (vergl. Parlament); daher (M. St. II, 1):

„Von dem Wall antwortete der Kanzler."

Der Kanzler (Wst. T. I, 5) od. der schwedische Kanzler (Picc. II, 5), s. Oxenstierna.

Kápaneus, einer der sieben Helden, welche 1225 v. Chr. gegen Theben zogen, und der bei dem vergeblichen Sturm auf die Stadt von einer Leiter, die er (Phön.) an die Mauer gelegt, von Jupiters Blitzstrahl getroffen, herabstürzte. Mit Kápaneus' Sohn (Iph. I, Zw.-H.) ist Sthenelos, lat. Sthenelus (Ged. 2. B. d. Aen. 45) gemeint, der an dem Zuge der sogenannten Epigonen (Nachkommen der ersten Angreifer) gegen Theben, wie auch als Heerführer der Argiver an dem trojanischen Kriege (Il. 2, 564; 9, 48) Theil nahm.

Kapuziner (Wst. L. 8 — Picc. I, 2 u. V, 2), von Kapuze, d. i. ein Mönchskleid mit einer Kappe (daher R. II, 3 Kapuzinerskutte); eine zu den Franciskanern (s. d.) gehörige Brüderschaft, welche 1528 von Matthäus v. Bassi gestiftet worden und sich äußerlich durch eine lange, spitzige Kapuze und oft durch einen langen Bart auszeichnet.

Kapys (Ged. 2. B. d. Aen. 6), ein Trojaner, Gefährte des Aeneas.

Karavanserai (Tur. I, 1) s. v. w. Karavanenhaus, nennt man im Morgenlande öffentliche Gebäude, die theils in Städten, theils in menschenleeren Gegenden an der Landstraße erbaut sind, um Reisenden ein Obdach zu gewähren.

Karazanen (Tur. I, 1 u. IV, 10), s. Keikobad.

Karbatsche (F. I, 9), von dem russ. korbatsch, eine aus ledernen Riemen geflochtene Peitsche.

Karl (F. II, 14 — D. C. I, 2), Karl V, der Bruder Ferdinand's I., dessen Nachfolger bis 1740 stets Söhne oder nahe Verwandte ihrer Vorgänger waren; daher sagt Terzky (Wst. T. I, 6) von ihm:

„Der Ohm und Ahnherr dieses Kaiserhauses."

Vergl. Bourbon.

Karlsbad (Ged. D. berühmte Frau), der berühmteste Badeort Böhmens an dem zur Eger fließenden Bache Tepl, mit fünf heißen Quellen, unter denen der Sprudel mit einer Temperatur von 50° R. weltberühmt ist. Sch. besuchte ihn selbst im Jahre 1791.

Karmeliter (K. u. L. V, 1 — Gsts. 10, 252), Mönche von dem Orden unserer lieben Frauen, der im 12. Jahrhundert unter der Leitung Berthold's von Calabrien von Pilgern auf dem Berge Karmel in Palästina gestiftet wurde.

Kärnthen (Picc. I, 1 — Wst. T. III, 4 u. V, 5), eine Provinz der östreichischen Monarchie, welche von der Drau

durchströmt wird und südlich von dem Erzherzogthum Oestreich und dem Herzogthum Steiermark liegt.

Kartätsche (Ged. D. Schlacht), von dem ital. cartaccia (frzſ. cartouche), d. i. Papierhülſe od. Patrone; eine mit kleinen Kugeln gefüllte Patrone od. Büchſe von Blech, welche in die Kanone geladen wird, und deren Inhalt beim Abfeuern furchtbare Verwüſtungen anrichtet.

Karte, „die Karte verrathen" (N. a. O. II, 15), bildl. ſ. v. w. das, was man geheim halten ſollte (wie ſeine eigene Karte beim Spiel), einem Andern, beſonders ſeinem Gegner, mittheilen.

Kartenhaus (Ged. D. berühmte Frau), ſ. v. w. Luftſchloß.

Karthago (4. B. d. Aen. 9), eine phöniciſche Colonie in der Gegend des heutigen Tunis an der Kleinen Syrte, wurde 888 v. Chr. von Dido (ſ. d.) gegründet, blühte durch See- und Karavanenhandel mächtig empor und unterwarf ſich außer dem benachbarten afrikaniſchen Gebiete die Inſeln Corſica, Sardinien, den weſtlichen Theil von Sicilien und viele kleinere Inſeln des Mittelmeeres. Dieſe ſtets wachſende Macht rief den Neid der Römer wach und veranlaßte die drei Puniſchen Kriege (264—146 v. Chr.), deren letzter mit dem Untergange der Stadt endete. P. Cornelius Scipio, „der Mann mit dem vernichtenden Blick" (R. IV, 2) eroberte es, nachdem es länger als ein halbes Jahrtauſend das Meer beherrſcht hatte. Als die Stadt vor ihm in Aſche ſank, ſprach er, mit ahnendem Blick auf das einſtige Schickſal Roms, zu ſeinem Begleiter Polybius die Homeriſchen Verſe (Il. IV, 164):

„Einſt wird kommen der Tag, da die heilige Ilios hinſinkt,
Priamos ſelbſt, und das Volk des lanzenkundigen Königs!"

In dem Epigramm Karthago (Ged.) aus dem Jahre 1795 iſt „die beſſere menſchliche Mutter" die Stadt Tyrus (ſ. d.), von wo aus die Pflanzſtadt Karthago gegründet wurde. — B. 4. Wenn der Tyrier als Kaufmann auch auf ſeinen Vortheil

bedacht war, so stiftete er doch Nutzen, indem er Kenntnisse verbreitete. „Die ausgeartete Tochter“ konnte sich dessen nicht rühmen; Karthago kannte nur das Streben nach Reichthum, höhere Zwecke waren ihm fremd.

Karthause (Wst. T. V, 12), ein Karthäuserkloster (D. C. II, 14) von der Gegend, welche noch heut la grande Chartreuse heißt, unweit Grenoble im südl. Frankreich, wo das Hauptkloster des Karthäuserordens im Jahre 1084 von dem heiligen Bruno gestiftet wurde.

Karvanserai, s. Karavanserai.

Kassandra od. Alexandra war eine Tochter des Königs Priamus und der Hecuba. Ihre ausgezeichnete Schönheit lenkte die Blicke des Apollo auf sie, der ihr versprach, er wolle sie in die Zukunft blicken lehren, wenn sie ihn mit ihrer Gegenliebe belohne. Kassandra nahm das Geschenk des Gottes an; daher (Ged. 2. B. d. Aen. 42):

— — — — — — „Apoll's Orakel spricht
Weissagend aus Kassandrens Munde.“

Da sie jedoch sich weigerte, ihm Wort zu halten, so fügte er dem Geschenke, das er nicht wieder zurücknehmen konnte, den Fluch hinzu, daß Niemand ihren Weissagungen Glauben schenken möge. Dieser Fluch ging schrecklich in Erfüllung. Man hielt sie für wahnsinnig (vergl. Iph. III, Zw.-H.), und sie wurde das Gespött der Leute. — Die aus dem Jahre 1802 stammende Ballade (Ged.), in welcher der an sich dramatische Stoff in ein lyrisches Gewand voll schwunghafter Diction eingekleidet erscheint, giebt dem mitgetheilten Mythus einen höheren Charakter. Der Blick in die Zukunft macht die Priesterin unglücklich und erfüllt sie mit einem Schmerz, dem ihre Seele erliegt. So wird sie in der Vorstellung des Dichters ein warnendes Beispiel für alle diejenigen, welche mit allzugroßem Ernst in die Tiefen des Lebens hineinschauen und sich dadurch den Genuß der Gegenwart verbittern. Zugleich aber erscheint sie uns als ein treues Abbild

des Dichters selbst. Man fühlt es dem Gedichte an, daß es aus seiner innersten Seele herausgeschrieben ist. Ein besonderes Interesse dürfte ein Vergleich mit dem Monolog (J. v. O. IV, 1) darbieten, welchem eine ähnliche Seelenstimmung zu Grunde liegt; eben so ist ein Vergleich mit dem Gedichte (D. Glück), bes. V. 19 u. 20, zu empfehlen. — Str. 1. „Priams schöne Tochter“, deren Namen wir erst in Str. 12 erfahren, ist Polyxĕna. Achilles, „der herrliche Pelide“ (s. d.), hatte dem Priamus versprochen, er wolle den Frieden mit den Griechen vermitteln, wenn er sie ihm zur Gattin gäbe. Nach der Eroberung Troja's verlangte Achilles' Schatten Antheil an der Beute, und die unglückliche Polyxena ward an seinem Grabe geopfert. — Str. 5. Bei Hochzeitszügen pflegte die Mutter der Braut eine Fackel voranzutragen (vergl. Hymen). — V. 1—4 beziehen sich auf den Brand Troja's; mit dem Gotte (V. 7) ist Ares oder Mars, der Bruder der Eris (vergl. die Schlußstrophe), gemeint. — Str. 6, V. 8 s. Pytho. — Str. 9, V. 6 u. 7. Es ist der Genuß an der Gegenwart gemeint. — Str. 12. „Der Beste der Hellenen“ ist Achill. — Str. 13. Kassandra's Geliebter war nach Homer Othryoneus (Il. 13, 363), nach Virgil Chorōbus (Ged. 2. B. d. Aen. 61). — Str. 14. „Die bleichen Larven“ sind die erstarrten Gesichter der Todten, der nächsten Verwandten Kassandra's, die sie im Geiste schon in Proserpina's Reiche erblickt. — Str. 15. Die Priesterin sieht ihr eigenes Loos voraus. Als die gefangenen Trojanerinnen den Siegern als Beute vertheilt wurden, ward sie dem Agamemnon (s. d.) zu Theil. Sie prophezeihete demselben sein Schicksal, ohne jedoch Glauben zu finden und starb mit ihm unter Mörderhänden. — Str. 16. Der Sohn der Thetis ist Achilles. — Die ganze Strophe bildet einen ergreifenden Gegensatz zu der ersten.

Kassiopeia (Wst. T. V, 3), ein Sternbild in der Form eines W in der Milchstraße am nördlichen Himmel.

Kastor, s. Dioscuren.

Katafalk (Br. v. M. 5, 494), angeblich aus dem Arab. falak, Erhöhung; ein Trauergerüst, die stufenartige Erhöhung, auf welche der Sarg eines Todten gestellt wird, sammt der dazu gehörigen Kerzenbeleuchtung und anderen zur Ausschmückung dienenden Gegenständen.

Katastrophe (R. Vorr. u. II, 1 — Sp. u. d. L.), gr. die Umkehr, der Wende- od. Entscheidungspunkt einer Begebenheit.

Katechismus, gr., ein in Fragen und Antworten abgefaßtes Büchlein, das zum Unterricht der Jugend, besonders zu dem in der christlichen Religion eingerichtet ist und sämmtliche Heilswahrheiten, zu denen sich die Christen bekennen, enthält. 1) (Picc. II, 7) s. v. w. Glaubensbekenntniß; 2) (R. I, 2) s. v. w. Richtschnur für das Leben.

Katharina (M. St. II, 2) von Medici, Gemahlin König Heinrich's II. v. Frankreich, die Zeitgenossin der Königin Elisabeth, führte die Regentschaft für ihren minderjährigen Sohn Karl IX. (1560—1574). Neben einem lebhaften Sinn für die schönen Künste und einer unmäßigen Verschwendungssucht, welche auf die Sittenverderbniß ihrer Zeit von bedeutendem Einfluß war, besaß sie eine unbezwingliche Neigung zu allerlei Cabalen, sowie zu einer ränkesüchtigen Politik. Der Lust zu herrschen opferte sie Frankreich und ihre eigenen Kinder; auch die Bartholomäusnacht (vergl. Barthelemi) war ihr Werk. Sie starb 1589. — Katharina ist auch der Name mehrerer Heiligen in der katholischen Kirche; daher (Wst. T. IV, 10) „St. Kathrinenstift“ und (J. v. O. I, 10) „St. Kathrinen's Kirchhof“.

Kathedrale (J. v. O. III, 9 u. IV, 2), von Katheder (s. d.), heißt in Beziehung auf den Bischofssitz jede bischöfliche Hauptkirche. Die Kathedrale zu Rheims mit zwei vollendeten Thürmen ist die schönste in ganz Frankreich. In ihr wurden sonst die Könige von Frankreich von dem Erzbischofe von Rheims gesalbt und gekrönt.

Kaufmann, Der (Ged.), ein Epigramm aus dem Jahre 1796. Die Culturgeschichte ist häufig ein Gegenstand des Nachsinnens unseres Dichters gewesen; hier erinnert er an das älteste Handelsvolk, die Phönicier, „sidonische Männer“ (s. Sidon), um auf die höhere Bedeutung des Handels (vergl. das Epigramm Karthago) hinzuweisen.

Kaukasus (Ged. Semele 2), ein im N. des armenischen Hochlandes sich hinziehendes mächtiges Gebirge, welches sich 150 Meilen lang und 30—40 Meilen breit von dem Schwarzen Meere bis zu den Gestaden des Caspi-Sees erstreckt. Es macht durch seine zahlreichen Gebirgsketten, Gipfel, Thäler und Schluchten einen höchst großartigen Eindruck und wurde früher meist von wilden Horden (Tur. I, 1) bewohnt. Mit Beziehung auf seinen wilden Felsencharakter sagt Dido (Ged. 4. B. d. Aen. 67) zu Aeneas in bildlicher Ausdrucksweise:

— — — — — „In grauenvoller Wüste
Schuf Kaukasus aus rauhen Felsen dich
Und Tigermütter reichten dir die Brüste.“

Keicobad (Tur. I, 1). Die Geschichte und Geographie in Turandot ist, wie das Stück selbst, mährchenhaft. Doch findet sich in den islamitischen Dynastieen Kleinasiens der Name Keikobad mehreremal, dessen Träger mit Hülfe chowaresmischer Söldner (woraus Karazanen vielleicht verstümmelt ist) um die Mitte des 13. Jahrhunderts gegen die Mongolen kämpften und das Reich von Chowaresmien gründeten, das sich vom Tigris bis zum Indus erstreckte. In diesem Gebiete liegt die persische Provinz Khorasan, ein Name, der unverkennbar an Karazanen erinnert. — Wenn der Kaiser von China Altoum als Gegner des Keikobad gedacht wird, so bestieg allerdings 1210 ein Altun-Chan als siebenter Herrscher der sogenannten goldenen Dynastie den Thron des Nordchinesischen Reiches. Derselbe erscheint aber in der Geschichte als der Gegner des großen Mongolenreiches, welches sich von China bis Kleinasien ausdehnte.

Keile (Geb. Semele 2), s. Zeus.

Kelch, s. Utraquist.

Kerbholz (Wst. L. 11), ein Stück Holz, dessen sich ehemals die Verkäufer bedienten, um durch die auf demselben gemachten Einschnitte die Größe ihrer Schuldforderungen im Gedächtniß zu behalten.

Kerkyon (Myth.), ein übermäßig starker Räuber, welcher bei Elis hausete, wo er jeden Wanderer zwang, mit ihm zu ringen. Da er, als der Stärkere, jedesmal Sieger blieb, so richtete er die Ueberwundenen hin, bis ihm von Theseus (Ph. I, 1) ein Gleiches widerfuhr.

Kernen (Mcb. I, 2). Nach Delius' Commentar zu Shakespeare an dieser Stelle sind die Kernen und Galloglassen (Kernes-Gallowglasses) leicht- und schwerbewaffnete, beutelustige und kaum disciplinirte Mannschaften aus Irland, die auch sonst bei dem Dichter vorkommen. Sie sind celtischen Stammes (d. h. Iren), nicht in Irland geborene Engländer (d. h. Irländer).

Kerns (W. T. I, 4), Hauptort des Cantons Unterwalden, zwischen Stanz und Sarnen, an der zum Vierwaldstätter See fließenden Aa.

Kernwald, s. Unterwalden.

Kerze, die geweihte, s. Wasser, geweihtes.

Kettenhund, der höllische (F. V, 6), s. Cerberus.

Kettenkugeln (Wst. T. III, 19), durch eine Kette verbundene Kanonenkugeln, die beim Abfeuern auseinanderweichen und somit eine verheerende Wirkung ausüben. Die Anwendung derselben im Kriege ist wider das Völkerrecht.

Ketzer werden von der katholischen Kirche, die sich für die allein rechtgläubige hält, alle Andersmeinenden genannt; daher sagt der Großinquisitor (D. C. V, 10) zu dem Könige in Beziehung auf Marquis Posa:

„Sie kannten ihn! Ein Blick entlarvte Ihnen
Den Ketzer."

Da bigotte Katholiken solche Menschen als von Gott Verworfene betrachten, so sagt die Marquisin von Mondecar (ebendas. I, 3) von einem Auto da Fé ganz gelassen:

„Es sind ja Ketzer, die man brennen sieht."

und die Prinzessin Eboli (D. C. II, 8):

„Da fing Don Philipp's heldenmüth'ger Sohn,
Gleich einem Ketzer vor dem heil'gen Amte,
Zu zittern an."

Die Abweichung von dem geltenden Lehrbegriffe oder dem üblichen Gottesdienste wird Ketzerei genannt, wie (D. C. I, 6), wo der König sagt:

— — — — — — „Die Pest
Der Ketzerei steckt meine Völker an."

Der letztere Ausdruck wird von Sch. auch bildlich gebraucht, wie (J. v. O. III, 3), wo Burgund, welchen der König tadelt, daß er die Treue, der Frauen schönste Tugend, schmähe, von sich selbst sagt:

„Die Ketzerei straft sich am schwersten selbst."

Keule, Jupiter's (R. II, 3), s. Zeus.

Khan (Tur. I, 1), tartar. u. türk., ein Fürst od. Oberhaupt der Tartaren; Großkhan (ebendas.) für Kaiser, da dem Kaiser von China viele Khans tributpflichtig sind.

Kidebarri (K. u. L. V, 5), verd. aus dem frzs. cul de Paris, eig. Pariser Steiß, ein unterhalb der Hüften umgelegtes Polster, um die Taille vortheilhafter hervortreten zu lassen.

Kiel, der phrygische, s. Haberrohr.

Kind. Die Stelle (Picc. I, 2):

„Das Kind, ich weiß, hat man ihm schon gefunden"

bezieht sich auf Kaiser Ferdinand's II. Sohn, von dem es (Picc. II, 5) heißt:

„Der Ungarn König ist's, der Ferdinand,
Des Kaisers Söhnlein, der ist jetzt ihr Heiland."

Derselbe übernahm nach Wallenstein's Ermordung, mit dem Grafen Gallas zur Seite, das Commando und regierte später als Ferdinand III. von 1637—1657.

Kind, Das, in der Wiege (Ged.), ein Epigramm aus dem Jahre 1795. Es wird das mit der Anlage zu Allem ausgestattete und dabei innerlich zufriedene Kind dem sich selbst bestimmenden, aber sich wenig genügenden Manne gegenübergestellt. Vergl. „Erwartung und Erfüllung".

Kinder, Die, des Hauses (Bd. 7), ein von Körner mitgetheilter Entwurf zu einem dramatischen Gemälde der Wirksamkeit der Pariser Polizei unter Ludwig XIV. (s. d.). Es sind zwei Plane, von denen der erste (S. 347—349) im Jahre 1803 entworfen wurde. Es sollte ein großer Reichthum von Handlungen, Vorfällen, Personen und Ansichten zu einem Ganzen verwebt, und in Verbindung damit sollten die Zustände und Gebrechen dargestellt werden, wie sie in Paris sich zeigten, dem Centralpunkte, aus welchem die damalige vornehme Welt ihre Bildung zu holen pflegte. Ein leitender Faden sollte durch das Ganze hindurchgehen, den die Alles überwachende Pariser Polizei in den Händen hielt. Diese sollte dann zugleich die Rolle der Nemesis übernehmen, das geheimnißvoll verschlungene Gewebe entwirren und durch eine überraschende Katastrophe die endliche Entwickelung herbeiführen. Das dramatische Culturgemälde, welches auf diese Weise entstanden wäre, bot eine so überwältigende Masse des Stoffes dar, daß Sch. vermuthlich selbst daran zweifelte, es in den engen Rahmen eines Dramas einschließen zu können. Deshalb verfaßte er im Januar 1805 den zweiten Plan (S. 349—356), welcher als ein kleinerer, von dem ersten umschlossener Kreis zu betrachten ist, dem Charakter eines Personenstücks näher kommt und die Möglichkeit der Ausführung leichter in Aussicht stellt. Indessen ist auch dieser Plan mehr eine flüchtige Skizze als ein klar durchgearbeiteter Entwurf. Er wurde des Demetrius wegen vorläufig zurückgelegt. So weit

sich die leitende Idee durchschauen läßt, ist Narbonne, der Held des Stückes, ein einflußreicher und eben darum sicherer Bösewicht, der sich nicht scheut, die rächende Nemesis kühn herauszufordern, bis er den Gang der von ihm eingeleiteten Untersuchungen nicht mehr hemmen kann und schließlich selbst ihr Opfer wird. Auf diese Weise ist das Schicksal innig mit der Handlung verknüpft, deren geheimnißvolle Elemente Schritt für Schritt zu Tage treten, wodurch der Zuschauer jedenfalls in der lebhaftesten Spannung erhalten worden wäre. Ob Sch., wie G. Schwab meint, mit einem solchen Drama einen Rückschritt gemacht hätte, möchte schwer zu beweisen sein; vielleicht hätte es den Dichter von Kabale und Liebe auf dem Gipfel höherer Vollendung gezeigt.

Kindesmörderin, Die (Ged.), das erste unter den Jugendgedichten, welches eine maßvollere Haltung und größere Vollendung in der Form zeigt. Str. 1. Die Welt wird Herzvergifterin genannt wegen der berauschenden Freuden, welche sie spendet. Str. 3. Die Geopferte der Hölle statt die der Hölle Geopferte ist eine gewagte Construction. Str. 4. Empfindung soll mein Richtschwert sein, d. h. meine an sich nicht strafbare Empfindung bringt mir diesen schmachvollen Tod. Str. 7. Zu den 4 ersten Versen ist zu ergänzen: vermochten dich zu fesseln, in meine Arme zurückzuführen. Str. 10. Die Freudenquelle ist das Kind selbst, das unter andern Umständen für die Mutter ein Quell der Freude sein könnte. Str. 11. Seine Eide donnern aus dem Grabe wieder, d. h. nicht aus seinem (des ja noch Lebenden) Grabe, sondern aus der Vergangenheit, die ihr jetzt wie mit Grabesnacht umhüllt erscheint. — Die Hyder (s. d.) ist der Wahnsinn der Verzweifelung. Str. 15. Henker, kannst du keine Lilie knicken. Da sie ihrem Verführer verziehen und ihren Groll der Erde geweiht hat, so erscheint sie sich jetzt gereinigt, daher der Ausdruck Lilie, der sonst mit „der Geopferten der Hölle“ in Widerspruch stehen würde.

Kiow (Dem. I), gew. Kiew, im mittleren Rußland, an dem Einflusse der Desna in den Dnjepr, war unter Rurik's Nachfolgern (880—1157) die Haupt- und Residenzstadt des russischen Reiches. — In der Nähe von Kiew vereinigten sich Dimitri's Truppen mit 2000 Mann donischer Kosaken und anderen Freischaaren.

Kirchenstrafen (M. St. V, 7). Da die Kirche, insofern sie es mit der Seelsorge zu thun hat, auf Erhaltung eines reinen sittlichen Lebenswandels bei ihren Anhängern dringen muß, so hat sie von jeher den Irrenden Zurechtweisungen zu Theil werden lassen, den Fehlenden aber Bußungen auferlegt. Besonders geschah dies für solche Vergehen, welche von dem weltlichen Richter ungeahndet bleiben. Die von der katholischen Kirche auferlegten Strafen bestehen in Gebeten, Fasten, Almosen, Geldspenden zu milden Stiftungen, Enthaltungen von erlaubten Genüssen, Kasteiungen, Wallfahrten nach heiligen Orten; endlich bei entschiedener Widersetzlichkeit in der Strafe der Excommunication, d. h. der Ausschließung vom Gottesdienste und den Sacramenten.

Klage der Ceres (Ged.). Dies Gedicht entstand im Jahre 1796, vermuthlich auf Anregung Goethe's. Der Mythus, welcher ihm zu Grunde liegt, ist der Raub der Proserpina, der auch schon von mehreren Dichtern des Alterthums besungen worden ist. Proserpina war die Tochter des Zeus und der Ceres. Als sie herangewachsen war, tanzte sie einst in den Reihen der von Pallas und Artemis angeführten Nymphen. Aber angelockt durch liebliche Blumen, die dem Boden entsprossen, entfernte sie sich mit einigen Gespielinnen, und zuletzt auch von diesen. Da erbebte plötzlich die Erde; aus den finsteren Klüften erhob sich Pluto (vergl. Aïdes) mit seinem von vier schwarzen Rossen gezogenen Wagen, ergriff die Proserpina und entführte sie in die Unterwelt. — Was die Form des Gedichtes betrifft, so deuten nach Körner's feinsinniger Bemerkung

die langgedehnten Strophen auf die einer Gottheit inwohnende ausdauernde Kraft, die andererseits durch die kurzen Verszeilen glücklich gemildert und einem weiblichen Wesen wohl angepaßt erscheint. Ueberdies ist das trochäische Versmaß als Ausdruck schwermuthsvoller Klage durchaus treffend gewählt. — Die symbolischen Deutungen, welche verschiedene Erklärer dem Gedichte zu geben versucht haben, erscheinen mehr oder weniger gezwungen. Sch. hat wohl nur den Mythus selbst dabei im Auge gehabt. Höchstens dürfte der frühzeitige Tod seiner geliebten Schwester Nannette, der in diesem Jahre erfolgte, die zu dem Gedichte nothwendige Stimmung herbeigeführt haben. — Str. 1. „Der unbewölkte Zeus" (s. d.) ist der heitere blaue Himmel. — Str. 4. „Des Grabes Flammen" erinnert an die Sitte der Alten, ihre Todten zu verbrennen. — Str. 6. „Des Tages sicherer Wagen" ist das Gespann des Sonnengottes (vergl. Apollon u. Helios).

Klaus von der Flüe (W. T. Pers.-Verz.), eig. Niklas von der Fluh (s. Flüe), gehört einer späteren Zeit an, die ihn als Einsiedler und Friedensstifter auf der Tagsatzung in Stanz (1481) nennt. Seine Gebeine ruhen in der Flühlikapelle, ¼ Stunde von Sarnen.

Klausner, von dem lat. claudĕre, schließen; eig. ein Mensch, der in einer Klause ein abgeschlossenes Leben führt, also ein Mönch; ferner ein Eremit od. Einsiedler, der in freiwilliger Armuth ein beschauliches Leben führt; daher (Br. v. M. 5, 471) „ein frommer Klausner"; und (Mcb. I, 13) „arme Klausner".

Kleinigkeiten (Ged.). Unter diesem Titel wurden eine Anzahl von Distichen vereinigt, die, ganz specielle Gegenstände betreffend, den übrigen Epigrammen von allgemeinerem Inhalt nicht wohl ebenbürtig gewesen wären.

kleinmeisterisch (Ged. D. Freundschaft), ein von Sch. gebildetes Eigenschaftswort für pedantisch, d. h. steif und ängstlich

an gewissen beschränkten Formen od. Ansichten hängend, keine freie Bewegung des Geistes zulassend.

Kleopätra, eine Königin von Aegypten, welche es verstand, den großen Cäsar für sich zu gewinnen und durch ihre Schönheit eine Zeit lang an ihren Hof zu fesseln. Dasselbe gelang ihr später mit Antonius, der längere Zeit an ihrem Hofe ein schwelgerisches Leben führte, bis Octavian, nachdem er den Antonius (31 v. Chr.) in der Seeschlacht bei Actium besiegt, sich ihrer bemächtigte. Aus Furcht, von dem kalten und strengen Sieger zu Rom im Triumphe aufgeführt zu werden, suchte sie dieser Schmach zu entgehen, indem sie sich eine giftige Natter an den Arm setzte, deren Biß sie in wenigen Minuten tödtete. Die Darstellung dieser Scene ist mit der „Kleopatra zu Venedig" (F. II, 17) gemeint.

Klima, gr., eig. die Neigung, bes. die der Erdaxe gegen die Erdbahn; dann der Himmelsstrich, die Beschaffenheit der Atmosphäre eines Landes; auch in weiterer, bes. bildlicher Bedeutung (R. II, 3) der geistige und sittliche Zustand der Bewohner eines Landes; daher verlangt Spiegelberg (ebendas.) „ein gewisses Spitzbubenklima".

Klippenfisch od. Klippfisch (Ged. D. Taucher), eine Gattung unförmlich gestalteter Fische, die meist höher als lang sind, deren Arten aber alle in den tropischen Meeren vorkommen, von Sch. also irrthümlich in die Straße von Messina versetzt worden sind.

Kloánthus, abgek. Kloánth (Ged. 4. B. d. Aen. 54), einer der willkürlich gewählten Namen, mit denen Virgil die Begleiter des Aeneas bezeichnet.

Klopstock, Friedr. Gottlieb (Metr. Uebers. Vorer. — R. Vorr.), geb. 2. Juli 1724, † 1803, einer der größten deutschen Dichter, besonders bekannt durch sein episches, in Hexametern abgefaßtes Gedicht „Der Messias", an welchem er 1745 bis 1773 arbeitete.

Klostermeier, s. Meier.

Klytämnéstra (Myth.), die zweite Tochter des spartanischen Königs Tyndarĕus (Iph. I, 1 u. V, 3) und der schönen Leda (ebendas. I, 1), die Schwester der Dioscuren (s. d.) Kastor und Pollux, war zuerst mit Tantalus, dem Sohne des Thyestes, später mit Agamemnon (Iph. III, 2) vermählt, dem sie drei Töchter und einen Sohn, den Orestes gebar. Während Agamemnon in Troja war, ließ sie sich von Aegisthus, dem Vetter desselben, zur Untreue verleiten und willigte endlich sogar in die Ermordung ihres rechtmäßigen Gatten, was sie (Iph. V, 3) prophezeihend andeutet. Als ihr Sohn Orestes herangewachsen war, rächte dieser des Vaters Tod, indem er sie nebst Aegisthus erschlug.

Knabe, der phrygische (Iph. IV, Zw.-H.), s. Ganymedes.

Knabe, der spielende (Ged.), ein Epigramm (1795), in welchem Sch. die sorglose, von der Mutterliebe bewachte Kindheit, die in dem unschuldigen Spiel keinen anderen Zweck hat als die Bethätigung der frisch sich regenden Kraft, mit der ernsten und mühevollen Arbeit des Mannes zusammenstellt, dessen Aufgabe es ist, im Dienste einer bestimmten Pflicht zu wirken.

Knäs (Dem. I) od. Knees ist in Rußland der Titel für Personen von altem Adel. Man unterscheidet 18 solcher Familien, die zum Theil von alten Regentenfamilien einzelner Provinzen des russischen Reiches abstammen.

Knäul (Wst. T. III, 15), s. Gordischer Knoten.

Kobold, ein Berg- oder Poltergeist, welcher die Leute in Schrecken setzt; bildl. nennt Wurm (K. u. L. III, 1) den „Schatten der Majestät" einen „zusammengeflickten Kobold".

Kocytus, abgek. Kocyt, von dem gr. ko-kúein, weinen; der Thränenstrom, ein Fluß der Unterwelt, der sich in den

Acheron (s. d.) ergießt, wird bei den griechischen Dichtern der schwarze, von Klagen wiedertönende Fluß genannt, weil seine schwarzen Wellen den Tartarus (s. d.) umflossen; daher (Ged. Hektor's Abschied):

„Der Kocytus durch die Wüsten weinet."

ferner (Ged. Laura am Clavier):

„Thränenwellen der Kocytus schleift."

desgl. (Ged. Gruppe aus dem Tartarus):

„Wie durch hohler Felsen Becken weint ein Bach."

und (ebendas.), wo es von den Schatten der Unterwelt heißt:

„Spähen bang nach des Kocytus Brücke."

Endlich steht Kocyt bisweilen auch für die Unterwelt selbst, wie (Ged. Klage der Ceres), wo dieselbe von den Blumen sagt:

„Ach, sie sind mir theure Boten,
Süße Stimmen vom Kocyt."

Köder (Tur. II, 1), eine Lockspeise zum Fangen der Thiere; vergl. Popanz.

Kokette (R. I, 1 — F. Perf.-Verz.), von dem frzs. coq, Hahn; eine Gefallsüchtige; davon kokettiren, gefallsüchtig sein, oder wie (R. I, 1) „Künstler, die sich in ihrem Werke kokettiren", d. h. in ihr eigenes Werk verliebt sind.

Kolet, s. Koller.

Koller od. Goller, wie in einigen Ausgaben steht, von dem lat. collum, der Hals; zunächst eine Halsbekleidung; dann der Theil eines Kleidungsstückes, welcher den Hals umschließt; endlich ein Bekleidungsstück, das vom Halse heruntergeht, wie (W. T. III, 3): ein lederner Harnisch ohne Aermel, (Wst. L. 11) auch Kolet genannt.

Koloß, zunächst eine Bildsäule von riesiger Größe; dann in weiterer Bedeutung riesige Werke der Baukunst. So wird das hölzerne Roß (Ged. 2. B. d. Aen. 31), welches die Griechen für die Zerstörung von Troja erbauten, ein Koloß genannt;

eben so werden die Kriegsschiffe der Armada (Ged. D. unüberwindl. Flotte) als „feuerwerfende Kolosse" bezeichnet. Auch bildlich braucht es Sch. vom Menschen, wie (R. I, 2): „Das Gesetz hat noch keinen großen Mann gebildet, aber die Freiheit brütet Kolosse und Extremitäten aus"; desgl. nennt er (F. II, 5) das gemeine Volk einen „blinden, unbeholfenen Koloß"; kolossalisch, gew. kolossal, s. v. w. übergroß, ungeheuer. So spricht Sch. (R. Vorr.) von der „kolossalischen Größe" des Lasters.

Kolosseum (vergl. Koloß), das riesenhafte Amphitheater, welches Kaiser Vespasian (69—79 v. Chr.) erbauen ließ. Es hatte sich bis in's 13. Jahrhundert ziemlich unversehrt erhalten und war häufig als Festung benutzt worden; da viele Päpste indeß aus seinen Steinen prächtige Paläste haben aufführen lassen, so ist es nur noch eine Ruine. Aber auch als solche macht der 581 Fuß lange und 481 Fuß breite innere Raum, der an 80000 Zuschauern Platz gewährte, mit seiner auf der nördlichen Seite ziemlich erhaltenen Umfassungsmauer einen imposanten Eindruck; daher (M. St. I, 6): „Des Kolosseums Herrlichkeit".

Komet, von dem gr. kómē, Haar; ein Haar- od. Bartstern, ein Schweifstern, ein Himmelskörper, welchem der Aberglaube früherer Zeiten eine unheilvolle Vorbedeutung zuschrieb; daher (R. II, 2): „ein drohender Komet", der (Wst. L. 8) einer Ruthe verglichen wird.

Komma, der Einschnitt od. Abschnitt eines Satzes. „Wohlgemerkt, ohne Komma" (R. I, 2), s. v. w. ohne weiteres Besinnen.

Kommendant (Wst. L. 2) im Munde des Wachtmeisters für Commandant (s. d.).

kommlich (W. T. IV, 1), s. v. w. angenehm, behaglich.

Komödie, ein Schauspiel, bes. ein Lustspiel; scherzweise wird (R. II, 3) von Schufterle die Hinrichtungsceremonie,

vergleichungsweise (F. II, 9) das „Possenspiel", welches Fiesco dem Mohren vorschlägt und (Gstf. 10, 130) die Reihe seltsamer Vorgänge Komödie genannt; Komödienrolle (R. IV, 3), das Concept eines Schauspielers, der Theil des Stückes, welchen er darzustellen hat.

König (Wst. T. I, 7), s. Friedrich V.

König, der nie stirbt (J. v. O. Prol. 3). In Frankreich war es ehemals Sitte, daß bei dem Tode des Königs ein Herold öffentlich ausrief: „Le roi est mort, vive le roi", woher die Redensart: Le roi ne meurt pas.

König von Ungarn (Picc. V, 1 — Wst. T. I, 7), der Sohn Ferdinand's II., vergl. Kind.

Königin von Böhmen (D. C. I, 2), Maria, Tochter Kaiser Carl's V., geb. 1528, seit 1548 Gemahlin Maximilian's II., welcher 1562 König von Böhmen wurde; sie starb 1603.

Königin von Ungarn (Picc. II, 2), Maria Anna, Tochter König Philipp's III. von Spanien, geb. 1606, seit 1631 Gemahlin Ferdinand's, welcher damals König von Ungarn war und später als deutscher Kaiser Ferdinand III. hieß. Sie starb 1646.

Königingrätz (Wst. T. III, 10), eig. Königgrätz, Festung im östlichen Böhmen.

Korah (R. II, 3), der Sohn Jezehars, empörte sich (4. Mose 16) wider Mose, indem er gleich den Kindern Levi an dem Priesterthum Theil haben wollte, wurde aber auf Moses Gebet (4. Mose 16, 30—33) zur Strafe für seinen Hochmuth sammt seiner Rotte von der Erde verschlungen und durch Feuer vertilgt.

Korallen (Ged. D. Taucher), eine Abtheilung der wirbellosen Thiere, deren zackige, meist baumartige Kalkstämme die Klippen des Meeresbodens bedecken.

Korela (Dem. I). Andrei Korela und Michail Nieschokosch, zwei Kosaken-Hetmane, hielten sich (nach Herrmann's Geschichte),

als sie sahen, wie König Sigismund den Dimitri ehrte, von dessen Echtheit überzeugt, ließen die Ukraine aufwiegeln und führten ihm Kosakenschwärme zu.

Korinthus (Ged. D. Kraniche d. Ibykus), gew. Korinth, eine der mächtigsten und blühendsten Städte Griechenlands, lag dicht an der Landenge, welche den Peloponnes (Morea) mit Hellas (dem mittleren Griechenland) verband; Akrokorinth (ebendas.) hieß die dicht bei der Stadt gelegene Burg.

Kosak (Dem. I), ein mit einer Lanze bewaffneter Soldat; Kosaken, die Völkerstämme, welche die südlichen und östlichen Gegenden Rußlands bewohnen.

Kothurn, von dem gr. kóthornos, eine Art hoher Schuhe, deren sich die Schauspieler der Alten bedienten, um dadurch ihre Körpergestalt größer erscheinen zu lassen; daher (Ged. D. Kraniche d. Ibykus):

„Es steigt das Riesenmaß der Leiber
Hoch über Menschliches hinaus."

Im bildlichen Sinne, wie (Ged. Shakespeare's Schatten) „Der alte Kothurn": die Ausdrucksweise des Trauerspiels; od. „seine Figuren auf den Kothurn stellen" (Br. v. M. Einl. 5, 381), ihnen ein erhabenes Gepräge geben; in ironischem Sinne, wie (Ged. Jeremiade) der „geborgte Kothurn": eine hochtrabende, schwülstige Schreibweise.

Kraft, Die moralische (Ged.), ein Epigramm aus dem Jahre 1796. Wem die harmonische Stimmung nicht vergönnt ist, in welcher von Kampf zwischen Pflicht und Neigung keine Rede ist, der kann doch wenigstens ein moralischer Mensch sein, der sich bemüht, im Hinblick auf die Pflicht seiner Neigung Gewalt anzuthun. Vergl. Knabe, der spielende.

Krahn (Ged. D. Spaziergang), eine nach dem Vogel Kranich benannte Maschine, mit dem sie in der Gestalt einige Aehnlichkeit hat. Der Krahn besteht aus einem senkrechten und einem Querbalken mit einer Rolle, über welche ein Zugseil läuft, das

durch eine Zusammenstellung von Rädern mittelst einer Kurbel auf- und abgewunden werden kann. In Handelsstädten findet man Krahne oft am Flußufer errichtet, um Lasten aus den Schiffen zu heben, worauf dieselben durch Drehung des Krahns an's Land gebracht werden.

Krakau (Dem. I), an der Weichsel, aus welchem mit seinem Gebiete im Wiener Congreß (1815) ein Freistaat, der einzige Ueberrest der ehemaligen Republik Polen, gebildet wurde, ist seit dem Aufstandsversuche der Polen im Jahre 1846 dem östreichischen Staate einverleibt worden. (Vergl. Reichstag zu Krakau.)

Kraniche, Die, des Ibykus (Ged.). Diese Ballade wurde im Jahre 1797 vollendet, nachdem Schiller und Goethe sich beide mit dem Stoff beschäftigt und beide den Plan gefaßt hatten, ihn als Ballade zu bearbeiten. Goethe hatte sie als Gegenstück zu dem Ring des Polykrates liefern wollen, da er aber damals nach dem Süden reiste, so gab er die Idee auf, machte jedoch nach Empfang der ersten Bearbeitung Sch. mehrere Aenderungsvorschläge, die derselbe auch größtentheils benutzt hat. — Der Stoff zu dem Gedichte ist uns aus dem griechischen Alterthum überliefert und erinnert an eine christliche Legende von den Raben des heiligen Menrad (vergl. Meinrad's Zell), die in einem allbekannten Gedichte von Chr. Schmid bearbeitet ist. — Str. 1. Die isthmischen Spiele, welche auf der Landenge von Korinth (s. d.) gefeiert wurden, bestanden im Wettlauf, Ringen, Wagenrennen u. s. w., denen sich bisweilen auch Wettkämpfe in der Dichtkunst, dem Gesange und der Musik hinzugesellten. — Str. 2. Dem Poseidon (s. d.) war ein Fichtenhain geweiht, in dessen Nähe die Kampfspiele stattfanden. — Str. 4, V. 3: gedrang wird im Oberdeutschen für eng gebraucht. — Str. 5, V. 7 erinnert an die Denkweise der Alten, welche die Blutrache forderte. — Str. 7, V. 8 ist auf den Gastfreund zu beziehen. — Str. 10 führt den Leser auf die Schaubühne, den Boden, auf

welchem Sch. sich vorzugsweise heimisch fühlte, was sich auch sogleich durch die schwungvollere Sprache verräth. — Str. 11 dürfte nach V. 4 ein Punkt zu setzen sein, wodurch eine bessere symmetrische Eintheilung der Strophe entsteht. Diese Strophe schildert das Theater der Alten, welches gewöhnlich am Abhange eines Berges mit der Aussicht auf das Meer angelegt war. Der Zuschauerraum bildete einen Halbkreis an der Berglehne, welche zugleich die amphitheatralisch emporsteigenden Sitze darbot und die Bühne mit ihren beiden hohen Seitenwänden umschloß. Zwischen diesen beiden Theilen lag die sogenannte Orchestra etwas vertieft mit einer Art Altar. Der ganze Raum war unbedeckt, und da man bei hellem Tage spielte, so lieferte die umliegende Landschaft zugleich die nöthige Decoration. — Str. 12. Theseus (in der neueren Lesart: Cekrops) Stadt ist Athen. V. 8. Der Chor der griechischen Tragödie hatte die Aufgabe, der durch die dramatische Handlung in den Zuschauerraum hervorgerufenen Stimmung den entsprechenden Ausdruck zu geben. — Str. 13, V. 7, s. Kothurn. — Str. 15—17 erinnert lebhaft an einen Chor in den Eumeniden des griechischen Dichters Aeschylus, der Sch. bei seiner Darstellung zum Muster gedient hat. — Str. 19, V. 3 die furchtbare Macht ist die Nemesis (s. d.), die Göttin der vergeltenden Gerechtigkeit, welche auf geheimnißvolle Weise die Strafe des Verbrechers vorbereitet, von dem es (Ged. D. Künstler) gleichsam prophetisch heißt:

„Vom Eumenidenchor geschrecket,
Zieht sich der Mord, auch nie entdecket,
Das Loos des Todes aus dem Lied.“

Krater. Die obere Oeffnung der feuerspeienden Berge, in welche man bis zu einer gewissen Tiefe hinabsteigen kann, wenn die Zeit eines Lavaausbruchs vorüber ist. Mit Beziehung auf die Greuel der französischen Revolution wird Frankreich (Ged. D. Erbprinzen v. Weimar) ein Krater genannt.

Kremel (Dem. I) oder Kreml, die alte Festung im Innern der Stadt Moskau, am Zusammenfluß der Moskwa und der

Reglina. Sie liegt auf einem ansehnlichen Hügel von mehr als einer Stunde Umfang und ist von 60 Fuß hohen Mauern eingeschlossen und mit Gräben umzogen. Der Kreml enthält eine große Menge von Gebäuden, unter denen der im Jahre 1367 erbaute Palast der Czaaren, die ihn bis zu Peter dem Großen bewohnten, das bedeutendste ist.

Kreon (Phön.), s. Antigone.

krepiren, von dem lat. crepāre, krachen; 1) **zerplatzen**, wie (R. I, 2): „und wollt' halb krepiren vor Lachen"; 2) **umkommen**, wie (R. IV, 2): „und daran krepirt ein Mensch".

Kreta (Ged. 4. B. d. Aen. 13 — Ph. I, 1) od. **Kandia**, eine 33 Meilen lange und 3—11 Meilen breite Insel, welche den griechischen Archipelagus im S. begrenzt, war schon 1250 v. Chr. durch die Gesetzgebung und die Seeherrschaft des Minos berühmt. Ihre Bewohner sind die **Kreter** (Ged. 4. B. d. Aen. 27 — Ged. D. Ring d. Polykrates).

Krëüsa (Ged. 2. B. d. Aen. 103), die Tochter des Königs Priamus von Troja und der Hekuba, war mit Aeneas, einem der edelsten Heerführer der Trojaner vermählt. Als bei der Eroberung von Troja die Stadt bereits in Flammen stand, wollte sie mit ihrem Gemahl entfliehen, verlor ihn jedoch im Gedränge. Erschrocken kehrte dieser zurück, um sie zu suchen, fand sie aber nicht. Da erschien ihm ein luftiges Schattenbild, das sich ihm als seine Gattin zu erkennen gab, von ihm (Ged. 2. B. d. Aen. 130—132) Abschied nahm, und ihm sagte, daß die Mutter der Götter sie lebend in den Olymp aufgenommen habe.

Kreuz, das Symbol des Christenthums, welches Sch. (Ged. D. Johanniter) „Religion des Kreuzes" nennt, ist besonders in der katholischen Kirche zu einem heiligen Zeichen erhoben worden. Man muß das lateinische Kreuz (†) der abendländischen Kirche, bei dem der Querbalken weit über der Mitte des senkrechten Pfahls angebracht ist, von dem griechischen Kreuz (+)

unterscheiden, welches vier gleich lange Arme hat. Außerdem wird bei dem Schlagen des griechischen Kreuzes (Dem. II) nach der senkrechten Linie die Querlinie von rechts nach links gemacht, während die römisch-katholische dieselbe von links nach rechts ziehen läßt.

Kriegsgott (Br. v. M. 5, 421), s. Ares.

Kriegsgöttin (Wst. L. 7 — J. v. O. I, 9). Die Jungfrau wird einer Kriegesgöttin verglichen, womit Athene (s. d.) oder Bellóna, die Kriegesgöttin der Römer, gemeint sein kann, die zu den altitalischen Gottheiten gehörte, und den Dichtern zufolge als Gefährtin des Mars im Kriegsgetümmel mit Spieß und Geißel erschien.

Krippenreiter (Tur. II, 1), ein armer Junker, der zu fremden Krippen reitet, um dort sein Pferd zu füttern.

Kroaten (Wst. L. 1), ein slavischer Volksstamm im südwestlichen Ungarn.

Krokodil. Plinius (röm. Naturforscher 79 n. Chr.) erzählt, daß das Krokodil bei dem Anblick eines Menschen Thränen vergieße und ihn dann sogleich auffresse; daher (R. I, 2) „falsche, heuchlerische Krokodilbrut“.

Kronbeamte (Dem. I), Würdenträger des Hofes, die zugleich ein Staatsamt bekleideten, das in besonderen Familien erblich war.

Kronbediente (J. v. O. Pers.-Verz.), Personen, welche bei den Krönungsfeierlichkeiten die niederen Dienste zu verrichten haben.

Kronfeldherr (J. v. O. I, 10), s. Connetable.

Krongroßkanzler, s. Kanzler u. Kronbeamte.

Krongroßmarschall, s. Marschall u. Kronbeamte.

Kronide }
Kronion } s. Zeus.

Kronos, bei den Römern Satúrnus (vergl. d.), war nach Hesiod ein Sohn des Uranus und der Gäa (d. i. des Himmels und der Erde) und wurde als der Vater des alten Göttergeschlechtes betrachtet. Unter seiner Herrschaft wurde das Menschengeschlecht von keiner Sorge belastet; daher (Ged. D. vier Weltalter):

„Erst regierte Saturnus schlicht und gerecht."

Zu seinen Kindern gehörten vor Allem Zeus und Here, welche (Ged. Semele) von sich sagt:

„Kronos Blut in den unsterblichen Adern,
Königlich schwillet mein göttliches Herz."

Als Kronos später durch Zeus vom Throne gestoßen wurde, hörte das goldene Zeitalter auf. — In Italien war Saturnus der Gott des Feldbaues, als welchem ihm die Sichel als Attribut beigegeben war; zugleich wurde er aber auch als Bild der waltenden, sich immer neu aufrollenden Zeit betrachtet; daher (Ged. Phantasie an Laura):

„Lange sucht der fliehende Saturnus
Seine Braut — die Ewigkeit."

und (Ged. Gruppe aus d. Tartarus):

„Ewigkeit schwingt über ihnen Kreise,
Bricht die Sense des Saturns entzwei."

Krummstab, ursprünglich ein hölzerner Hirtenstab, welchen die Bischöfe bei der Investitur oder Belehnung als Zeichen ihres Berufes empfingen, da sie als die Hirten der Gläubigen angesehen werden sollten. Später verwandelte sich derselbe in einen hohen, oben gekrümmten Stab, der mit silbernem oder goldenem Laubschmuck verziert wurde. Bei Amtsverrichtungen lassen die Bischöfe und Aebte ihn als Zeichen ihrer Würde neben sich hertragen; nur bei Ertheilung des Segens nehmen sie ihn selbst in die Hand. Der Krummstab und die Bischofsmützen (s. d.), welche (Picc. IV, 5) auf dem Kelch dargestellt sind, bezeichnen symbolisch die katholische Kirche.

Krystall (Menschenf. 7), von dem gr. krystállos, welches eigentlich Eis bedeutet, nennt man in der Naturgeschichte jedes regelmäßige, nach mathematischen Gesetzen gebildete Mineral. Im gemeinen Leben meint man damit vor Allem den zum Geschlecht des Quarzes gehörenden Bergkrystall, der in sechsseitigen Säulen mit aufgesetzter sechsseitiger Pyramide vorkommt und rücksichtlich seiner Klarheit und Durchsichtigkeit dem Eise oft auffallend ähnlich ist. Sch. braucht den Ausdruck häufig vom Wasser, wie (Ged. D. Abend): „Des Meers krystallene Woge"; ferner (Ged. D. Künstler):

„Gefällig strahlte der Krystall der Wogen
Die hüpfende Gestalt zurück."

und (Br. v. M. 5, 421), wo es von dem Meere heißt:

„Wer das grüne krystallene Feld
Pflügt mit des Schiffes eilendem Kiele."

Auch von dem Himmelsgewölbe, das der Dichter (Ged. Parabeln u. Räthsel 4) einem großen geräumigen Hause vergleicht, heißt es:

„Es hat ein Dach krystallenrein."

und eben so (Ged. Parabeln u. Räthsel, 6) von dem Auge:

„Und kannst Du den Krystall mir nennen?"

Endlich braucht er ihn sogar bildlich auf dem geistigen Gebiete, wie (Ged. Würde d. Frauen):

„Klar und getreu in dem sanfteren Weibe
Zeigt sich der Seele krystallene Scheibe."

womit der sanfte Blick des Weibes dem „verdüsterten Blick des Mannes" gegenübergestellt ist.

Kuhreihen od. Kuhreigen (W. T. I, 1) ist eine alte Volksmelodie, welche die Alpenhirten in der Schweiz beim Austreiben ihrer Heerden ursprünglich wohl zu pfeifen oder zu singen pflegten, die aber jetzt allgemein auf dem Alpenhorne geblasen wird. Da die Melodie aus wenigen einfachen, mit einander gut

harmonirenden Intervallen besteht, so macht sie in den wiederhallenden Bergen eine mächtige Wirkung.

Kulm, von dem lat. culmen, der Gipfel, ist noch in manchen Gegenden Deutschlands für Berggipfel selbst als Eigenname gebräuchlich, wie der Kulm bei Heringsdorf, wenn er nicht etwa slawisch so benannt wird; desgl. (W. T. IV, 1) „die hohen Kulmen" der Eisgebirge.

Kulm (Dem. I), eine kleine Stadt in dem Regierungsbezirk Marienwerder der jetzigen Provinz Preußen, die bis 1618 zu Polen gehörte und bis zum Frieden von Oliva (1660) von demselben abhängig war.

Kumpán (Wst. L. 7), verd. aus Compagnon, Gefährte, Kamerad.

Kunkel (R. IV, 5), der Spinnrocken.

Künste, Bildende und redende. Der Mensch, als das höchste und vollkommenste Wesen der Natur, ist nicht darauf angewiesen, in Abhängigkeit von der letzteren mit ihr allein zu verkehren, sondern er kann sich ihr auch gegenüberstellen. Und zwar thut er dies durch eine von seinem Geiste ausgehende Fertigkeit, welche bestrebt ist, etwas Selbständiges hervorzubringen und für Andere darzustellen. Den Stoff zu solchen Darstellungen empfängt er von der Natur und Geschichte und bildet ihn allerdings nach Naturgesetzen um; indessen ist die Kunst ihrem Wesen nach als Darstellung des Inneren zu betrachten, das nur an einem bereits gegebenen Stoffe zur Erscheinung gebracht wird. Die einzelnen Künste sind nun theils mechanische, die einem bestimmten, außerhalb der schaffenden Thätigkeit liegenden Zwecke dienen; theils freie, die in ihrer Aeußerung selbst ihren Zweck und zugleich wahren Genuß finden. Die Werke der letzteren sind als Erzeugnisse eines begeisterten Gemüths zu betrachten und müssen durch sich selbst gefallen. Entsprungen aus dem Bedürfniß des Menschen, die Ideale seiner Phantasie in würdigen

Formen darzustellen, ist ihr höchster Zweck die Schönheit, die also in nichts Anderem besteht, als in der Vereinigung des Sinnlichen mit dem Idealen. Somit ist die schöne Kunst nichts Anderes als freie Darstellung des Schönen in selbständigen, anschaubaren Werken. Die Darstellungsmittel der schönen Künste, mit denen es Sch. (H. d. K.) allein zu thun hat, gründen sich natürlich auf die Empfindungen der edleren oder der Schönheitssinne, vermittelst deren wir äußere Formen mit Vergnügen wahrnehmen. Es sind dies Gesicht und Gehör, weshalb man die schönen Künste gewöhnlich in bildende und tönende eintheilt, oder wie Sch. in „die drei bildenden“ (Architectur, Sculptur und Malerei) und „die vier redenden und musikalischen“ (Poesie, Musik, Tanz und Schauspielkunst). In Betreff der Poesie ist zu bemerken, daß man sie, weil sie sich der Sprache bedient, früher fälschlich zu den schönen Wissenschaften rechnete, die es aber nicht mit der Darstellung als solcher, sondern nur mit dem Bewußtsein über die Gesetze derselben zu thun haben; Sch. weist ihr daher hier die richtige Stelle an. In Betreff des Tanzes ist daran zu erinnern, daß die höhere Tanzkunst, wie sie von der Bühne gepflegt wird, es wesentlich mit der Mimik oder Geberdensprache zu thun hat.

Kunstgriff, Der (Ged.), ein Xenion, welches sich auf Werke schlüpfrigen Inhalts bezieht, die das Unheil, das sie bei unbefangenen Lesern nothwendig anrichten müssen, durch trockene moralische Phrasen wieder abzuwenden suchen. Nach Viehoff's Angabe zielt es auf einen moralischen Roman von J. T. Hermes, Probst zu Breslau: „Für Töchter edler Herkunft, eine Geschichte“, Leipzig 1787.

Künstler, Die (Ged.). Als Sch. sich im Mai 1788 nach dem einsamen Volkstädt zurückgezogen hatte, schrieb Wieland am 2. Juni an ihn: „Sie sind also in Ihrem selbstgewählten Patmos glücklich angelangt, mein liebster Schiller! und gefallen sich da? Quod felix faustumque sit! (d. h. „Möge es Ihnen Glück und

Heil bringen!" eine alte lateinische Segensformel) und mögen Ihnen auch, wie dem heiligen Johannes Theólogus, — nur nicht ganz in seiner Manier — hohe Offenbarungen daselbst zu Theil werden." Als eine solche Offenbarung ist dies lyrisch-didaktische Gedicht zu betrachten, das im Herbst 1788 in Volkstädt begonnen, im Februar 1789 zu Weimar vollendet wurde, und in dem Leben des eben zum Manne gereiften Dichters als ein Epoche machendes angesehen werden muß. Durch seinen gediegenen Inhalt, durch seinen Reichthum an Gedanken, sowie durch Schönheit der Form und eine edle, zum Theil glanzvolle Sprache übertrifft es Alles, was Sch. bis dahin gedichtet. Die wilden Wogen seines Jünglingsfeuers haben sich beruhigt, eine maßvolle Haltung in den Bildern und ein feiner Geschmack in der Ausdrucksweise machen einen wohlthuenden Eindruck. Zugleich ist das Ganze von einem erhabenen Ernst durchweht, der deutlich bekundet, daß es dem Dichter darauf ankam, etwas wirklich Vollendetes zu liefern. Welch eine unermüdliche Sorgfalt er darauf verwendet, geht aus seinem Briefwechsel an Körner hervor, zugleich aber auch, daß es dem Gedichte nicht an dunklen Stellen fehlt, und daß Sch. in späteren Jahren selbst wenig damit zufrieden war.

Sch. bezeichnet selbst als die Hauptidee des Ganzen: „die Verhüllung der Wahrheit und Sittlichkeit in die Schönheit" d. h. gestützt auf die Resultate, die er selbst durch seine Götter Griechenlands gewonnen, spricht er hier seine Ansicht von der Erziehung des Menschen durch die Kunst aus. Der Gedankengang ist folgender:

Zunächst (Str. 1) stellt der Dichter den Menschen als Sieger über die Barbarei dar. Als solcher soll er nicht der Kunst (2) vergessen, die ihn zu seiner gegenwärtigen Höhe emporgehoben hat; nicht den mechanischen Beschäftigungen („den fremden Armen", denen die Kunst ihn übergeben hat) zu hohen Werth beilegen, sondern sich wieder der wahren Kunst zuwenden, die einer seiner schönsten Vorzüge ist. Demnächst (3)

wird die Kunst als Vorläuferin der Wissenschaft dargestellt, indem sie durch die Schönheit zur Wahrheit führt, welche vor ihrem selbständigen Auftreten noch an die sinnliche Hülle gebunden erschien. Eben so ist die Kunst (4) auch die Vorläuferin der Moral, indem sie das veranschaulicht, was erst später intellectuell gefaßt werden kann. Sie ist genöthigt, Symbole statt der Begriffe zu geben; denn die so schwer zu erringende Wahrheit, die rein göttliche (5) kann dem Menschen als einem sinnlich-vernünftigen Wesen während seines irdischen Daseins nur unter der Hülle der Schönheit dargeboten, nur in dieser Form genießbar gemacht werden. Da er von dem Schöpfer (6) dazu bestimmt ist, den schweren Kampf mit seiner sinnlichen Natur durchzukämpfen, so soll die Kunst ihm ein Mittel werden, um sich an ihr wieder aufzurichten und zur Freiheit zu gelangen. Dies war von jeher (7) um so leichter, als die Kunst keine Scheiterhaufen brauchte, um die Menschen zu schrecken und sie auf dem Wege der Pflicht zu erhalten. Im Gegentheil: sie führte sie in freierer Weise an liebender Hand, indem sie den Sinn für das Schöne und Edle zu wecken suchte. Die Künstler (8) mögen sich also glücklich schätzen; es ist ihnen eine hohe Würde verliehen, da sie allein im Geiste schauen, was Andern nur aus einer körperlichen Hülle entgegen strahlt.

Ehe die Kunst (9) auf Erden erschien, hatte der Mensch kein Verständniß von der Natur; sie erschien ihm roh und wild, wie er selbst. Zunächst leiteten ihn (10) die Schattenbilder der Naturgegenstände auf die Nachahmung ihrer Gestalten. Hierzu gesellte sich später (11) die Reflexion und der Empfindungs- und Bildungstrieb, und so entstanden selbständige künstlerische Schöpfungen. Diese wurden nun (12) zu einem Ganzen verknüpft, so daß das Einzelne seine „Krone" der Vollendung einbüßte, insofern es als Theil einem größeren Ganzen untergeordnet erschien. Auf diese Weise (13) üben alle gebildeten Völker vermittelst der Kunst einen Einfluß auf die rohen Nachbarvölker aus. Der menschliche Geist (14) wird frei von

beengenden Fesseln; er fängt an zu denken, und edlere Gefühle beginnen sich in ihm zu regen. Selbst die sinnliche Zuneigung (15) der Geschlechter veredelt sich und wird zu einem Bande der Geister und der Herzen. So schafft sich der Mensch allmälig ein Ideal (16) seines eigenen Wesens; er erhebt sich zur Vorstellung von der Gottheit, die ihm Vorbild und Ziel seines Strebens wird.

Vor Allem ist es die Kunst des Gesanges (17), die Dichtkunst, welche, sorgfältig prüfend, weit von einander Entferntes zu einer höheren Ordnung verknüpft und zu einem gedrängten Bilde vereinigt. Epos und Drama wirken mit unwiderstehlicher Gewalt auf die Menge ein (vergl. Ged. D. Kraniche d. Ibykus, Str. 16 u. 20) und suchen die Räthsel des Schicksals zu lösen. Und wo sich diese Räthsel (18) nicht lösen lassen, da führt uns der Dichter über das zeitliche Leben hinaus in eine jenseitige Welt, die mit dem irdischen Leben in Beziehung steht. So erhebt sich die Kunst (19) zu höheren Sphären; sie begnügt sich nicht mehr mit der Darstellung schöner Formen, sondern sie tritt in den Dienst des Geistes, sie wird Ausdruck einer Idee. Als Vorläuferin der Wissenschaft (20) empfängt sie von dieser eine anregende und wohlthuende Rückwirkung, so daß auch der reflectirende Verstand durch den Bau eines Kunstwerkes befriedigt werden kann. Ueberhaupt wird die ganze Lebensanschauung (21) durch die Kunst verklärt, Freude und Leid empfangen eine höhere Weihe, selbst die Schrecken des Todes erscheinen in milderem Lichte. So sind uns also die Künstler (22) von der Vorsehung zur Veredelung unseres Daseins gegeben; deshalb sollen wir sie ehren und hochschätzen; denn sie sind (23) dem Schöpfer ähnlich, der seine Werke gleichfalls mit holdem Reiz geschmückt, dem Nothwendigen die Anmuth der Erscheinung hinzugefügt hat.

Die Kunst des alten Hellas (24) war der Welt entflohen; im Mittelalter herrschte Rohheit und Verwilderung; in der Neuzeit ist sie im Abendlande wieder erblüht, zuerst in Italien unter den Mediceern, bald darauf in Deutschland und den

benachbarten Ländern. Die Trümmer (25) der Kunst, welche nach der Eroberung Constantinopels durch die Türken von flüchtigen Griechen nach Italien gebracht wurde, erblühten im Abendlande auf's neue und schöner. Bildhauerkunst, Malerei und Poesie errangen sich frische Lorbeeren. Wenn etwa die Männer der Wissenschaft (26) bemüht sein sollten, der Kunst den ersten Rang streitig zu machen, so mögen die Künstler in dem Bewußtsein ihres eigenen Werthes und in der Erinnerung an das höhere Alter der Kunst ihre Befriedigung finden und sicher sein, daß die Kunst als solche stets ihren Werth behalten wird. Dies wird um so mehr der Fall sein, da (27) die Resultate der Wissenschaft erst dann Freude machen, erst dann eine den ganzen Menschen befriedigende Wirkung hervorbringen, wenn sie in schöner Form auftreten; denn „nur der Geschmack genießt, was die Gelehrsamkeit pflanzt." So wird sicher (28) „die *Cypria* (vergl. Aphrodite) zur Urania", d. h. die Schönheit zur Wahrheit. Der Denker, der eine streng logische Schlußfolge liebt, wird anfangs die Schönheit fliehen, später aber, wenn er die Wahrheit in der Schönheit erkannt, gern in die Arme der letzteren zurückkehren. Darum folgt nun (29) eine Mahnung an die Dichter, des hohen Werthes und der erhabenen Bestimmung der Poesie stets eingedenk zu sein; und ferner (30) eine Aufforderung an die Wahrheit, da, wo sie etwa verstoßen werden möchte, sich in die Arme der Poesie zu flüchten, um aus dieser in neuer Kraft hervorzugehen. Die Tyrannei kann zwar (31) die Gedanken in Fesseln schlagen; die Künstler aber sind „der freisten Mutter freiste Söhne", ihr Bilden und Schaffen dient nur den erhabensten Zwecken. Und wenn die Wahrheit auch nicht das unmittelbare Ziel der Kunst ist, so wird sie doch von dieser eingeholt werden, da eben beide Schwestern und Töchter der „höchsten Schöne" sind. Deshalb ergeht zum Schluß an beide, an Künstler, wie an Forscher, die Mahnung, einträchtig mit einander zu wirken, um so sicherer und angenehmer das Ziel der Vollkommenheit zu erreichen.

Anm. In Str. 8 kann in den beiden letzten Versen:

„In die erhab'ne Geisterwelt
War't ihr der Menschheit erste Stufe!"

der Accusativ „die" auffallen. Derselbe hängt nicht von dem Zeitworte, sondern von dem Hauptworte „Stufe" ab. Wie man allenfalls sagen kann: Das ist eine Stufe zur Hölle, eine Stufe ins Himmelreich, so hat der Dichter hier in seiner jugendlich-kühnen, elliptischen Ausdrucksweise nichts Anderes gemeint als: Ihr war't der Menschheit erste, in die erhabene Geisterwelt führende Stufe.

Kunstschwätzer, Die (Ged.), ein Epigramm aus dem Jahre 1796. Es ist gegen diejenigen gerichtet, die sich ein Urtheil über künstlerische Gegenstände anmaßen, ohne den rechten Sinn für das Streben einer genialen Kraft zu haben. Diese wird stets originell sein und einen fortwährenden Krieg gegen die herkömmlichen Kunstgesetze führen.

Kuoni (W. T., Pers.-Verz.), schweizerische Abk. für Konrad (althd. chuonrat).

Kuppel (Ged. D. Spaziergang), von dem aus dem deutschen Kuppe gebildeten frzs. coupole, ein rundes, helmartig gewölbtes Dach, wie es sich besonders bei Thürmen findet.

kuppeln, von koppeln, eng und nahe verbinden, bes. (F. II, 2 u. II, 16) im unedlen Sinne. — Kuppler (R. III, 2 — K. u. L. II, 6 — Par. I, 2), ein Mensch, der zu solchen Verbindungen Gelegenheit verschafft.

Kurfürst (Ged. D. Graf von Habsburg; Anm.), von dem altd. küren, od. wählen; ein Wahlfürst, zur Kaiserwahl berechtigter Fürst.

Kurl (M. St. I, 8), engl. Curle, s. Nau.

Kurland (Gstf. 10, 127), eine der sogen. deutschen Provinzen Rußlands, welche bis 1795 eigene Herzöge behielt, wo

die Stände, da der letzte Herzog keine männlichen Nachkommen hatte, sich dem russischen Scepter unterwarfen. Es liegt südlich vom Rigaischen Meerbusen.

Küßnacht (W. T. I, 2), ein Städtchen im Canton Schwyz, am Vierwaldstättersee und dem Fuße des Rigi. Nahe dabei auf der Straße nach Immensee (s. Imisee) liegen noch jetzt Reste von Geßler's zerstörter Burg. Dicht dabei war ein Hohlweg, „die hohle Gasse" (W. T. IV, 3), an deren Ende die Tells-Kapelle steht, während die Gasse selbst durch einen neuen Straßenbau fast gänzlich verschwunden ist.

Kutteln (R. II, 3), sd. für Kaldaune od. Eingeweide.

A. W. Schade's Buchdruckerei (L. Schade) in Berlin, Stallschreiberstr. 47.





